Leben mit der Erinnerung

Jüdische Geschichte in Prenzlauer Berg

EDITION HENTRICH

Leben mit der Erinnerung

Impressum

Umschlagfotos:
Jüdisches Kinderheim Fehrbelliner Straße, Abraham Pisarek
Ruine des Baruch-Auerbach'schen Waisenhauses, PBM (Sammlung Herzberg)
Geschäft der Gebrüder Wachtel, Gleimstraße, Privat, Repro PBM
Einweihung der Synagoge Rykestraße, 1953, Abraham Pisarek

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme
Leben mit der Erinnerung: jüdische Geschichte in Prenzlauer Berg;
[erscheint zur gleichnamigen Ausstellung im Prenzlauer-Berg-Museum] /
hrsg. vom Kulturamt Prenzlauer Berg/Prenzlauer-Berg-Museum
für Heimatgeschichte und Stadtkultur. [Red.: Gisela Reller...]. –
1. Aufl. – Berlin: Ed. Hentrich, 1997
(Reihe deutsche Vergangenheit; Bd. 130: Stätten der Geschichte Berlins)
ISBN 3-89468-222-1

Herausgeber
Kulturamt Prenzlauer Berg, Prenzlauer Berg Museum für Heimatgeschichte und Stadtkultur, Bernt Roder, Danziger Straße 101, 10405 Berlin

in Zusammenarbeit mit der Autorenprojektgruppe,
unterstützt durch die gemeinnützige Gesellschaft für Entwicklung und Qualifizierung ProKultur gGmbH, der Gesellschaft der behutsamen Stadterneuerung mbH S.T.E.R.N. und gefördert durch die Bundesanstalt für Arbeit, Arbeitsamt VII, Berlin

Das Buch erscheint zur gleichnamigen Ausstellung
im Prenzlauer Berg Museum

Konzeption und Projektleitung Bernt Roder
Redaktion Gisela Reller, Klaus Grosinski, Bernt Roder
Bildredaktion Birgit-Anna Ulherr, Bernt Roder
Gestaltung Birgit-Anna Ulherr
Foto-Reproduktionen Bernt Roder

Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org
2023

Reihe Deutsche Vergangenheit, Band 130
Stätten der Geschichte Berlins

Alle Rechte sind vorbehalten
Fotomechanische Wiedergabe nur mit Genehmigung
des **Verlages Edition Hentrich**

© **1997 Edition Hentrich**
und **Kulturamt Prenzlauer Berg**

PRENZLAUER BERG MUSEUM
Für Heimatgeschichte und Stadtkultur

Satz und Druck **Druckhaus Hentrich**
Lithos **Reprowerkstatt Rink**
Buchbinder **Buchbinderei Heinz Stein**

ISBN 3-89468-222-1
1. Auflage 1997
Printed in Germany

Leben mit der Erinnerung

Jüdische Geschichte in Prenzlauer Berg

Herausgegeben vom
Kulturamt Prenzlauer Berg,
Prenzlauer Berg Museum
für Heimatgeschichte und Stadtkultur

Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org
2023

EDITION HENTRICH

Inhalt

8 **Vorwort**

10 **Einführung**

Biographische Spuren

N 54

16 Regina Scheer
Evas Haus
Alice Löwenthal und ihre Töchter, Christinenstraße 35

24 Larissa Dämmig
Bertha Falkenberg: Eine Spurensuche
Lottumstraße 22

N 58

39 Regina Scheer
Der Mann, der Verlorenes wieder sichtbar machte
Willi Seef Holzer, Rodenbergstraße 5, Greifenhagener Straße 36, Prenzlauer Allee 6, Schönhauser Allee 115

49 Ulla Jung
„Ich werde mich wehren."
Werner Jacobowitz, ein Überlebender des Auerbach'schen Waisenhauses, Schönhauser Allee 162

56 Regina Scheer
Der zerbrochene Stein
Vera und Hella Frankenberg, Wörther Straße 9

62 Bernt Roder
Vier Staatsbürgerschaften
Leonore Samuel, geborene Buchsbaum, Wörther Straße 46

68 Sibylle Hinze
Mensch unter Menschen
Josef K., Pappelallee 74, Ernst-Thälmann-Park

NO 55

71 Christa Heinrich
Berlin – Lissabon – New York
Ein Weg durch drei Kulturen: Ruth de Carvalho, Bötzowstraße 21 (heute: 51)

84 Regina Scheer
Die Untergetauchte
Martha Ullendorff, Chodowieckistraße 37,
und ihre Helferin Else Rosenfeld, Göhrener Straße 14

89 Jeanne Pachnicke, Regina Scheer
Brüder
Familie Danelius, Christburger Straße 38

97 Regina Scheer
Eine Treppe ins Nichts
Josepha Gutmann, Kinderheim Greifswalder Straße 138/139

103 Bernt Roder
„Die interessierte nur, ob ich gut spielen konnte!"
Der Musiker Horst Prentki, Goldaper Straße 3
(heute: Heinz-Kapelle-Straße 11)

111 Ulla Jung
„In unserer Straße wußte jeder, was mit den Juden geschieht."
Hedwig und Erika Hildemann, Immanuelkirchstraße 13

118 Regina Scheer
Der verlassene Sohn
Alex Haubenstock, Hufelandstraße 35 und Jablonskistraße 12

121 Bernt Roder
Sammelstelle Senefelderplatz
Max Nesher, geborener Raubvogel, Metzer Straße 18

127 Bernt Roder
Nachrichten von Onkel Gershon
Simon Mandel, Weißenburger Straße 13 (heute: Kollwitzstraße)

147 Regina Scheer
Totentanz
Martin Friedländer, Winsstraße 18

N 113

169 Regina Scheer
„Wo ist mein Leben geblieben?"
Das Verstummen der Gerda Victoria Wolff
Kindergarten Meyerbeerstraße 12, Wichertstraße 3

177 Bernt Roder
Illegal nach Holland
Bernhard Wassermann, Wisbyer Straße 65

188 Sibylle Hinze
Der Schoß ist fruchtbar noch . . .
Lebensabschnitte des Peter B., Michelangelostraße 21

Überblicksdarstellungen

194 Sibylle Hinze
Juden und Nichtjuden lebten Tür an Tür
Spuren jüdischer Einwohner im Zuge der Besiedlung des Prenzlauer Bergs (1874–1922)

209 Christiane E. Müller
Enthüllungen am Guten Ort
Was die Grabmalinschriften an der Schönhauser Allee 23–25 (ver)bergen

230 Sibylle Hinze
Namensänderung – Zwang und Wunsch
Jüdische Bürger des späteren Prenzlauer Bergs 1899–1916 im Ringen mit den Behörden

236 Matthias Frühauf
Ein Elternhaus für Waisen
Die Geschichte der Baruch-Auerbach'schen Waisenerziehungsanstalten von 1832 bis 1942, Schönhauser Allee 162

254 Birgit Jerke
„Wenn Gott nicht das Haus baut, ist die Mühe umsonst . . ."
Die 2. Altersversorgungsanstalt der Jüdischen Gemeinde in der Schönhauser Allee 22

262 Birgit Jerke
„Des Gotteshauses Bedeutung und Berechtigung"
Aus der Geschichte eines Berliner Gotteshauses und seiner Menschen zwischen 1904 und 1945: die Synagoge in der Rykestraße 53

277 Larissa Dämmig
Die Liberale Synagoge Norden
Schönhauser Allee 162

286 Sibylle Hinze
Der Anfang vom Ende
Zerstörung der Lebensgrundlagen jüdischer Bürger des Prenzlauer Bergs in den Jahren 1933–1936

296 Birgit Kirchhöfer
„Ein Gefühl der Geborgenheit"
Die jüdische Schule in der Rykestraße 53

316 Daniela Zunzer
„Die deutsche Geschichte kommt als Gespenst zurück."
Die „Arisierung" jüdischen Hausbesitzes am Helmholtzplatz

332 Daniela Zunzer
Die „Arisierung" von jüdischem Gewerbe
Das Kaufhaus Lamm in der Danziger Straße 98

335 Ulla Jung
Ein Stern aus Blech, gelb angemalt
Zwangsarbeit in der Rüstungsfirma Ehrich & Graetz

340 Birgit Jerke
Ein Tempel des Friedens
Die Synagoge in der Rykestraße 53 nach 1945

349 Larissa Dämmig
Neonazis? Rowdys? Frustrierte Jugendliche?
Jüdischer Friedhof, Schönhauser Allee 23–25

353 Michael Kreutzer
Über konzentrierte jüdische Nachbarschaften in Prenzlauer Berg 1886–1931
Eine historisch-statistische Beschreibung anhand von Adreßbüchern und Adressenverzeichnissen

381 **Anmerkungen**

421 **Glossar**
Zusammengestellt von Christiane E. Müller

431 **Personenregister**

439 **Danksagung**

441 **Weitere Literaturhinweise**

443 **Bildnachweise**

445 **Quellen, Archive und Bibliotheken**

447 **Autoren**

Vorwort

Im Frühjahr 1994 lernte ich auf einem Empfang des Bezirksamtes die ersten vor den Nazis geflohenen Prenzlauer Berger Juden kennen. Sie kamen im Rahmen des Besuchsprogramms des Senats nach Berlin.
In ihre Heimat also, die es so als Heimat für sie nicht mehr gab.
Mehr als 18 000 Bürger jüdischen Glaubens lebten 1933 in Prenzlauer Berg, nach dem Krieg, im Jahre 1945, waren es keine 100 mehr. Und obwohl die Synagoge noch stand, so gab es für sie weder Heimat noch Nachbarschaft.
Das Unfaßbare, die Vernichtung eines ganzen Teiles der Prenzlauer Berger wie der deutschen Bevölkerung, bleibt auch dann unfaßbar, wenn man Namen, Zahlen, Berufe und Adressen kennt.
Die Synagoge in der Rykestraße habe ich erst später kennengelernt, zuerst war es die koschere Fleischerei in der Eberswalder Straße, weil ich da vorbei mußte, zum Postamt. Das war 1972, als ich nach Prenzlauer Berg zog. Dann fand ich auch bald den jüdischen Friedhof und irgendwann zufällig die Synagoge. Jüdische Nachbarn habe ich in Prenzlauer Berg nie gehabt, jedenfalls nicht bewußt.
Das Unfaßbare, die Deportation und Vernichtung der Juden, bleibt unfaßbar.
Auch Zahlen helfen da nicht – 18 000 – die Stadt Prenzlau z. B. hat 22 000 Einwohner.
Die Bewohner fast einer mittleren Kleinstadt verschwanden – spurlos; dabei hatten sie doch alle Nachbarn, Mitschüler, Freunde, Bekannte, Neider, Kunden, Klienten, Patienten, Kollegen ...
Niemand hat mir je Namen und Adressen der jüdischen Geschäfte, Anwälte, Handwerker oder Ärzte gesagt. Nie hat mir jemand auch nur Andeutungen über den Ärger mit seinem jüdischen Vermieter erzählt, von dessen Enteignung oder der „Arisierung" der Geschäfte und Häuser ganz zu schweigen.
Die Vertreibung und Vernichtung bleibt abstrakt und anonym, dabei dürften doch 18 000 Männer, Frauen und Kinder, die hier zu Hause waren, nicht einfach zu vergessen gewesen sein.
Die Alltagsgeschichte verblaßte und wird wohl verloren bleiben. Es fehlt die mündliche Überlieferung, weil die Münder gewaltsam stumm gemacht wurden und weil die anderen schwiegen.
Das Unfaßbare bleibt unfaßbar, erst die Sammlung der Lebensbilder aus der Zeit der Vertreibung und Ermordung hier in diesem Buch macht es den Nachgeborenen bewußt – der Verlust, die Lücke wird deutlich.

Und das soll eine Aufgabe dieses Buches sein. Es soll zeigen, daß die kurze Prenzlauer Berger Geschichte auch jüdische Geschichte in Berlin, in Deutschland ist.
Die Synagoge hat mehr als 2 000 Plätze, und die kleine, jetzt geschlossene koschere Fleischerei in der Eberswalder Straße war die einzige für die jüdische Gemeinde Ostberlins. Sie reichte auch aus, versorgte noch diesen und jenen mit. Jüdisches Leben in Prenzlauer Berg war nicht exotisch, sondern ein normaler Teil des Großstadtlebens.
Daß dies so nie wieder möglich sein wird, ist die deutsche Beschämung auch in Prenzlauer Berg.

Mit diesem Buch soll die Vertreibung eines wesentlichen Teils der Bürgerinnen und Bürger des Prenzlauer Bergs für immer in Erinnerung bleiben. Sie lebten in der Hagenauer Straße, in der Schliemannstraße, in der Schönhauser Allee, in der Rodenbergstraße, am Helmholtzplatz, neben Stierbrunnen und Wasserturm ...

Reinhard Kraetzer
Bezirksbürgermeister

Bernt Roder

Einführung

Inmitten der dichtbebauten Straßen des Berliner Bezirks Prenzlauer Berg findet sich im Hinterhof des Grundstücks Rykestraße 53 die heutzutage größte Synagoge Berlins, die nicht während des Nationalsozialismus zerstört worden ist. Ebenso wie die beiden Magen Davids (Davidsterne) auf dem Giebel des Vorderhauses liegt das Gotteshaus dort fast unbemerkt seit seiner Einweihung im Jahre 1905 – dem Straßenlärm entrückt – dicht umgeben von Wohnhäusern. Nicht nur Juden aus der unmittelbaren Umgebung, sondern aus ganz Berlin kamen in dem bis zu 2 000 Menschen Platz bietenden großen Synagogenhauptraum zusammen. Vor der Schändung im Jahre 1938 und der endgültigen Schließung von 1940 bis 1945 war die Synagoge in der Rykestraße besonders an hohen jüdischen Feiertagen für viele ein Ort des Glaubens und der Begegnung. Neben dieser großen Synagoge gab es, zumeist auf Hinterhöfen gelegen, kleinere Betstuben unterschiedlicher Synagogenvereine.
Unweit der Rykestraße, in der Schönhauser Allee, befinden sich bis heute weitere Bauten ehemaliger jüdischer Einrichtungen, die bereits lange vor der Bezirksgründung große Bedeutung erlangten. Gleich neben dem jüdischen Friedhof befindet sich das Gebäude der ehemaligen „2. Altersversorgungsanstalt der jüdischen Gemeinde", und gegenüber auf der anderen Straßenseite erinnern auf dem Hof des heutigen Wohnhauses noch die Reste einer Schmuckmauer an die „Baruch-Auerbach'schen Waisenerziehungsanstalten". Allgemein werden die Standorte in der Schönhauser Allee und der Rykestraße mit jüdischer Religion und Judentum gleichgesetzt. Jedoch ist kaum noch etwas von der Herkunft, dem Leben, der sozialen Ächtung, Ausgrenzung und Verfolgung bis zur Ermordung der ehemaligen jüdischen Bewohner bekannt. Insgesamt sind nur noch wenige Spuren der Juden in Prenzlauer Berg bis heute sichtbar geblieben, und wenn, dann dringen sie wie im Falle der Rykestraße eher durch Absperrgitter und Sicherheitsbeamte in das öffentlichen Bewußtsein.

Als das Prenzlauer Berg Museum vor drei Jahren begann, nach Spuren jüdischen Lebens zu forschen, war hierfür auch eine persönliche Begegnung ausschlaggebend. Willi Holzer, Jahrgang 1920, in der Greifenhagener Straße aufgewachsen und 1939 mit der Familie nach Palästina geflüchtet, lud die Mitarbeiter des Museums ein, mit ihm einen Spaziergang zu den Orten seiner Kindheit und Jugend zu unternehmen. Er zeigte seine ehemalige Volksschule und das Gymnasium,

berichtete von Lehrern und Mitschülern und davon, wie das antisemitische Klima nach 1933 zunahm, so daß sich sein Vater entschloß, unter diesen Bedingungen die Kinder von der Schule zu nehmen. Durch die persönlichen Beschreibungen bekamen die anonymen Straßenschluchten ein Gesicht, die Diskriminierung und Ausgrenzung der Juden wurde konkret.

So wie Willi Holzer waren viele ehemalige jüdische Bewohner aus Prenzlauer Berg (persönlich oder schriftlich) bereit, den Autoren dieses Bandes Zeugnis über ihr Leben abzulegen. Sie halfen, letzte Erinnerungen festzuhalten, Erinnerungen von Angehörigen der Generation, die, fast sechzig Jahre nach der Pogromnacht von 1938, noch über ihre Kindheit und Jugend in Berlin, über Verfolgung und Emigration sowie die Ermordung ihrer Angehörigen berichten kann.

Viel zu spät haben wir begonnen, diese Erinnerungen festzuhalten. Vieles von dem, was in den letzten Jahrzehnten hätte berichtet werden können, haben die Überlebenden der Shoa mit ins Grab genommen. Viele von ihnen litten bis zu ihrem Lebensende an den Folgen der ihnen zugefügten psychischen und körperlichen Verletzungen sowie am Verlust ihrer Angehörigen. Gleichzeitig machen die hier vorgestellten Biographien deutlich, daß eine Reihe der dokumentierten Gespräche zustande kam, weil viele aus dieser letzten Generation einen inneren Drang verspürten, an ihrem Lebensabend über ihre Erinnerungen zu reden. Befördert durch den Wegfall der Berliner Mauer, hatten sie den Wunsch, noch einmal den Ort der Kindheit und Jugend aufzusuchen. Tief eingegraben im Gedächtnis, sind die Erinnerungen an die Eltern, Geschwister, Verwandte und Freunde, Episoden aus dem Wohnhaus, der Straße, den öffentlichen Plätzen, dem Schulalltag, Beruf und jüdischem Sportverein häufig das einzige, was ihnen von ihrer Kindheit und Jugend in Berlin geblieben ist.

Während die lebendige Beschreibung für uns Fragende ein wichtiges Zeugnis dafür ist, wie sich im Alltag, im zwischenmenschlichen Miteinander, die Entwicklung bis zur Vertreibung aus den Wohnungen und der Deportation in die Vernichtungslager vollzog, war für die Berichterstatter das Erzählen ihrer Lebenserinnerungen zumeist mit großen Anstrengungen und Schmerzen verbunden.

Für den vorliegenden Band konnte lediglich eine Auswahl der vorhandenen lebensgeschichtlichen Berichte berücksichtigt werden. Allen, die zu einem Gespräch mit den Autoren bereit waren, sei hier ganz besonders gedankt.

Über diese Veröffentlichung hinaus wird sich das Prenzlauer Berg Museum bemühen, weitere lebensgeschichtliche Erinnerungen ehemaliger jüdischer Bewohner des Bezirks zu erfassen und für die Nachwelt zu erhalten.

Dieser Band gliedert sich in zwei Teile. Einerseits enthält er die Beschreibung konkreter Lebenswege und zum anderen historische Überblicksdarstellungen. Letztere behandeln u. a. die Geschichte ehemaliger jüdischen Institutionen, wie der Baruch Auerbach'schen Waisen-

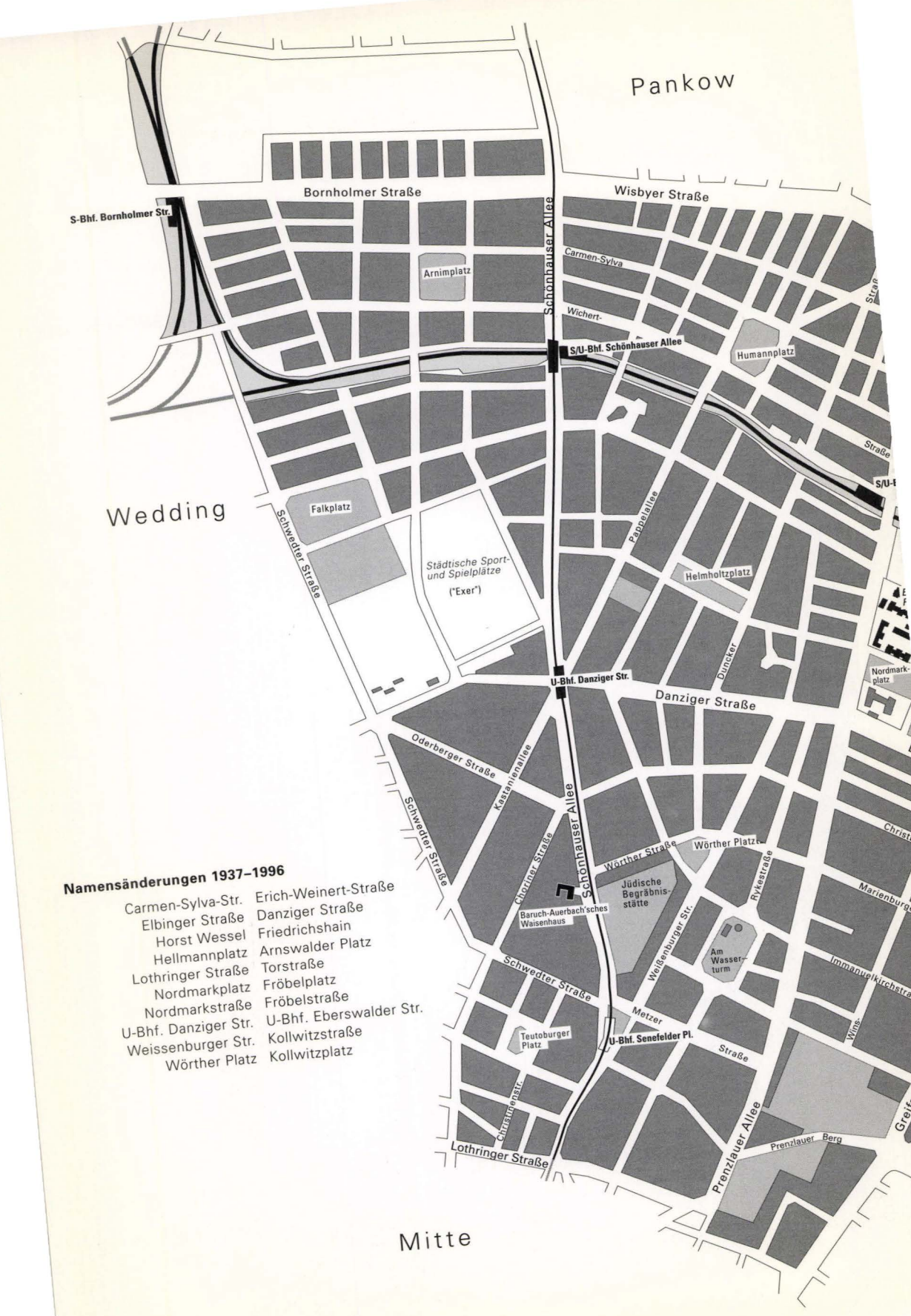
erziehungsanstalten oder der jüdischen Volksschule in der Rykestraße. Daneben enthält dieser Teil des Buches auch Ergebnisse einer Spurensuche in amtlichen Verwaltungsakten des preußischen Staates. Ein Beitrag versucht, mit Hilfe von Adreßbüchern und Adreßverzeichnissen sich statistisch der Siedlungs- und Berufsstruktur der Juden in Prenzlauer Berg zu nähern.

Der Herausgeber legt hiermit, ohne den Anspruch der Vollständigkeit, eine Auswahl von Aspekten zur Geschichte und zum Schicksal der ehemaligen jüdischen Bewohner vor. Auf der Grundlage biographischer Selbstzeugnisse und Archivstudien haben die Autoren versucht, mit diesem Sammelband unterschiedliche Aspekte und Fragestellungen zusammenzutragen. So wie die im folgenden wiedergegebenen einzelnen Lebenswege auch die Lebensumstände, Gefühle und Reflektionen der Interviewten nach 1945 bis heute einbeziehen, versuchen die wissenschaftlichen Überblicksdarstellungen ebenfalls, die Geschichte der Orte bis in die Gegenwart zu erzählen, auch wenn die Zeit unmittelbar nach 1945 und die Jahre von 1949 bis 1990 sicherlich in der Zukunft noch detaillierterer Untersuchungen bedürfen.

Das Prenzlauer Berg Museum versucht mit der Erarbeitung dieses Bandes und einer entsprechenden Ausstellung nicht nur einen Beitrag zur historischen Quellenforschung zu leisten, sondern versteht diese Arbeit auch als Beitrag zur Erinnerung und zum Gedenken an die Juden in Prenzlauer Berg sowie als Aufforderung, den alltäglichen Verhaltensweisen von Diskriminierung, politischer und rassistischer Verfolgung von Minderheiten offensiver zu begegnen.
Mögen die Inhalte dieses Bandes dazu dienen, die Beschäftigung mit der Zeit des Nationalsozialismus auf die alltäglichen zwischenmenschlichen Verhaltensweisen, das Wegschauen, Zuschauen, die Ignoranz und die aktive Diskriminierung und Verfolgung zu lenken.

Berlin, im Februar 1997

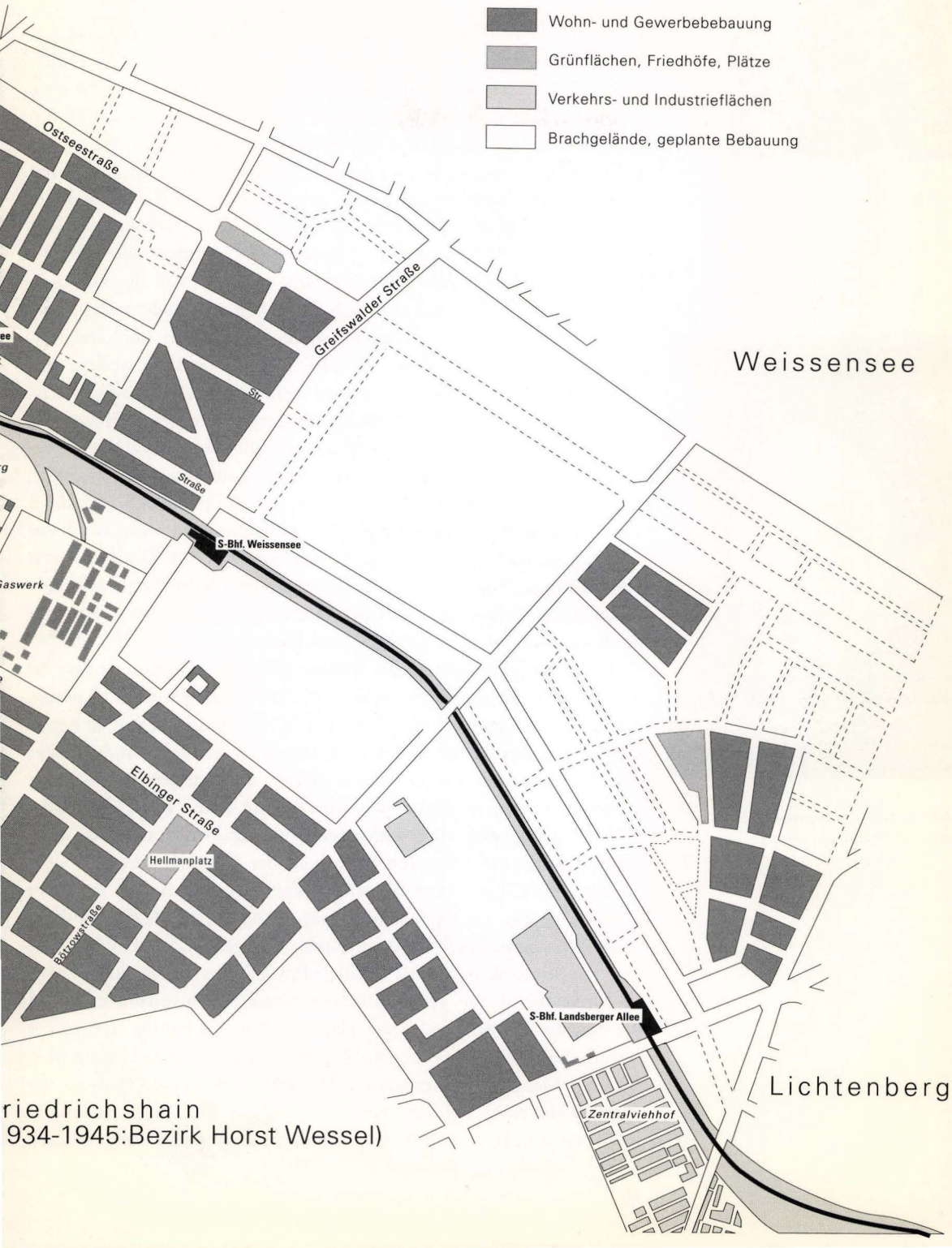
Biographische Spuren



Namensänderungen 1937–1996

Carmen-Sylva-Str.	Erich-Weinert-Straße
Elbinger Straße	Danziger Straße
Horst Wessel	Friedrichshain
Hellmannplatz	Arnswalder Platz
Lothringer Straße	Torstraße
Nordmarkplatz	Fröbelplatz
Nordmarkstraße	Fröbelstraße
U-Bhf. Danziger Str.	U-Bhf. Eberswalder Str.
Weissenburger Str.	Kollwitzstraße
Wörther Platz	Kollwitzplatz

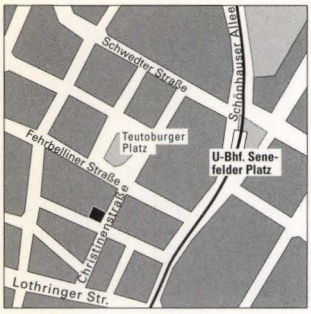
Prenzlauer Berg 1937



Regina Scheer

Evas Haus

Alice Löwenthal und ihre Töchter, Christinenstraße 35



Bildnis von Siegmund Sussmann, gemalt von seinem Bruder Oskar

Unter den 33 Familien, die auf der Flucht vor dem Kaiser Leopold um 1670 in der Mark Brandenburg und in Berlin Asyl fanden, war auch die, in der Moses Isaac vom Fließ 1708 geboren wurde. Er hatte eine Schwester, Hanne, verehelichte David, die eine Tochter bekam, Blümchen, verehelichte Sussmann. Moses Isaac vom Fließ, Mitinhaber des Ephraim-Konsortiums, hat der Legende nach im Siebenjährigen Krieg Friedrich dem Großen das Leben gerettet. Dafür soll er eine hohe Belohnung bekommen haben, die 1774 in einer Stiftung angelegt wurde. Diese Stifung bestand noch bis in die fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts. Ihre Satzung besagte unter anderem, daß die Mädchen der Familie, vorausgesetzt natürlich, sie ließen sich nicht taufen, eine Mitgift bei ihrer Heirat bekommen sollten. („... sollen emploiret werden an Mägdchens in meiner Familie, welche heirathen wollen, und einiger Assistence benöthigt sind, und wenn jährlich keine Mägdchens aus der Familie sein, die solches benöthigen, sollen meine Executores, diese Summen auf Interessen jährlich ausstellen und zusammen kommen lassen, bis sich ein oder mehrere Mägdchens von meiner Familie, die heirathen wollen und Assistence nöthig hätten, befinden, als dann das versammelte Kapital einer auszahlen.") Blümchen Sussmann hatte fünf Kinder, ihr Sohn Esajas wurde auch Vater von fünf Kindern, deren eines, Samuel, Vater von zehn Kindern. Dessen Sohn Siegmund Sussmann, Schürzenfabrikant, stolz darauf, Nachfahre des Moses Isaac vom Fließ zu sein, beschloß um 1882, anläßlich der Geburt seiner dritten Tochter, Else, in Ergänzung der Stiftung eine Art Existenzsicherung für die jeweils unverheirateten Töchter der Familie zu gründen. Er suchte ein Stück Bauland oder ein Mietshaus. Wie es Tradition war, beriet er sich im Familienrat mit seinen neun Geschwistern. Sein Bruder Oskar riet ihm davon ab, im sumpfigen Gebiet um den Kurfürstendamm herum zu kaufen, die Zukunft Berlins läge im Osten, da sei doch nahe dem Weinbergsweg ein Neubaugebiet entstanden, dort müsse man kaufen. Siegmund Sussmann erwarb in der Christinenstraße 35 ein schönes, noch fast neues Mietshaus, das, weil der Boden in dieser Gegend Objekt von Spekulanten war, schon mehrfach den Besitzer gewechselt hatte. Nach 1860 hatte man hier gebaut, am Hohlen Weg und am Toten Weg, die bis dahin Feldwege durch Acker und durch Wollanks Weinberge gewesen waren. Siegmund Sussmann erließ an die Familie die Auflage, dieses Haus solle zur Sicherung der jeweils unverheirateten Töchter dienen. Von seinen drei Töchtern blieben Martha und Margarete unverheiratet und lebten in diesem Haus in der Beletage in einer repräsentativen geräumigen Wohnung. Außerdem bekamen die Töchter eine gut fundierte Berufsausbildung, Martha

brachte es sogar zur Prokuristin bei der AEG. Margarete war Finanzbuchhalterin. Beide Schwestern arbeiteten nicht nur, sondern verwalteten auch gemeinsam das Mietshaus, in dem sie lebten. Else, die dritte Schwester, heiratete den Rauchwarenhändler Martin Silbermann aus Breslau, der nach Berlin übersiedelte. Am 12. Juli 1909 wurde ihre einzige Tochter Alice geboren. Das Kind wurde sehr geliebt und verwöhnt. Der Wohlstand der Familie ließ zunächst trotz des Weltkriegs ein recht sorgenfreies Leben zu. Die Silbermanns wohnten nicht weit von der Christinenstraße in der Mendelssohnstraße 17. Man war jüdisch, aber nicht sehr religiös, zu den Hohen Feiertagen ging man in die Neue Synagoge in der Oranienburger Straße. Regelmäßig traf man sich mit den vielen Verwandten, zu denen auch die Familie Scholem gehörte. Diese Verwandten wurden später berühmt durch Gershom Scholem, der früh nach Palästina ging und ein großer Gelehrter wurde, aber auch durch den kommunistischen Reichstagsabgeordneten Werner Scholem, der 1940 in Buchenwald umkam. Alice Silbermann sang im Synagogenchor, später erzählte sie oft lachend, daß am Jom Kippur sich die Chorsänger in der Pause und nach dem Gottesdienst heimlich in einem Café trafen. Die alten Traditionen waren noch lebendig, aber wurden von Generation zu Generation weniger ernst genommen. Trotzdem gab es in der Familie Sussmann vergleichsweise wenige Taufen, man war sich bei aller Liberalität des Judentums sehr bewußt.

Else Silbermann, geborene Sussmann, mit Tochter Alice, 1910

Martin Silbermanns Geschäft allerdings ging Ende der zwanziger Jahre, nach einem größeren Einbruch in seinen Laden und infolge der Weltwirtschaftskrise bankrott. Er starb 1929 an Krebs. Seine Frau Else war schon 1925 an einem Gehirntumor verstorben, und die Tanten Margarete und Martha nahmen sich der jungen Alice an. Eigentlich hatte sie ja studieren sollen, aber durch die Umstände kam es nicht dazu. Sie lernte bei M. Gerstel, einem renommierten Modeinstitut am Hausvogteiplatz, das Schneiderhandwerk und Putzmacherei, weil sie Directrice werden sollte. Die Tanten nahmen ihre Vormundschaft recht ernst, und das junge Mädchen, das erst mit 21 Jahren, also 1930, volljährig wurde, fühlte sich oft gegängelt. Sie wohnte nun selbst in diesem Haus in der Christinenstraße, bis sie 1936 heiratete. Herbert Süssmann, Inhaber eines Fuhrunternehmens, war drei Jahre jünger als Alice. Alice war eine der letzten Nachfahrinnen des Moses Isaac vom Fließ, die eine Mitgift aus der Stiftung erhielt. 1939 lösten die Nazis die Stiftung auf. Alice zog mit ihrem Mann in die Prenzlauer Allee 191. 1937 und 1939 wurden die Töchter Ruth und Gittel geboren. Das waren schon Namen aus der offiziellen, nach den Nürnberger Gesetzen erlassenen Namensliste der Nazis. Gittel sollte, wenn alles vorüber wäre, Brigitte heißen. Die junge Ehe der Alice Süssmann stand unter keinem guten Stern. Immer mehr gerieten die Juden in Bedrängnis, dazu kamen familiäre Sorgen, Geldmangel. Margarete, die ältere der beiden Tanten, war 1939 im Dezember gestorben. Martha lebte fortan allein in der großen Wohnung. Aber sie verstand sich gut mit den nichtjüdischen Mietern des Hauses, besonders mit der Familie Gabriel, die unten

Alice Süssmann mit ihren Kindern Ruth und Gittel, April 1940

Martha Sussmann mit Gittel am Scharmützelsee, Mai 1941

wohnte und einen Kolonialwarenladen hatte. Eine Zeitlang zog noch eine alte Verwandte in die Christinenstraße, Tante Ida Jacobi.
Es ist ein Fotoalbum der Alice Süssmann erhalten, in dem die ersten Jahre ihrer Töchter Ruth und Gittel festgehalten sind, sowie Familienfeiern, Ausflüge ... Nach außen versuchte man die Normalität so lange wie möglich zu erhalten. Aber nichts mehr war normal. Die Verwandten und Bekannten zerstreuten sich, viele gingen ins Ausland. Auch Alice Süssmann wollte emigrieren, ihre Ehe scheiterte jedoch, und Herbert Süssmann, der schon ein Kind mit einer anderen Frau hatte, ging allein nach Holland. Seine Freundin Lotte Löblich und die Tochter Tamar emigrierten nach England, wo sie überlebten. Alice mit Gittel und Ruth blieb in Berlin. Sie wollte nach Argentinien ausreisen und lernte Spanisch. Englisch sprach sie ohnehin, auch etwas Französisch. Sie verband sich mit Adolf Löwenthal, der ein Freund ihres Vaters gewesen und zwei Jahrzehnte älter war als sie. Mit ihm, den sie 1940 heiratete, und ihren beiden Töchtern wollte sie gehen. Ihre Möbel waren schon in einem Lift verpackt und warteten in einem Hamburger Speicher. Ihr Vermögen hatten sie in den Erwerb von Pässen gesteckt, als sie, wie viele, feststellen mußten, daß sie Betrügern in die Hände gefallen waren. Die Pässe waren ungültig, das Geld weg, sie mußten in Berlin bleiben. Alice Löwenthal nähte als Zwangsarbeiterin Uniformen, ihr Mann, der selbständiger Kaufmann gewesen war, arbeitete bei Siemens. Sie wohnten wieder in der Christinenstraße 35, zusammen mit Tante Ida und Tante Martha, die ihr Haus nicht mehr verwalten durfte. Wohnungen wurden nach den ersten Bombenangriffen zwangsbelegt, Nazis wurden ihre Nachbarn. Aber die Familie Gabriel und andere hielten immer noch zu der jüdischen Familie, bei Gabriels konnten sie Radio hören und außerhalb der vorgeschriebenen Zeit einkaufen. Ruthchen und Gittel gingen in den jüdischen Kindergarten Fehrbelliner Straße 92, der wurde 1942 geschlossen, weil die nationalsozialistische Volkswohlfahrt das Haus beanspruchte. Die jüdischen Kinder zogen um in die Schönhauser Allee 22, ins Manheimersche Altersheim. Sie spielten nebenan auf dem alten jüdischen Friedhof, öffentliche Grünanlagen waren ihnen schon verwehrt. Ende 1941 hatten die Deportationen aus Berlin begonnen. Tante Ida starb. Mitte 1942 wurde Martha Sussmann nach Theresienstadt deportiert. Sie wurde aus ihrer Wohnung geholt, als keiner aus der Familie bei ihr war. Aber Fräulein Elisabeth Gabriel, die Hausbewohnerin aus dem Parterre, packte in aller Eile ein Lebensmittelpaket zusammen und brachte es der alten Tante Martha noch an den Lastwagen, wo ein Gestapo-Mann ihr das Paket aus der Hand schlug. Am 27. Februar 1943, bei der Fabrik-Aktion genannten Großrazzia, wurde Adolf Löwenthal mit den anderen jüdischen Siemens-Arbeitern ins Sammellager gebracht und mit achttausend anderen Berliner Juden deportiert. Alice war an diesem Tag zu Hause geblieben, jemand hatte sie gewarnt. Sie wußte nicht weiter und schob die Bettchen der Kinder in die Küche vor den Gasherd. Sie drehte den Hahn auf. Im letzten Moment befiel sie die Angst, nur sie selbst könnte sterben oder sie würde ihre Kinder

überleben. Völlig verwirrt ging sie eine Treppe tiefer zu der Familie Gabriel. Mit deren Töchtern war sie aufgewachsen, die hatten sie und ihre Tanten, auch noch ihre Eltern gekannt und rieten ihr, sich mit den Kindern zu verstecken. In der Christinenstraße konnten sie nicht bleiben. Gabriels kannten auch keine sichere Adresse. Aber sie beschworen Alice, nicht den Lebensmut zu verlieren, und sagten ihr Hilfe zu. Vorerst nahmen sie die Kinder in ihre Wohnung. Alice ging zu ihrer nichtjüdischen Freundin Hilde Glase in die Prenzlauer Allee. Gemeinsam überlegten sie. Hildes Bruder, Erich Glase, hatte einen Freund, Willy Nickel. Der kam aus einer kommunistischen Familie, sein Vater, ein Tischlermeister, war schon 1922 gestorben, aber seine Mutter, die Plätterin Luise Nickel, war als eine beherzte Frau bekannt, die aus ihrer Gesinnung auch nach dem Verbot der Partei keinen Hehl gemacht hatte. Zu der ging Alice Löwenthal in ihrer Not, und die bot ihr sofort an, nach Strausberg auf ihr Wochenendgrundstück zu ziehen. Dort stand ein kleines, massives Haus in einem zugewachsenen Garten, durch Büsche vor Blicken geschützt. Ohnehin war die Gegend nicht stark bebaut, es gab nur wenige Nachbarn. Dort konnte Alice sich mit ihren beiden Töchtern erst einmal verstecken. Die Kinder waren, wie es oft von Kindern versteckter Juden berichtet wurde, still und verstanden die Gefahr. Alice konnte sie auch allein in dem Haus lassen, wenn sie nach Berlin fuhr, um Lebensmittel zu besorgen. Einmal traf sie die Cousine ihres verschleppten Mannes, Trude Raszkowski. Die war auch ohne Zuflucht und in Gefahr, von der Gestapo gefaßt zu werden. Luise Nickel, als Alice ihr von der Begegnung erzählte, bot auch Trude Raszkowski den Unterschlupf in Strausberg an. Trude Raszkowski und Luise Nickel waren etwa im selben Alter, sie verstanden sich gut. Alice und ihre Helferin verstanden sich nicht so gut, die Spannungen mußten von beiden Seiten unterdrückt werden, zu viel stand auf dem Spiel. Im Verlauf des Jahres 1943 kam dann noch Lotte Rattenbach, eine Freundin Alices, vorübergehend in das Versteck und zeitweise ein vierzigjähriger Mann, Rolf Themar, dessen Frau und Sohn anderswo versteckt waren. Ohne Papiere, ohne Lebensmittelkarten, ständig in Angst vor Entdeckung lebten in dem kleinen Haus drei jüdische Frauen, ein Mann und die beiden Kinder. Luise Nickel, die in Berlin am Prenzlauer Berg 6 wohnte, versorgte sie, so gut sie konnte. Als das Berliner Haus ausgebombt wurde, zog sie ganz nach Strausberg zu ihren Schützlingen. Aber die verließen auch selbst ihr Versteck, um Lebensmittel zu besorgen. Die Frauen, die sich wohl als Bombengeschädigte ausgaben, hatten manchmal hier und da eine Putzstelle, sie strickten und nähten. Manchmal wurden sie um ihr bißchen Lohn betrogen, einmal gab man Alice Schlemmkreide statt Mehl. Alice schlich sich regelmäßig in ihr altes Haus und holte von den Gabriels, die aus Sicherheitsgründen nie den Ort ihres Unterschlupfs erfuhren, Lebensmittel ab, die die für sie besorgt hatten. Sie müssen sich in Alices Namen an verschiedene Bekannte gewandt haben, denn es sind Briefe erhalten, die Alice über Jahrzehnte aufgehoben hat. Absagen. Die alte Mutter sei krank und man müsse alles Zusätzliche an Lebenmitteln ihr geben.

Haus in Strausberg

Man habe selber nichts und man fürchte außerdem den Kontakt. Offenbar hatte Alice Wäsche und andere Dinge aus ihrem Besitz, den Fräulein Gabriel heimlich aus der Wohnung geholt hatte, im Austausch angeboten. Aber die angesprochenen Nachbarn brauchten nichts davon und baten darum, sie in Ruhe zu lassen. Immerhin haben sie die versteckte Jüdin und ihre Kinder nicht verraten. Sie gefährdeten sich ja schon, indem sie Alice eine Antwort, noch dazu eine schriftliche, zukommen ließen. Wie wird der jungen Frau zumute gewesen sein, wenn sie vergeblich um Hilfe bettelte? Wie lebt man als Mutter einer Sechsjährigen und einer Vierjährigen, die sich immerfort versteckt halten müssen, denen man nicht sagen kann, was morgen ist? Wie lebt man, wenn man selbst immerzu auf Spitzel und Greifer gefaßt sein muß, wenn man die Gedanken an den Tod verdrängen muß, um die Kraft zum Leben zu behalten? Es gab Fräulein Gabriel und es gab Luise Nickel. Die taten alles, um Alice zu helfen. Aber Alices Beziehung zu der viel älteren Luise war von vornherein auf Ungleichheit gegründet. Alice war abhängig. Sie kam, in Luises Augen, aus einem bürgerlichem Milieu, benahm sich wie eine feine Dame. Luise, die schon als Kind arbeiten mußte und als achtzehnjähriges Dienstmädchen in die USPD eingetreten war, verstand nicht, wie man so unpolitisch sein konnte wie Alice, der es nur um ihre Kinder ging. Zum Schluß war das Verhältnis der beiden Frauen zueinander fast unerträglich geworden. Aber Luise schickte Alice nicht fort, schon um der Kinder willen nicht. Luise Nickel hielt auch Kontakt zu illegal arbeitenden Kommunisten. Es kam soweit, daß im Keller des Hauses in Strausberg Zusammenkünfte stattfanden. Das gefährdete die versteckten Juden um so mehr, aber Luise wollte etwas gegen die Nazis tun, es genügte ihr nicht, einzelnen zu helfen.

1944, im Sommer, klingelte es nachts am Gartentor. Dort stand ein SS-Offizier in Uniform. Die Versteckten im Haus hielten den Atem an. Der Mann klingelte noch ein paarmal und ging dann. Im Haus begannen sie sofort damit, Papiere zu verbrennen und, als ihnen einfiel, daß der Rauch aus dem Schornstein im August auffällig war, hinterm Haus zu vergraben. Im Morgengrauen verließen die Versteckten das Haus, gingen in verschiedene Richtungen auseinander. Alice mit ihren fünf- und siebenjährigen Töchtern schlug sich nach Berlin durch. Eine Zeitlang irrte sie mit den Kindern herum, schlief in der Straßenbahn oder wo sich ein Versteck anbot, in Kellern, auf Böden, ein paar Nächte in einer Tierhandlung inmitten kreischender Papageie. Tatsächlich war das Versteck in Strausberg denunziert worden, aber als die Hausdurchsuchung stattfand, waren die Juden fort und keine Spur mehr von ihnen da. Luise Nickel war nichts nachzuweisen. Ihr Sohn Willy indes, der ohnehin unter Sabotageverdacht stand und im Gefängnis gewesen war, wurde ins Strafbataillon 999 eingezogen.

Einmal stand Alice Löwenthal, die ihr Aussehen verändert hatte, in Gabriels Laden in der Christinenstraße, als eine ehemalige Nachbarin kam und sie erkannte. Sie stritt ab, sie selbst zu sein und lief fort. Vielleicht war es diese Begegnung, die sie bewog, Berlin zu verlassen. In

überfüllten Zügen mit Ausgebombten schlug sie sich nach Weimar durch. Sie war am Ende ihrer Kraft, auch die müden, hungrigen Kinder konnten nicht weiter. Sie hatten kein Geld, keine Papiere. In irgendeiner Wartehalle, die Kinder waren benommen vor Erschöpfung und Entkräftung, sprach ein Mann sie an. Alice erzählte ihm irgendeine Geschichte. Der Mann brachte sie zu einer Frau Elli Möller. Die tat, als ob sie die Geschichte glaubte, und war bereit, die Kinder bei sich zu behalten. Alice aber müßte für Lebensmittel sorgen. Die Frau wollte auch Geld. Alice hatte keine Wahl. Sie trennte sich von den Kindern, kehrte nach Berlin zurück, weil sie nur hier und ohne die Kinder die Möglichkeit hatte, etwas zu verdienen, die Lebensmittel zu besorgen. Sie glaubte, Ruthchen und Gittel so besser bewahren zu können, als wenn sie mit ihnen an der Hand herumzog. Es war schon Oktober, die Nächte wurden kalt.

Im Dezember 1944 sind Ruth und Gittel Süssmann von der Gestapo abgeholt und mit einem der letzten Transporte nach Auschwitz gebracht worden. Es ist nie geklärt worden, wer sie verraten hat, ob sie gar ausgeliefert wurden. Sicher ist nur, die Schwestern, die ohne erwachsene Begleitung waren, kamen gleich ins Gas.

In Fräulein Gabriels Laden in der Christinenstraße erschienen in den letzten Kriegswochen noch zwei Gestapomänner und zeigten Fotografien der Kinder. Ob die hier bekannt wären. Elisabeth Gabriel und die Kundinnen behaupteten, die Kinder nicht zu kennen. Aber eine Nachbarin vor dem Laden wies auf den Erker der Sussmannschen Wohnung, in der inzwischen eine Nazifamilie lebte, und bestätigte, daß das auf dem Foto die Töchter der Alice Löwenthal, geborene Silbermann, wären, die da oben gewohnt hätte. Alice überlebte die letzten Kriegswochen, indem sie sich als Flüchtling aus Breslau ausgab. Einmal traf sie jemanden, der wußte, daß ihre Tante Martha 1943 in Theresienstadt an Typhus gestorben war. Im Mai 1945 fuhr sie nach Weimar und erfuhr dort, daß ihre Kinder abgeholt worden waren. Sie fuhr nach Berlin zurück und wartete, daß die Kinder wiederkämen, daß ihr Mann wiederkäme, ihre Verwandten, irgendeiner. Niemand kam. Sie erfuhr, daß ihre Kinder zu den letzten gehörten, die vergast wurden, daß auch Adolf Löwenthal in Auschwitz vergast worden war. Ihr erster Mann, der sich in Holland beim Einmarsch der Deutschen versteckt hatte, war denunziert, gefaßt und nach Auschwitz gebracht worden. Auch er kam nicht wieder.

Alice ging in ihre Wohnung in der Christinenstraße und vertrieb die Nazifamilie daraus. Ein Polizist stand neben ihr, als sie in dem Gepäck der Nazifrau eine Kaffeekanne erkannte, die ihren Tanten gehört hatte. Die Frau behauptete, die Kanne selbst im Warenhaus Tietz gekauft zu haben. „Mit unserem Namen?“ fragte Alice höhnisch und drehte die Kanne um. Da war einmal ein Riß gekittet und der Name Sussmann eingebrannt worden. Dieses Erinnerungsstück an die Familie Sussmann war gerettet, aber Alice war in Berlin die einzige der Familie, die noch übrig war. Sie hatte nur die Möglichkeit zu sterben – wie so viele der überlebenden Juden im Jahr 1945, als die Selbstmordquote anstieg –

Luise Nickel mit ihrem Sohn Willy Nickel und Eva, Mitte der sechziger Jahre auf dem Grundstück in Strausberg

oder weiterzuleben. Etwas in Alice war hart geworden, und sie wollte leben. Sie war 38 Jahre alt und sie wollte wieder ein Kind haben. Sie suchte nicht lange, sondern heiratete Willy Nickel, Luises Sohn, der aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft zu Fuß nach Hause gekommen war. Er hatte Ruth und Gittel gekannt, er hatte sie gern gehabt, er sollte der Vater ihres Kindes werden. Ihre Tochter Eva Ruth Brigitte Nickel wurde am 6. Juli 1948 geboren. Für Alice war klar, daß ihre Tochter jüdisch erzogen wurde, obwohl der Vater kein Jude war. Willy Nickel akzeptierte das nicht nur, er war mit Alice der Meinung, Eva müsse im Gedenken an ihre Schwestern leben. Für Eva, die in der Beletage der Christinenstraße 35 aufwuchs, zwischen der Erinnerung an all die Toten, waren Ruth und Gittel immer gegenwärtig. Jahrzehntelang lebte sie mit den Schatten ihrer Schwestern, bis sie in schmerzhaften therapeutischen Prozessen begriff, daß die Erinnerung an das, was vor ihrer Geburt geschehen war, ihr manchmal die Luft zum Leben abdrückte. Sie selbst ist in Gedanken den Weg ihrer älteren Schwestern, die immer ihre kleinen Schwestern blieben, in die Gaskammer gegangen, immer wieder, hat ihre Angst gespürt, ihre Verlassenheit.

Eva litt auch unter der gestörten Beziehung zwischen ihrer Großmutter Luise Nickel und ihrer Mutter. Erst als Erwachsene verstand sie, wie kompliziert alles war und warum ihre Mutter an den Wochenenden nicht mit nach Strausberg in den Garten der Großmutter fahren wollte. Und daß ihre Mutter nie wieder wirklich glücklich werden konnte. Willy Nickel hatte eine Tischlerwerkstatt, er war ein ausgezeichneter Handwerker und Tüftler, aber er war kein Geschäftsmann, verstand es nicht, Geld zu verdienen. Alice, die deshalb oft Streit mit ihm hatte, arbeitete als Sekretärin beim ADN, dem Allgemeinen Deutschen Nachrichtendienst. Man forderte sie auf, in die Sozialistische Einheitspartei einzutreten, die Jüdische Gemeinde zu verlassen. Aber das lehnte sie ab. Ihr Mann war in der Partei, aber er war kein Stalinist und wurde 1955 ausgeschlossen. Später bot man ihm an, wieder einzutreten, da wollte er nicht mehr. Als Eva 14 Jahre alt war, ließen ihre Eltern sich scheiden. Sie blieb mit der Mutter in dem Sussmannschen Haus wohnen. 1950 hatte die Mutter es endlich zugesprochen bekommen, die „Arisierung" wurde aufgehoben. Die Stiftung des Moses Isaac vom Fließ ließ sich nicht wiederbeleben und wurde 1959 endgültig aufgelöst. Alice und einige in der Welt verstreute Verwandte erhielten jeweils 1 500 Mark ausgezahlt. Noch einmal sah sie das Stiftungsbuch, ein wunderschönes, ledergebundenes Buch aus dem 18. Jahrhundert. Die Nazis hatten es enteignet, nun war es Volkseigentum.

Mit den Jahren wurde es für Alice Nickel immer schwerer, das alte Mietshaus zu verwalten. Sie mußte Kredite aufnehmen, war hoch verschuldet. Obwohl sie als „Opfer des Faschismus" eine etwas höhere Rente bekam als andere, reichte das Geld nicht. Die Mieten waren ja sehr niedrig. Jahrelang übte der Rat des Stadtbezirkes Druck auf Alice Nickel aus, noch eine Zwangshypothek aufzunehmen. Man wollte die ganze Gegend rekonstruieren und Alice sollte sich daran beteiligen. Alice wollte nicht. Aber wie sollte sie das Haus halten? Auch Eva, die

inzwischen Lehrmeisterin für angehende Kaufleute war, hatte begriffen, daß dieses Haus ein besonderes war, daß die Geschichte ihrer Vorfahren in seinen Wänden steckte. Zu ihrem Leben gehörte auch das alte Fräulein Gabriel, das ihr erzählte, was früher hier gewesen war. Auch die Großmutter Luise erzählte viel, besonders von Ruth und Gittel. Alice erzählte kaum etwas. Alice schrie manchmal etwas aus sich heraus, wenn ihre Nerven versagten, und in ihren Alpträumen rief sie die Namen der Toten. Eva wußte, daß das Haus eine Aufgabe war, eine Verantwortung und in manchen Momenten wünschte sie, sich davon zu befreien. Ihre Mutter war schon sehr krank, als die beiden Frauen 1982 ihren Widerstand aufgaben und auf ihr Eigentum an dem hochverschuldeten Haus formal verzichteten.

Luise Nickel übrigens wurde nie als Widerstandskämpferin gegen die Nazis anerkannt. Lotte Rattenbach, Trude Rasczkowski, mit denen sie zeitlebens befreundet war, Rolf Themar und natürlich auch Alice gaben Erklärungen ab, daß Luise Nickel ihnen das Leben gerettet hatte. Aber Hilfe für verfolgte Juden galt in der DDR nicht als Widerstand. Sie starb im Juli 1968, überzeugte Kommunistin bis zum Schluß. Ihr Sohn Willy lebte bis 1982. Trotz der Scheidung waren Alice und er sich immer nahegeblieben.

1987 starb Alice Nickel. Im letzten halben Jahr hatte sie ihre Orientierung in der Gegenwart verloren. Sie suchte ihre Töchter Ruth und Gittel, und wenn sie mit Eva sprach, forderte Alice sie auf, sich um die zurückgekommenen Schwestern zu kümmern. Manchmal glaubte sie, eine von ihnen vor sich zu haben, und fragte nach der jeweils anderen. Für Eva war es quälend zu spüren, daß im Gedächtnis ihrer Mutter die Schwestern lebten wie sie selbst und daß sie den leeren Platz der beiden mit ausfüllen mußte.

Alice Nickel liegt in Weißensee begraben, auf dem Friedhof, wo auch ihre Vorfahren liegen, deren Eltern am Guten Ort in der Schönhauser Allee liegen, deren Eltern auf dem alten Friedhof der Jüdischen Gemeinde in der Großen Hamburger Straße begraben sind.

Eva ist die letzte aus dieser alten Berliner Familie. Wie schwer es für sie war, sich nach dem Tod Alice Nickels wiederzufinden, ihr eigenes Leben zu leben, weiß nur sie allein. Sie, die in der Jüdischen Gemeinde aufgewachsen war und sich schon einige Jahre um die Kindergruppe gekümmert hatte, wurde Sozialarbeiterin, betreute alte jüdische Menschen. Heute ist sie Leiterin des Ostberliner Büros der Gemeinde in der Oranienburger Straße. Sie hat in allen möglichen Archiven und Bibliotheken nach dem alten Stiftungsbuch des Moses Isaac vom Fließ gesucht; es ist verschwunden. Man muß annehmen, daß es wie andere Judaica aus dem Besitz der DDR gegen Devisen verkauft wurde.

Eva lebt nach wie vor in der Beletage des Hauses, das Siegmund Sussmann gekauft hat. In ihrer Nachbarschaft gibt es noch immer das hochbetagte Fräulein Gabriel, das für Eva wie eine Verwandte ist. Manchmal kommen wirkliche ferne Verwandte aus Israel, Australien, aus Amerika, die wie sie Moses Isaac vom Fließ zum Vorfahren haben. Eva weiß, daß sie etwas zu bewahren hat. Sie hat diese Aufgabe, die mit

Christinenstraße 35, 1996

Schmerz verbunden ist, angenommen. Nur sind manche Tage, an denen andere fröhlich sind, für sie schwer zu ertragen. Zu Purim, wenn die Rettung der Juden durch die Königin Esther gefeiert wird, fragt sie sich, wo Gott war, als Ruth und Gittel auf den Weg in die Gaskammer geschickt wurden, wo, als sie dort ankamen.
Beim Amt für offene Vermögensfragen hat Eva Nickel einen Antrag gestellt, auch formal wieder Eigentümerin des Hauses zu werden.

Larissa Dämmig

Bertha Falkenberg: Eine Spurensuche

Lottumstraße 22

Im „Jüdischen Adressbuch für Gross-Berlin" von 1931, das 1994 als Reprint neu aufgelegt wurde, ist der Name Bertha Falkenbergs (1876–1946) in der Liste der „Hervorragenden jüdischen Persönlichkeiten Berlins" zu finden. Mit dieser Ehrung, die nur sehr wenigen Frauen erwiesen wurde, sollte ihr verdienstvolles Wirken als Vorsitzende des Verbandes Berlin des Jüdischen Frauenbundes, den sie von 1924 bis 1938 leitete, und als Mitglied der Repräsentantenversammlung der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, der sie ab 1927 angehörte, gewürdigt werden. Bertha Falkenberg bereicherte das jüdische Gemeindeleben auf vielfältige Weise. Ihr Engagement zum Wohle der jüdischen Gemeinschaft in Berlin in den zwanziger und dreißiger Jahren soll in dem folgenden Artikel beleuchtet werden.
Bertha Anna Ginsberg wurde am 8. April 1876 in Berlin geboren. Die ausgebildete Lehrerin gab, wie damals üblich, ihren Beruf nach ihrer Verlobung mit ihrem Kollegen Hermann Falkenberg auf. 1902 heiratete sie, 1903 und 1905 wurden ihre beiden Kinder geboren. Die Familie Falkenberg wohnte in Prenzlauer Berg, in der Lottumstraße 22, einem Eckhaus an der Christinenstraße, gegenüber dem Haus der Familie Sussmann.*

Eine der ersten Frauen in der Repräsentantenversammlung

Mit den Wahlen zur Repräsentantenversammlung der Jüdischen Gemeinde zu Berlin am 16. Mai 1926, acht Jahre nach der Einführung des allgemeinen Frauenwahlrechts in Deutschland, wurde in der Berliner Jüdischen Gemeinde Frauen das aktive und passive Wahlrecht gewährt, und so waren in dem neugewählten Gemeindeparlament zum ersten Mal Frauen vertreten, unter ihnen auch Bertha Falkenberg, die Vorsitzende der Berliner Ortsgruppe des Jüdischen Frauenbundes

*Vgl. Scheer, Evas Haus

(JFB). Der JFB, dem in den zwanziger Jahren ungefähr 50 000 jüdische Frauen angehörten, trat seit seiner Gründung im Jahre 1904 durch die Frauenrechtlerin Bertha Pappenheim (1859–1936) für die gleichberechtigte Mitwirkung der Frauen in den jüdischen Gemeinden ein. In der Auseinandersetzung mit der ablehnenden Haltung gegenüber der Einführung des Wahlrechts für Frauen in den Gemeinden, die meist mit religiösen Argumenten zur Stellung der Frau im Judentum begründet wurde, konnte sich der JFB auf ein Gutachten aus dem Jahre 1919 von Dr. Nehemia Nobel (1871–1922) stützen. Nobel stellte als erster konservativer Rabbiner fest, daß gegen das aktive und passive Frauenwahlrecht keine religionsgesetzlichen Bedenken geltend gemacht werden könnten.[1] Der JFB trat nun verstärkt für das Frauenstimmrecht in den Gemeinden ein. Im Rahmen einer Stimmrechtswoche des Jüdischen Frauenbundes im März 1924 in einer Reihe von Gemeinden fanden auch in Berlin agitatorische Versammlungen statt, an denen so bedeutende Persönlichkeiten wie Bertha Pappenheim und Rabbiner Leo Baeck sowie Mitglieder der Repräsentantenversammlung teilnahmen. Als im Februar 1925 die ersten Wahlen zu dem 1922 gegründeten Preußischen Landesverband Jüdischer Gemeinden stattfanden, konnten jüdische Frauen in Berlin zum ersten Mal ihr Wahlrecht ausüben und selbst in ein jüdisches Gremium gewählt werden.[2]

Frauen!
Ihr dürft zum erſten Male wählen!
Verſäumt nicht, euch in die Wählerliſte für den Preußiſchen Landesverband jüdiſcher Gemeinden einzutragen!

Anzeige in der Jüdisch-liberalen Zeitung, 1924

Einige Wochen vor dieser Abstimmung, im November 1924, hatte die Repräsentantenversammlung der Jüdischen Gemeinde zu Berlin mit den Stimmen der Liberalen und der Volksparteiler beschlossen, das aktive und passive Frauenwahlrecht auch in der Berliner Jüdischen Gemeinde einzuführen. Während es einerseits Bedenken gab, Frauen das passive Wahlrecht zu gewähren, weil sie dadurch gegen ihren Willen politisiert und aus der jüdischen Häuslichkeit herausgerissen werden würden, betonten vor allem die Vertreter der Liberalen, daß es nur eine Forderung der Gerechtigkeit wäre, daß Frauen, die „zum Teil auch steuerzahlende Mitglieder der Gemeinde sind, an den Rechten ebenso beteiligt werden wie an den Pflichten".[3] Die für den Herbst 1925 geplanten Wahlen zur Repräsentantenversammlung wurden um ein halbes Jahr verschoben, da neue Wahllisten, die auch die Namen der weiblichen wahlberechtigten Gemeindemitglieder enthielten, erstellt werden mußten. Da es nach der Stimmabgabe im Mai 1926 Proteste gegen das Wahlergebnis gab, die einer Prüfung bedurften, konnte die neugewählte Repräsentantenversammlung erst 14 Monate nach der Wahl zum ersten Mal zusammentreten.[4] Zwei Repräsentantinnen waren in das aus 21 Mitgliedern bestehende Gemeindeparlament eingezogen: Bertha Falkenberg, die der Liberalen Partei angehörte, und Lina Wagner-Tauber, eine Vertreterin der Volkspartei, die die erste zionistische Frauenorganisation in Deutschland, die Jüdisch-nationale Frauenvereinigung, die sich ab 1928 „Frauenarbeitsgemeinschaft für Palästina" nannte, mitbegründet hatte. Zwei weitere Frauen wirkten in der Repräsentantenversammlung als stellvertretende Mitglieder: Ernestine Eschelbacher (1858–1931), die dem Vorstand des JFB angehörte

und sich allem auf dem Gebiet der Sozialfürsorge engagierte, und Bianca Hamburger, die im Vorstand der Reformgemeinde war.
In die wenigen Frauen, die jetzt in der Repräsentantenversammlung mitarbeiteten, wurden hohe Erwartungen gesetzt, was bereits in der Begrüßung des neuen Gemeindeparlaments durch den Vorstand der Jüdischen Gemeinde zum Ausdruck kam: „Die volle Gleichwertigkeit der männlichen und der weiblichen Arbeit hindere nicht, für die großen künftigen Verhandlungen davon einen großen Vorteil zu erwarten, daß die besonderen fraulichen Tugenden, Versöhnlichkeit, Anhänglichkeit und Familiensinn mehr als bisher zur Geltung kommen werden."[5]
Bertha Falkenberg teilte diese Anschauung: Frauen sollten durch ihre Mitarbeit vor allem Frieden und Versöhnung herbeiführen, eine schwierige Aufgabe in einer Repräsentantenversammlung, in der parteipolitische Debatten immer mehr in den Vordergrund rückten. Dieses Gremium diente wohl eher der politischen Profilierung einzelner als der Beschäftigung mit den Problemen der Gemeinde, wie sich Bertha Falkenberg fast am Ende ihrer ersten Wahlperiode, zu Beginn des Jahres 1930, beklagte. Sie lehnte es ab, sich an solchen „Redetournieren", die nur für die Zuschauerinnen und Zuschauer ausgetragen wurden, zu beteiligen. Wie sie feststellte, spiegelte sich darin nicht die Auffassung von Frauen über Gemeindearbeit wider, die sie als die richtige empfand. Sie verlangte, daß aus dem „Tummelplatz politischer Auseinandersetzungen" ein Ort wird, wo die Arbeit der Gemeinde wieder in den Mittelpunkt rückt.[6] Und so verwundert es nicht, daß in den Berichten über die Repräsentantenversammlung nur wenige Wortmeldungen von ihr, meist zu Fragen der Wohlfahrt, verzeichnet sind. Die Wohlfahrtspflege sah Bertha Falkenberg, neben Erziehung und Religion, als das ureigene Betätigungsfeld der Frau an, könne sich doch niemand so gut in die Psyche eines anderen Menschen einfühlen, wie gerade die Frau. Daß sie sich diesem Arbeitsgebiet intensiv widmete, belegt ihre Mitarbeit in verschiedenen Gremien, so im Hauptausschuß des Wohlfahrtsamtes der Jüdischen Gemeinde; 1928 wurde sie in den Schulvorstand der Jüdischen Gemeinde gewählt, 1929 in das Kuratorium des Reichenheimschen Waisenhauses am Weinbergsweg; sie arbeitete im Büro der Zentralwohlfahrtsstelle ehrenamtlich mit und leitete die Abteilung Kindertagesstätten der Jüdischen Gemeinde.
Daß Bertha Falkenberg ein geachtetes Mitglied der Repräsentantenversammlung war, zeigt sich nicht zuletzt darin, daß sie bei den vorgezogenen Gemeindewahlen im Jahre 1930 als eine Spitzenkandidatin der Liberalen wiedergewählt wurde. Der neuen Repräsentantenversammlung gehörten nun 41 Mitglieder an, unter ihnen nur drei Frauen: Bertha Falkenberg und Hedwig Witkowski für die Liberalen sowie Lina Wagner-Tauber für die Volkspartei.

Bertha Falkenberg, Juni 1937

Bildungsarbeit und soziales Engagement im Jüdischen Frauenbund

Bertha Falkenberg war 1924 zur Vorsitzenden der Berliner Ortsgruppe des Jüdischen Frauenbundes gewählt worden. „Diese aufrechte Haltung und diese gerade Gesinnung, gepaart mit einer grossen Organisa-

tionskraft, machten sie so geeignet zur Vorsitzenden des Verbandes Berlin des Jüdischen Frauenbundes. Wie sie die Ortsgruppe Berlin übernahm, war diese Berliner Gruppe noch eine kümmerliche Pflanze. Aber unter ihrer Leitung erwuchs sie zu einem großen, starken Stamm, der mit seinen Ästen die jüdische Frauenwelt Gross-Berlin's umspannte."[7]

In den Jahren 1926/27, wenige Jahre nachdem durch Eingemeindungen Groß-Berlin entstanden war, wurde unter ihrer Leitung die Umgestaltung der Ortsgruppe in einen Stadtverband mit 15 Bezirksgruppen, dem außerdem noch mehr als 20 jüdische Frauenvereine angeschlossen waren, vollzogen. Die Bezirksgruppen hatten einen eigenen Vorstand, trafen sich regelmäßig und hatten selbständige Arbeitsgebiete. In ihrem Bericht über die Arbeit des Verbandes Berlin aus dem Jahre 1927 in den „Blättern des Jüdischen Frauenbundes" gab Bertha Falkenberg ihrer Freude Ausdruck, daß die Frauen der Arbeit des JFB reges Interesse entgegenbrachten. Nur wenige Monate nach der Reorganisation konnte sie feststellen, daß die Mitgliederzahl des Verbandes in wenigen Monaten erheblich angewachsen war. Gehörten dem Verband 1925 ungefähr 500 Frauen an, so waren es 1927 schon einige Hundert mehr. Aufgrund des erhöhten Arbeitsaufwandes wurde die Geschäftsstelle aus der Wohnung der Vorsitzenden in der Lottumstraße 22 in das zentral gelegene zweite Verwaltungsgebäude der Jüdischen Gemeinde am Monbijouplatz verlegt.

In den Bezirksgruppen entwickelte sich ein lebendiges kulturelles Leben. Neben den regelmäßigen Zusammenkünften wurden Vorträge gehalten, Kurse organisiert, Arbeitsgemeinschaften gebildet, die Sozialarbeit organisiert. Auch in Prenzlauer Berg fanden sich Frauen zusammen und bildeten die Bezirksgruppe Norden, der im Jahre 1933 Frau Friedländer aus der Schönhauser Allee 31 vorstand. Regelmäßig wurden Sprechstunden in der Volksschule Rykestraße und im Wohlfahrtsamt Prenzlauer Berg der Jüdischen Gemeinde in der Schönhauser Allee 23–25 abgehalten. Immer wieder wurde zu interessanten Vorträgen eingeladen, die oft im Trausaal der Synagoge Rykestraße stattfanden.* Als Referentinnen konnten kompetente Frauen, die in der Gemeindeverwaltung und in jüdischen Organisationen tätig waren, gewonnen werden. Immer wieder erging auch an Bertha Falkenberg die Bitte, in den Bezirksgruppen zu sprechen. „Eine Meisterin der Rede, wusste sie immer wieder ihre Hörerschaft zu fesseln",[8] stellte Margarete Jacoby, eine enge Mitstreiterin im JFB, in ihrer Würdigung der Arbeit Bertha Falkenbergs fest. In den „Blättern des Jüdischen Frauenbundes" lassen sich häufig Ankündigungen für ihre Vorträge in den einzelnen Ortsgruppen zu verschiedenen Themen, vor allem auf dem Gebiet der Sozialarbeit, finden.

Um Frauen zu befähigen, selbst Vorträge zu halten und die Treffen der Bezirksgruppen zu leiten, wurden Rednerinnenkurse angeboten. In diesen Kursen wurde versucht, „über geistige Themen, kurz und straff zusammengefaßt, zu referieren und eine Debatte sachlich zu führen. Ebenso wurde gezeigt, wie Aussprachen über Weltanschauungspro-

*Vgl. Jerke, „Des Gotteshauses Bedeutung und Berechtigung"

bleme geleitet und auf neutralem Boden geführt werden müssen, wie jede Anschauung zu Wort kommen soll, wie aber dem Sinne und dem Wortlaute der Statuten des JFB entsprechend, jede einseitige subjektive Schärfe oder persönliche Bezugnahme vermieden werden kann und muß."[9] In der Jahresversammlung des Verbandes Berlin, die im März 1931 abgehalten wurde, stellt Bertha Falkenberg jedoch fest, daß die von allen Teilnehmerinnen als besonders wertvoll gelobten Rednerinnenkurse keine spürbare Auswirkung auf die Arbeit der Ortsgruppen hatten: „Es war daran gedacht, daß die Teilnehmerinnen in ihrer Gruppe abwechselnd die Zusammenkünfte oder Arbeitsgemeinschaften leiten oder selbst Referate bzw. Vorträge halten sollten. Leider ist das nirgends geschehen oder nur von den Frauen, die auch ohne Kurse schon leitend und rednerisch sich betätigt hatten. Immer aufs neue muß aber dringend darauf hingewiesen werden, daß die Gruppen nicht auf der Jagd nach Vorträgen Prominenter sein mögen, sondern in den eigenen Reihen den Mut zum Hervortreten stärken sollen, daß sie an Hand unserer Blätter, an Hand von Zeitschriften und Büchern Zeitfragen und was uns Frauen darüber hinaus bewegt und angeht, miteinander in Arbeitsgemeinschaften und Diskussionen erörtern müßten."[10]

Neben den Rednerinnenkursen wurden auch Schulungen über die Organisation und die Aufgaben der Jüdischen Gemeinde und die jüdische und allgemeine Wohlfahrtspflege organisiert, denen Bertha Falkenberg eine große Bedeutung beimaß. Sie war der Überzeugung, daß mit der Durchsetzung des Frauenwahlrechts die Frauen auch die Verpflichtung hatten, am Ausbau der Gemeinde mitzuarbeiten, nicht nur in der Repräsentantenversammlung und im Vorstand, sondern auf allen Gebieten der Gemeindeverwaltung. Frauen wurde deshalb die Möglichkeit geboten, sich für die Mitarbeit in der Gemeinde und ihren Gremien zu qualifizieren.

Eines der wichtigsten Arbeitsfelder des JFB war die Sozialarbeit. In welch großem Umfang der JFB sich auf diesem Gebiet für die jüdische Gemeinschaft engagierte, läßt sich nicht zuletzt an der Vielzahl sozialer Einrichtungen, die der Verband Berlin (bzw. einzelne Ortsgruppen) unterhielt und von denen viele in der Amtszeit von Bertha Falkenberg entstanden. Im Mädchenwohnheim, eine der ältesten Einrichtungen des Berliner Verbandes in der Rosenthaler Straße 40/41 – es bestand seit 1912 –, konnten 18 alleinstehende erwerbstätige junge Mädchen gegen ein geringes Entgelt aufgenommen werden. Im Juni 1925 weihte Bertha Falkenberg das Studentinnenwohnheim (Mädchenwohnheim II) in der Auguststraße 14–15 ein[11], das ab 1929 von der Bezirksgruppe Schöneberg geleitet wurde und zehn jungen Frauen, die sich in der Ausbildung befanden, Unterkunft bot. Anläßlich ihrer silbernen Hochzeit im Juli 1927 bekam Bertha Falkenberg vom Verband Berlin des JFB eine Summe überreicht, mit der der Aufenthalt eines jungen Mädchens in diesem Heim finanziert werden sollte. Mit dieser Spende wurde das Engagement von Bertha und Hermann Falkenberg gewürdigt, die sich „in gleicher Weise seit Jahren (...) mit ihrer ganzen Persönlichkeit für jüdische Gemeinschaftsinteressen einsetzten, sei es auf

Bertha und Hermann Falkenberg in Marienbad, Juli 1930

dem Gebiete der Wohlfahrtspflege, der Jugendfürsorge, sozialer Bestrebungen oder der Vertiefung und Veredelung des religiösen Empfindens".[12]

Im November 1927 wurde das erste Altersheim des Berliner Verbandes in der Großbeerenstraße 74 eröffnet. Es verfügte über neun Betten, Anfang der dreißiger Jahre waren es schon 22. Im Oktober 1930 konnte aufgrund einer großzügigen Stiftung ein weiteres Altersheim in der Königsallee 11a in Grunewald, das „Olga-Stern-Haus", eingerichtet werden. Die Leitung des Heims, das 33 Frauen und Männern aus dem Mittelstand aufnehmen konnte, übergab Bertha Falkenberg an Margarete Jacoby. Dorthin wurde auch die Geschäftsstelle des Verbandes Berlin des JFB verlegt. Ein geräumiger Gesellschaftssaal ermöglichte es nun, Sitzungen und Zusammenkünfte im eigenen Haus abzuhalten.

Berufstätige Mädchen und Frauen konnten sich ab 1927 in dem Erholungsheim des JFB in Woltersdorf erholen. Nach der Kündigung der Räume dort wurde 1931 ein neues Heim in Fangschleuse bei Erkner eröffnet. Es stand unter der Obhut der Bezirksgruppen Wilmersdorf und Grunewald-Dahlem. Die Bezirksgruppe westliche Vororte unterhielt ein Kindertagesheim in Nikolassee, in dem Kindergarten- und Hortkinder aus den ärmeren Teilen Berlins betreut wurden. 1929 konnten sich dort ungefähr 20 Kinder aus den Horten in der Fehrbelliner und der Meyerbeerstraße für vier Wochen erholen.

Außerdem unterhielt der Verband Berlin des JFB Beratungsstellen, in denen Frauen und Jugendlichen bei Erziehungsschwierigkeiten, Eheproblemen und wirtschaftlicher Not Hilfe angeboten wurde. 1932 richteten alle Bezirksgruppen Hausfrauensprechstunden ein, in Prenzlauer Berg wurden auch diese Beratungen in der jüdischen Volksschule in der Rykestraße und im jüdischen Wohlfahrtsamt Prenzlauer Berg in der Schönhauser Allee 23–25 abgehalten. Der Verband „Hauspflege" des JFB schickte in Familien, in denen die Hausfrau krank oder arbeitsunfähig war, Hauspflegerinnen. Die Hauspflegerinnen wurden in einem kurzen Kurs über ihre Pflichten und auch über alles, was bei der Pflege eines koscheren Haushalts zu beachten ist, informiert. Im Rahmen der Winterhilfe richteten einige Bezirksgruppen in Zusammenarbeit mit der Jüdischen Gemeinde „Warme Stuben" und Küchen ein und veranstalteten „lichte Nachmittage": „Kleinrentner kommen dort mit den Frauen der Bezirksgruppe in behaglichem Raume zusammen und vergessen bei Vorlesungen, Musik und einfacher Bewirtung die Not des Tages".[13] Ein Jugenddienst betreute junge Frauen, die aus Heimen entlassen wurden, wie dem für gefährdete Mädchen, das der JFB in Neu-Isenburg unterhielt.

In einem Artikel über „Fragen der erwerbslosen Jugend" aus dem Jahre 1932 berichtete Bertha Falkenberg über Kurse in Sprachen, Stenographie, Schreibmaschine, Nähen, Gymnastik, die der Verband Berlin unter Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse weiblicher jugendlicher Arbeitsloser für Mädchen anbot.[14] Außerdem unterhielt der JFB noch eine Gefährdetenfürsorge, eine soziale Gerichtshilfe zur Betreuung jüdischer Angeklagter und die Bahnhofshilfe. Die Reihe der

Warteraum beim Wohlfahrtsamt der Jüdischen Gemeinde zu Berlin

Arbeitsgebiete des Verbandes Berlin und seiner Bezirksgruppen ließe sich sicher noch fortsetzen. Bertha Falkenbergs Ziel war es, die Arbeit des JFB auf sozialem Gebiet auszubauen: „Immer wieder gab sie neue Anregungen, immer stuermte sie vorwaerts, es durfte fuer sie kein Abwaerts, nur ein Aufwaerts geben. Jedes Jahr wollte sie etwas Neues dem juedischen Frauenbund einfuegen."[15]. Ende der zwanziger Jahre, mit dem Einsetzen der Weltwirtschaftkrise, von der auch breite Kreise der jüdischen Bevölkerung betroffen waren, hatte der JFB sein Angebot an sozialen Diensten enorm erweitern können.

Hilfe für Bedürftige in Prenzlauer Berg

Über ihre sicher sehr arbeitsaufwendige Tätigkeit als Organisatorin der Sozialarbeit des JFB im Berliner Maßstab, als Repräsentantin der Jüdischen Gemeinde hinaus engagierte sich Bertha Falkenberg auch für die sozial Schwachen in Prenzlauer Berg, ihrer Wohngegend. In diesem dicht bevölkerten Stadtbezirk war die Zahl der Notleidenden, die vom Wohlfahrts- und Jugendamt der Jüdischen Gemeinde betreut wurden, sehr hoch. Bertha Falkenberg befürwortete die Idee der modernen Wohlfahrtspflege, die Familienpflege, die mit der Gründung des dezentral organisierten Wohlfahrts- und Jugendamts der Jüdischen Gemeinde im Jahre 1922 in die Praxis umgesetzt wurde: „Ein einziger Pfleger soll die bedürftige Familie betreuen, ein Pfleger, der in der Nähe wohnt, dem der Pflegling ohne Zeit- und Geldverlust seine Sorgen und Nöte anvertrauen kann, ein Pfleger, der immer zu freundlichem Zuspruch, zu Rat und Hilfe bereit ist, der, ob es sich um Arbeitslosigkeit, um Krankheit, um sittliche oder körperliche Verelendung handelt, immer die geeigneten Wege seinem Pfleglinge weist oder für ihn geht."[16]

In Prenzlauer Berg mußten Mitte der zwanziger Jahre ungefähr 600 Familien, insgesamt 1800 bis 2000 Personen, vom jüdischen Wohlfahrtsamt ständig betreut werden. Dem standen nur 120 Frauen und Männer gegenüber, die als Pflegerinnen und Pfleger ehrenamtlich arbeiteten, außerdem waren die zur Verfügung stehenden finanziellen Mittel unzureichend. Bertha Falkenberg kritisierte, daß unter solchen Bedingungen eine ausreichende Fürsorge nicht möglich sei. Neben ihrer Arbeit als Familienfürsorgerin übte sie noch weitere ehrenamtliche Tätigkeiten beim Wohlfahrts- und Jugendamt der Jüdischen Gemeinde in Prenzlauer Berg aus: Sie leitete die Jugendkommission und war Vorsitzende des „Küchenkommandos". In der Küche des Wohlfahrtsamtes, die sich in der Schönhauser Allee 23–25 befand, wurden täglich ungefähr 60 Essen an Bedürftige ausgegeben.

Sozialfürsorge der Jüdischen Gemeinde Berlin, um 1935

Eintreten für Frauenrechte im religiösen Leben

In ihrem Wirken für die jüdische Gemeinschaft auf sozialem Gebiet sah Bertha Falkenberg die Erfüllung einer religiösen Pflicht, in sozialem Gefühl und sozialem Tun die Grundlagen wahren Judentums. Anders als viele Jüdinnen und Juden ihrer Zeit, die längst schon dem Judentum entfremdet waren, verstand sich Bertha Falkenberg als eine

religiöse Frau, für die jüdische Traditionen im alltäglichen Leben noch eine Bedeutung hatten. In einer Würdigung zu ihrem 60. Geburtstag wurde ihre „eingehende Kenntnis des jüdischen Lebens" hervorgehoben.[17] „Mit einem unglaublichen Gedaechtnis begabt, schlug sie Jeden, der mit ihr um ein Wort im Buche der Propheten stritt", bemerkte Margarete Jacoby[18]. Auch ihre Wortmeldungen in der Repräsentantenversammlung und verschiedene Beiträge in den „Blättern des Jüdischen Frauenbundes" und der „Liberal-jüdischen Zeitung" zu religiösen Themen bestätigen, daß sie, die auch eine ausgebildete Religionslehrerin war, über ein umfangreiches jüdisches Wissen verfügte.

Bertha Falkenberg fühlte sich der religiös-liberalen Bewegung verbunden, die sich im vorigen Jahrhundert herausgebildet hatte und sich bis zu den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts zu einer der wichtigsten religiösen Strömungen im Judentum in Deutschland entwickelte. Als eine Art Gegenbewegung zu der sogenannten Orthodoxie war eine ihrer zentralen Forderungen die nach einer Reform des als nicht mehr zeitgemäß empfundenen Gottesdienstes. Die 1908 gegründete, in ganz Deutschland wirkende „Vereinigung für das liberale Judentum" setzte sich für die Verbreitung religiös-liberaler Ideen ein. Bertha Falkenberg gehörte über mehrere Wahlperioden dem Vorstand dieser Organisation an, in dem nur sehr wenige Frauen vertreten waren.

Obwohl es ein Ziel der „Vereinigung für das liberale Judentum" war, die Teilnahme der Frauen am religiösen und Gemeindeleben zu fördern, stellte Bertha Falkenberg in einem Artikel, der 1932 in der „Jüdisch-liberalen Zeitung" erschien, fest, daß die Arbeit der Frauen innerhalb der liberalen Bewegung keine angemessene Anerkennung finde. Sie schreibt, daß die religiös-liberale Aufbauarbeit nach außen hin nur von einigen wenigen vertreten wird, daß sich aber endlich der Blick auf diejenigen richten müsse, „die unermüdet und nie entmutigt die Kleinarbeit leisten, die kaum auf Beachtung, geschweige denn auf Anerkennung und Ehrung rechnen können, und ohne die doch nie etwas erreicht wurde und werden kann. Die rechte und konsequente Durchführung der Kleinarbeit und ihre Wertung auch in den eigenen Reihen ist das Fundament liberaler Aufbauarbeit. Diese Kleinarbeit wird vor allem von den Frauen geleistet werden."[19]

Als Wirkungsfeld der Frauen sah Bertha Falkenberg vor allem das Haus und die Familie an, den Müttern obliegt die wichtige Aufgabe der Erziehung der Kinder, der Vermittlung jüdischen Wissens an die nächste Generation. Daher maß sie der jüdischen Bildung von Frauen eine große Bedeutung bei. So forderte sie auf einer Sitzung der Repräsentantenversammlung im Jahre 1928 die Einrichtung von Kursen für junge Mütter in allen Stadtgegenden, wo diese ihre jüdischen Kenntnisse erweitern und auffrischen konnten, und schlug vor, Eltern neugeborener Kinder einen Gutschein und ein Glückwunschschreiben zu schicken, in dem sie aufgefordert werden sollten, in der Synagoge das Gebet für die Mutter und das neugeborene Kind sprechen zu lassen. Auch als Vorsitzende des Stadtverbandes Berlin des JFB initiierte sie immer wieder Kurse und Vorträge, wie zur religiösen Erziehung der

Jugend, zum Festtagszyklus, zur Stellung der Frau im Judentum, zum jüdischen Ehe- und Scheidungsrecht.

Bertha Falkenberg setzte sich auch mit Fragen der religiösen Gleichberechtigung von Frauen auseinander. Zwar hatten die Frauen sich das aktive und passive Wahlrecht in der Berliner Gemeinde erkämpft, doch in den meisten Synagogen saßen sie von Männern getrennt und wurden auf die Emporen verbannt. Als im Februar 1929 in der Repräsentantenversammlung die Aufhebung der Geschlechtertrennung in der Synagoge Prinzregentenstraße in Berlin-Wilmersdorf, die 1930 eingeweiht wurde, zur Debatte stand, ergriff Bertha Falkenberg in der heftigen, von kontroversen Standpunkten getragenen Diskussion das Wort. Im Gegensatz zu Lina Wagner-Tauber, die in diesem Vorschlag eine Verwässerung des Judentums sah, befürwortete sie das Zusammensitzen von Frauen und Männern. Sie betonte, daß sie dies auch als wichtigen Faktor der Aufrechterhaltung jüdischen Lebens sah: „Wir sind der Ansicht, daß das Neue, das wir fordern, nicht zu einem Abbröckeln, sondern zu einer neuen Lebendigmachung im Judentum führen wird."[20] Sie konnte nicht verstehen, daß Frauen sich unter Männern unwohl fühlen könnten, denn „ich bete in meiner jüdischen Gemeinschaft, und ich fühle mich eins in diesem Augenblick mit allen, die um mich sind".[21] In ihrer Synagoge, der von ihrem Ehemann Hermann Falkenberg (1869–1936) 1923 begründeten „Liberalen Synagoge Norden" in der Schönhauser Allee 162, konnten Frauen und Männer von Anfang an zusammensitzen, was gerade von den Frauen sehr begrüßt wurde.*

Radikalere Forderungen nach einer völligen religiösen Gleichstellung der Frauen, die zu dieser Zeit auch nicht Teil des offiziellen Programms des JFB waren, hat sie wahrscheinlich nicht gestellt. Gleichwohl wurde die passive Rolle der Frauen in den Synagogen immer mehr in Frage gestellt. Als im Rahmen der Tagung des „Weltverbandes für das religiös-liberale Judentum", der „World Union of Progressive Judaism", 1928 in Berlin Lily Montagu (1874 – 1963), die diese Organisation 1926 mitbegründet hatte, während eines Festgottesdienstes in der Reformgemeinde sprach, predigte zum ersten Mal in Deutschland eine Frau in einer Synagoge. Bertha Falkenberg gehörte dem Berliner Ehrenausschuß der „Vereinigung für das liberale Judentum" zur Vorbereitung dieser Tagung an und zählte zu den von der Vereinigung entsandten Delegierten. Sicherlich wird diese Predigt, die ein großes Echo in der jüdischen Presse fand, auch auf sie einen großen Eindruck gemacht haben, lud sie doch Lily Montagu zu einer Zusammenkunft des JFB ein, in der diese über ihr Leben sprach. Zwei Jahre später stellte Lily Montagu auf einer Kundgebung anläßlich der in Berlin stattfindenden Vorstandssitzung des „Weltverbandes für religiös-liberales Judentum" fest, daß es in Deutschland höchste Zeit sei, daß die jüdischen Frauen, die auf dem Gebiet der Sozialarbeit so viel erreicht hatten, von den Galerien der Synagogen hinuntersteigen und in das Leben der Synagoge selber eingreifen sollten, was in England und Amerika schon längst selbstverständlich war. Zu dieser Zeit, im Jahre 1930, been-

*Vgl. Dämmig, Die Liberale Synagoge Norden

dete Regina Jonas (1902–1944) als erste Frau ihr Studium an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums in Berlin. Ihre religionsgesetzliche Prüfungsarbeit schrieb sie zu der Frage „Kann die Frau das rabbinische Amt bekleiden?". Zu diesem Thema hielt sie auch 1931 einen Vortrag im JFB. Sie wurde 1935 als erste Rabbinerin ordiniert. 1944 wurde sie in Auschwitz umgebracht.

„Und dennoch" – die Jahre von 1933 bis 1938

1933, als die Nationalsozialisten an die Macht kamen, war Bertha Falkenberg krank und litt darunter, nichts unternehmen zu können: „Jetzt wo so viel Entsetzliches passiert, muss ich hier liegen und kann nicht helfen."[22] Sobald sie wieder gesund war, stürzte sie sich in die Arbeit. Getreu ihrem Wahlspruch „Und dennoch", mit dem sie ihre Tätigkeit als Vorsitzende der Berliner Ortsgruppe des JFB begonnen hatte, stellte sie sich der neuen Situation, den neuen Anforderungen. Ihre früher geäußerte Absicht, von ihrem Amt zurückzutreten, setzte sie nicht in die Tat um. Im Juli 1933 erschien ein Aufruf von ihr im „Gemeindeblatt der Jüdischen Gemeinde zu Berlin", in dem sie sich an die jüdischen Frauen wandte und sie aufforderte, im Verband Berlin des Jüdischen Frauenbundes mitzuarbeiten: „Diese Zeit stellt uns täglich vor neue Aufgaben. Um sie zu lösen, brauchen wir alle arbeitsfreudigen jüdischen Frauen, auch die, die uns bisher noch ferner standen. Nicht durch ein ‚Nebeneinander', nur durch ein ‚Miteinander' aller jüdischen Frauen kann unser Frauenhilfswerk zum Segen der Unsrigen erstarken."[23]

Trotz erschwerter Arbeitsbedingungen – die Arbeit des JFB wurde von den Behörden genau kontrolliert – konnte die Sozialarbeit erweitert werden, neue Einrichtungen entstanden. Auch die Mitgliederzahl des JFB war nach 1933 stark angestiegen. Zum einen mußten viele kleinere jüdische Frauenvereine sich auf Anweisung der Behörden dem JFB angliedern. War der JFB bis dahin vor allem eine Organisation gewesen, die von Hausfrauen getragen wurde, so schlossen sich ihm jetzt auch verstärkt berufstätige Frauen an, die aus den Fach- und Berufsorganisationen, denen sie angehört hatten, ausgeschlossen worden waren. Sie bildeten im Dezember 1933 innerhalb des JFB die Gruppe der berufstätigen Frauen, die im Laufe von anderthalb Jahren auf 400 Mitglieder anwuchs. „Bertha F. wollte diesen Frauen auch ein Heim geben, eine Moeglichkeit sich zu treffen, zu Stricknachmittagen, zu Vortraegen & zu dem fuer Viele so gewohnt gewordenen Bridge."[24] Im Mai 1934 wurde das Klubheim des JFB in der Lützowstraße 49 eröffnet, dessen Leitung in den Händen von Bertha Falkenberg und Emmy Rosenthal-Kuczynski lag. Für die Instandsetzung und die Inneneinrichtung stand u. a. eine Summe zur Verfügung, die Bertha Falkenberg anläßlich ihres zehnjährigen Jubiläums als Vorsitzende des Verbandes Berlin des JFB als Spende überreicht worden war. Die Räume wurden von der Gruppe der berufstätigen Frauen, aber auch von den Bezirksgruppen, der Jugendgruppe und anderen für ihre Zusammenkünfte benutzt. Jeden Monat wurden Vorträge, Musikabende und

Lesungen organisiert. In einer Mitteilung von Mitgliedern des Klubausschusses aus dem Jahre 1936 wurde jedoch der Wunsch geäußert, in größerem Maße Frauen für die Gestaltung dieser Veranstaltungen zu gewinnen.[25]

Kurze Zeit nach der Einweihung des Klubheims, am 24. Juli 1934, wurde das Erholungsheim des JFB in Lehnitz eröffnet.[26] Das Gebäude war 1899 von dem Ehepaar Rosa und Louis Sachs gestiftet worden, 1929 übernahm es die Jüdische Gemeinde. Bertha Falkenberg hatte die Idee, dieses Haus, das zwar wunderschön gelegen, aber sehr verwahrlost war, in ein Erholungsheim umzuwandeln. Trotz aller Bedenken sowohl von seiten der Jüdischen Gemeinde als auch von seiten des JFB setzte sie es durch, daß dieses Haus dem JFB übergeben wurde. Bei der feierlichen Einweihung des Heims schilderte Bertha Falkenberg die Schwierigkeiten, die der Frauenbund überwinden mußte, um das Gebäude und die umliegenden Grundstücke instandzusetzen: „Fast ohne Mittel hatten die ehrenamtlichen Helferinnen des Frauenbundes das Inventar des Hauses, nachdem es der Gemeindevorstand baulich erneuert hatte, aus einem Trümmerhaufen in helle und handliche Dinge verwandelt."[27] Das Erholungsheim Lehnitz bestand bis Dezember 1938 und diente auch als Ferien- und Dauerkinderheim sowie als Tagungsstätte für den JFB und andere jüdische Organisationen. Für schulentlassene Mädchen wurden dort in einer hauswirtschaftlichen Schule Halbjahres- und Jahreskurse zur Ausbildung in allen Zweigen der Hauswirtschaft angeboten.

Postkarte des späteren Erholungsheimes in Lehnitz, 20er Jahre

Die hauswirtschaftliche Ausbildung war einer der Arbeitsschwerpunkte des JFB nach 1933 geworden. Durch die Überalterung der jüdischen Bevölkerung, die durch die Auswanderung vieler junger Leute zugenommen hatte, gab es in den Gemeinden einen hohen Bedarf an Krankenschwestern, Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern sowie Hausangestellten. Nach dem Erlaß der „Nürnberger Gesetze" im Jahre 1935 nahm die Nachfrage nach jüdischen Hausangestellten noch zu, da verboten wurde, „arische" Angestellte unter 45 Jahren in einem jüdischen

Haushalt zu beschäftigen. In dem Beruf der Hausangestellten sah der JFB eine der wenigen Möglichkeiten, das wirtschaftliche Überleben abzusichern, wurde es doch für jüdische Frauen immer schwerer, eine Arbeit zu finden. Andererseits zielte diese Ausbildung auch auf eine denkbare Beschäftigung in der Emigration ab. Der Jüdische Frauenbund hatte in der ganzen Stadt Beratungsstellen eingerichtet, wo Haushaltshilfen vermittelt wurden und über Kurse zur Anlernung und Fortbildung in der Hausarbeit informiert wurde. Die Beratungsstelle in Prenzlauer Berg befand sich im Jüdischen Wohlfahrtsamt in der Schönhauser Allee 23–25.

Eine weitere Arbeitsmöglichkeit für Frauen bot der JFB im Rahmen der „Jüdischen Hauspflege" an, die auf Anregung von Bertha Falkenberg ins Leben gerufen und von Emmy Rosenthal-Kuczynski geleitet wurde. 1934 waren 158, 1936 bereits 200 Hauspflegerinnen tätig, die bei Krankheit oder Verhinderung der Hausfrau die Familien und alte und kranke Menschen versorgten. „In unserer Arbeit spiegelt sich deutlich das persönliche Leid der Juden in Deutschland ab. Immer mehr Jugend geht hinaus, Kinder und Enkel, die sonst in Krankheitsfällen und Not helfend eingegriffen hätten, wandern aus; und es bleiben die Alten vereinsamt, oft aus ihren Berufen gerissen, seelisch gebrochen zurück. Wir werden häufig zu Familien gerufen, die niemals die Wohlfahrt in Anspruch genommen haben"[28], heißt es im Arbeitsbericht aus dem Jahre 1936. Die Arbeit der „Jüdischen Hauspflege" wurde ehrenamtlich von 25 Frauen in den 17 bezirklichen Meldestellen – die für Prenzlauer Berg befand sich bei Edith Neihoff in der Prenzlauer Allee 15 – organisiert.

Auch in den Berufen der Kindergärtnerinnen und Hortnerinnen, der technischen und Volksschullehrerinnen fehlte es an jüdischem Nachwuchs, wie Bertha Falkenberg auf einer Fachtagung über hauswirtschaftliche Ausbildung im Januar 1934 feststellte. So wirkte der Frauenbund bei der Errichtung eines Seminars für jüdische Kindergärtnerinnen und Hortnerinnen in der Meinekestraße 22 mit, wo 31 junge Frauen im Frühjahr 1934 ihre Ausbildung begannen. Auch dieses Beispiel zeigt, daß der JFB sich während der Nazizeit verstärkt um die Berufsausbildung und -umschulung von Frauen und Mädchen kümmerte, ein Arbeitsgebiet, dem sich Bertha Falkenberg sowohl innerhalb der Jüdischen Gemeinde als auch innerhalb des JFB widmete.

Ein anderer Arbeitsschwerpunkt des JFB war die Jüdische Winterhilfe. Ab 1935 wurden jüdische Hilfsbedürftige nicht mehr vom Winterhilfswerk des Deutschen Volkes versorgt, Jüdinnen und Juden nicht mehr um Spenden gebeten. Mit dem Winter 1935/36 kam der Jüdischen Winterhilfe, deren Träger in Berlin das Jugend- und Wohlfahrtsamt der Jüdischen Gemeinde war, eine große Bedeutung zu. Im Winterhalbjahr wurden diejenigen, die ihren eigenen Lebensunterhalt oder den ihrer Angehörigen nicht mehr bestreiten konnten, mit Nahrungs- und Genußmitteln, Kleidung und Brennmaterialen unterstützt. Im Dezember 1935 nahmen mehr als 25 000 Bedürftige die Leistungen der Jüdischen Winterhilfe in Anspruch, zu Beginn des Jahres 1936 waren es

Ein jüdisches Hausmädchen beim Einkaufen, um 1935

schon mehr als 27 500. In den Bezirken Norden und Mitte lagen die Zahlen der zu Betreuenden über dem Berliner Durchschnitt. Die dafür notwendigen Mittel wurden durch monatlich zu leistende Beiträge, die Eintopfspende, die Haussammlung (Straßensammlungen waren nicht erlaubt), die Büchersammlung und die Pfundspende aufgebracht. Die Sammlung der Pfundspende (Lebensmittel), die auch durch einen Geldbetrag abgegolten werden konnte, wurde von den Frauenverbänden organisiert, die „die sehr mühselige und umfangreiche Arbeit des Werbens, des Einsammelns, des Zurechtmachens der Pakete, der Verteilung und der genauen Buchführung aller eingegangenen Spenden übernommen haben."[29] Im Winter 1935/36 hatten ungefähr 2 000 Frauen ehrenamtlich bei der Pfundsammlung mitgearbeitet und über 72 000 Pakete verteilt. In Prenzlauer Berg war wiederum Edith Neihoff in der Prenzlauer Allee 15 die Verantwortliche. Ungefähr ein Drittel des wertmäßigen Aufkommens der Jüdischen Winterhilfe wurde durch Kleidung erbracht. Die Kleiderkammer der Berliner Jüdischen Gemeinde in der Choriner Straße 26 spielte in diesem Zusammenhang eine große Rolle.

Kleiderkammer der Jüdischen Gemeinde Berlin, Choriner Straße 26, (über der Tür steht: Ausstattung der Braut)

Als Bertha Falkenberg im April 1936 ihren 60. Geburtstag feierte, der von der Trauer um ihren kürzlich verstorbenen Ehemann, Hermann Falkenberg, überschattet war, wurde ihr unermüdliches Engagement auf sozialem Gebiet gewürdigt: „Frau Falkenberg übt das Amt der Repräsentantin der Berliner jüdischen Frauenbewegung seit 11 Jahren aus, und sie tut es heute mit dem gleichen Elan und demselben Zielbewußtsein, das sie seit dem ersten Tage ihrer Amtsübernahme bekundet hat. Die jüdischen Frauen für die Arbeit in der Gemeinschaft einzuordnen, ihnen Weg und Ziel zu zeigen, kennzeichnet die Lebensarbeit Berta Falkenbergs. Zahlreiche Einrichtungen sind ihrer Initiative zu danken. Sie hat nie den Grundsatz vertreten, für die Organisation, die sie leitet, nur Forderungen aufzustellen, sie war immer bereit, die orga-

nisierte Frauenbewegung für die Gemeinschaft einzusetzen, der sie damit eine Fülle von Arbeitskraft, insbesondere für die sozialen Institutionen zuführte. Diesem großen Gebiet der sozialen Arbeit gilt auch die persönliche Arbeit Bertha Falkenbergs, ihr warmherziges Eintreten für alle Notleidenden und Bedürftigen ist immer zu spüren, wenn man ihrer Tätigkeit in der jüdischen Öffentlichkeit nachgeht. In der Repräsentanten-Versammlung unserer Gemeinde nimmt Bertha Falkenberg eine führende Stellung ein, ihr Wort findet Beachtung, weil es eingegeben ist von einer starken Empfindung für alle jüdischen Interessen und von einer eingehenden Kenntnis des jüdischen Lebens."[30] Nach dem Tod von Hermann Falkenberg gab Bertha Falkenberg die Wohnung in der Lottumstraße 22 auf und zog in die Trendelenburgstraße 16 in Charlottenburg, wo sie mit ihrer unverheirateten Schwester Johanna Ginsberg (1879–1943) zusammenlebte.

1936 fanden erneut Wahlen zur Repräsentantenversammlung statt. Dieses Mal entbrannte kein Wahlkampf: „Wie kaum jemals zuvor mahnt die Situation der Juden zu Einheit und Solidarität. Gemeinsam ist unser Geschick, verbunden wollen wir es tragen. Die Meinungsverschiedenheiten, die uns in früheren Jahren getrennt haben, haben an Bedeutung verloren, die gemeinschaftlichen Aufgaben sind in den Vordergrund getreten. Zur gegenseitigen Hilfe und gegenseitigem Beistand sind wir verpflichtet", hieß es in einem Aufruf zur Wahl.[32] Auf einer Einheitsliste, auf der auch Bertha Falkenberg an 22. Stelle aufgeführt war, waren Kandidatinnen und Kandidaten aller Richtungen vertreten. Ende November 1936 wurden die auf dieser Liste verzeichneten ersten 41 Personen als Mitglieder der Repräsentantenversammlung bestätigt.

Im Oktober 1937 wurde Bertha Falkenberg auf der Mitgliederversammlung des JFB erneut einstimmig zur ersten Vorsitzenden des Berliner Stadtverbandes des JFB gewählt. Doch schon 1938 wurde der Stadtverband Berlin des JFB aufgelöst. Alle Einrichtungen des JFB wurden der Jüdischen Gemeinde übergeben. „Fuenf Jahre hast Du, Bertha Falkenberg, den Verband jued. Frauen, Berlin, unter schwerster Verantwortung, in traurigster Zeit durch alle Klippen hindurchgefuehrt. Fuenf Jahre lang sind wir immer wieder und wieder nach dem Alexanderplatz bestellt worden, um durch unsere Unterschrift zu besiegeln, dass wir streng die uns vorgeschriebenen Gesetze einhalten wuerden. Fuenf Jahre lang haben wir die Gegenwart eines Aufsichtsbeamten bei jeder noch so kleinsten Zusammenkunft erdulden muessen. Du hast immer Haltung und Ruhe bewahrt, Bertha Falkenberg."[33]

Pfund-Spende der Jüdischen Winterhilfe, November 1937 (im Hintergrund die Kinder Ruth und Georg des Fotografen Abraham Pisarek)

Überleben 1938–1946

1938, nach dem Novemberpogrom, stieg die Zahl der Auswandernden sprunghaft an. Auch Bertha Falkenbergs Tochter, die Ärztin Dr. Hanna Beermann, verließ im Mai 1939 mit ihrem Ehemann und ihrem acht Monate alten Kind Deutschland und emigrierte nach England. Ihr Sohn, Paul Falkenberg, hatte schon 1932 Deutschland verlassen und war 1938 in die USA eingewandert. Ihr 1883 geborener Bruder Sieg-

fried Heinrich Ginsberg lebte ab 1940 in Palästina im Kibbuz Hasorea. 1941 mußten Bertha Falkenberg und ihre Schwester Johanna Ginsberg ihre Wohnung in der Trendelenburgstraße 16 aufgeben, fast alle ihre Möbel verkaufen und innerhalb von fünf Tagen in ein gemeinsames Zimmer zur Untermiete in Tiergarten, Blumeshof 15, ziehen, wo auch eine enge Vertraute und Freundin aus dem JFB, Hanna Guttmann mit ihrer Tochter Martha inzwischen wohnte. Als im Oktober 1941 die Deportationen Berliner Jüdinnen und Juden begannen, leitete Bertha Falkenberg eine Verpflegungsgruppe, die die Deportierten auf dem Bahnhof mit Nahrung versorgte, eine schwierige Aufgabe angesichts der Nahrungsmittelknappheit und der Tausende von Menschen, die verpflegt werden mußten. Am 26. August 1942, ein Jahr nach ihrem Umzug in das Zimmer in Blumeshof 15, wurde Bertha Falkenberg zusammen mit ihrer Schwester Johanna Ginsberg, Hanna Guttmann und deren Tochter Martha mit dem 50. Alterstransport nach Theresienstadt deportiert. Ihr Vermögen wurde eingezogen, der Haushalt aufgelöst. Die Einnahmen aus dem Verkauf der letzten noch vorhandenen Möbelstücke floß dem Oberfinanzpräsidium zu.

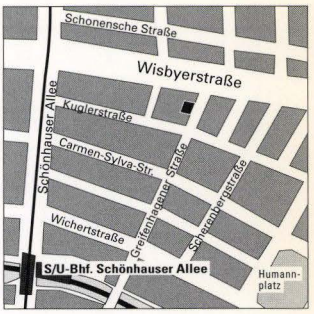
Innerhalb weniger Monate verlor Bertha Falkenberg in Theresienstadt die drei Frauen, die ihr nahestanden: Hanna Guttmanns Lebenswille nahm ab, sie wurde schwächer und schwächer, am 9. Januar 1943 starb sie. Deren Tochter Martha starb am 16. Januar 1943 an Diphterie. Johanna Ginsberg begann trotz ihres Alters als Krankenschwester zu arbeiten, womit Bertha Falkenberg nicht einverstanden war, befürchtete sie doch, daß ihre Schwester dieser harten Arbeit nicht gewachsen war. Am 7. März 1943 verlor Bertha Falkenberg auch ihre Schwester, die eine Operation an einem Abszeß nicht überstand.

Im Februar 1945 gelangte Bertha Falkenberg mit einem Transport von 1200 Häftlingen aus Theresienstadt in die Schweiz. Diese einmalige Hilfsaktion kam aufgrund von Verhandlungen des Schweizer Politikers Jean-Marie Musy (1876 – 1952) mit Himmler zustande. Bertha Falkenberg kam in einem Flüchtlingsheim in Engelberg unter, von dort aus bemühte sie sich um eine Einreiseerlaubnis in die USA. Im April 1946 feierte sie, fern von ihrer Familie, ihren 70. Geburtstag; ihre Tochter, die sie besuchen wollte, hatte kein Visum für die Schweiz erhalten. Endlich waren alle Formalitäten erledigt, Bertha Falkenberg hatte das Einreisevisum für die USA und eine Fahrkarte nach London. Doch sie konnte die Reise zu ihren Kindern nicht mehr antreten. Am 20. Mai 1946 starb sie in Engelberg in der Schweiz.

Regina Scheer

Der Mann, der Verlorenes wieder sichtbar machte

Willi Seef Holzer, Rodenbergstraße 5,
Greifenhagener Straße 36, Prenzlauer Allee 6,
Schönhauser Allee 115



Anfang 1963 kam ein Mann aus Tel Aviv nach Berlin. Er war in dieser Stadt geboren und aufgewachsen, und er hatte sie 25 Jahre lang nicht gesehen. Als er kam, wußte er gar nicht, ob er bleiben wollte, aber etwas war noch offen zwischen ihm und der Stadt Berlin. Als er sie verlassen hatte, war er ein Vertriebener gewesen, wie ein Sträfling waren er und sein Vater abgeführt worden. Der Vater war nun schon lange tot, der Bruder des Mannes führte in Tel Aviv ein Geschäft, die Mutter war alt, die Schwester lebt in Amerika. Der Mann hatte eine Scheidung hinter sich und suchte nach einem Neuanfang. Er traf in Berlin einen Freund, der aus Australien zurückgekehrt war, und gemeinsam versuchten sie, eine Kneipe zu führen. Nicht, daß ihm das besonders lag, aber er hatte schon allerlei gemacht, als Schlosser gearbeitet, gehandelt. Die Zeiten, seine Zeiten, waren nicht so, daß er sich das aussuchen konnte. Manchmal ging er über die Grenze in den Osten der Stadt, wo das Haus seiner Eltern noch stand. Er fuhr in den Stadtbezirk Prenzlauer Berg, ging von der S-Bahn-Brücke in der Greifenhagener Straße auf das Haus zu, und plötzlich war da ganz stark das Gefühl, seine Eltern, die Mutter, wären zu Hause, würden auf ihn warten, wie die Mutter immer auf die Kinder gewartet hatte, wenn sie aus der Schule kamen. Er ging in das Haus und sah rechts und links an den Wänden Kacheln, auf denen Sportszenen dargestellt sind. Da wußte er, daß er diese Kacheln jahrzehntelang im Gedächtnis gehabt hatte, ganz schwach und unbestimmt, aber die Erinnerung war da und gab diesem Moment eine seltsame Prägung. Er ging durch die Stargarder Straße seinen alten Schulweg, vorbei an dem ehemaligen Feinkostladen, vor dem Rehe und Hirsche gehangen hatten. Und er sah die offenen Glasaugen der Tiere wieder vor sich und ein Unbehagen befiel ihn. In der Schönhauser Allee 98 ging er auf den zweiten Hinterhof, da befand sich noch immer eine Autowerkstatt. Die drei Fenster oben rechts gehörten zur Betstube, in die seine Eltern und die Familien der Onkel und Tanten bis 1939 gegangen waren. Jetzt wurden da Koffer hergestellt, und der Koffermacher wußte nichts von einer Synagoge. Der Mann ging in die Rykestraße, wo er zur Schule gegangen war und nichts an die Schule erinnerte, und er kam wieder und wieder, ging all diese Wege ab, und etwas hielt ihn fest in dieser Stadt Berlin, aus der die Gefährten seiner Jugend verschwunden waren, und nur manche Häuser noch standen wie stumme Zeugen. Er ging zur Kommunalen Wohnungsverwaltung in den Prenzlauer Berg und fragte nach seinem

Willi Holzer, 1996

Vaterhaus. Das könne er nicht zurückbekommen, erklärte man ihm, es sei denn, er wolle in der DDR leben. Das wollte er nicht. Aber er wollte auch nicht stillschweigend akzeptieren, was da geschehen war, und im Namen seiner Familie führte er einen Prozeß wegen einer Versicherung und noch einen Prozeß gegen das Entschädigungsamt, und er verlor beide, aber trotzdem ließ die Stadt Berlin ihn nicht los. Gewiß, etwas zog ihn auch immer wieder nach Israel, wo er eine Heimat gefunden hatte, wo er fünfundzwanzig Jahre gelebt hatte, wo seine Tochter und sein Bruder waren und viele Freunde. Als seine Mutter 1965 in Tel Aviv starb, gab die Familie ihre kleine Wohnung nicht auf, und seit 1983 lebt der Mann abwechselnd in Tel Aviv, wo er mehr Menschen kennt, die seine Kindheit und Jugend teilten als anderswo, und in Berlin, wo er auch wieder geheiratet hat, eine Deutsche, die Jüdin wurde. Und in der einen Stadt fehlte etwas, und in der anderen war etwas verlorengegangen, und der Gedanke ließ ihn nicht los, daß er das, was nur noch in seiner Erinnerung lebte und in der Erinnerung anderer, wie Puzzleteile wieder zusammensetzen müßte. Und Willi Holzer schrieb ein Buch, das er bescheiden eine Dokumentation nennt. „Jüdische Schulen in Berlin. Am Beispiel der privaten Volksschule Rykestraße". 1992 ist es bei der Edition Hentrich erschienen. Darin wird die Geschichte der jüdischen Schulen in Berlin dargestellt, über die jüdischen Jugendbünde gibt es ein Kapitel, über die Maßnahmen und Verbote der Nationalsozialisten, die alledem ein Ende machten, und es gibt ein Verzeichnis der Lehrer mit Fotos und bei manchen steht nur „Späteres Schicksal unbekannt" oder „In Auschwitz umgekommen", und von manchen gibt es nicht einmal ein Foto.

Aber es gibt jetzt ihren Namen in diesem Buch, das, so hatte Willi Holzer es auch gehofft, von vielen gelesen wurde, die eigene Erinnerungen fanden und dazugaben. Dieses Buch über die kurze Blüte einer jüdischen Schule in Berlin Prenzlauer Berg und über all die abgebrochenen, gebrochenen Biografien ist auch ein Buch über seine eigene Geschichte. Aber er sagt darin nicht einmal ICH. Er tritt zurück hinter das Buch, hinter die Dokumentation, wie er es nennt. Deshalb habe ich ihn nach seinem eigenen Leben gefragt.

Nathan Mechel Holzer, sein Vater, kam um 1905 als Sechzehnjähriger aus Galizien nach Berlin, wo schon ein Bruder lebte. Sie siedelten sich im Nordosten an, in der gerade entstandenen Kuglerstraße. Jeden Morgen gingen sie auf den Großmarkt, kauften Eier auf, die sie dann, mit einem Handwagen von Haus zu Haus ziehend, verkauften. Sie waren sogenannte Eierjuden, Nathan Mechel Holzer sprach anfangs nur jiddisch, erst in Berlin lernte er deutsch. Schon ein paar Jahre später konnte er sich ein Lebensmittelgeschäft kaufen. Er nannte sich nun Max Holzer. Mit großer Energie und Sparsamkeit sowie immer wieder neuen Einfällen gelang es ihm, wirtschaftlich aufzusteigen. Zu Beginn des Weltkrieges, ein knappes Jahrzehnt, nachdem er in Berlin angekommen war, hatte er bereits zwei Geschäfte, sogenannte Kolonialwarenläden. Der Bruder ging inzwischen seine eigenen Wege, auch ein dritter Bruder war nach Berlin gekommen, sie alle lebten in der

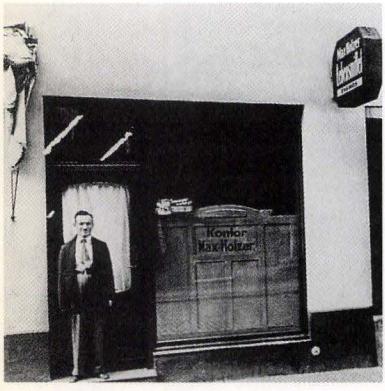
Max und Fanny Holzer um 1916

Fanny Holzer, geb. Lermer, vor dem Laden in der Rodenbergstraße mit ihren Angestellten um 1917

Gegend um die Schönhauser Allee. Im Februar 1916 heiratete Max Holzer, vermittelt durch einen Schadchen, den jüdischen Heiratsvermittler, Fanny Lermer aus Krakau. Ihre Eltern waren Adolf Lermer und Emilia Lermer, geborene Wachsberger. Sie kam nach Berlin, wohnte eine kurze Zeit in seiner Nähe, dann, als sie feststellten, daß sie zusammenpaßten, heirateten sie. Ihre Ehe wurde vor dem preußischen Standesbeamten im 10. Standesamt in der Rosenthaler Vorstadt registriert. Fanny war ein Jahr älter als er, eine gutaussehende, tüchtige Frau, die sich ihrem Mann völlig anpaßte. 1916 wurde er, da er österreichisch-ungarischer Staatsbürger war, zum Militär eingezogen. Seine Frau führte das Geschäft in der Rodenbergstraße zwei Jahre lang allein, bis zur Rückkehr ihres Mannes. Als er wiederkam – es gab keine Butter, keinen Honig, Lebensmittel waren knapp –, stellte er in einem Hinterzimmer in der Rodenbergstraße Kunsthonig her, den er gut verkaufen konnte. 1919 wurde Horst, der erste Sohn der Familie geboren, 1920 der zweite, Willi. Natürlich bekamen die Knaben auch jüdische Namen, Zwi und Seef, die wurden aber im Alltag nicht verwendet, erst Jahre später in Palästina wurden diese Vornamen benutzt. Die deutschen Namen zeigen den Anpassungswillen des Nathan Mechel Holzer. Selbstverständlich blieb er Jude, er war nicht orthodox, aber konservativ und traditionell, der Haushalt wurde koscher geführt. Gleichzeitig aber entwickelte er beinahe preußische Eigenschaften, seine Zuverlässigkeit und Pünktlichkeit, seine Ordnungsliebe und die Strenge, mit der er seine Kinder erzog, hatten eher in Deutschland Tradition als in der Heimat, aus der er kam. Die Eltern Max Holzers, Hirsch Holzer und Liebe Holzer, geborene Birn, hatten in Galizien nach jüdischer Art geheiratet, sie waren nicht beim Standesamt erschienen, weil die Juden in Österreich-Ungarn eigene Geburts- und Sterberegister führten,

eigene Eheschließungszeremonien besaßen. Nach jüdischem Recht waren die Kinder eheliche Kinder, aber Max Holzer hatte bei seiner eigenen Eheschließung feststellen müssen, daß er als unehelich galt, daß sein Name Holzer nicht anerkannt wurde, sondern er Birn nach der Mutter heißen sollte. Holzer, falsche Birn stand in der Urkunde. Da ließ er 1923 seine Eltern nach Berlin kommen, die er zuvor gebeten hatte, sich standesamtlich trauen zu lassen, legalisierte seinen Namen Holzer für sich und seine Kinder. Er machte sich also von einem unehelichen zu einem ehelichen Sohn. Das wurde nachträglich auf seiner Heiratsurkunde vermerkt. 1922 kaufte Max Holzer ein Haus in der Greifenhagener Straße und zwar direkt von den Griebenowschen Erben. Wilhelm Griebenow, der von 1784–1865 lebte, war Eigentümer mehrerer Ländereien vor dem Schönhauser Tor gewesen. Ihm ist zum Beispiel die Anlage der Pappelallee, auch der Kastanienallee zu verdanken, seine Grundstücke bildeten einen großen Teil des heutigen Stadtbezirks Prenzlauer Berg. 1922 also kaufte Max Holzer Haus und Grundstück in der Greifenhagener Straße 36 von dem Rittergutsbesitzer Ferdinand Griebenow und von Frau Pauline Elsner, geborene Griebenow, geschiedene Baronin von Büxleben. In anderthalb Jahrzehnten war ihm der Aufstieg vom kleinen jiddischen Eierhändler zum angesehenen Kaufmann und Hausbesitzer gelungen. Dieser Aufstieg hatte seinen Preis. Von früh bis spät arbeitete er, stellte nicht nur Kunsthonig her, sondern auch Griebenschmalz in großen Holztrögen. Bis etwa 1925 wohnte die Familie noch in der Rodenbergstraße 5, auch dieses Haus gehörte Max Holzer, gemeinsam mit seinem jüngeren Bruder. 1925 zog die Familie in die Greifenhagener Straße in eine Dreizimmerwohnung im Vorderhaus, ein Kinderzimmer, ein Salon, ein Schlafzimmer, sogar ein Bad. 1926 wurde noch ein drittes Kind, Willi Holzers Schwester Lilli Mia, geboren. Die Mutter versorgte die Kinder und den Haushalt, aber sie half auch dem Mann im Geschäft.

Max Holzer gab die Ladengeschäfte schließlich auf und verlegte sich ganz und gar auf den Großhandel, schließlich wurde er zu einem der drei wichtigsten Lebensmittelgroßhändler Berlins. Auf dem Hof seines Hauses hatte er Vorratsräume und Büros gebaut. Da standen Mehlsäcke und Zuckersäcke und alles, was man zum Backen braucht und Schokoladentrüffel und Marzipan ... Horst und Willi wuchsen auf diesem Hof auf. Sie gingen in einen Kindergarten an der Schönhauser Allee, später in die 249. Volksschule an der Greifenhagener Straße, aber dieser Hof und diese Lagerräume waren die Welt ihrer Kindheit. Es gab dort einen Fuhrpark. Die Kutscher, die die Ware in die Geschäfte lieferten, ließen sie mit den Pferden spielen, später gab es ein Auto, einen Opel, noch später einen Ford. Auch ein Telefon stand im Kontor. Es war interessant für die Kinder, beim Zusammenstellen der Lieferungen zu helfen. Auf dem Hof wurden auch Hühner und Tauben gehalten. Mit der Zeit gab es über zehn Angestellte, die Familie lebte in einem gewissen Wohlstand, dabei durchaus sparsam. Der Vater, der selbst nicht besonders religiös war, ließ einen jüdischen Lehrer kommen, weil ihm der jüdische Religionsunterricht in der Schule nicht aus-



Max Holzer vor seinen Geschäftsräumen in der Greifenhagener Straße um 1925

reichend erschien. Willi Holzers Klassenlehrer, Herr Lewin, war jüdisch, sonst erinnert er sich nicht an viele jüdische Schulkameraden in der Gemeindeschule. Aber sie spielten viel mit den Cousinen und Cousins, die ja alle im Kiez wohnten. Insgesamt waren sie neun Kinder in der Familie, die sehr zusammenhielt. Zu den Gottesdiensten ging man in die Synagoge Rykestraße, der Vater hatte seinen Platz am dritten Pfeiler von vorn. Später gingen sie in eine kleine Betstube, die in der Schönhauser Allee 98 lag. Die Eltern hatten nicht viel Kontakt zu deutschen Juden, man verkehrte mit solchen, die aus Galizien oder Polen gekommen waren, wie sie selbst. Willi Holzer spürte schon als Kind, daß die Ostjuden und die, die seit Generationen in Deutschland lebten, einander fremd waren. Die Schönhauser Allee war inzwischen eine große Geschäftsstraße, man wußte genau, welche Ladenbesitzer jüdisch waren, und Willi und Horst Holzer liefen manchmal vor dem Gottesdienst herum, um die ostjüdischen Geschäftsleute in die Betstube einzuladen, damit der Minjan zusammenkäme. Meist waren es aber dreißig, vierzig Menschen, die sich dort trafen. Auf der Straße spielten die Holzer-Kinder mit den Nachbarskindern, und es war nicht wichtig, ob man jüdisch war oder nicht. Manchmal nahm Willi ein paar Kinder mit auf den Hof, wo sie in die Säcke mit den Bäckereizutaten griffen. Der Vater drückte dann ein Auge zu. An Diskriminierungen kann Willi Holzer sich nicht erinnern, das fing erst später an. Seine frühe Kindheit hat er als eine Zeit der Geborgenheit in Erinnerung. Die Eltern verstanden sich gut, sie legten, besonders der Vater, Wert auf Bildung für ihre Kinder. Der Vater selbst schrieb nur schlecht deutsch, gelesen hat er nur die Zeitung. Zwar standen im Wohnzimmer auch Bücher, Goethe, Schiller, aber das war mehr ein kleinbürgerliches Statussymbol, beiden Eltern ließ ihr arbeitsreicher Tag keine Zeit für Bücher. Aber für die Kinder wünschten sie sich ein anderes Leben. Sie bekamen Klavierunterricht, die Mutter achtete auf die Schulaufgaben. Abends ließ der Vater die Kinder antreten, kontrollierte die sauberen Fingernägel, den gerade gezogenen Scheitel. Willi ging nach der Volksschule 1931 ins Gymnasium in der Gleimstraße. Auch dort gab es drei oder fünf jüdische Schüler in der Klasse, aber keinen einzigen jüdischen Lehrer. Anfangs spürte er auch dort keine Feindschaft, aber nach 1933 nahm der Druck zu. Der sozialdemokratische Direktor wurde abgesetzt, und ein SA-Mann kam, der in Uniform herumlief. Plötzlich wurde Willi von Schülern, die er gar nicht kannte, gehänselt, auch geschlagen, weil er Jude war. Anfang 1934 nahm der Vater seine Söhne von der Schule, unter diesen Umständen habe es keinen Sinn mehr, sie auf eine akademische Laufbahn vorzubereiten, meinte er. Auch seine Geschäfte gingen plötzlich schlechter. Auf die Kunden wurde Druck ausgeübt, nicht mehr bei Juden zu kaufen. Für Willi gab es noch ein gutes Jahr, sein letztes Schuljahr, das er in der jüdischen Volksschule Rykestraße verbrachte. Er empfand diese Zeit wie eine Befreiung. Hier gab es keinen preußischen Drill wie am Gymnasium, außerdem lernten Jungen und Mädchen zusammen. Fast alle hatten das Ziel, nach Palästina auszuwandern, diese Gemeinsamkeit und die wachsende

Fanny Holzer mit den Söhnen Horst und Willi, Mitte der zwanziger Jahre

Willi Holzer in einem unter den Jugendlichen des Habonim beliebten „Russenhemd" um 1936

Erfahrung von Verfolgung prägten ein besonderes Gemeinschaftsgefühl an der Schule. Seine Dankbarkeit gegenüber den jüdischen Pädagogen spürt man, wenn man das Buch liest, das er Jahrzehnte später schrieb. Sein Bruder Horst hatte die achte Klasse im Gymnasium noch abgeschlossen, er ging dann zum Vater ins Geschäft. Auch Willi half im Geschäft, nachdem er im März 1935 sein Schulabschlußzeugnis bekommen hatte. Aber der Vater sah, daß seine Chance in Deutschland vorüber war, daß auch eine kaufmännische Ausbildung seinen Söhnen nicht helfen würde. Zwar sträubte er sich bis zuletzt gegen den Gedanken an Auswanderung, aber er meinte, seine Söhne sollten praktische Berufe erlernen. Die Jüdische Gemeinde bot zu dieser Zeit Eignungstests an und hatte auch begrenzte Möglichkeiten, in handwerklichen Berufen auszubilden. Horst, der sich für Autos interessierte, wurde Automechaniker und Willi sollte Schlosser werden. Weil er keine Lehrstelle fand, ging er als Volontär zu einem Schlossermeister in Neukölln. Da bekam man nur ein geringes Taschengeld, aber der Vater konnte sich das leisten, er hatte 1936 das Geschäft verkauft, weil er als Jude immer mehr Kunden verlor. Obwohl er unter diesem Entschluß litt, sah er realistisch, daß er das Geschäft nicht halten konnte. Zwar versuchte er noch alles mögliche, um irgendwie wieder Fuß zu fassen, aber ihm gelang kein Neuanfang mehr. Die Familie lebte jetzt von dem Erlös des Verkaufs. 1937 kam Willis alter Meister und erklärte ihm, er könnte ihn, den Juden ohne deutschen Paß, nicht weiter beschäftigen, die Innung mache ihm Schwierigkeiten. Da wandten Holzers sich an die Jüdische Gemeinde, und Willi konnte noch ein Jahr an einem Umschulungskurs teilnehmen und seine Ausbildung zum Schlosser in Siemensstadt fortsetzen. Inzwischen war er 17 Jahre alt und hatte schon begonnen, sich vom Elternhaus zu lösen.

Schon als Zehnjähriger war er von den Jüdischen Pfadfindern „gekeilt" worden. Der „Führer" seiner Gruppe war ein Abiturient des Gymnasiums in der Gleimstraße, den Willi Holzer 1931 dort kennengelernt hatte. Er hieß Herbert Himmelweit und war der Sohn eines Zwischenmeisters, sie wohnten in dem Eckhaus Schönhauser Allee/Pappelallee in der ersten oder zweiten Etage. In dieser Wohnung trafen sich die zehn Jungen zu Heimabenden, es gab Rote Grütze, und sie diskutierten über irgendwelche Probleme, meist über die Beziehungen von Jungen und Mädchen, denn Sexualität war in den meisten Familien, auch bei Holzers, tabuisiert. Anfangs hatte es eine gemeinsame deutsche Wandervogelbewegung gegeben, nachdem die immer völkischer geworden war, hatten sich jüdische Gruppen abgespalten, so war 1912 der jüdische Wandervogelverein Blau-Weiß entstanden und eben auch der Jüdische Pfadfinderverein, der unpolitisch sein wollte. Sonntags trafen sich die Jungen am Alexanderplatz an der Normaluhr und fuhren mit der S-Bahn ins Grüne, manchmal gingen sie auch ins Museum. Herbert Himmelweit, der später nach Australien auswanderte und Ingenieur wurde, verstand etwas von Technik, er konnte Klampfe spielen und war so für die halbwüchsigen Jungen der Pfadfindergruppe eine charismatische Persönlichkeit. Sie sangen deutsche Volkslieder,

auch hebräische. Erst nach 1933 gab der JPD (Jüdische Pfadfinder Deutschlands) seine unverbindliche Haltung auf, und 1934 vereinigte er sich mit dem Habonim, dem der Verband Hechaluz übergeordnet war. 1936 hatte der Habonim 5 100 Mitglieder in Deutschland, es gab Schulungen und Seminare, sogar illegale Maifeiern, er war sozialistisch, und das Judentum wurde mit Stolz gelebt. Für Willi Holzer wurde der Jugendbund sehr wichtig, während seiner Zeit als Volontär spürte er immer schmerzhafter seine Ausgrenzung als Jude, im Bund aber fand er Gleichgesinnte, hier fühlte er sich nicht isoliert, sondern in einer Gemeinschaft. Sein Vater hatte von Anfang an gebilligt, daß die Söhne bei den Pfadfindern waren, dem zionistischen Gedanken stand er etwas fremd gegenüber, aber als sein inzwischen sechzehnjähriger Sohn ihm eröffnete, er wolle ausziehen und in das Bet Chaluz in der Prenzlauer Allee 6 ziehen, mit Gleichaltrigen zusammenleben, fand er das in Ordnung. Schließlich war er selbst nicht älter gewesen, als er nach Deutschland gekommen war, um sich eine Existenz aufzubauen. Das Bet Chaluz, von den Jugendlichen P.A.6 genannt, war Mittelpunkt des Berliner Habonim. Das Haus in der Prenzlauer Allee 6 war ein normales, damals vierstöckiges Wohnhaus, in dem einige jüdische Familien lebten. Dort oben hatte der Habonim durch Freddi Iron, einen jungen Mann, der als Jude sein Medizinstudium abbrechen mußte, eine große Wohnung mit sechs oder sieben Zimmern gemietet. Gemeinsam mit seiner Freundin, einem aus Polen kommenden Mädchen namens Nejman, war er verantwortlich für die Wohngemeinschaft der etwa zwanzig Jugendlichen, die im Bet Chaluz zusammen lebten. Es gab ein Gästezimmer, und als Willi Holzer 1936 in die P.A.6 einzog, übernachteten dort öfter junge Leute vom Hechaluz, die unterwegs zu den freiwilligen Brigaden nach Spanien waren. Abends wurde darüber diskutiert, ob es richtig sei, nach Spanien zu gehen, ob sie als junge Juden nicht nach Palästina gehörten. Auch Mitglieder anderer jüdischer Bünde kamen in das Bet Chaluz, freitags saßen sie zusammen, zündeten Lichter an und feierten den Sabbat auf ihre Art, indem sie diskutierten, miteinander sangen. Religiös waren sie nicht, aber sie wollten nach Palästina, um Erez Israel aufzubauen, dort im Kibbuz leben. Einige waren aus der Provinz nach Berlin gekommen und warteten auf ihr Visum. Die Mädchen lernten meist in der Hauswirtschaft oder Kinderpflege, auch in Gärtnereien, die Jungen lernten ein Handwerk, zwei oder drei waren Studenten an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums. Alle hatten sie wenig Geld, aber sie kochten und aßen miteinander, jeder beteiligte sich am Saubermachen, und Probleme wurden in der Gruppe diskutiert. Zigaretten und Alkohol waren verpönt. Zwei- oder dreimal in der Woche saßen sie in Zirkeln zusammen, beschäftigten sich mit Zionismus und Marxismus, lasen Bücher der Weltliteratur und sprachen darüber. Ein einziger, dessen Namen Willi Holzer vergessen hat, war nicht einverstanden mit den Zukunftsvorstellungen der Kameraden. Er meinte, ihre Aufgabe sei, in Deutschland zu bleiben und dort den Widerstand zu organisieren. Er zog auch aus, kam aber an den Freitagabenden weiter wie viele andere in das Bet

Familie Holzer um 1937

Chaluz. Zu solchen Abenden kam auch Siegbert Rotholz, ein damals fünfzehnjähriger Tapeziererlehrling aus der Rombergstraße 11, mit dem Willi Holzer sich befreundet hatte. Siegbert Rotholz gehörte später zu dem Widerstandskreis um Herbert Baum und wurde 1943 hingerichtet. Aber da war Willi Holzer schon nicht mehr in Deutschland. Auch an Herbert Baum, der manchmal in die P.A.6 kam, glaubt er sich zu erinnern. Für ihn war diese Zeit trotz aller wachsenden äußeren Bedrängnis eine wunderbare Zeit des Lernens und des Lebens in einer Gemeinschaft. Seine erste Freundin hat er dort kennengelernt. Das Mädchen war 17 Jahre alt und kam aus Ludwigshafen, sie arbeitete in der Küche und wollte, wie alle, nach Palästina. Nach und nach gelang es einigen auch. Aber Ende 1937 wurde das Bet Chaluz aufgelöst, ein Jahr vor dem Verbot aller jüdischen Jugendbünde in Deutschland.

Willi Holzer kehrte zu seinen Eltern zurück. Die hatten ihre Wohnung in der Greifenhagener Straße aufgeben müssen und waren in eine kleinere Zweizimmerwohnung in der Schönhauser Allee 115 gezogen. Die Kontakte zu den Kameraden vom Habonim blieben, und Willi Holzer hoffte, mit einer Gruppe nach Schweden gehen zu können. Seine Freundin reiste nach England aus, die Verbindung zu Siegbert Rotholz riß ab, als der auf Hachschara ging, in ein landwirtschaftliches Vorbereitungslager für Palästina.

Schönhauser Allee 115

Max Holzer, obwohl er ja begriffen hatte, daß es in Deutschland keine Zukunft für ihn gab, weigerte sich immer noch, an eine Ausreise zu denken. Aber als umsichtiger Geschäftsmann hatte er schon lange Geld nach Palästina geschafft. Sein älterer Bruder, der sehr religiös war, war schon 1930 ausgewandert und hatte sich dort einen Orangenhain gekauft. 1935 und 1937 war Max Holzer selbst zu Besuch in Palästina und sah sich dort um. Auf Anraten seines Bruders hatte er über südamerikanische Diplomaten Geld aus Deutschland ins Land gebracht und sich ein kleines Haus gekauft und vermietet, als Sicherheit, falls die Kinder nach Erez Israel kommen würden. Horst reiste tatsächlich 1937 aus, er sollte am Technikum in Haifa studieren. Dazu kam es aber nicht, er schloß seine Lehre als Automechaniker ab.

1938 im Oktober kam eines Nachts ein Onkel Willi Holzers aus der Münzstraße in die Schönhauser Allee 115 und sagte ihm, er sei von einem befreundeten Polizisten gewarnt worden, irgendeine Aktion gegen staatenlose und polnische Juden stünde bevor. Man solle besser verschwinden. Dieser Polizist, glaubt Willi Holzer, kam vom Revier 16 am Hackeschen Markt, an dem viele Polizisten arbeiteten, die Juden halfen und gegen die Nazis eingestellt waren. Möglicherweise war es der Reviervorsteher Krützfeld, der vorher dem Revier in der Rodenbergstraße vorgestanden hatte und die Holzers kannte. Max Holzer lehnte es ab, sich zu verstecken. Der Onkel übrigens versteckte sich, kam aber nach der „Polenaktion" aus seinem Versteck zurück. Er wurde 1939 nach Sachsenhausen verschleppt und kehrte von dort nie wieder.*

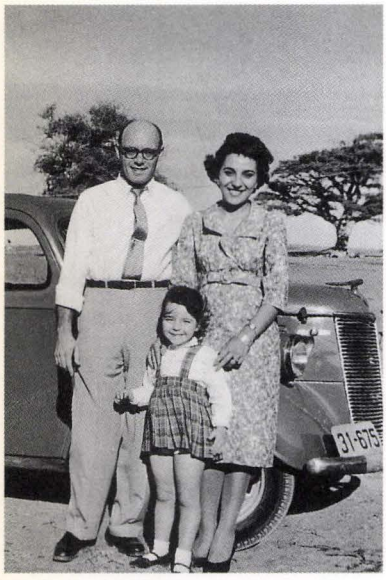
Zwei Tage nach seiner Warnung klingelte es um fünf Uhr früh an der Tür, die Mutter öffnete und wurde beiseitegestoßen. Zwei Männer sagten: „Geheime Staatspolizei. Wohnen hier die Juden Max Holzer und

* Vgl. Roder, Illegal nach Holland

Willi Holzer?" Willi und sein Vater kamen im Pyjama. Sie mußten sich anziehen und mitgehen. Auf der Polizeiwache in der Wichertstraße mußten sie warten, bis noch mehr Juden aus dem Kiez zusammengetrieben worden waren. Alle wurden sie mit einem kleinen Autobus zur Chausseestraße gefahren. Die Mutter hatte ihnen in die Wichertstraße etwas Essen und einen Koffer bringen können. Im Sammellager warteten sie einen Tag und eine Nacht mit Tausenden anderen jüdischen Männern. Von dort sind sie in Personenzüge gesteckt worden, die nach Osten fuhren. Sie glaubten, sie kämen in ein Konzentrationslager. Unterwegs wurde jeder einzeln in ein besonderes Abteil gerufen, da saßen zwei Beamte, nahmen ihnen die Papiere ab und erklärten, sie seien aus dem Deutschen Reich ausgewiesen. Willi Holzer und sein Vater saßen im allerersten Zug. Die nach ihnen kamen, wurden im Niemandsland ausgesetzt. Aber sie wurden von den überraschten Polen aufgenommen. Auf dem Bahnhof einer kleinen Stadt bei Posen saßen sie fest. Der Vater bestach einen polnischen Beamten, damit der ihn in die Stadt ließe zum Telefonieren. Er rief den Bruder seiner Frau in Krakau an und schilderte ihm die Lage. Der Onkel kam und löste sie irgendwie aus. Nun war Willi Holzer schneller, als er gewollt hatte, aus Deutschland herausgekommen. Und sein Vater entschloß sich nun doch, nach Palästina zu gehen, wo er wenigstens ein Haus besaß. Sofort telegrafierte er an seinen Bruder in Palästina, der solle ihm ein Zertifikat besorgen. Der Besitz des Hauses ermöglichte ihm das. Zwei Monate lang arbeitete Willi in Krakau in seinem Beruf als Schlosser. Er und der Vater wohnten beim Schwager der Mutter, der eine Weinabfüllerei besaß. Indessen bereitete die Mutter in Berlin allein mit der zwölfjährigen Lilli die Ausreise nach Palästina vor. Da es sich um eine reguläre Ausreise handelte, konnten die Holzers ihre Habe mitnehmen. Alles mußte aufgeschrieben, in Container verpackt, in Anwesenheit eines Zollbeamten versiegelt werden. Die Mutter kümmerte sich darum. Der Mann, der von Max Holzer das Großhandelsgeschäft gekauft hatte, wollte nun auch Haus und Grundstück kaufen, die Max Holzer ohnehin schon nicht mehr verwalten durfte. Aber der Vater in Krakau lehnte es ab, einem solchen Verkauf zuzustimmen. Lieber ließ er alles stehen. Nach seiner Ausreise haben die „Ariseure" Haus und Grundstück dann doch erworben, aber er hatte dem nie zugestimmt. Im Januar 1939 konnten Max und Willi Holzer noch einmal für zwei Wochen zu Besuch nach Berlin kommen, sie halfen der Mutter beim Packen und nahmen Abschied von Berlin. Vier Wochen warteten die beiden Männer dann in Mailand auf Fanny und Lilli Holzer, bis die Familie im Februar 1939 von Triest nach Tel Aviv fahren konnte. Der Onkel und Horst erwarteten sie am Hafen.

Willi Holzer war nun 18 Jahre alt. Er traf Kameraden, die er aus Berlin kannte, aus der Jugendbewegung. Er fand schnell Arbeit als Schlosser, auch die Sprache erlernte er bald. Mit seinen Eltern wohnte er in einer Zweizimmerwohnung recht beengt. Aber der Vater, kaum 50 Jahre alt, verstand die Welt nicht mehr. Im wahrsten Sinne dieses Wortes. Er begann plötzlich, Deutsch und Jiddisch miteinander zu verwechseln,

Familie Holzer vor ihrem Haus in Tel Aviv, 1939/40



Willi Holzer mit seiner israelischen Ehefrau und Tochter um 1959

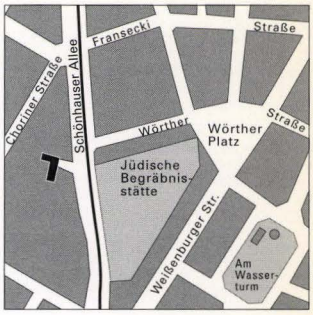
Hebräisch verstand er nicht. Zwar versuchte er, Englisch und Hebräisch zu lernen, aber auch diese Sprachen verwechselte er. Es war alles zuviel für ihn. Sein letztes Geld hatte er bald nach der Ankunft an einen Betrüger verloren. Um wenigstens etwas zu tun, baute er sich einen Bauchladen und stellte sich in den Vorgarten an die Hausmauer, verkaufte Kleinkram. Aber er verstand die Leute nicht, und sie verstanden ihn nicht. Schließlich bekam Nathan Mechel Holzer in dem feuchten Klima eine Lungenentzündung und starb vier Jahre nach seiner Ankunft in Palästina, 53 Jahre alt. Die Mutter, die ihr Leben lang eine praktische Frau gewesen war, nahm nach dem Tod ihres Mannes diesen Bauchladen und stellte sich an die Stelle ihres Mannes. Auch sie hat nicht Hebräisch gelernt, aber sie sprach Polnisch und Jiddisch, und so kam sie durch. Später wurde der Bauchladen durch einen Kiosk ersetzt. Horst und Willi arbeiteten bei der britischen Armee, 1940 wurden sie im Hinterland in Palästina zur Reparatur von Kraftfahrzeugen eingesetzt, die an der Front in Ägypten gebraucht wurden. Lilli ging zur Schule, 1944, mit 18 Jahren trat sie in die englische Luftwaffe ein. Später wurde sie Modezeichnerin. Das Haus, das der Vater gekauft hatte, war inzwischen ziemlich verkommen, durch den Krieg und die Mietbegrenzung war es keine Einnahmequelle. Auch das Grundstück erwies sich später als wertlos. Aber dieses Haus hatte seinen Zweck erfüllt, der Familie die Einreise zu ermöglichen. 1946, als so viele Soldaten plötzlich aus der britischen Armee zurückkehrten, war es für Willi und Horst Holzer schwer, eine Arbeit zu finden. Sie übernahmen den Kiosk und bauten ihn aus. Willi Holzer hatte 1949, ein Jahr nach der Staatsgründung, eine Israelin geheiratet. Seine Tochter wurde 1954 geboren. Seine Schwester Lilli ging nach England, später nach Amerika. Sie lebt heute mit ihrer Familie in Los Angeles. Auch Horst hat zwei Söhne. Für sie und Willi Holzers Tochter ist Berlin eine fremde Stadt. Aber für diese Kinder, für seine Geschwister und für sich hat Willi Holzer vor dem Amt für offene Vermögensfragen das Haus in der Greifenhagener Straße und das Grundstück in der Rodenbergstraße zurückgeklagt. Der „Ariseur", der nach 1945 in den Westen gegangen war, hatte ebenfalls seine Ansprüche angemeldet.

Willi Holzer sagt von sich, daß ihn zwei Kulturen geprägt haben, die deutsche und die jüdische. Er ist in Israel zu Hause und in Berlin. Er beschäftigt sich viel mit Geschichte, mit der deutschen und der Israels. Seitdem er die Zeit dafür hat, befaßt er sich mit der hebräischen Sprache. Zwar konnte er sprechen, sich auch auf einfache Weise schriftlich ausdrücken, aber in die Nuancen dieser Sprache, die wie jede Sprache auch eine Art zu denken und zu leben widerspiegelt, drang er erst in Berlin ein. Das Leben in Berlin hat ihm auf eine besondere Art bewußt gemacht, daß er Jude ist.

Ulla Jung

„Ich werde mich wehren."

Werner Jacobowitz, ein Überlebender des Auerbach'schen Waisenhauses, Schönhauser Allee 162



Ostern 1938 ist die Welt für den neunjährigen Werner Jacobowitz noch in Ordnung. Soweit man für ein Kind, das ohne Eltern aufwächst, sagen kann, daß die Welt in Ordnung ist. Seit vier Jahren lebt er bei Pflegeeltern, den Isenthals, am Rande von Berlin, in Finkenkrug, in der Elsterstraße 19. In einem Haus mit Garten, zwischen Feldern, Wiesen, Wäldern. Der Pflegevater ist ein angesehener Kaufmann. Sein Zigarren- und Zigarettengeschäft in der Friedrichstraße (Loeser und Wolff) gehört zu den vornehmsten der Stadt. Daß Isenthal zu diesem Zeitpunkt bereits nur noch Verkäufer ist und das Geschäft von seinem arischen Teilhaber geführt wird, erfährt Werner Jacobowitz erst nach dem Krieg. Hier in Finkenkrug wurde er eingeschult, hier hat er Freunde und ein Zuhause gefunden. Die Jahre im Waisenhaus, in der Alten Jacobstraße, scheinen für immer vorbei.
Werner ist dort groß geworden, nahe der Jannowitzbrücke, mitten in Berlin. Seine Eltern kennt er nicht. Große Schlafsäle, Fenster mit Milchglasscheiben, die jede Beziehung nach draußen verbieten und ihn heute noch erbittern, ein Hof mit hohen Mauern, Essenentzug und Prügel bei geringstem Vergehen, Lieblosigkeit der Erzieher und erbarmungslose Disziplin bestimmen das Erinnern an seine frühen Kinderjahre. Bis die Isenthals ihn zu sich nehmen im Herbst 1934.

An Ostern 38 erinnert er sich noch besonders gut. Vielleicht weil es das letzte war in dieser Familie. Oder auch, weil es so viel Gelächter gab: „Isenthals hatten eine Tochter, sechs oder sieben Jahre älter als ich, und die fand es sehr komisch, daß ich die Ostereier nicht gleich fand. Sie hatte sie in den Zweigen der niedrigen Obstbäume versteckt, und ich entdeckte sie nicht, obwohl sie fast in Augenhöhe waren, weil ich immer nur im Gras suchte."
Nach den Osterferien, mit Beginn der vierten Klasse, bekommt Werner Jacobowitz einen neuen Klassenlehrer. Der wird dafür sorgen, daß der Junge die Schule und Finkenkrug für immer verläßt.
Werner Jacobowitz erinnert sich heute, nach achtundfünfzig Jahren noch genau an die Stunde, die der Beginn einer sieben Jahre währenden Ausgrenzung am Rande des Todes werden sollte.
Noch heute ist das brennende Gefühl der Scham da und die Hilflosigkeit, die ihn damals erfüllte.

Der Rausschmiß

„Dieser Klassenlehrer, das war so ein Typ", sagt Werner Jacobowitz, „der immer gleich brüllte, der hatte immer ein Parteiabzeichen am Kragen.

Eines Tages kam er in die Klasse und fragte: ‚Wißt ihr denn auch, wen ihr da unter euch habt? Wir haben einen Juden hier.' Da guckten die alle, und ich guckte auch: Na, wo kann denn hier ein Jude sein? Da sagte der Lehrer zu mir: ‚Du brauchst dich gar nicht umzugucken, das bist du.' Da haben mich die Kinder in der Klasse alle angestarrt. Ich sagte: ‚Ich? Wieso?' – ‚Na, wie heißen denn deine Eltern?' – ‚Meine Pflegeeltern', sagte ich, ‚die heißen Isenthal.' – ‚Isenthal', sagte er, ‚weißt du, was das für ein Name ist und was du für einen Namen hast?' – ‚Nö', sagte ich, ‚einen Namen eben.' ‚Was ist denn deine Mutter', fragte er, ‚mit welchem Namen wurde sie geboren?' – ‚Weiß ich nicht', sagte ich, ‚ich bin in einem Waisenhaus groß geworden.' Die Kinder wurden stutzig und begannen zu tuscheln. Die wußten ja nicht, daß ich im Waisenhaus groß geworden bin und meine Eltern nicht kannte. Und ich wurde rot und blaß vor Scham, als der Lehrer mich so ausfragte.

Und dann sagte er: ‚Und dein Vater ist ein Jude.' – ‚Nein', sagte ich, ‚ist er nicht, wie kommen Sie dazu, so was zu behaupten?' – ‚Und Isenthal ist auch ein Jude', sagte er dann. ‚Davon weiß ich nichts', sagte ich. ‚Wie feiert ihr denn Weihnachten?' – ‚Na mit einem Tannenbaum und Kerzen und Geschenken.' – ‚Das gibt's doch nicht bei den Juden', sagte er, und zu den anderen Kindern: ‚Wußtet ihr, daß ihr mit einem Juden Unterricht habt?' Mir rutschte das Herz in die Kniekehlen, ich fühlte mich so hilflos. Man hatte mir immer beigebracht, ein deutscher Junge weint nicht, aber in dem Moment standen mir die Tränen in den Augen.

Ich war schockiert und wollte es nicht wahrhaben. Jude, das war für mich ein Schimpfwort. Juden, das waren Menschen, mit denen man nichts zu tun hatte, sie gehörten nicht zu den Deutschen. Das waren die Fratzen auf den Plakaten.

Ich bin zwei Jahre nach der Machtergreifung der Nazis eingeschult worden. Da hab ich ja schon täglich sehen können, wie die SA marschierte oder wie die Hitlerfahne aus dem Fenster gehängt wurde, wenn Hitler Geburtstag hatte oder wenn ein anderer Feiertag war. Ich bin mit dieser Ideologie groß geworden und hatte sie bereits verinnerlicht. Wer weiß, was aus mir geworden wäre, wenn ich keinen jüdischen Vater gehabt hätte."

Nach der Schule, auf dem Weg nach Haus, wird Werner noch am selben Tag von den Jungen seiner Klasse verprügelt.

Verheult und mit zerrissenen Sachen, erfährt er von seinen Pflegeeltern das erstemal von seiner Familie. Sein Vater, Herbert Jacobowitz, hatte vor 1933 in der Friedrichstraße 15 ein Labor für Zahntechnik. Seine Mutter, nach dem Sprachgebrauch jener Zeit nicht „jüdisch versippt", tanzt im Ballettchor im Admiralspalast in der Friedrichstraße. Ein Jahr nach seiner Geburt lassen sich die Eltern scheiden. Werner ist das jüngste von drei Kindern. Frau Jacobowitz fühlt sich, allein mit den Kindern, überfordert. Sie kann nicht für sie sorgen, und sie will auch auf ihren Beruf nicht verzichten. Sie gibt die Kinder weg. Sein Bruder wächst bei einem Onkel auf, seine Schwester kommt, wie er, ins Waisenhaus, wird aber bald adoptiert. Isenthal, selbst Jude, mit einer Arie-

Juden ohne Maske

Sonntag, den 4. Dezember 1938, vorm. 11.00 Uhr
Ufa-Theater Königstadt
Schönhauser Allee 10—11
Es spricht der Massnahme der SA-Standarte 2
Eintrittspreis: 0,50 RM.
Jugendliche unter 18 Jahren haben keinen Zutritt
NSDAP.
Ortsgruppe Chorinerstraße
Besucht die
Ausstellung „Der ewige Jude"
im Reichstagsgebäude

Veranstaltungsplakat des Ufa-Theaters Königstadt

rin verheiratet, holte ihn 1934 zu sich, nachdem die Jüdische Gemeinde von Berlin dazu aufgerufen hatte, jüdische Kinder aus nichtjüdischen Waisenhäusern in Pflege zu nehmen.
Isenthals sind durch den Vorfall in der Schule so beunruhigt, daß sie beschließen, Werner noch am selben Tag wieder in das Waisenhaus in der Alten Jakobstraße zurückzubringen. Doch dies ist nicht mehr möglich. Jüdischen Kindern wird die Aufnahme in christlichen Waisenhäusern verweigert. Eine Sozialarbeiterin empfiehlt das jüdische Waisenhaus in der Berliner Straße in Pankow.
Werner Jacobowitz heute: „Als Frau Isenthal sagte, wir bringen dich in ein jüdisches Waisenhaus, war die Vorstellung allein schon der blanke Horror. ‚Was soll ich in einem jüdischen Waisenhaus', hab' ich gesagt, ‚ich bin kein Jude.' Ich muß unheimlich geschrien haben, als sie mich nach Pankow brachten. Aus Angst, weil ich doch nur Greuelgeschichten über Juden kannte und meine Pflegeeltern nie erwähnt hatten, daß sie in einer Mischehe lebten. In dieser Familie wurde nie über Juden gesprochen, jedenfalls nicht in meiner Gegenwart. Und dann kannte ich die Bilder aus der Wochenschau und aus den Zeitungen, diese verzerrten Gesichter mit den Hakennasen und den abstehenden Ohren. Nein, da wollte ich auf keinen Fall hin."
Der Neunjährige verliert seine Furcht jedoch schnell. Dieses Waisenhaus entspricht in keiner Weise seinen angsterfüllten Vorstellungen.
Noch heute spricht er mit Wärme von Kurt Crohn, dem Direktor, der ihn tröstend in den Arm nimmt, als er das Haus voller Furcht betritt, der ihm hilft, sich in den ersten schwierigen Tagen an das für ihn fremde Leben zu gewöhnen. Auch sonst ist alles anders in diesem Waisenhaus, als er es von der Alten Jakobstraße kennt. Es gibt weiße Tischtücher, gutes Essen, aus blankgeputzten Scheiben kann er in grüne Bäume sehen, er schläft in einem frischbezogenen Bett. Mit den ersten Sommertagen wird unter den hohen Kastanienbäumen gegessen, es gibt einen großen Garten und einen Swimmingpool. Er lernt Hebräisch, kennt bald Religion und Geschichte des Judentums. Seine Pflegeeltern besuchen ihn, er fühlt sich wohl. Drei Jahre lebt er hier in Pankow relativ geschützt.

Im Auerbach'schen Waisenhaus

Das ändert sich, als die SS Ende 1940 das Haus in der Berliner Straße beschlagnahmt und die Kinder mit den Erziehern in das Auerbach'sche Waisenhaus* in der Schönhauser Allee 162 umziehen müssen. Hier gibt es keine Möglichkeiten, die Kinder im gleichen Gebäude zu unterrichten, wie das in Pankow noch möglich war. Werner Jacobowitz besucht nun für kurze Zeit, bis zu ihrer Auflösung, die Jugend-Alija-Schule in der Choriner Straße. Diese Schule hatte das Ziel, Jugendliche auf ein Leben in Palästina vorzubereiten, ihnen bei einer Ausreise aus Deutschland behilflich zu sein. Die Schule in der Choriner Straße ist nur wenige Minuten vom Auerbach'schen Waisenhaus entfernt. Seit dem 1. September 1941 wird der kurze Weg für ihn und die anderen Zöglinge des Waisenhauses allerdings zur Tortur. Sie müssen seit diesem

*Vgl. Frühauf, Ein Elternhaus für Waisen

Das Mädchen Ruth Aranowitsch, geboren am 6. 4. 1927, lebte im Baruch-Auerbach'schen Waisenhaus. Sie wurde zu Ostern 1933 in die Jüdische Volksschule Rykestraße eingeschult. Das Foto ist im Hof des Waisenhauses 1941 aufgenommen worden. Am 5. September 1942 wurde Ruth mit dem 19. Transport nach Riga deportiert.

Tag den gelben Stern tragen, der sie für alle sichtbar zur Unperson stempelt. Und kein Tag vergeht seitdem, an dem sie nicht in Prügeleien verwickelt werden. Auch sonst ist vieles anders als in Pankow.
Es gibt keine Ausflüge mehr nach Agnetendorf im Riesengebirge, ins Ferienheim der Jüdischen Gemeinde, keine Ausflüge mehr an den Müggelsee oder in die Berliner Umgebung. Es gibt auch kein Personal mehr, das das Haus saubermacht.
„Nach dem Unterricht in der Choriner Straße", erinnert sich Werner Jacobowitz, „hatte jeder seine festen Aufgaben im Waisenhaus, da wurde jeder eingeteilt. Jeder hatte eine Arbeit, entweder die Schlafräume fegen und wischen, in jedem Schlafraum war Platz für etwa dreißig Kinder, oder Betten machen (von den Kleinsten), oder Kartoffeln schälen in der Küche oder Gemüse putzen. Für etwa zweihundert Kinder. So war der Tagesablauf bis es dunkel wurde und es Abendbrot gab. Kaum im Bett, ertönten die Sirenen. Da war Fliegeralarm. Seit März 1941 gab es Luftangriffe auf Berlin, und die älteren Jungen wurden anschließend abgeholt: Schutt wegräumen bei den Nazis."
Am 18. Oktober 1941 beginnen die Transporte in die Vernichtungslager. Nachts werden Werner und die anderen Zöglinge des Auerbach'schen Waisenhauses aus den Betten geholt, wenn die Gestapo kommt und die Kinder abholt.
„Die mußten so wie sie waren aus dem Schlaf raus auf die Lastwagen steigen. Im Nachthemd. Sie konnten sich nicht mal richtig Schuhe anziehen oder sich warme Sachen umhängen, und es war bitter kalt. Die kamen so in die verschlossenen Wagen und verschwanden für immer."
Werner Jacobowitz lebt mit diesen Bildern. Und mit jenen: „Wir hatten ja im Winter 41/42 fast täglich Bombenangriffe auf Berlin. Nachts waren es die Engländer, tags die Amerikaner, die haben ihre Ladung abgeschmissen, und da wurde natürlich auch das jüdische Waisenhaus getroffen, zum Teil jedenfalls. Besonders schlimm war, daß alle Fensterscheiben zertrümmert wurden. Es gab natürlich keine Mittel, um die Schäden zu reparieren, um Glas wieder in die Fenster zu setzen. Wir haben dann Pappe oder Papier genommen, oder alte Laken, damit die Kälte nicht so reinkam. Und so traurig das klingt, wenn nachts Transporte weggingen nach Osten und die Kinder von der Gestapo abgeholt wurden, dann waren wir froh, daß wir wenigstens ihre Matratzen benutzen konnten, um uns damit zuzudecken, so kalt war das. Sonst wären wir erfroren. Das ist eine furchtbare Erinnerung. So traurig das klingt, wenn ich sage, wir waren froh, wenn einer abgeholt wurde, aber das war so. Wir waren ja Kinder, und wir wollten nicht erfrieren. Es gab ja niemanden, der uns Decken gegeben hätte. Wir waren wertlos für die Nazis. Für die waren wir keine Menschen."
Werner soll auch abgeholt werden. Kurt Crohn, der letzte Direktor des Auerbach'schen Waisenhauses, versucht alles, um wenigstens die Kinder zu schützen, deren Väter oder Mütter keine Juden waren. Werners Großmutter mütterlicherseits hat sich um den Jungen gekümmert, ihn manchmal besucht, ihn zu sich geholt. Crohn weiß das. Als die Ge-

stapo nach Werner fragt, kann der Direktor sie an die arische Großmutter verweisen. Werners Mutter wird ausfindig gemacht, sie bekennt sich zu ihrem Sohn, und der Transport ins Gas bleibt ihm erspart.
Im Oktober 1942 wird das Auerbach'sche Waisenhaus aufgelöst.

Ausweisfoto der Kennkarte von Werner Jacobowitz, ausgestellt am 31. 1. 1939

Vierzehn Tage im Gestapokeller

Werner Jacobowitz wird mit anderen Kindern aus gemischten Ehen in der Kinderunterkunft des Jüdischen Krankenhauses in der Iranischen Straße im Wedding interniert. Diese Kinderunterkunft ist der letzte Anlaufpunkt für halbjüdische Kinder aus ganz Deutschland.
Werner ist jetzt dreizehn und muß für die Gestapo arbeiten. Nach Bombenangriffen Ziegel von der Straße aufs Dach schleppen zum Beispiel: „Damals war ich so dünn, ich hätte mich hinter dem Schatten eines Laternenpfahles verstecken können, und dann hätte man mich auch noch nicht gesehen. Ich war kaputt und ausgehungert und müde und bin einfach eingeschlafen, als ich mich an einen warmen Schornstein lehnte. Es war eiskalt, Februar. Ich wachte auf von einem Peitschenschlag. Ich sah nur die schwarzen Stiefel und die schwarzen Hosen von einem SS-Mann und wurde wieder zur Arbeit getrieben."
Er erlebt das Chaos der letzten Kriegsjahre, die ständige Angst, doch noch deportiert zu werden. Er flüchtet, versteckt sich in ausgebombten Häusern, Kellern, schleicht sich in Kinos, klaut, wenn er Hunger hat: „Ich sah aus wie ein Hitlerjunge," sagt er, „blond, blauäugig." Er fällt nicht auf.
Geschnappt wird er am Alexanderplatz von Hitlerjungen, als er bei Hertie Lebensmittel klaut. Er erzählt wilde Geschichten, verheddert sich aber mehr und mehr und landet schließlich wieder bei der Gestapo, die ihn auspeitscht und vierzehn Tage in den Bunker in der Großen Hamburger Straße steckt. Vierzehn Tage hört er Namen, die aufgerufen werden, hört die Schüsse im Hof. Vierzehn Tage die Angst, hoffentlich nicht mein Name. Er kommt zurück in die Iranische Straße, erlebt hier die Befreiung durch die Russen. Abgemagert, mehr tot als lebendig.

Raus aus Deutschland

Amerikanische jüdische Hilfsorganisationen kümmern sich um die überlebenden Juden in Deutschland.
Werner Jacobowitz wird mit einem Mal umsorgt, gepflegt, er hat mehr als genug zu essen. Und seine Verwandten entdecken plötzlich Blutsbande. Seine Mutter und seine Schwester, erinnern sich wieder an ihn. Sie haben Hunger, und er soll ihnen helfen. Er tut es, aber eine nähere Beziehung stellt sich nie wieder her. Jacobowitz will nach Amerika, nichts wie raus aus diesem Land, denkt er. Er hat die Möglichkeit und lernt vorher schnell noch einen Beruf. „Ich hab' mich immer in der Küche rumgedrückt, Töpfe ausgekratzt, Kartoffelschalen ausgekocht, schließlich wollte ich ja überleben, also lernte ich Koch."
Er hätte es auch leichter mit einem Beruf in seiner neuen Heimat, wird ihm bedeutet.

Im Jüdischen Krankenhaus beginnt er seine Lehre, 1948 ist seine Ausbildung beendet. Dank seiner guten Beziehungen zu sonst unerreichbaren Lebensmitteln schafft er es, innerhalb von vierzehn Tagen im zerstörten Berlin einen Führerschein zu bekommen. Auch der soll ihm den Start in Amerika erleichtern.

Im Frühjahr 1948 verläßt er Berlin, kommt in das DP (displaced persons)-Lager Föhrenwald, südlich von München. Föhrenwald war eines der Lager, die nach dem Krieg für heimatlose Überlebende – displaced persons – aus den Konzentrationslagern, Flüchtlinge vor Nachkriegspogromen und Vertriebene in den Westzonen Deutschlands eingerichtet wurden. Jacobowitz arbeitet hier für die Lagerverwaltung, zunächst als Koch, dann als Fahrer. „Ich hab' damals immer heimlich in den Jeeps gesessen, mir angesehen und probiert, wie so ein Ding funktioniert." Er lernt es schnell.

Stationiert in Columbus, Georgia, 1951

Im August 1949 kommt er nach Bremerhaven. Von dort gelangt er auf einem amerikanischen Truppentransporter am 5. September nach New Orleans und weiter den Mississippi hoch nach St. Louis. Dort lebt er ein paar Jahre. Er arbeitet erst als Schuhverkäufer, damit er die Sprache schneller lernt, dann als Koch. 1951 wird er eingezogen, bleibt fast drei Jahre in der Armee. Danach geht er zurück nach St. Louis, arbeit als Hotelkoch. Er will das Land kennenlernen, arbeitet in Chicago und New York in den besten Hotels, läßt sich später als Steward umschulen und lernt so die halbe Welt kennen. Deutschland betritt er das erstemal wieder als amerikanischer Soldat. Von 1952 bis 1953 arbeitet er auf der Air Base in Frankfurt am Main. Er hat um diesen Einsatz gebeten. Es sind verschiedene Gründe: Von Amerika aus hat er nach dem Schicksal des Vaters, des Onkels und des Bruders geforscht. Nun will er die Suche in Deutschland fortsetzen. Nach und nach erfährt er etwas über deren Schicksal: Sein Vater wurde auf der Flucht an der österreichisch-jugoslawischen Grenze erschossen, sein Onkel verschwand in einem Lager im Osten. Sein Bruder konnte nach Holland entkommen, wird dort aber verhaftet und deportiert. Auf dem Weg ins Vernichtungslager wird der Zug bombardiert, dem Bruder gelingt die Flucht. Er entkommt nach England und kommt als britischer Soldat nach Deutschland zurück.

Werner trifft seine Schwester und seine Mutter wieder. Er hilft ihnen, so wie er ihnen gleich nach dem Ende des Krieges geholfen hat. Er hat keine Probleme zurückzukommen. Im Gegenteil. Er will den Nazijungen aus seiner Kinderzeit zeigen, daß der Judenlümmel in amerikanischer Uniform zurückgekehrt ist. Als Besatzer. Er fährt nach Berlin, besucht Leute, die ihn schikaniert haben, redet mit ihnen.

Im Urlaub 1956 in Österreich lernt Werner Jacobowitz eine junge Deutsche kennen, verliebt sich, heiratet 1959 und kehrt, da sich seine Frau in Amerika nicht einleben kann, 1961 endgültig nach Deutschland zurück. Nach Nürnberg zunächst, der Heimatstadt seiner Frau.

Die Ehe wird 1972 geschieden, seit 1978 lebt Werner Jacobowitz wieder in Berlin.

Spurensuche in Berlin

Heute wohnt er in einer Beamtensiedlung des Berliner Senats. Weiße Reihenhäuser, zwei- bis fünfgeschossig, Balkone zur Straße, viel Grün, sehr ruhig und gepflegt. Eine angenehme Wohnung. Gemütlich, bequem. Kein Stäubchen. Wer saubermacht? „Ich natürlich", er lacht.
Er lebt schon lange allein. An den Wänden Fotos von Sohn und Enkeltochter und der geschiedenen Frau und Bilder von Bergen, Stränden und Städten, die er rund um die Welt kennengelernt hat.
Werner Jacobowitz ist heute siebenundsechzig Jahre alt.
Er hat seine Vergangenheit dokumentiert, Fotos, Dokumente, in Alben und Folien verpackt. „Ich bin eben in preußischen Waisenhäusern groß geworden", sagt er. „Die Hochburg des Preußentums war eben Berlin, und da war egal, ob du Jude oder Christ warst, da galt in der Erziehung nur Zucht und Ordnung."
Und er sucht immer wieder die Begegnung mit seiner Vergangenheit. Immer wieder steht er in Pankow vor dem ehemaligen Waisenhaus. Steht auf dem Gelände des Auerbach'schen Waisenhauses, an das nur noch Mauerreste und ein runder Stein vor dem ehemaligen Eingang erinnern. Er fährt nach Finkenkrug.
Und er fragt. Nachbarn, Passanten. Was wissen sie von den Häusern, von den Menschen in ihnen. Von den Kindern. Die Antworten sind meist ernüchternd. Man weiß nichts, erinnert sich nicht, interessiert sich nicht. Manchmal hat er Glück. Nachbarn in Finkenkrug erkennen ihn sogar wieder, können sich erinnern: Seine Pflegeeltern konnten noch emigrieren. Sein Pflegevater ist in der Emigration gestorben, er trifft Isenthals Tochter, die in der Emigration geheiratet hat und in England lebt.
Das Jüdische Waisenhaus in Pankow wurde nach der Gründung der DDR Botschaftsgebäude. Bis Anfang der sechziger Jahre befand sich dort die polnische, später die kubanische Botschaft. Kein Schild erinnerte an die ursprüngliche Bestimmung des Gebäudes. Die Polizisten vor dem Haus hatten nie etwas von einem jüdischen Waisenhaus gehört. Kubanische Botschaftsangestellte wußten da besser Bescheid.
Nach dem Fall der Mauer steht er wieder in der Schönhauser Allee, vor dem Haus mit der Nummer 163.
„Und da frag' ich die Leute, die aus diesem Haus kommen, ältere Leute: ‚Sie wohnen doch hier, wo ist denn eigentlich das Waisenhaus? Hier war doch mal ein Waisenhaus, in der 162.' – ‚Wissen wir nicht', sagen die, ‚war hier mal ein Waisenhaus? Keine Ahnung. Aber gehen Sie doch mal zum Pfarrer der Segenskirche, das ist doch hier gleich nebenan.'
Und der sagt dann: ‚Wissen Sie, Sie schickt der liebe Gott.' Ich sag': ‚Wieso?' – ‚Na', sagt er, ‚wir sind auf der Suche nach Menschen, die Bescheid wissen über das Waisenhaus, wir wissen gar nicht, wo wir anfangen sollen.' Ich bin dann zu einem Gemeindeabend gegangen und hab' von meiner Zeit im Waisenhaus erzählt."
Im Frühjahr 1995 trifft sich Werner Jacobowitz mit Schülern einer 10. Klasse aus Prenzlauer Berg, die der Geschichte des Auerbach'schen

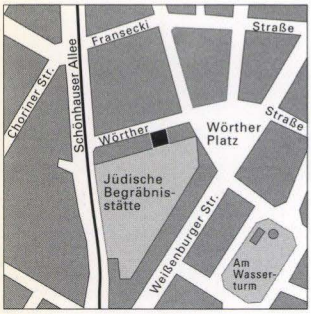
Werner H., geborener Jacobowitz, 1996

Waisenhauses nachgehen. Sie haben kaum Fragen an ihn und sind erstaunlich uninformiert über die Zeit des Nationalsozialismus.
Werner Jacobowitz verabschiedet sich mit einer Bitte: „Laßt euch nicht verführen von den Neonazis, die aus dem Ausland mit Propagandamaterial versorgt werden. Seid nicht still, wenn Andersgläubige diskriminiert oder bedroht werden. Wehrt euch. Die Welt wird heute nicht mehr zulassen, daß sich in Deutschland wieder faschistische Ideologien ausbreiten. Und wir lassen uns das auch nicht mehr gefallen. Damals, als wir nach Amerika kamen, haben uns die amerikanischen Juden gefragt, warum wir uns nicht gewehrt haben, warum wir uns zur Schlachtbank haben führen lassen ohne Gegenwehr. Wenn wir Millionen uns damals gewehrt hätten, wie die Frauen in der Rosenstraße, die ihre Angehörigen vor dem Transport ins Gas retten konnten, wäre vieles nicht geschehen.
Es wird niemals wieder passieren, daß einer kommt und mich am Kragen packt und sagt, du wirst abtransportiert. Das wird nie wieder passieren. Ich werde mich wehren."
In Amerika hat Werner Jacobowitz seinen Geburtsnamen geändert.

Regina Scheer

Der zerbrochene Stein

Vera und Hella Frankenberg, Wörther Straße 9



Auf dem jüdischen Friedhof in der Schönhauser Allee befindet sich im nordöstlichen Teil, dicht an der Mauer, vor dem Grab von Samuel Bleichröder, ein schmaler weißer Grabstein mit der Inschrift:

Hier ruht unser innigst geliebtes Kind
Vera Frankenberg
geb. 6. 2. 29 gest. 22. 4. 45 durch Granatbeschuß

Schon vor Jahren bemerkte ich, daß sich durch diesen Stein ein immer wieder geklebter Riß zog. Im Frühjahr 1995 lag ein abgebrochenes Stück des weißen Steins neben dem Grab, nicht zum erstenmal, wie mir der Friedhofswärter sagte. Da könne man nichts machen, das seien Kinder, die kämen über die Mauer, nebenan läge ein Spielplatz. Das sei ja auch eine Dummheit, einen Spielplatz neben so einem Friedhof zu bauen. Man könne gar nichts gegen die Zerstörungswut tun, gerade seien wieder siebzehn Grabsteine umgeworfen worden, bedauerlicherweise auch dieser. Er hätte der Schwester ja schon gesagt, man müsse

den Stein dübeln, ihn immer wieder nur kleben zu lassen, nütze gar nichts.

Die Adresse dieser Schwester besaß ich, schon vor Jahren hatte ich sie mir aus den Friedhofsunterlagen heraussuchen lassen, aber damals stand noch die Mauer zwischen Ost- und Westberlin, und ich gab den Gedanken auf, Vera Frankenbergs Schwester nach dem Grab zu fragen. Nach der Öffnung der Mauer hatte ich Hella Frankenberg dann doch einmal angerufen und gefragt, ob sie sich mit mir unterhalten würde. Als ich ihre Abwehr spürte, die ich nachfühlen konnte, ließ ich von meinem Vorhaben ab.

Aber im März 1995, als ich die frische Bruchstelle, mitten durch den Namen Vera, bemerkte, verabredete ich mich mit ihr in ihrer Wohnung. Mehrere Stunden lang hörte ich ihrer Geschichte zu, sah ihren Schmerz und ihre Hilflosigkeit angesichts dieses Grabes, spürte ihre unstillbare Trauer auch um die eigene Kindheit, um den Schmerz ihrer Mutter, ihres Vaters.

Ihr Vater, Christoph Frankenberg, war kein Jude. Er, den seine Tochter immer wieder als „allerbesten Menschen", als „Seele von Mensch" bezeichnet, hatte seine jüdische Frau Doris, geborene Werner, trotz aller Bedrängnis nicht verlassen. Er war Schmiedemeister. Mit 25 Jahren heiratete er 1929 die zwei Jahre jüngere Doris, die zu Hause, in der Provinz Posen, einst die „Dollarprinzessin" genannt worden war, weil sie so schön und so verwöhnt war. Ihre Mutter war früh gestorben, der Vater, Besitzer einiger koscherer Fleischereien, heiratete erneut. Nach dem Tod des Vaters blieb Doris bei der Stiefmutter. Als junges Mädchen kam sie mit der Stiefmutter und den Halbgeschwistern nach Berlin. Die Familie war recht wohlhabend, aber es fehlte Doris an Geborgenheit und Wärme. Die fand sie bei Christoph Frankenberg, dessen christliche Familie sich ärgerte, daß der blonde, hochgewachsene Mann ausgerechnet eine gläubige Jüdin heiraten wollte. Auch ihre Familie war enttäuscht und empört über die Wahl, so war das junge Paar weitgehend auf sich selbst angewiesen. 1929 und 1930 wurden die Töchter Vera und Hella geboren, man wohnte in einer Zweizimmerwohnung in der Wörther Straße 9 in Prenzlauer Berg. Keine feine Gegend, aber die Familie hatte ihr Auskommen, die Mädchen wuchsen heran, und frühe Bilder zeigen sie im Spiel mit den Nachbarskindern auf dem Hof und auf dem Wörther Platz.

Hellas Erinnerung an diese Jahre hat Risse wie der Grabstein ihrer Schwester, manches ist zerbrochen und läßt sich nicht mehr zusammensetzen. Nur nicht auffallen, war der Gedanke, der über allem lag. Die Mädchen mußten keinen Stern tragen, weil der Vater, das Familienoberhaupt, „arisch" war und erklärte, seine Töchter würden nicht jüdisch erzogen. Dabei teilten sie den Glauben ihrer Mutter, wußten aber, daß sie es verheimlichen mußten. Sie sahen die Angst der Mutter, die immerwährende Traurigkeit, aber sie kannten es nicht anders und bemühten sich, unauffällig durch die Jahre zu kommen. Ihre Schule lag in der Schönhauser Allee. Der Direktor hieß Gecks. Einmal, das war nur ein einziger Vorfall von so vielen ähnlichen, ließ er die Kinder aus

Grabstein von Vera Frankenberg, 1996

Hellas Klasse ein Lied singen. Es fing an „Die Fahne hoch . . .", war ein Nazilied und hatte viele Strophen. Hella hätte sich gehütet, nicht mitzusingen. Aus Angst aufzufallen, versuchte sie ja immer, alles Verlangte besonders eifrig zu tun. Trotzdem holte der Direktor sie nach vorne und schlug sie ins Gesicht: „Wenn du noch mal nicht mitsingst, kommst du dahin, wo deine ganze Sippe ist."

Wohin die anderen Juden gekommen waren, wohin einer nach dem anderen alle Verwandten gebracht worden waren, ahnten die Kinder, aber auch darüber sprach man nicht. Hella erinnert sich der vielen Abschiede in den Jahren ihrer Kindheit. Keinen sah sie wieder, am Schluß, so schien es ihr, blieben nur noch sie, ihre Schwester und ihre Mutter zurück. Alle anderen Juden waren fort. An der Wörther Straße, Ecke Schönhauser, war in der ersten Etage ein Polizeirevier, dorthin wurde ihr Vater gerufen, nach der Erinnerung seiner Tochter immerzu. Er sollte sich scheiden lassen. Immer wieder wurde die Mutter abgeholt, aus der Wohnung gezerrt. Mehr als einmal setzte der Vater sich aufs Fahrrad und holte sie zurück. Einmal, dieses Bild hat sich der Tochter eingeprägt, wurde ihr Vater auf dem Wörther Platz von einem SA-Mann zusammengeschlagen. Das war vor einem LKW, auf dem schon die Mutter saß. Aber sie kam wieder, immer wieder und wurde immer stiller, immer ängstlicher. Die Angst war den Mädchen so vertraut geworden, daß sie sie eigentlich gar nicht mehr fühlten. Sie hatten auch Freundinnen, „arische" Mädchen, aber die begriffen vielleicht gar

Der Wörther Platz zur Zeit der Kindheit Vera und Hella Frankenbergs

nicht, welcher Fluch auf der Familie Frankenberg lag, meint Hella heute. Manche Kinder durften nicht mit ihnen spielen. Auch die meisten Nachbarn hielten sich zurück. Als die Bombenangriffe begannen, stellte sich der Hauswart ihnen entgegen. Juden durften nicht in den Luftschutzkeller. Dann saßen sie eben aneinandergeschmiegt in ihrer Wohnung und warteten, bis alles vorüber war. Frau Koslowski, die ihre Wohnung im Keller hatte, Souterrain nannte man das, ging auch nicht in den Luftschutzkeller. Sie holte die zitternde Familie zu sich, wenn Bombenalarm gegeben wurde. Aber Frau Schikora von gegenüber

paßte auf, daß ja kein Verbot von den Juden übertreten wurde. Manchmal hielt sie ihr Sofakissen aus dem Fenster, das war mit einem Hakenkreuz bestickt. Demonstrativ bürstete sie es ab, zu den Fenstern der Frankenbergs hin, die sollten ruhig sehen, welches Zeichen in Deutschland galt.

Vera, sagt Hella, war ganz anders als sie selbst. Vera war hübsch, hatte schöne Wimpern, eine schöne Nase, schönes Haar, und Vera war so begabt. Vielleicht war sie selbst auch hübsch, auch begabt. Das glaubt sie nicht. Das kann ein Kind vielleicht nicht glauben, wenn es täglich erfährt, was für ein Abschaum es ist. Das kann es vielleicht noch nicht einmal glauben, wenn es längst kein Kind mehr ist.

Natürlich hatten sie Hunger. Die mageren Rationen auf den Lebensmittelkarten für Juden reichten nicht aus. Einmal steckte der Pfarrer der Segenskirche in der Schönhauser Allee ihnen einen Umschlag zu, darin waren Brotmarken. Aber die Mutter wagte nicht, sie einzulösen. Nach und nach mußten sie alles Wertvolle aus der Wohnung abliefern. Sie hatten kein Radio mehr, keine guten Wollsachen. Die Mutter mußte morgens zur Zwangsarbeit gehen, in Lichtenberg arbeitete sie mit anderen Jüdinnen und mit Ukrainerinnen in einer Reinigung, wo blutverschmierte Uniformen gesäubert wurden. Auch Vera sollte Zwangsarbeit leisten. Ein paar Tage lang war das zarte Mädchen beim Gleisbau eingesetzt. Dann gelang es dem Vater, sie in einer kleinen Firma in der Linienstraße unterzubringen, deren Besitzer er kannte. Der Betrieb galt als kriegswichtig, und der Bekannte forderte Vera für seine Buchhaltung an. Sie konnte sogar eine Handelsschule besuchen.

Die Schule in der Schönhauser Allee hatte ohnehin den Unterricht eingestellt, nachdem das Gebäude bei einem Bombenangriff zerstört worden war. Auch das Haus, in dem Frankenbergs lebten, wurde mehrere Male von Bomben getroffen. Aber all diese Schrecken sind in Hellas Erinnerung zu einem einzigen großen Gefühl von Angst und Bedrohung verschmolzen. Ihrem Vater hatte man längst den Paß weggenommen und ihm einen Ausweis mit einem großen B gegeben. Er war ein Bewährungsdeutscher.

Als Bewährungsdeutscher kam er in ein Arbeitslager, irgendwo in Thüringen. Im April 1945 kehrte er zurück, abgemagert, ausgezehrt, mit riesigen Eiterbeulen am Körper. Aber er war wieder da, und seine Frau und die Töchter, deren einziger Schutz er war, spürten so etwas wie Glück.

Vera stand auf dem Hof vor dem Eingang zum Luftschutzkeller, als die Granatsplitter am 22. April 1945 sie trafen. Ihr Körper war durchlöchert wie ein Sieb. Ihre Schwester Hella, die dabei war, kann bis heute nicht darüber sprechen. Dann standen sie auf dem Friedhof hinter ihrem Haus, der Vater hatte den Leichnam der sechzehnjährigen Tochter in Decken gewickelt, einen Sarg gab es nicht im Berlin im April 1945 und schon gar nicht für ein jüdisches Mädchen. Der Vater selbst hatte den Platz ausgesucht und die Grube gegraben. Die Mutter schrie und wollte zu der toten Tochter in die Grube. Hella hielt sie zurück.

Wörther Straße 9, 1996

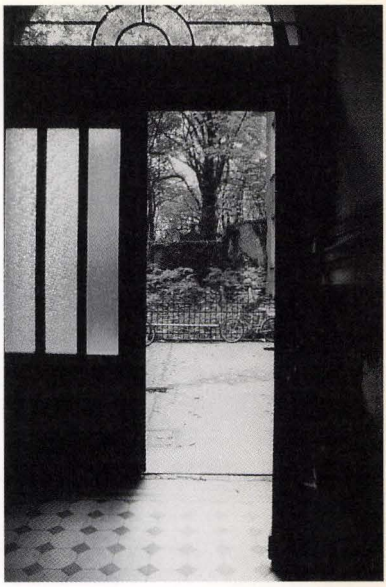
Diese drei Menschen waren allein, als sie das Mädchen in die Erde legten. Kein Nachbar, niemand stand ihnen bei.

Tage später waren die Russen schon an der Prenzlauer Allee. In der Segenskirche hatte sich die SS verschanzt, es schoß von allen Seiten. Die Nachbarn verließen kaum noch den Luftschutzkeller. Auf einmal waren sie freundlich, baten die Frankenbergs zu sich. Die Parteiabzeichen hatten sie schon abgenommen. Aber die Mutter saß oben in der Wohnung, um nichts in der Welt wäre sie jetzt zu den anderen in den Luftschutzkeller gegangen. Und der Vater stand Hand in Hand mit seiner Tochter Hella vor dem Haus, als könnte ihnen nichts mehr geschehen. Die „Russen", die vorbeikamen, waren klein und hatten Schlitzaugen. Ein Offizier kam, der sah nicht asiatisch aus. Er fragte den Mann und das Mädchen, die als einzige in der Straße vor ihrer Tür standen, in gebrochenem Deutsch, warum sie keine Angst hätten. Sie sagten es ihm. Der Offizier ging mit ihnen in die Wohnung, sah die Mutter dort sitzen, streichelte sie und sagte, er sei selbst ein Jude. Er würde ihnen ein Schild an die Tür machen, zu ihrem Schutz. Denn für das, was seine Soldaten jetzt tun würden, könnte er nicht einstehen. Es sei besser, man würde das Mädchen verstecken. Hella erinnert sich, daß sie ein paar Tage und Nächte auf dem Hängeboden einer alten Frau ausharrte, sie verstand kaum, weshalb. Soldaten, achtzehnjährige, kamen und brachten ihrer Familie große Fleischbüchsen aus einem Vorratsbunker am Wasserturm. Und ein riesiges Brot, das hieß Chleb. Eine Zeit war zu Ende gegangen, eine andere hatte begonnen. Der Schmerz blieb.

Nachbarinnen, die sich in all den Jahren nicht um die Frankenbergs gekümmert hatten, klingelten und baten um etwas von den Lebensmitteln. Frau Koslowski und einer Frau Buntrock, die gut zu ihnen gewesen war, gaben sie davon ab. Der Offizier kam wieder und fragte, wer in der Straße besonders gemein gewesen wäre. Der Vater wollte die Frau Schikora nennen, die seine Frau gepeinigt hatte, wann immer sie sie getroffen hatte. Aber dann sah er seine Frau an und schwieg. Man wollte sich nicht mit Rache belasten. Später war der Vater dann verantwortlich für die Trümmerfrauen der Straße, sollte sie zur Arbeit einteilen. Die schwerste Arbeit schob er der Nazifrau zu. Hella hörte, daß sich der Schuldirektor Gecks erschossen hatte, als die Russen kamen. Es gelang ihr nicht, Mitleid zu empfinden.

Irgendwoher hatte der Vater den Grabstein für Vera besorgt, einen besonders schönen. Obwohl jüdische Gräber nicht mit Blumen bepflanzt werden, tat er, was seinem Gefühl entsprach und pflanzte Blumen für sein Kind. In den ersten Jahren nach dem Krieg war der jüdische Friedhof geschlossen, nur Christoph Frankenberg besaß einen Schlüssel. Aber von den umliegenden Häusern aus konnte man sehen, was auf dem Friedhof geschah, und es war nicht schwer, über die Mauer zu klettern. Immer wieder wurden die Blumen ausgegraben, gestohlen. Immer wieder war der Grabstein besudelt, von Anfang an. War es Dummheit, war es Böswilligkeit? Es war das Salz in den unheilbaren Wunden der Familie Frankenberg.

Niemals habe ihre Schwester Ruhe gefunden, sagte mir Hella weinend, fünfzig Jahre nach Veras Tod.
Hella lernte in der Schwedter Straße den Beruf einer Maßschneiderin, die Kundinnen waren die Frauen der russischen Offiziere. Deutsche Frauen besaßen noch keinen Stoff in diesen Nachkriegsjahren. Der Vater übernahm dann eine kleine Fabrik für Türschlösser in der Lottumstraße. Der Mutter ging es nie wieder wirklich gut. Obwohl der Vater weiterhin alles für sie tat, sie auf Händen trug, wie man so sagt, konnte er nicht auslöschen, was sie erfahren hatte. Es hatte sie krank gemacht. Ein paar Jahre nach Kriegsende lernte Hella auf dem Chanukkaball einen polnischen Juden kennen, der in Bergen-Belsen gewesen und nach der Befreiung in Berlin geblieben war. „Was sollte ich in Polen? Das war ein einziger jüdischer Friedhof. Und als ich später in mein Dorf kam, war unsere Hütte noch da, und die polnische Frau darin kannte ich. Sie ließ mich nicht einmal in unser Haus und bot mir kein Stück Brot an", erzählte mir Hellas Mann, als ich ihn fragte. Sie haben 1951 geheiratet, ihr Sohn ist heute 42 Jahre alt. Sie wollten ihm nichts von der Vergangenheit erzählen, sie glaubten, es genüge, wenn sie sie selbst nicht vergessen konnten. Aber als der Sohn erwachsen war, fragte er, und sie antworteten. Wenn er in Berlin ist, geht er manchmal auch zum Grab seiner nie gesehenen Tante in der Schönhauser Allee.
Er hat seinen Eltern Vorwürfe gemacht, daß sie alles weggeworfen haben, alle Fotos, alle Dokumente, die an diese Zeit erinnern. Ein einziges Bild von Vera ist erhalten. Christoph und Doris Frankenberg hatten es immer an der Wand hängen. Es ist eine retuschierte Vergrößerung, Vera sieht darauf aus wie ein unwirklich schöner Filmstar.
Hella war nach ihrer Hochzeit zu ihrem Mann nach Westberlin gezogen. Die Eltern wohnten jetzt nur ein paar Häuser weiter in der Wörther Straße 4, später in der Kastanienallee. Sie wollten in der Nähe des Grabes bleiben.
Manchmal versteckte der Vater sich tagelang hinter den verwitterten Grabsteinen, um zu beobachten, wer immer wieder Veras Grab schändete, wer die Blumen fortnahm. Vergeblich. Er erstattete Anzeige. Die Polizei, die jetzt im ehemaligen jüdischen Altersheim neben dem Friedhofseingang saß, meinte, sie könne nichts machen. Man beruhigte ihn, das seien doch Dummejungenstreiche. Einmal wurde die Mauer mit einem Draht gesichert, der bei Berührung Alarm auslösen sollte. Der Draht wurde zerschnitten. Für Christoph Frankenberg wurde die Sorge für das Grab seiner Tochter Vera zum Lebensinhalt. Als er Rentner geworden war, verging kein Tag, an dem er nicht dorthin ging, harkte und zupfte und pflanzte. Und es verging kein Monat, in dem das Grab nicht bestohlen oder besudelt wurde. Man warf den Grabstein um, er zerbrach, wurde wieder geklebt, wieder beschädigt. Bis heute. Man kann eben keinen Spielplatz vor einem jüdischen Friedhof anlegen, hatte der Friedhofswärter gesagt, als sei das Verhalten der Randalierer, die, wie er sagt, am Wochenende kommen, wenn er nicht da ist, ganz natürlich.



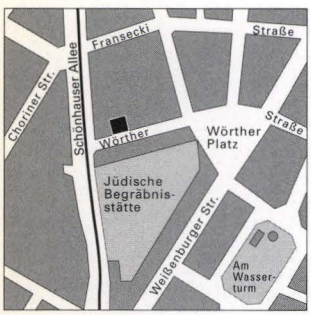
Der Hof, auf dem Vera Frankenberg starb

Vera Frankenbergs Mutter starb 1980, erst dann war ihr schwerkranker Vater bereit, zu seiner Tochter Hella nach Westberlin zu ziehen. Er starb 1983. Niemand bestritt dem evangelisch getauften Christoph Frankenberg seinen Platz auf dem jüdischen Friedhof in Weißensee neben seiner Frau. Der Kantor Estrongo Nachama brachte einen Minjan zu der Beisetzung zusammen. Die Trauergäste sprachen von Christoph Frankenberg als „unserem Bruder". Irgendwann wird Hella auf dem Stein ihrer Eltern den Namen ihrer Schwester Vera Frankenberg eintragen lassen. Damit es einen Ort gibt, an dem sie Ruhe findet.

Bernt Roder

Vier Staatsbürgerschaften

Leonore Samuel, geborene Buchsbaum, Wörther Straße 46



Als der Intercity aus Richtung London in den Bahnhof der walisischen Stadt Bath einfährt, erwartet Leonore Samuel mich bereits auf dem Bahnsteig. Die kleine energische Frau mit den freundlichen Augen beginnt sofort, über die Geschichte von Bath zu erzählen, und verpflichtet mich, später unbedingt einen Rundgang durch das Zentrum entlang des Flusses Avon zu machen.
Nachdem ich es versprochen habe, nimmt mich Frau Samuel an die Hand, und wir gelangen schnellen Schrittes zu ihrem Haus, von wo aus sich ein herrliches Panorama über das jahrhundertealte Zentrum von Bath erstreckt. Alle Gebäude, einheitlich aus hellem Kalksandstein erbaut, wirken aus der Ferne so gleichförmig, daß die Stadt etwas Unnahbares, Unwirkliches an sich hat.

Die Untermieter aus Polen

Auf dem Wohnzimmertisch liegt bereits ein gezeichneter Plan mit dem Grundriß des ehemaligen Wohnhauses in der Wörther Straße 46 bereit. Anläßlich meines bevorstehenden Besuches hatte ihn Frau Samuel vor wenigen Tagen angefertigt, um alles genauer beschreiben zu können: Seit ihrer Geburt im August 1923 bis zu ihrem Weggang im Jahre 1939 lebte sie in diesem Haus. Die Familie Buchsbaum wohnte im Seitenflügel zur Untermiete bei einem Fräulein Koch. Die Wohnung bestand lediglich aus Stube und Küche. Die beiden Räume teilte sich Fräulein Koch mit dem Ehepaar Buchsbaum und der Tochter Leonore. Kurze Zeit später folgte noch der Bruder Bernhard. Nachts schlief Fräulein Koch in der Küche und die Familie Buchsbaum im Wohnzimmer – in zwei Betten. Auf dem Hof des Hauses

befand sich ein Stall, in dem ein Pferd und ein Fuhrwerk untergebracht waren. Damit verkaufte der Besitzer in den umliegenden Straßen Gemüse. Auf dem Nachbarhof gab es einen Kuhstall. Dorthin gelangte man über die andere Seite des Wohnblocks mit Eingang in der Treskowstraße. Zu den Hohen Feiertagen kaufte die Mutter von Leonore hier frische Milch. Im Nachbarhaus befand sich eine Konditorei, in der die Mutter zu besonderen Anlässen etwas backen ließ. Der kleine Herd in der gemeinsamen Küche war zum Backen ungeeignet.

Seit dem Ende des Ersten Weltkrieges lebten die Eltern von Leonore in Berlin. Gusta und Hermann Buchsbaum stammten aus Przemysl in Galizien, im Osten Polens. Nach seiner Militärzeit in der Österreichisch-Ungarischen Armee hatte es den Vater im Jahre 1920 nach Berlin gezogen. Als gelernter Buchhalter hatte er in seiner Heimatstadt nach dem Kriege keine Anstellung gefunden. Außerdem, erinnert sich Leonore Samuel, erzählten die Eltern von Pogromen gegen die jüdischen Bewohner in Przemysl. All dies hatte sie in dem Entschluß bestärkt, nach Berlin überzusiedeln. Gusta Buchsbaum, geborene Brenner, stammte aus einer armen Familie, hatte nicht die Schule besucht und auch keinen Beruf erlernt. Kurz vor ihrer Übersiedlung hatten die Eltern noch in der Synagoge in Przemysl geheiratet.

Während Hermann Buchsbaum neben Polnisch auch Deutsch und Englisch sprechen und schreiben konnte, beherrschte die Mutter nur Polnisch und Jiddisch.

Dem Vater von Leonore gelang es in Berlin nicht, eine Anstellung in seinem Beruf zu finden. Zeitweilig arbeitete er als Nachtwächter oder bot als fliegender Händler Waren an. Ebenso wie Fräulein Koch waren viele Bewohner in der Gegend um den Wörther Platz nicht in der Lage, ihre Miete aufzubringen. Aus diesem Grunde vermieteten sie dann Räumlichkeiten ihrer Wohnungen an Untermieter.

Leonore Samuel zeigt auf dem von ihr angefertigten Grundriß ein Gemüsegeschäft und einen Biergarten, der sich neben dem Grundstück in Richtung Schönhauser Allee befand. Sie erinnert sich auch noch gut an den großen sozialen Unterschied zu den anderen jüdischen Hausbewohnern: „Im Vorderhaus lebten drei deutsche jüdische Familien, denen es sehr gut ging. Aber die wollten von uns nichts wissen, weil wir polnische Juden waren."

Leonores Mutter half bei einer befreundeten Familie als Näherin aus. Das Ehepaar, ebenfalls aus Przemysl stammend, nähte in der Wohnung für die Firma Brennigmeyer Mäntel zusammen, die von einem Zwischenmeister geliefert und abgeholt wurden.

Die Familie Buchsbaum mußte mit dem Nötigsten auskommen. Oft begleitete Leonore ihre Mutter auf den Markt. Sie kauften vorzugsweise angestoßenes Obst oder angeschlagene Eier, um genügend Lebensmittel für die vierköpfige Familie mit nach Hause bringen zu können. Reichte das geringe Einkommen der Eltern trotzdem nicht, trugen sie Wertgegenstände ins Pfandhaus, in der Hoffnung, diese einige Tage später wieder einlösen zu können.

Leonore Samuel auf dem Bahnhof von Bath im April 1995

Der Vater Herrmann Buchsbaum kurz vor der Abreise seiner Kinder nach England

„Meine Eltern konnten es sich nicht erlauben, einen koscheren Haushalt zu führen", sagt Frau Samuel, „sie hatten weder den Platz noch das Geld für unterschiedliches Geschirr. Auch Fleisch konnten wir uns kaum leisten. Geflügel war zu der Zeit sehr billig, und manches Mal kauften wir auch Fisch in einem Geschäft am Wörther Platz."
Am Sabbat traf sich die Familie Buchsbaum häufig mit der Familie eines Onkels von Leonore. In der Regel blieb man bis spät in die Nacht zusammen, entweder in der Wörther Straße oder bei den Verwandten in der Choriner Straße.
Im Jahre 1933 verlor der Vater jegliche Arbeit, und die wirtschaftliche Situation verschlechterte sich noch mehr. Nur mit Hilfe von Spenden und Hilfszahlungen der Jüdischen Gemeinde war es den Eltern möglich, das Notwendigste zum Leben zu beschaffen.

Der Bildertausch

Im Jahre 1930 wurde Leonore mit sieben Jahren in die 110. Volksschule in der Schönhauser Allee eingeschult. Aufgrund eines fälschlich diagnostizierten Herzfehlers als Folge ständiger Fiebererkrankungen war sie ein Jahr vom Schulbesuch zurückgestellt worden. Frau Samuel zeigt auf ihr Einschulungsfoto. Sie sitzt dort auf einer Bank zwischen den beiden anderen jüdischen Mitschülern ihrer Klasse. Vor ihrer Einschulung hatte sie in der Fehrbelliner Straße 92 den jüdischen Kindergarten und später den Hort besucht. Wegen der beengten Wohnverhältnisse zog es Leonore bereits als kleines Kind in die Wohnumgebung. „Mein Leben gestaltete sich vornehmlich außerhalb des Hauses."

Einschulung an der 110. Volksschule in der Schönhauser Allee 166a, um 1930 (vordere Reihe 2. v. l. Leonore Samuel)

Ab 1933 wurde der ungezwungene Bewegungsdrang des Mädchens zunehmend eingeschränkt. Die auf dem Einschulungsfoto erkennbaren Motive an der Wand des Klassenraumes – eine Landkarte des Grunewalds und ein Foto des Klosters Chorin – wurden durch andere Bilder ersetzt, darunter auch ein Portrait von Adolf Hitler.
Neben der demonstrativen Aufforderung zum Hitler-Gruß betonten die Lehrer Leonore gegenüber plötzlich ihr Deutschtum und ignorierten sie im Schulunterricht als Kind polnischer Juden.

Auch die Atmosphäre im Hause Wörther Straße 46 veränderte sich. Wurden Leonore und ihre Spielkameraden bisher so manches Mal in die Wohnungen der Nachbarn gerufen, um ihnen etwas Süßes zuzustecken, blieben diese Freundlichkeiten für Leonore aus und so manche Haustür fiel vor ihr demonstrativ ins Schloß.
Die Eltern erreichten im Sommer 1934 die Umschulung ihrer Kinder in die Private Volksschule der Jüdischen Gemeinde* in der Rykestraße und damit auch die Übernahme des Schulgeldes.
Kurz zuvor war Leonore Mitglied im jüdischen Sportbund Makkabi geworden. Ihr Drang nach draußen verlagerte sich jetzt auf die sportlichen Aktivitäten des Jugendbundes. Regelmäßig trainierte sie in der Turnhalle einer Schule in der Kastanienallee.
Zunehmend wurden viele Dinge des Alltags weiter eingeschränkt. Waren Tochter und Mutter bisher manches Mal an den Wochenenden ganz in der Nähe der Wohnung in ein kleines Kino gegangen, so war der Besuch für Juden plötzlich nicht mehr erlaubt. Auch das Spielen auf dem Wörther Platz war den jüdischen Kindern untersagt, und die Parkbänke erhielten Verbotsaufschriften. Frau Samuel erinnert sich noch so genau daran, weil etwa zur gleichen Zeit die Eisenteile der Parkumfriedung entfernt worden waren.

Leonore Buchsbaum als Mitglied des jüdischen Sportvereins Makkabi

Die Clique

In den folgenden Jahren erhielt die Familie mehrfach nächtlichen Besuch von Freunden. „Ab 1936 hatten Polizei und SS Listen, mit denen sie Leute suchten, um sie zu verhaften", sagt Frau Samuel. „Viele Menschen, die glaubten, auf dieser Liste zu stehen, zogen aus Angst von einer Wohnung zur anderen. So kamen auch in unsere Wohnung oft Menschen, die auf der Flucht waren. Da wir so wenig Platz hatten, mußten wir dann auf dem Boden schlafen."
Lediglich der Schulbesuch in der Rykestraße und die Treffen im Jugendbund vermittelten Leonore noch ein Gefühl von Sicherheit und Geborgenheit. In dieser Zeit traf sie sich auch häufig mit ihrer „Clique" – zwei Mädchen und drei Jungen. Es waren zumeist Mitschüler aus der Rykestraße, einen Jungen kannte sie bereits aus der Zeit im Kindergarten.
„Wenn wir uns in unserer Wohnung aufhielten, fühlten wir uns sicher. Aber wenn wir rausgingen, hatten wir Angst."
Frau Samuel hält nach diesem Satz inne und überlegt, um dann fortzufahren: „Als hier in London einmal die Nationale Front marschierte, hatte ich wieder eine solche Angst. Das hat mich in diese Zeit zurückversetzt. Denn zu Hause ist so die SA durch unsere Straße marschiert, und wir wußten nie, wo sie hineingehen würden. Jeden Moment konnten sie ins Haus kommen und alles zerstören. Niemand hätte etwas dazu gesagt."
Im Jahre 1936 zog man Hermann Buchsbaum zur Zwangsarbeit heran. Nur noch selten sahen sich Tochter und Vater. Mit dem Sommerhalbjahr 1937 wurde Leonore aus der Schule entlassen. Anschließend begann sie in einem Kindergarten in der Friedensstraße zu arbeiten.

*Vgl. Kirchhöfer, „Ein Gefühl der Geborgenheit."

Leonore Samuel (Mitte) mit Freunden vor einem Zeitungsstand in der Nähe ihre Wohnhauses

Wie sie erst später erfuhr, stand sie zu diesem Zeitpunkt bereits auf einer Warteliste für die Ausreise hilfsbedürftiger jüdischer Kinder. Die Arbeit im Kindergarten diente zur Beantragung eines Einreisezertifikates (Permit) als Auszubildende.

Einige Zeit später, an einem Morgen um sieben Uhr, holte man den Vater von zu Hause ab. Leonores Mutter brachte ihrem Mann noch einige Sachen nach. Leonore lag an diesem Tag krank im Bett. Noch heute macht sie sich Vorwürfe, nicht mit ihrer Mutter mitgegangen zu sein. So blieb jener Morgen die letzte Begegnung mit ihrem Vater. Hermann Buchsbaum wurde als polnischer Jude über die Grenze abgeschoben. Er schaffte es, zu seiner Familie nach Przemysl zu gelangen.

In den folgenden Monaten bemühte sich Gusta Buchsbaum verstärkt um eine Ausreisemöglichkeit für Leonore und deren Bruder.

Leonore mußte ihre Mutter bei den Behördengängen begleiten, um die Anliegen aus dem Jiddischen ins Deutsche zu übersetzen. Die Mutter wollte ihre Kinder in Sicherheit bringen und erst dann zu ihrem Mann nach Polen fahren. Dorthin mitnehmen wollte sie die Kinder nicht.

Balfour Castle

Im Mai 1939 gelangte Leonore mit ihrem Permit nach England. Wenige Tage später erreichte sie zusammen mit 180 gleichaltrigen Jugendlichen aus Polen, Österreich, der Tschechoslowakei und Deutschland den schottischen Ort Wittingham. Hier hatte der ehemalige britische Außenminister Lord Balfour seinen Landsitz für die Flüchtlinge herrichten lassen. Gastfamilien hatten zuvor eine Bürgschaft für sie übernommen und so die Ausreise aus Deutschland ermöglicht. Man hoffte, es sei eine vorübergehende Lösung. Mit dem nur wenige Monate später beginnenden Zweiten Weltkrieg war ein Ende des Aufenthaltes für die Kinder und Jugendlichen dann jedoch nicht mehr abzusehen.

Der Bruder Bernhard folgte Leonore im August 1939 nach England. Die Mutter ging wenig später zu ihrem Mann zurück nach Polen.

Bis zum Kriegsausbruch bestand noch brieflicher Kontakt zwischen Eltern und Kindern. Einmal bat der Vater seine Tochter, sich für seine Einreise nach England einzusetzen. Doch Leonore konnte ihm nicht helfen. „Die haben mir dort lediglich geantwortet, daß ich glücklich sein könne, selbst nach England gekommen zu sein."

Wenig später riß der Kontakt zwischen Leonore und ihren Eltern ab. Trotz des Verlustes der gewohnten Umgebung und der Trennung von ihren Eltern, beschreibt sie die erste Zeit in England regelrecht euphorisch: „Dort gab es junge deutsche Lehrer. Die haben uns wie in einem Kibbuz leben lassen. Eigentlich sollten wir einen halben Tag praktisch arbeiten und einen halben Tag studieren, da wir ja offiziell als Studenten nach England eingereist waren. Man hat uns jedoch sehr viel Freiraum gelassen. Den Alltag im Schloß organisierten wir selbst. Wir gründeten dafür ein Komitee. Es gab einen englischen Headmaster, einen englischen Lehrer, der uns Englisch beibringen sollte, aber keiner hat

Englisch gelernt, einen Hebräischlehrer, aber auch das haben wir dort nicht viel gelernt. Trotzdem war es das einzige Mal in meinem Leben, daß ich glücklich war."

Auf „Schloß Balfour Castle" lernte Leonore ihren ersten Mann kennen. Nachdem sie schwanger geworden war, heirateten beide 1941.

Aber ihr Glück sollte nicht lange anhalten. Sie verlor das Kind vor der Geburt. Ein Jahr nach der Heirat verließ ihr Mann sie, ging nach Palästina und ließ sich scheiden. Damit galt sie in England fortan als Staatenlose.

Leonore zog nach Glasgow und arbeitete als Schneiderin. Im Jahre 1951 heiratete sie ihren zweiten Mann und wurde britische Staatsbürgerin. In den Jahren danach brachte sie drei Kinder zur Welt. Die ganze Familie zog später nach Bath. Als die Kinder erwachsen waren, arbeitete Frau Samuel bis zu ihrer Pensionierung in einem privaten Altenheim. Seit 1987 ist sie verwitwet.

Andenken an die Zeit in „Lord Balfour Castle", Wittingham

In der Fremde

So richtig zu Hause gefühlt hat sich Frau Samuel in England nie. Allerdings betont sie, daß für diejenigen, die mit ihr dorthin gekommen waren und wie sie einer ostjüdischen Familie entstammten, der Neuanfang leichter war als für die deutschen Juden: „Bei uns polnischen Juden kam es doch sehr häufig vor, daß wir bereits einmal unsere Heimat verlassen mußten. Wir waren in Deutschland Fremde und sind es auch hier wieder. Die deutschen Juden hingegen fühlen sich hier nun erstmals wie Ausländer. Für sie kam diese Umstellung viel unerwarteter."

Seit Frau Samuels Mann verstorben ist, hat sie kaum jemanden, dem sie von ihrer Kindheit erzählen kann. In den letzten Jahren verspürt sie verstärkt das Bedürfnis, über ihre Vergangenheit zu reden: „Seit ich alleine lebe und Zeit habe, holen mich all die Dinge wieder ein. Wenn du Kinder bekommst und zur Arbeit gehst, bist du mit dem Alltag beschäftigt, du lebst weniger in den Erinnerungen. Aber ich liebe meine Erinnerungen, und ich kann immer weniger von ihnen lassen."

Bereits in den sechziger Jahren besuchte Frau Samuel erstmalig wieder Deutschland. Aber erst 1993, 54 Jahre nach ihrer Ausreise, entschloß sie sich, auf Einladung des Berliner Senats, ihre Geburtsstadt zu besuchen.

Zuvor hatte sie einen Brief aus der Gedenkstätte Yad Vashem in Israel erhalten, in dem sie erfuhr, daß die Eltern wahrscheinlich im Mai 1943 zusammen mit den jüdischen Einwohnern der Stadt Przemysl „evakuiert" und anschließend ermordet worden waren. Ihr Bruder war bereits kurz nach dem Krieg nach Hongkong ausgewandert und lebt heute in Israel.

Anläßlich meines bevorstehenden Besuches aus Deutschland schrieb Frau Samuel ihre Erinnerungen auf. Anschließend bat sie ihre Tochter, das Manuskript zu korrigieren. Sie war überrascht, wie sehr sich die Tochter für die Niederschrift interessierte. Erstmalig sprach die Mutter mit der Tochter ausführlich über ihre Kindheit und Jugend.

Nach ihren Aufzeichnungen zeigt mir Frau Samuel noch einige Fotos, die einzigen Andenken aus der Zeit in Berlin. Darunter befindet sich auch eine Aufnahme von ihrer „Clique": der Freundeskreis im elterlichen Wohnzimmer, bestehend aus Alex, Benno, Erich und Ulla; die Nachnamen sind ihr entfallen. Zwei dieser Freunde leben heute in Israel, ein Freund in den USA.

Geburtstagsfeier von Leonore Buchsbaum in der elterlichen Wohnung, Wörther Straße 46 (rechts neben Leonore sitzen ihr Bruder und die vier Freunde Alex Küschel, Ulla, Benno und Erich Philipsohn)

Frau Samuel hat seit einiger Zeit Kontakt zu dem Verein „Reunion of Kindertransport" in London aufgenommen, um sich mit den Mitgliedern über die gemeinsame Geschichte austauschen zu können.
„So, jetzt müssen Sie aber noch etwas von Bath sehen!" Sie zeigt mir die Stadt, in der sie seit nunmehr 13 Jahren lebt und für die sie bis heute nie richtige heimatliche Gefühle entwickeln konnte.
„Ich fühle mich hier nicht zu Hause. Es ist nicht meine Heimat. Ich bin nach Berlin gegangen, um herauszufinden, ob ich mich dort zu Hause fühle. Ich bin nach Israel gegangen und habe mich dort nicht zu Hause gefühlt. Ich bin der ‚wandering jew'. Ich bin homesick, heimatkrank wie man sagt, aber ich weiß nicht wonach", beendet Frau Samuel unser Gespräch.

Sibylle Hinze

Mensch unter Menschen

Josef K., Pappelallee 74, Ernst-Thälmann-Park

Josef K. wurde 1903 als eines von neun Kindern in Berlin geboren. Er wuchs am Kottbusser Damm auf. Die Familie war arm und mußte oft hungern. Zwei Schwestern starben im Kindesalter. Der Vater war Drechsler von Beruf und häufig unterwegs. Die Mutter und deren Schwester arbeiteten als Näherinnen. Zwar gehörten die Eltern der

Jüdischen Gemeinde an, waren jedoch nicht gläubig. Dessenungeachtet wurden die Kinder der Familie K. von der Gemeinde einige Male nach Swinemünde zur Erholung verschickt.

Josef K. erlernte auf Wunsch seiner Mutter das Kürschnerhandwerk, übte es aber kaum aus, sondern arbeitete in verschiedenen anderen Berufen. Obwohl er sich bewußt war, Jude zu sein, fühlte er sich jüdischen Traditionen nicht verbunden.

Nachdem er zunächst der Kommunistischen Arbeiterpartei angehört hatte, trat er 1930 der Kommunistischen Partei Deutschlands bei. Seit Errichtung der NS-Diktatur arbeitete er in Charlottenburg und in Wilmersdorf als Kurier für die Partei, verteilte Flugblätter, brachte Maueraufschriften an. Dabei war er sich bewußt, daß er sich in Gefahr begab. Allerdings befürchtete er keine so hohe Strafe, wie sie ihn dann später ereilte. Durch einen Verräter geriet er 1936 in Haft und wurde wegen „Vorbereitung zum Hochverrat" zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt. Diese Strafe saß er im Zuchthaus Brandenburg-Görden in einer Drei-Mann-Zelle, später im Zuchthaus Waldheim ab. In Brandenburg besuchten ihn seine Mutter und eine Schwester, bevor sie 1939 nach Amerika auswanderten. Das Geld für die Ausreise hatten sich seine Geschwister erarbeitet und die notwendigen Ausreisegenehmigungen mit Hilfe der Jüdischen Gemeinde bekommen. Einem Schwager glückte es sogar, aus dem KZ Sachsenhausen herauszukommen, weil er Ausreisepapiere vorlegen konnte.

Im gleichen Jahr wurde Josef K. aus dem Zuchthaus entlassen. Da es ihm gelang, einen Zug früher als vorgesehen nach Berlin zu fahren, entging er der in solchen Fällen üblichen sofortigen Verbringung durch die Gestapo in ein KZ. In Berlin lebte er legal angemeldet und arbeitete einige Wochen beim Schienenbau. Bald wurde er jedoch wieder gefangengenommen und kam mit dem Vermerk „R. u." („Rückkehr unerwünscht") ins KZ Sachsenhausen in eine Strafkompanie, von dort nach Neuengamme, nach Dachau, wieder nach Sachsenhausen, nochmals nach Dachau und 1941 nach Buchenwald, wo er bis 1945 blieb. In Buchenwald wurde er in den Judenblock eingewiesen. Sein letzter Blockältester war Emil Carlebach. Josef K. arbeitete in Buchenwald als Maurer in der Baukompanie von Robert Siewert. Die Baukolonne errichtete vor allem Fabrikhallen. Josef K. gehörte der von Walter Bartel geleiteten illegalen KPD-Organisation an und nahm an der geheimen abendlichen Trauerfeier für Ernst Thälmann teil, bei der Robert Siewert die Rede hielt und Bruno Apitz Geige spielte. Einmal sah er auch „das Kind von Buchenwald"[1].

Als Josef K. 1945 nach Berlin zurückkehrte, lebte dort kein Angehöriger seiner Familie mehr. Seine älteste Schwester und seine Mutter waren nach Chile ausgewandert, wo seine Mutter später auch starb, andere Geschwister lebten in den USA, sein Vater war in Prag verschollen, eine Schwester war mit ihren Kindern deportiert worden und umgekommen. Josef K. fand zunächst bei einer Bekannten aus früheren Zeiten in einem schwer kriegsbeschädigten Haus in der Pappelallee 74 Quartier. Dieses Haus wurde jedoch abgerissen; er bekam eine

Wahlpropaganda, April 1932

eigene Wohnung in der Pappelallee. Mit anderen Genossen der KPD wurde ihm Arbeit in einer privaten Gärtnerei in Friedrichsfelde zugewiesen. Er war dort Buchhalter und Einkäufer. Bei Fahrten über Land besorgte er Sämereien und tauschte bei den in Karlshorst stationierten russischen Truppen Gurken, Gemüse und Blumen gegen Nägel und Glas zur Reparatur der Gewächshäuser ein.

1947 wurde Josef K. in einem Parteiverfahren beschuldigt, Trotzkist zu sein, weil er sich gegen Stalin geäußert hatte. Er wurde jedoch nicht aus der Partei ausgeschlossen. Etwas später wurde er in einem halbjährigen Studium zum Staatsanwalt ausgebildet. 1949 war er dann unter einem alten erfahrenen Richter im Gerichtsgebäude am Alexanderplatz Staatsanwalt. Aber die Fälle, die ihm übergeben wurden (Wirtschaftsvergehen), bereiteten ihm Unbehagen. Als eine von ihm bearbeitete Akte abhanden gekommen war, wurde er auf Veranlassung des Richters, der später in den Westen ging, entlassen. Josef K. war über die Entlassung nicht besonders böse, weil ihm die Arbeit als Staatsanwalt keine Freude gemacht hatte.

Auf Anraten eines Freundes bewarb er sich dann um eine Stelle beim Potsdamer Innenministerium. Seine Bewerbung wurde jedoch abgelehnt. Später erfuhr er, daß er politisch als nicht zuverlässig galt, weil er Westkontakte hatte.

Bis 1963 arbeitete Josef K. im Versand der Druckerei des „Neuen Deutschland". Er machte viel Nacht- und Feiertagsarbeit, verdiente gut und war zufrieden. Vermittelt durch eine jüdische Bekannte, Rita Zocher[2], unternahm er viele Reisen nach Ungarn, in die ČSSR, nach Bulgarien, auch mehrmals in die Sowjetunion und dort bis nach Mittelasien. Er hat zwar niemals geheiratet, hatte aber eine langjährige Lebensgefährtin, die vor einigen Jahren gestorben ist. 1963 ging er mit sechzig Jahren in Rente. Als seine älteste Schwester aus Chile und eine andere Schwester aus den USA zurückkehrten und sich in Westberlin niederließen, machte er auf deren Kosten viele Reisen, u. a. eine lange Reise in die USA. Seit etwa 1986 wohnt er im Ernst-Thälmann-Park in einer Neubauwohnung.

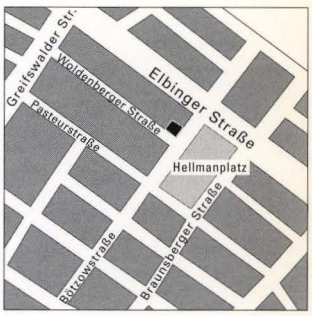
Zu seinem Leben in der DDR erklärte Josef K., mehrmals Schwierigkeiten mit der SED gehabt zu haben, „weil ich kein Stalinist war und immer meine eigene Meinung vertrat". Zugleich äußerte er, daß er in der DDR als Mensch unter Menschen lebte, sein Widerstand und sein Leiden in der NS-Zeit anerkannt wurden und seine jüdische Herkunft, der er selbst keine Bedeutung beimißt, keine Rolle spielte, er keinen Antisemitismus erlebte.

Ernst-Thälmann-Park, Ende der achtziger Jahre, (im Vordergrund das Thälmann-Monument von Lew Kerbel)

Christa Heinrich

Berlin – Lissabon – New York

Ein Weg durch drei Kulturen: Ruth de Carvalho, Bötzowstraße 21 (heute: 51)



Im September 1994 besuchte Ruth de Carvalho, geb. Davidsohn, das erste Mal ihre Geburtsstadt Berlin, aus der ihre Eltern vor fast sechzig Jahren mit ihr, der damals Neunjährigen, und der vier Jahre jüngeren Tochter Gerda geflohen waren. Um dem Terror der Nationalsozialisten zu entkommen, hatte sich die jüdische Familie am 1. Oktober 1935 in Hamburg auf der „Kap Arkona" nach Lissabon, dem vorläufigen Ziel ihrer unfreiwilligen Reise, eingeschifft.

Ruth Davidsohn lebte zehn Jahre im portugiesischen Exil, und nach Kriegsende siedelte die Familie in die USA um. In New York heiratete Ruth 1955 einen Portugiesen. Mit ihm kehrte sie 1985 – nach vierzig aktiven Berufsjahren – als Pensionärin nach Portugal zurück.

Heute lebt sie mit ihrem Mann Adolfo in der Nähe der hektischen portugiesischen Hauptstadt in einem hübschen Ort am Atlantik. Sie steckt voller Lebensfreude und Optimismus. Sie liebt es zu reisen, Freundinnen und Freunde zu treffen, zu wandern, zu lesen und zu schreiben. Wenn ihr noch Zeit bleibt, macht sie Handarbeiten, so wie sie es von ihrer Mutter und Großmutter gelernt hat. Nur wer den Berliner Dialekt genau im Ohr hat, wird aus ihrem fließenden Deutsch ein leichtes, kaum wahrnehmbares „Berlinern" heraushören. Hin und wieder mischt sich ein portugiesisches oder englisches Wort hinein.

Ruth de Carvalho ist in vier Sprachen zu Hause: in Deutsch, Portugiesisch, Englisch und Französisch.

Zu ihrer Reise zurück in die Vergangenheit, die Ruth de Carvalho gemeinsam mit ihrem Mann unternahm, hatte die Stadt Berlin sie eingeladen.

„Es war ein komisches Gefühl."[1]

Seit ihrer Rückkehr nach Europa hatten Ruth und Adolfo de Carvalho bereits zwei Reisen nach Deutschland unternommen, nie jedoch nach Berlin. „Ich habe nicht gewußt, was mich dort erwartet", sagt sie. „Ich dachte, das Haus steht nicht mehr, ich werde es wohl nie mehr finden."

In Berlin begab sich Ruth de Carvalho auf die Suche. Doch die Bötzowstraße 21, die letzte Adresse ihrer Familie in Berlin, war ihr fremd. „Ich wurde ganz wild, aber wir sind dann weitergegangen zum nächsten Block, und da sah ich die Pasteurstraße. Da wußte ich, hier muß es sein. In der Pasteurstraße war meine Schule, die war vielleicht zwei Blocks von unserem Wohnhaus entfernt. Und ich sah die Greifswalder Straße, an die ich mich genau entsinnen konnte. Dann ging ich die Bötzowstraße weiter, und da war nicht nur der Arnswalder Platz, der Park, wo ich als Kind immer gespielt habe, sondern sogar noch der Stierbrunnen. Als ich das Haus gegenüber sah, in dem wir gewohnt

haben, habe ich beinahe geweint, das war, als wenn mir ein Stein vom Herzen gefallen wäre. Es war ein komisches Gefühl. Jetzt hatte ich es gesehen, wiedergesehen. Das hat mich sehr mitgenommen, das ist mir durch und durch gegangen." Es gab für Ruth de Carvalho keinen Zweifel, daß sie dort – in der heutigen Bötzowstraße 51 – mit ihren Eltern und ihrer Schwester Gerda in der dritten Etage bis zum Spätsommer 1935 gewohnt hatte.

„Warum meine Eltern nach Berlin kamen, weiß ich nicht."

Ruths Eltern, Martin Davidsohn und Else, geb. Lösser, hatten sich in Berlin kennengelernt, nachdem sie nach Ende des Ersten Weltkrieges mit ihren Eltern und Geschwistern aus Orten der weiteren Umgebung von Posen, die nun zu Polen gehörten, nach Berlin gezogen waren. Familie Lösser stammte aus Filehne, Familie Davidsohn aus Kletzkow. Neben Ruths Mutter waren aus der Lösser-Familie auch die Großeltern Gustav und Martha Lösser und Ruths Tante Paula Salomon nebst Familie in Berlin; Tante Berta Duschnitzki lebte mit ihrer Familie bei Königsberg und Onkel Hugo Lösser mit Frau und Kind in Düsseldorf. Aus der Davidsohn-Familie waren außer Ruths Vater die Großmutter Rosalie, Onkel Alfred, der früh verstarb, sowie der alleinstehende Onkel Leo in Berlin. Ruths Onkel Georg lebte in Wetzlar. „Warum meine Eltern nach Berlin kamen, weiß ich nicht." Ruth de Carvalho vermutet, daß ihre Familie zufällig am Prenzlauer Berg eine Wohnung fand. Die Berliner Verwandten wohnten nicht sehr weit entfernt, Ruths Großmutter Lösser sogar in unmittelbarer Nähe.

Ruths Mutter arbeitete bis zur Heirat im Jahr 1924 in ihrem erlernten Beruf als Chemikerin. Ruths Vater führte als ausgebildeter Kunstsachverständiger Aufträge für Berliner Galeristen aus. Er liebte seine Arbeit, aber sie erbrachte nur ein geringes Einkommen. Ruth vermutet, daß er deshalb zwei Geschäfte für Radios und entsprechendes Zubehör aufmachte. Eines befand sich in der Edisonstraße 16 a in Oberschöneweide. Großvater Lösser bekleidete bis zu seinem Tod im Jahre 1930 das Amt des Vorstehers der Synagoge in der Rykestraße*. Großvater Davidsohn war bereits sehr früh verstorben.

Wenn Ruth de Carvalho an ihre neun Berliner Lebensjahre denkt, drängt sich ihr zuerst das düstere Bild einer bedrohlichen Atmosphäre auf, die ab Januar 1933 auf allen jüdischen Familien und den politisch Andersdenkenden lastete. Doch sind der heute Siebzigjährigen auch schöne Erinnerungen geblieben.

„Es gab so kleine Dinge, die auch schön waren."

Es gab häufig familiäre Zusammenkünfte, manchmal kamen auch Freundinnen der Mutter zu Besuch oder die Eltern von Ruths engster Schulfreundin Uschi Friedlaender. Uschis Vater führte die beiden Mädchen im Winter manchmal auf den See im Friedrichshain zum Schlittschuhlaufen. „Er hat uns dann immer an die Hand genommen. Es gab so kleine Dinge, die auch schön waren." Im Sommer reisten Davidsohns zur Familie von Tante Berta in die Nähe von Königsberg. „Die

*Vgl. Jerke, „Des Gotteshauses Bedeutung und Berechtigung"

Fahrt durch den polnischen Korridor war für mich aufregend, da sah ich polnische Uniformierte durch den Zug gehen, und bald darauf war ich wieder in Deutschland. Als Kind habe ich das nie richtig verstanden."

Aus der Berliner Schulzeit hat Ruth ihre Freude am Lernen als schöne Erfahrung im Gedächtnis behalten. Sie bedauert, daß die Eltern die Volksschulzeugnisse, die Ruth als gute Schülerin auswiesen, zwar noch nach Lissabon, aber nicht mehr nach Amerika mitbrachten. „Aber wenn man so von einem Land in das andere fährt, will man so wenig wie möglich mitnehmen." Ein Poesie-Album hat Ruth de Carvalho bis heute sorgsam aufgehoben. Es bewahrt Erinnerungen an ihre Berliner Kindheit und an Menschen, die ihr Leben in Portugal begleiteten. Einen festen Platz in Ruths liebgewordenen Berliner Kindheitserinnerungen haben auch der Park und der Stierbrunnen am Arnswalder Platz, wo sie oft mit Schulfreundinnen oder Kindern aus der Familie gespielt hat.

Mit der nationalsozialistischen Machtergreifung veränderte sich das Leben der kaum siebenjährigen Ruth tiefgreifend.

Ruth Davidsohn und Cousin Lothar am Stierbrunnen, Arnswalder Platz, September 1935

„Ich spürte, daß alle irgendwie bedrückt waren."

Die in den jüdischen Gemeinschaften geführten Kontroversen über die Einschätzung der braunen Machthaber bewegte auch den engeren Familienkreis der Davidsohns. Ruths Vater neigte der von der Mehrheit getragenen Hoffnung zu, der „Spuk" werde bald ein Ende haben, oder der Terror würde zumindest abebben. Wie so viele andere auch, glaubte er zunächst, im Land durchhalten zu können. Er suchte sich damit zu beruhigen, daß man ihn schließlich im Ersten Weltkrieg mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet habe und ihm und seiner Familie deshalb niemand etwas antun würde. Ruths Onkel Hugo Lösser und seine Frau Lily sahen in Nazi-Deutschland hingegen keine Zukunft mehr für Juden. Sie und ihre Tochter Jutta verließen Deutschland bereits 1933. In Portugal wollten sie für sich und andere Familienmitglieder die Möglichkeiten einer neuen Existenz erkunden.

In Deutschland waren die jüdischen Mitbürger und Mitbürgerinnen der aggressiven antisemitischen Hetze ausgesetzt und ihre ökonomische Existenz wurde durch Boykottaktionen und rassistische Gesetzgebungen massiv bedroht. Selbst die kleine Ruth nahm die „Schmierereien an den Geschäften und auf den Bürgersteigen davor" wahr. „Ich fand das schlimm. ‚Kauft nicht bei Juden' stand da in großen schwarzen, manchmal auch in roten Buchstaben geschrieben. Ich habe immer zu Mutti gesagt – was sie mir später erzählte –, wie gut, die Gerda kann noch nicht lesen. Ich wußte ja, daß wir Juden sind. Ich dachte immer, wie kann einer etwas verdienen, wenn in dem Geschäft niemand einkaufen darf. Soweit habe ich mich identifiziert, ich habe aber nicht überlegt, ob es mir persönlich an die Pelle gehen könnte." Davidsohns konnten von Glück sagen, daß ihre Geschäfte von den Terroraktionen zufällig unbehelligt blieben.

Ohne zu begreifen, was geschehen war, mußte Ruth lernen, sich auf Gefahren einzustellen, die auch ihr Leben als Schulkind berührten.

„In der Schule wurden immer so viele Fragen gestellt."

Besonders eine Lehrerin, Fräulein Mühlbach, die Ruth de Carvalho als „typische Nazi-Frau" in Erinnerung behalten hat, fragte die Schülerinnen und Schüler der Volksschule in der Pasteurstraße immerfort, was denn zu Hause erzählt würde, was die Eltern über Hitler sagten. Else Davidsohn ermahnte Ruth, nichts zu erzählen, wenn man sie etwas Schulfremdes frage. „Stell dich dumm", sagte sie ihrer Tochter und fügte augenzwinkernd hinzu: „Das wird dir doch nicht schwerfallen." Frau Davidsohn erklärte, daß schon einige Väter abgeholt worden waren, weil die Kinder in der Schule erzählt hatten, was bei ihnen zu Hause vorging. „Ich habe das sehr ernst genommen." Ruths letzte Lehrerin vor der Abreise nach Portugal fragte die Kinder nicht aus. „Sie war ein Goldstück, so etwas Liebes und Gutes. Sie hieß Parnow oder Parlow."

„Mein letztes Schuljahr in Berlin mit unserer netten Lehrerin". Vierte Klasse der Volksschule Pasteurstraße, 1935
(2. Reihe von oben ganz links) Uschi Friedlaender und Ruth Davidsohn mit Baskenmützen

Auch wenn ihnen Diskriminierungen von den mehrheitlich christlichen Kindern ihrer Klasse erspart blieben, spürten Ruth, ihre engste Freundin Uschi und die wenigen anderen jüdischen Kinder ein Anderssein. Als Zeichen der Zugehörigkeit zur Hitler-Jugend trugen die meisten nichtjüdischen Kinder „diese braunen Wildlederjacken. Und wir kauften dieselben in dunkelblauer Farbe. So wußten die anderen, wir sind nicht wie sie." Auch gingen die jüdischen Kinder am Samstag in die Synagoge, und sie besuchten einmal in der Woche eine Religionsschule. Dort begann Ruth Hebräisch zu lernen; in Lissabon setzte sie später den Unterricht mit dem dortigen Rabbiner fort.
Bald stand für Ruths Eltern die von ihrer Mutter besonders heftig befürwortete Entscheidung fest, den Lössers nach Lissabon ins Exil zu folgen. „Die Eltern mußten mir nichts erklären. Warum wir weggehen, war mir klar. Und Gerda war noch zu klein, sie war erst fünf Jahre alt."

Nur ihrer engsten Freundin Uschi vertraute Ruth die bevorstehende Abreise nach Portugal an, und Uschi erzählte ihr von den Vorbereitungen der Friedlaenders, sich nach Südafrika in Sicherheit zu bringen. „Aber wir haben alle nicht viel über solche Sachen gesprochen." Ruths Vater verkaufte eines der Radiogeschäfte, wollte aber die Vorkehrungen der Familie nicht zu offenkundig werden lassen und überschrieb das andere einem vertrauenswürdigen Angestellten. Ruth de Carvalho bedauert, sich nicht mehr genau an seinen Namen zu erinnern. Dieser Mitarbeiter, „er hieß Krüll oder Krüpp", sollte sich als wirklicher Freund erweisen. Vereinbarungsgemäß verkaufte er das ihm anvertraute Geschäft und übersandte den Verkaufserlös nach Lissabon, ohne sich eigene Vorteile verschafft zu haben.

„Froh war ich nicht, von Berlin wegzugehen. Meine Angst war, wie wird es in dem neuen Land sein? Ich konnte ja nicht mal die Sprache sprechen, das hat mich am meisten aufgewühlt. Ich wußte nicht, welche Freundinnen ich dort haben würde, und es war mir traurig, daß Uschi vorerst noch in Berlin zurückblieb." Nachdem dann auch Friedlaenders Berlin verlassen hatten, verloren die beiden Freundinnen für fast ein Jahrzehnt den Kontakt, bis Ruth von Lissabon aus über das Londoner Suchamt des Roten Kreuzes die südafrikanische Adresse ihrer früheren Schulkameradin herausfand.

Ruth und Gerda Davidsohn, vor der Abreise nach Lissabon

„Vorne auf dem Lift stand ‚Lissabon'."

Nach dem Machtantritt Hitlers waren die „Lifts" unter den Bedrohten und Verfolgten in aller Munde. So wurden die Transportbehältnisse genannt, in denen Auswandernde ihr zur Mitnahme erlaubtes Eigentum in die Exilländer transportieren ließen. Im September 1935 – kurz vor den Herbstferien – stand ein mit einem solchen Container beladener LKW vor dem Wohnhaus der Davidsohns. Darin verstauten sie ihr Hab und Gut, Möbel, Kristall, Leuchter und Spielsachen, ließen es zum Hamburger Hafen bringen und auf ein Schiff verladen. „Vorne auf dem Lift stand ‚Lissabon'", der Bestimmungshafen. Das veranlaßte die unbeliebte Lehrerin Mühlbach sofort, in der Schulklasse Auskunft zu verlangen, zu wem denn der Lift auf der Bötzowstraße 21 gehöre. Ruth und die anderen Kinder aber schwiegen, und so wurde erst nach den Ferien, als Ruth nicht mehr im Unterricht erschien, offenkundig, daß Familie Davidsohn ins Exil nach Portugal gegangen war.

Ruths Familie verließ ihre Heimat noch rechtzeitig. „Wir hatten Glück", sagt Ruth de Carvalho, „wir haben nicht viel verloren."

Nach einer fünftägigen Seereise erreichten Davidsohns Portugal, das Mitte der dreißiger Jahre noch wenig beachtete Exilland. Für Ruths Familie wies es überzeugende Vorteile auf: Portugal gehörte zu Europa, hatte aber keine Grenze zu Nazi-Deutschland. Gleichzeitig bot der Überseehafen der Hauptstadt die Gewißheit, Europa notfalls schnell und direkt verlassen zu können. Vor allem aber waren die Einreise- und Aufenthaltsbestimmungen zu der Zeit vergleichsweise unproblematisch. Ruths Onkel Hugo sah darüber hinaus in der wenig entwickelten ökonomischen Situation des Landes eine Chance, sich mit neuen

Eine Überseekiste (sog. Lift) wird für den Transport nach New York in Berlin beladen, 9. März 1939

In der Umgebung von Lissabon. Familie Davidsohn und Lily Lösser im Dezember 1935. „Onkel Hugo fotografiert!"

Ideen Marktlücken zu erschließen. Besonders sympathisch war das portugiesische Exil, weil die einheimische Bevölkerung keinen Antisemitismus kannte und den Fremden mit einer lange nicht mehr erfahrenen, wohltuenden Freundlichkeit und oft spontaner Hilfsbereitschaft begegnete. Niedrige Lebenshaltungskosten und das angenehme Klima taten ein übriges, mit den Anfangsschwierigkeiten in einem fremden Land fertigzuwerden.

Dennoch suchten nur ein paar tausend Verfolgte in der Zeit von Januar 1933 bis zum Zusammenbruch Frankreichs im Sommer 1940 Zuflucht in Portugal. Anders als Ruths Familie nahm die Mehrzahl der Exilsuchenden das kleine und arme Land am Rande Europas kaum wahr. Portwein, Korkeichen und Sardinen gab es dort, viel mehr wußte man nicht. Kultur und Sprache waren den Mitteleuropäern fremd, und das diktatorische Regime Salazars wirkte abschreckend.

„Wir galten als Emigranten, nicht als Flüchtlinge."

Das deutsch-portugiesische Abkommen über Visafreiheit aus dem Jahre 1926 erlaubte Davidsohns, ohne bürokratische Hindernisse mit einem gültigen deutschen Reisepaß nach Portugal einzureisen. Ruths Familie erhielt, wie die anderen Exilsuchenden in der Regel auch, eine jährlich zu verlängernde Aufenthaltserlaubnis, und es war ihnen gestattet, mit einer selbständigen Tätigkeit den Lebensunterhalt zu verdienen. Doch mußte dabei oft ideenreich zu Werke gegangen werden, denn nicht jeder im Herkunftsland erlernte Beruf taugte zur Selbständigkeit in Portugal.

Ruths Onkel Hugo Lösser kaufte sich beim portugiesischen Schokoladenhersteller „Favorita" ein und importierte Automaten für kleine Schokoladentäfelchen. „Mein Onkel hat erst in Portugal rausgefunden, was er unternehmen könnte. Den ersten Automaten brachten wir in unserem Lift aus Berlin mit." Lössers konnten gut von dem Verdienst leben, bis Ruths Onkel Hugo 1937 mit erst vierundvierzig Jahren an den Folgen einer Verletzung aus dem Ersten Weltkrieg starb. Seine Frau Lily nahm eine Arbeit bei einem internationalen Hilfskomitee für jüdische Flüchtlinge in Lissabon an.

Ruths Vater hätte sehr gerne in seinem Beruf als Kunstsachverständiger für eine Lissabonner Galerie gearbeitet. Doch um einen Ausländer fest einstellen zu dürfen, mußte der schwer zu führende Nachweis erbracht werden, daß kein Portugiese mit gleicher Qualifikation verfügbar war. Und illegal wollte Ruths Vater nicht arbeiten. Kurze Zeit war er noch für einen deutschen Auftraggeber tätig. Als dieser ihn jedoch aufforderte, seine Arbeit in Deutschland abzuschließen, intervenierte Else Davidsohn erfolgreich dagegen. Sie war sicher, daß es von einer Reise nach Deutschland kein Zurück mehr ins sichere Exil geben würde.

Ruths Vater kaufte sich mit einem Teil des aus Berlin geretteten Geldes in ein Uhrengeschäft in Lissabon ein. „Doch er hatte wenig Ahnung davon." Und nach Kriegsbeginn, als es kompliziert wurde, Uhren aus der Schweiz und Kuckucksuhren aus Deutschland zu importieren und er auch noch seinen Mitgesellschafter auszahlen mußte, wurde es für

eine Weile finanziell eng für die Davidsohns. Sie waren gezwungen, Teile ihres Hausstands zu verkaufen. „Die Portugiesen haben das aufgekauft. Sie haben diese Sachen, die die Ausländer ins Land brachten, sehr gern gemocht." Ruths Vater übernahm zeitweilig – wie viele andere Flüchtlinge auch – „eine Vertretung für ‚quinquilharias', das waren Dinge, die nicht viel kosteten, wie Kämme, Sonnenbrillen oder Rasierklingen." Ruths Mutter begann, zu Hause Berliner Pfannkuchen, „bolas de Berlim", zu backen. Ihre Abnehmer gehörten in der Mehrzahl zur deutschen Kolonie, deren Mitglieder meist schon seit vielen Jahren in Lissabon ansässige Vertreter deutscher Firmen oder Kaufleute waren. Viele von ihnen hielten mit ihrer nationalsozialistischen Gesinnung nicht hinter dem Berg. Die NSDAP war mit allen ihren Untergliederungen in der deutschen Kolonie vertreten, und in der Deutschen Schule Lissabon agierte die Hitlerjugend. Normalerweise gab es zwischen diesen beiden Gruppen von Deutschen keine Berührungspunkte. Doch waren die „bolas de Berlim" von Frau Davidsohn in der deutschen Kolonie so begehrt, daß der Bäckerin schon im November die ersten Bestellungen angetragen wurden, je nach Geschmack mit Himbeer- oder Pflaumenfüllung. „Daß sie bei einer Jüdin einkauften, haben die Kunden sicher nicht ausposaunt." Zum Jahresende lieferten Ruth und Gerda die Pfannkuchen gemeinsam mit ihrem Vater aus. „Wir Kinder empfanden das als große Sache, aber für Vater war es nicht einfach." Abgesehen von ein paar finanziellen Engpässen hatte Familie Davidsohn durch den geretteten Verkaufserlös der Berliner Geschäfte und den Verdienst der Eltern ihr Auskommen.

„Obwohl wir aus Berlin hatten weggehen müssen, galten wir in Portugal als Emigranten, nicht als Flüchtlinge. Wir haben ja hier gelebt wie die Portugiesen. Wir hatten unsere Möbel mitgebracht, arbeiteten hier und wohnten in einer eigenen Wohnung."

Ruth mit Cousine Gaby Lösser vor der Stierkampfarena in Lissabon, Sommer 1936

„Ich habe mich in Portugal zu Hause gefühlt."

Ruth Davidsohn war neun Jahre alt, als sie nach Lissabon kam. Für sie setzte sich ein gewohntes Leben fort, wenn auch die neue Stadt und die Sprache zunächst fremd waren. „Ich habe keine Brüche gespürt. Wir sind nicht in eine Lücke gefallen." Ruths Familie bewohnte eine in einer gepflegten Lissabonner Wohngegend, nahe der Stierkampfarena gelegene Neubauwohnung, die Onkel Hugo schon vor ihrer Ankunft für sie angemietet hatte. Sie war eingerichtet mit den vertrauten Möbeln aus der Bötzowstraße. Neben Onkel Hugos Familie fanden sich auch bald Ruths Großmutter, Martha Lösser, Tante Paula Salomon, die älteste Schwester von Ruths Mutter, deren Mann James und Sohn Wolfgang aus Berlin im portugiesischen Exil ein. „Wir kamen wie gewohnt oft zusammen und hatten auch in Lissabon ein enges Familienleben. Ich habe mich in Portugal zu Hause gefühlt."

Ruth und Gerda führten ein normales Leben als Schulkinder. Die Mädchen lernten Portugiesisch in Lissabonner Privatschulen. Schon nach acht Monaten Unterricht hatte Ruth alle notwendigen Prüfungen für den Wechsel auf ein reguläres portugiesisches Lyzeum abgelegt, das

auch andere jüdische und ausländische Kinder besuchten. „Ich war meistens mit portugiesischen Kindern zusammen." Sie spielten miteinander, erlebten Kindergeburtstage und besuchten sich gegenseitig. Unvoreingenommen und neugierig interessierten sie sich für das andere in den Familien der Freundinnen. Wie zu ihrer Berliner Schulfreundin Uschi Friedlaender, pflegt Ruth de Carvalho auch zu einigen ihrer Lissabonner Gefährtinnen bis heute eine lebendige Freundschaft.
Den Eltern fiel es schwer, Portugiesisch zu lernen, während Ruth bald akzentfrei sprach. Häufig begleitete sie ihren Vater zu Behörden und übersetzte für ihn. „Er hat mich dann immer seine Assistentin genannt."
Für Ruth und Gerda war Portugiesisch bald die Alltags- und Umgangssprache untereinander. Doch die Töchter sollten die deutsche Sprache nicht verlieren, daran lag den Eltern sehr. So wurde zu Hause konsequent Deutsch gesprochen. Nur manchmal, wenn es die Eltern nicht verstehen sollten, tuschelten sich die Mädchen mal schnell etwas auf portugiesisch zu. „Und weil ich in Portugal keinen Deutschunterricht mehr in der Schule hatte, hat Mutti mit mir gelernt. Ich mußte auch Diktate üben, um richtig schreiben zu lernen. Das hat mir später in meinem Beruf sehr geholfen. Und ich finde, die Sprache hat mit dem anderen nichts zu tun. So haben uns unsere Eltern auch erzogen."
Als Kind sei es ihr leicht gefallen, sich in Portugal einzuleben, sagt Ruth de Carvalho. Ihre Eltern – der Vater war fünfzig Jahre, die Mutter neununddreißig – erlebten den Verlust ihrer Heimat und den erzwungenen Neuanfang im südeuropäischen Exil dramatischer. „Aber sie haben uns damit nicht belastet. Wir hatten bestimmt schwere Zeiten, die wir als Kinder aber gar nicht so mitbekommen haben." Manche Notlage haben die Töchter erst später begriffen. So empfanden sie nur mit Bananenscheiben belegte Brote keineswegs als Einschränkung, weil sie ihnen gut schmeckten. Ruths Eltern verschonten die Kinder mit Problemen und versuchten, der Familie ein normales Leben einzurichten. In den Sommermonaten mieteten sie sogar ein Haus im Badeort Cascais an – wo Ruth und Adolfo de Carvalho heute leben –, um ihren Töchtern Ferien zu bieten, wie sie die anderen Kinder der Schule normalerweise auch hatten.

„Auch bei uns zu Hause wohnten Flüchtlinge."

Mit der Niederlage Frankreichs im Sommer 1940 setzte eine Massenflucht nach Portugal ein. Das bevorzugte Exilland Frankreich war nach dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht für Nazi-Gegner und vom NS-Staat Verfolgte zur Falle geworden, aus der es ein Entrinnen fast nur noch über die Iberische Halbinsel gab. Lissabon wurde zum „Hafen der Hoffnung"[2] für Abertausende, die von der portugiesischen Hauptstadt aus in die Freiheit nach Übersee zu gelangen suchten. Mit Verordnungen vom Oktober 1938, November 1939 und Mai und Juni 1940 hatte das Salazar-Regime die Einreisebestimmungen für Portugal in dem Maße schrittweise verschärft, wie die Lage der Verfolgten in Europa dramatischer wurde. Das neutrale Land wollte kein Exilland für Zehntausende sein, gewährte den Flüchtlingen aber immerhin drei-

ßig Tage Transitaufenthalt, wenn den portugiesischen Konsuln zuvor ein Visum für ein Aufnahmeland, ein sogenanntes Endvisum, und der Nachweis einer Schiffspassage vorgelegt worden waren. Für Neuankommende bestand nun ein generelles Arbeitsverbot. Mittellose Flüchtlinge waren auf die Unterstützung der internationalen Hilfskomitees für Flüchtlinge angewiesen, die von Sommer 1940 an ihre europäischen Hauptquartiere nach Lissabon verlegten.
80 000 bis 100 000 Verfolgte aus allen von den Nazis beherrschten Ländern kamen durch Portugal. Auf den Straßen Lissabons hörte man alle europäischen Sprachen. In den Cafés der Stadt gönnten sich die aus ihrer Heimat verjagten Menschen eine Ruhepause, bevor sie sich wieder in die langen Schlangen vor den Konsulaten, Reiseagenturen und portugiesischen Behörden einreihten. In die bislang vorwiegend von Männern besuchten Cafés strömten nun auch Ausländerinnen aus Berlin, Wien oder Warschau. Rauchend und anders als die Portugiesinnen gekleidet – im Sommer in ärmellosen Kleidern, kurzen Röcken, ohne Handschuhe, Hut und Strümpfe – nahmen sie verwundert die auf sie gerichteten neugierigen Blicke der Portugiesen wahr. Doch bald mischten sich auch Portugiesinnen unter die Caféhausgäste. Aus dem ehemals verschlafenen Lissabon wurde eine kosmopolitische Stadt. Hotels, Pensionen und Privatzimmer waren überfüllt. Viele Flüchtlingsfamilien, die in Lissabon lebten und eigene Wohnungen hatten, nahmen Durchreisende auf. „Auch bei uns zu Hause wohnten Flüchtlinge, die keinen Platz im Hotel gefunden hatten oder kein Geld mehr besaßen. Sie lebten mit uns, aßen an unserem Tisch. Meine Schwester und ich mußten notgedrungen in einem Bett in einem kleinen Zimmerchen schlafen. Meine Mutter sagte dann immer: ‚Seid froh, ihr habt noch ein schönes Bett.'" Die Familien haben wenig dafür bezahlt, „wir wollten helfen, nicht Geld verdienen".
Viele Male gingen Davidsohns zum Lissabonner Hafen, um Freunde und Bekannte zu verabschieden, die auf den fast schon legendären portugiesischen Flüchtlingsdampfern „Serpa Pinto", „Nyassa" oder „Mouzinho" den alten Kontinent Richtung Übersee verließen. Auch Ruths Onkel Georg Davidsohn passierte Lissabon auf dem Weg nach Argentinien.

„Mit einem Kindertransport nach Amerika."

Familie Davidsohn fühlte sich „nicht unfrei", empfand aber – wie viele andere Flüchtlinge auch – besonders ab Kriegsbeginn keine völlige Sicherheit in Portugal. Man wußte, daß Teile der PVDE (Polizei zur Überwachung und Verteidigung des Staates), der berüchtigten politischen Polizei des Diktators Salazar, mit der Gestapo sympathisierten. Überdies gehörten viele Mitglieder der deutschen Kolonie der Nazi-Partei an und Gestapo-Agenten hielten sich, als Mitarbeiter deutscher Firmen oder der deutschen Gesandtschaft getarnt, in Lissabon auf. Als die deutsche Wehrmacht im November 1942 auch Südfrankreich besetzte, ging die Angst um, Spanien und Portugal könnten ebenfalls überrannt werden. „Unter den Flüchtlingen wurde damals gesagt:

‚Portugal annektieren die Nazis per Telefon.'" Als Reaktion auf die zunehmende Verunsicherung organisierten die internationalen Hilfskomitees die Ausreise von Kindern zu Pflegefamilien in Amerika. „Auch meine Schwester fuhr mit einem Kindertransport nach Amerika." Das war 1943. Ruth hatte das festgesetzte Höchstalter von sechzehn Jahren schon überschritten und blieb bei den Eltern. Sie hat ihre Schwester damals sehr vermißt. „Für Gerda aber war es ein Trauma, obwohl sie wunderbare jüdisch-amerikanische Pflegeeltern in New Jersey hatte." Mit dieser Familie ist sie bis heute herzlich verbunden. Als Ruth ihre Schwester zwei Jahre später wiedersah, „wollte sie überhaupt nicht mehr Deutsch sprechen, sie hatte auch viel vergessen. Später sagte sie mir: ‚Mit zwölf Jahren wurde ich aus meiner Familie herausgerissen. Das war ein Bruch. Von da ab mochte ich nicht mehr Deutsch sprechen.'" Deutsch und Portugiesisch waren die Sprachen ihrer Kindheit, heute sprechen die beiden Schwestern und besten Freundinnen englisch miteinander.

Noch bevor Gerda in die USA ging, hatten die Eltern bereits entschieden, daß sie und Ruth nachkommen würden. Davidsohns waren zwischenzeitlich staatenlos geworden. Als die Verlängerung ihrer deutschen Pässe anstand, hatte das deutsche Konsulat in Lissabon die Dokumente eingezogen und die Familie ausgebürgert. Davidsohns stellten einen Antrag, Staatsbürger ihres Gastlandes zu werden, der aber von den portugiesischen Behörden abgelehnt wurde. „‚Im Krieg naturalisieren wir niemanden', haben sie gesagt." Den nunmehr Staatenlosen wurde die Aufenthaltserlaubnis weiterhin problemlos von der Internationalen Polizei, einer Sektion der PVDE, jährlich verlängert.

Nach Amerika zu gehen hatte auch einen mit der portugiesischen Lebensweise verbundenen Grund: „Unsere Eltern wollten nicht, daß wir Portugiesen heiraten. Die Dominanz der Männer gegenüber ihren Frauen habe ich selbst bei den Eltern meiner Freundinnen erlebt. Die Frauen saßen abends zu Hause, und die Männer gingen ins Café, vergnügten sich und hatten auch Affären. Unsere Eltern wollten uns eine andere Zukunft bieten." Einer Ironie des Schicksals gleich, heiratete Ruth Davidsohn dann in Amerika den Sohn eines portugiesischen Diplomaten.

Ruth Davidsohn (2. v. l.) mit Kolleginnen der HICEM, Lissabon, Juni 1945

„Meine Arbeit im Hilfskomitee war mehr als nur ein Job."

Ruth Davidsohn beendete 1944 das Lyzeum und legte auch die Aufnahmeprüfung für die portugiesische Universität ab. Doch da die Familie schon auf ihr amerikanisches Visum wartete, erschien es Ruth sinnvoller, für die verbleibende Zeit in Lissabon eine Arbeit anzunehmen. „Die jüdischen Familien kannten sich hier, und sie informierten sich gegenseitig." So erfuhr Ruth, daß die internationale jüdische Flüchtlingshilfsorganisation HICEM[3], deren Beschäftigte hauptsächlich Englisch oder Französisch sprachen, eine Übersetzerin suchte, „vor allem für die vielen Angelegenheiten, die auf portugiesisch geregelt werden mußten, und ich sprach die Landessprache wie eine Portugiesin." Ruth Davidsohn, nun achtzehn Jahre alt, übersetzte und tippte. „Wir haben

die Menschen nicht gesehen, nur ihre Akten. Trotzdem haben wir mitgefühlt, was sie durchgemacht haben." Ruth, ihre Freundin Lucie Levy aus Belgien, ihre portugiesische Freundin Carolina und die vielen anderen Kolleginnen und Kollegen engagierten sich, den in Not Geratenen zu helfen. „Wir wurden dafür bezahlt, aber für mich war meine Arbeit im Hilfskomitee mehr als nur ein Job. Wir waren froh, etwas für andere Menschen tun zu können." Wer im neutralen, mit Lebensmitteln ausreichend versorgten Portugal Zuflucht gefunden hatte, sorgte sich um die im Machtbereich der Nazis verbliebenen Nächsten, versuchte Visa zu erlangen und schickte Sardinenkonserven, Kaffee, Öl oder anderes. Während ihrer Schulzeit hatte Ruth Davidsohn ein paar Stunden in der Woche Adressenaufkleber für Lebensmittelsendungen geschrieben, die das Delikatessengeschäft des Flüchtlings Hans-Joachim Wartenberg in Konzentrationslager und französische Internierungslager schickte. „Familien haben diese Päckchen privat in Auftrag gegeben." Auch Davidsohns ließen Päckchen an Ruths Onkel Leo, den Bruder ihres Vaters, ins Konzentrationslager schicken, bis die Empfangsbestätigungen nicht mehr seine Unterschrift trugen. „Ihn und einen Cousin von mir sahen wir niemals wieder." Ruths Cousin Horst, der Sohn ihres früh verstorbenen Onkels Alfred, dessen Mutter Alice und Onkel Leo Davidsohn hatten nicht mehr aus Deutschland herauskommen können. Sie wurden aus Berlin deportiert und kamen um. Ruths Tante Berta Duschnitzki rettete sich mit ihrer Familie nach Palästina, Onkel Georg mit Familie, wie schon erwähnt, nach Argentinien. Ruths Großmutter Davidsohn war Ende der dreißiger Jahre in Berlin verstorben.

Informationen, mit denen Ruth und ihre Tante Lily Lösser durch ihre Arbeit in den Komitees konfrontiert waren, und Berichte ausländischer Radiostationen fügten sich mit der Zeit zu einer entsetzlichen Gewißheit. „Wir haben gewußt, was in Deutschland passierte."

„Dann waren wir in Amerika wieder zusammen."

Als Ruth Davidsohn im Sommer 1945 ihre von der HICEM bezahlte Reise an Bord der „Nacala" nach New York antrat, war sie neunzehn Jahre alt. „Es fiel mir schwer, aus Portugal wegzugehen. In dem Alter hat man Träume und Wurzeln, ich hatte meine Freundinnen, mein Leben in Lissabon. Beim Abschied am Pier mußte ich heulen. Da ist mir erst richtig klar geworden, daß ich Portugal verlasse. Und meine Eltern blieben vorerst noch dort, ich war allein." Doch Ruth Davidsohn tauchte schnell in das amerikanische Leben ein. „Die Amerikaner nehmen ja auch alle an, zumindest in New York. Die Stadt ist ein meltingpot."

Schon eine Woche nach ihrer Ankunft hatte sie einen Job als Übersetzerin in einem Im- und Exportunternehmen gefunden. Abends perfektionierte sie ihr Englisch und bald nahm sie ein Studium in Sprachen und Literaturwissenschaft auf.

Ruth wohnte zunächst bei Tante Paula Salomon, die schon vorher mit ihrer Familie von Lissabon nach Amerika gekommen war, nun aber

nach dem Tod ihres Mannes James alleine lebte. Ihr Sohn Wolfgang war beim amerikanischen Militär. Ihre Fürsorge empfand Ruth als übertrieben und einengend. So durfte sie nicht alleine zu Gerda fahren, die auf der anderen Seite des Hudson lebte. Die beiden Schwestern konnten sich deshalb nur einmal im Monat sehen. Ruth sehnte sich sehr nach ihren Eltern. Es sollte aber noch ein Jahr dauern, bis sie das amerikanische Visum in Händen hielten. Ruth hatte in der Nähe von Tante Paula, im New Yorker Stadtteil Queens, ein kleines Apartment angemietet, das Eltern und Töchter 1946 gemeinsam bezogen. Gerda heiratete ein Jahr später einen Puertoricaner. Ruth wohnte bis zu ihrer Heirat im Jahr 1955 bei den Eltern.

Bald nach den Eltern kam auch Lily Lösser, die Witwe von Onkel Hugo, nach New York „Dann waren wir in Amerika wieder zusammen." Lily Lössers Vater, Ruths Onkel Hugo und Großmutter Martha Lösser hatte die Familie auf dem jüdischen Friedhof von Lissabon begraben müssen.

Ruths Vater war immerhin schon einundsechzig Jahre alt, als die Eltern vor dem zweiten Neuanfang standen. Nun mußten sie Englisch, die Sprache ihres zweiten Exillandes „pauken". Else Davidsohn nahm eine Anstellung in ihrem Beruf als Chemikerin bei einer Firma an, die Essenzen für Lebensmittel herstellte. Ihr Mann fand sein Auskommen als Händler von Farbbändern und Blaupapier. Diesen wiederum neuen Beruf übte er aus, bis er mit siebzig Jahren wegen eines Augenleidens in den Ruhestand ging.

Obwohl Ruth während ihres gesamten Studiums als Übersetzerin in verschiedenen Firmen gearbeitet hatte, schloß sie ihre Universitätsausbildung mit nur einem Jahr Verzögerung ab.

„Für mich war das keine Frage, wenn wir zu Hause wohnen, steuern wir auch etwas zum Familieneinkommen bei." Ruths Familie hatte ein materiell abgesichertes Leben. „Amerika hat uns ein gutes Leben gegeben. Wir haben es allerdings nicht geschenkt bekommen, wir haben hart dafür gearbeitet."

Im- und Exportfirmen, eine amerikanische Bank und kurze Zeit sogar die Vereinten Nationen waren Ruth de Carvalhos Arbeitgeber. „Ich bin immer ein Stück weitergekommen, ich fand immer besser bezahlte Jobs." Schließlich wurde sie vom Rockefeller-Konzern angestellt, von dem sie heute ihre Pension bezieht. Sie begann als Übersetzerin und ging nach sechzehn Jahren als leitende Angestellte in den Ruhestand.

Die Eltern fanden in New York ihre letzte Ruhestätte. Der plötzliche Tod ihres Vaters im Jahre 1960 erlebte Ruth de Carvalho als „den größten Schock meines Lebens". Ihre Mutter heiratete zwei Jahre später einen Jugendfreund aus Filehne. Sie starb 1969.

Als Ruth und Adolfo de Carvalho Portugal zum ersten Mal besuchten, waren sie fünfundzwanzig Jahre nicht mehr in Europa gewesen. „Wir haben uns wieder in das Land verliebt." Dann kamen sie alle zwei Jahre wieder, kauften eine Windmühle, die sie im Innenbereich zu Wohnräumen umgestalteten, und beschlossen schließlich, ab 1985 in Portugal zu leben. Die Entscheidung zurückzugehen, wurde von Ruth, die mehr

Jahre ihres Lebens in Portugal verbracht hatte als ihr Mann, sehr forciert. Schwer fiel es ihr jedoch, ihre Schwester Gerda Negron, „die Letzte aus unserem engeren Familienkreis", und deren Kinder und Enkelkinder in New York zurückzulassen.
Als Asylsuchende war Ruth de Carvalho nach Portugal und Amerika gekommen. Ihre Liebe zu beiden Ländern, die ihr Aufnahme gewährt hatten und ihr Zuhause wurden, hat sie in Übereinstimmung gebracht. Ruth und Adolfo de Carvalho wählten Portugal zum Altersruhesitz. „Hier fühle ich mich komplett." Und alle zwei Jahre reisen beide nach New York, wo sich Ruth de Carvalho „wie zu Hause" fühlt. Sie ist Staatsbürgerin beider Länder.

„Es ist schwer zu sagen, wo meine Heimat ist."

Als Verfolgte des NS-Staates führte Ruth de Carvalhos Lebensweg durch drei Kulturen. Die ersten neun Kindheitsjahre erlebte sie in Berlin. Als heranwachsendes Mädchen und junge Frau identifizierte sie sich mit ihrem ersten Exilland: „Ich fühlte mich sehr portugiesisch." Dann verbrachte sie die längste Zeit ihres Lebens in Amerika, wo sie erwachsen wurde, studierte, ihren beruflichen Werdegang begann und heiratete. Bei jedem Neuanfang fühlte sie sich nur kurze Zeit als Fremde. Sprachgewandt und anpassungsfähig nahm sie bald aktiv die Lebensweise des neuen Landes an. Sie lebte nicht zwischen den Kulturen, blendete aber das Vergangene auch nicht aus. So hielt sie durch ihre feste Freundschaft mit Uschi Friedlaender und ihren portugiesischen Freundinnen eine Verbindung zu den verschiedenen, ihre Identität prägenden Lebensphasen aufrecht. Sicher eine der bewunderswerten Fähigkeiten von Ruth de Carvalho, Kontinuität und Stabilität in ihrem Leben zu wahren, in das die rassistischen Gewaltherrscher in Deutschland schon eingriffen, als sie erst neun Jahre alt war.

Ruth und Adolfo de Carvalho, Berlin, September 1994

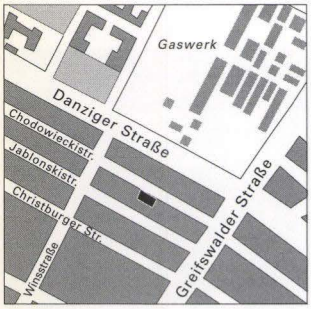
Der Alltag im vertrauten Familienverbund, der ihr auch im Exil erhalten blieb, gab der kleinen und heranwachsenden Ruth Davidsohn Beständigkeit und Geborgenheit. Vor allem aber standen ihr immer ihre fürsorglichen Eltern zur Seite. „Ich habe mich immer geschützt gefühlt im Hause meiner Eltern. Sie hielten ihre Sorgen und Nöte von uns Kindern fern und ließen nie das Gefühl aufkommen, daß etwas Schlimmes passieren könnte. Ich habe nie Angstfühle gehabt. Das ist eine ganz wichtige Basis."
Für Ruth und ihre Familie blieb die jüdische Identität ein stabiler Bezugsrahmen, auch wenn sich für Davidsohns das Einhalten der Traditionen verlor auf ihrem erzwungenen Weg von Deutschland nach Portugal und Amerika. In Lissabon kochte Ruths Mutter, die einem orthodox-jüdischen Elternhaus entstammte, schon nicht mehr koscher. Sie bestand aber noch darauf, den Weg zur Synagoge zu Fuß zurückzulegen, was sie dann später in New York aufgab. „Ich fühle mich als Jüdin", sagt Ruth de Carvalho, „aber ich bin nicht religiös."
Das Nachdenken über die Frage, wo ihre Heimat ist, führt Ruth de Carvalho zurück nach Deutschland. „Es ist schwer zu sagen, wo meine Heimat ist. Heimat ist für mich Portugal und Amerika. Deutschland ist

für mich die Wurzel, die ich gerne sehen wollte und gesehen habe. Aber als ich in Berlin war, wo ich die wenigsten Jahre meines Lebens verbracht habe, war das komischerweise auch Heimat, das hat mich verwundert. Ich glaube, jeder Mensch, der als Verfolgter aus Deutschland weggehen mußte, hat Schwierigkeiten zu sagen, wo Heimat ist."

Regina Scheer

Die Untergetauchte

Martha Ullendorff, Chodowieckistraße 37,
und ihre Helferin Else Rosenfeld, Göhrener Straße 14



1987 übergab mir ein Bekannter, Uwe Dähn, einen Umschlag mit Dokumenten, den seine Eltern über dreißig Jahre lang verwahrt hatten. Die Dokumente bezogen sich auf eine entfernte Verwandte, Else Rosenfeld, an die er sich kaum erinnerte, weil sie schon 1956 gestorben war. Else Rosenfeld, damals 54 Jahre alt, arbeitete zuletzt als Sekretärin in der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Humboldt-Universität. Sie war unverheiratet und kinderlos. In der Familie und unter Bekannten wurde sie „die Stille" genannt und dieser Name kennzeichnete sie wohl. Bei den Dokumenten, die nach ihrem Tod die Verwandten an sich nahmen, handelt es sich um wenige Briefe, Zettel, ein Arbeitsbuch und einen Reisepaß. Das ist alles, was von ihr blieb. Daraus lassen sich Züge der Frau rekonstruieren, die man „die Stille" nannte, aber auch die Geschichte einer anderen Frau steckt in diesen vergilbten Papieren. Ihr Name war Martha Ullendorff.

Im Jüdischen Adreßbuch von 1931 ist eine Martha Ullendorff in der Chodowieckistraße 37 in Prenzlauer Berg gemeldet.

Noch genauer steht diese Adresse auf einer Karteikarte im Archiv des Oberfinanzpräsidenten. Im Vorderhaus parterre hat sie gewohnt. Else Rosenfeld lebte in der Göhrener Straße 14 bei ihrer alten Mutter. Erhalten ist der Durchschlag eines Einschreibebriefs vom 23. Mai 1946, den sie ans Polizeipräsidium schrieb. Sie bittet um Nachforschung in folgender Angelegenheit:

Ihre Freundin Martha Ullendorff lebte vom Februar 1943 bis August 1943 „schwarz" in Berlin. Else hätte sie in jeder Weise unterstützt, auch öfter beherbergt. Zuletzt sei Martha als Hausgehilfin bei dem Augenarzt Dr. Sennewald beschäftigt gewesen, der seine Praxis im Berolina-Haus am Alexanderplatz hatte, und in der Artilleriestraße mit seiner Verlobten, Fräulein Heiligendorf, zusammenlebte. Am 23. August telefonierte Else Rosenfeld noch mit Martha Ullendorff, am Abend dieses

Chodowieckistraße 37

Tages bestellte Dr. Sennewald die Freundin seiner Haushälterin in seine Praxis. Er teilte ihr mit, daß Martha Ullendorff von der Gestapo gefaßt und ins Sammellager Große Hamburger Straße gebracht worden sei. Er habe sie dort schon besucht und ihre Einholetasche mit den Lebensmittelkarten bekommen. Da seine Verlobte selbst „Mischling" sei, müsse Else Rosenfeld alle Verantwortung auf sich nehmen, falls es Nachforschungen gäbe, wer Martha geholfen hatte.

Ein paar Tage später erhielt Else Rosenfeld einen Brief von einem jüdischen Ordner aus der Großen Hamburger Straße. Sie besuchte ihn in seiner Wohnung am Weidenweg 32 und erfuhr, daß Martha sie um Geld und Lebensmittel bat. Martha hätte gar keine Lebensmittelkarten bei sich gehabt, ihr sei unverständlich, was Dr. Sennewald behauptete. Martha, schrieb Else Rosenfeld weiter in ihrem Einschreibebrief, habe Lebensmittel und Geld von ihr über den Herrn Markus bekommen, sei aber am 10. September 1943 deportiert worden. Bei dem Augenarzt meldete sich Else Rosenfeld nicht mehr, da ihr sein Verhalten „undurchsichtig" erschien. Ohnehin habe er Marthas Notlage ausgenutzt und sie „sehr für sich arbeiten lassen". Am 21. September und später noch zweimal wären die „Gestapo-Kommissare Hahn und Dietze" bei Else Rosenfeld in der Göhrener Straße erschienen und hätten ihre Wohnung durchsucht. Nun wolle sie wissen, ob man aus den Akten den Namen des Denunzianten der Martha Ullendorff erfahren könnte. Schon am 3. Juni 1946 wird ihr aus dem Polizeipräsidium mitgeteilt, daß man nicht dienen könne, denn: „Beim Einmarsch der Roten Armee in Berlin wurden die Gebäude der Gestapo von der russischen Besatzungsmacht besetzt und sämtliche Akten der Gestapo sichergestellt. Eine Einsichtnahme in diese Akten wurde den deutschen Behörden nicht gestattet."

Else Rosenfeld wird also nicht erfahren haben, welche Umstände dazu führten, daß ihre jüdische Freundin verhaftet wurde, und wir werden es wohl auch nicht erfahren. Wenn Martha Ullendorff seit Februar 1943 im Untergrund lebte, dann wird sie sich im Zusammenhang mit der sogenannten Fabrik-Aktion am 27. Februar dazu entschlossen haben. Auf der Karteikarte beim Oberfinanzpräsidenten steht ihr Geburtsdatum: 29. April 1891. Sie war also 51 Jahre alt, als sie ihr Leben als „U-Boot", wie die untergetauchten Juden in Berlin sich selbst bezeichneten, aufnahm. Im Februar 1943 lebten in Berlin noch 27 000 Juden, 1933 waren es 160 500 gewesen, zu Kriegsbeginn noch 77 850. Joseph Goebbels hatte am 18. Februar 1943 in sein Tagebuch geschrieben: „Die Juden in Berlin werden nun endgültig abgeschoben werden. Mit dem Stichtag des 28. Februar sollen sie zuerst einmal alle in Lagern zusammengefaßt werden und dann schubweise, Tag für Tag bis zu 2 000, zur Abschiebung kommen. Ich habe mir zum Ziel gesetzt, bis Mitte, spätestens Ende März Berlin gänzlich judenfrei zu machen." Die meisten der damals noch in Berlin lebenden Juden waren Zwangsarbeiter. Die große Razzia zu ihrem Abtransport, die auf Anordnung des Reichssicherheitshauptamtes am 27. Februar 1943 an den Arbeitsplätzen stattfand, gab der Aktion später den Namen Fabrik-Aktion. Wir

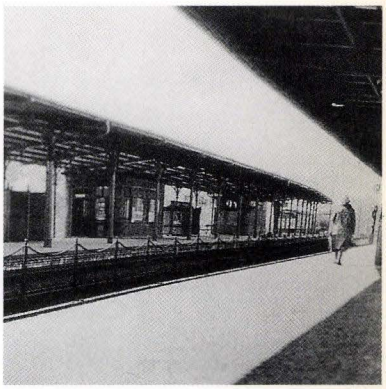
wissen nicht, ob Martha Ullendorff zu diesen vom Arbeitsplatz geholten Juden gehörte und fliehen konnte, oder ob sie zu denen gehörte, die rechtzeitig gewarnt wurden und in den Untergrund gingen. Das hieß, immerzu auf Razzien gefaßt zu sein, immerzu in Gefahr, von jemandem erkannt zu werden. Etwa 4 000 Juden waren in den Monaten nach der Fabrik-Aktion in Berlin ohne festen Wohnsitz, ohne schützende Papiere unterwegs. Wer überleben wollte, brauchte Helfer unter den Nichtjuden. Wie Else Rosenfeld.

Während es von Martha Ullendorff gar keine Beschreibung gibt, wissen wir aus Elses erhaltengebliebenem Paß, daß sie 1,59 Meter groß war und von mittlerer Gestalt. Ihr Gesicht war oval, die Farbe ihrer Augen blaugrau. Sie war dunkelblond und ohne besondere Kennzeichen. Aus ihrem Arbeitsbuch geht hervor, daß sie die höhere Mädchenschule und eine Handelsschule besucht hat. 1924/25 arbeitete sie im Mehl- und Salzhandel Ullendorff. Hat sie dort die elf Jahre ältere Martha kennengelernt?

Bei den Papieren liegt eine mit Schreibmaschine getippte Liste, unter der mit Kopierstift geschrieben in deutscher Schrift steht: „Gefunden bei Rosenfeld, Göhrener Straße am 21. 9. 43. 2 Koffer der Ullendorff stehen bei Nohé-Napp, Birkenwerder, Fontaneweg 9." Das klingt wie ein Beschlagnahmungsprotokoll. Am 21. September 1943 haben, so steht es in Else Rosenfelds Brief ans Polizeipräsidium, die beiden Gestapomänner ihre Wohnung durchsucht. Da war Martha Ullendorff schon „abgewandert", wie es in der Sprache der Nationalsozialisten hieß. Der 42. Osttransport, der auf ihrer Karteikarte im Archiv des Oberfinanzpräsidenten verzeichnet ist, ging am 10. September 1943 mit dreiundfünfzig Menschen nach Auschwitz. Während im Februar und März noch jeweils über tausend Menschen zu einem Transport gehörten, wurden die Transporte im Verlauf des Jahres 1943 kleiner, die Anzahl der gefaßten Juden von Monat zu Monat geringer. Achtzehn Tage später ging der 43. Osttransport aus Berlin mit vierundsiebzig Menschen, dann folgten bis 8. November 1943 drei Transporte mit genau fünfzig Menschen, im Dezember einer mit fünfundfünfzig, im Januar 1944 mit achtundvierzig Menschen, im Februar und März mit je zweiunddreißig... Der letzte Transport aus Berlin nach Auschwitz ging am 5. Januar 1945, sieben Männer und sieben Frauen gehörten zu diesem 61. Osttransport. Das waren Menschen, die sich bis dahin versteckt gehalten, die es fast geschafft hatten. Martha Ullendorff hat dieses zermürbende Leben nur ein halbes Jahr lang überstanden. Was es bedeutet, wenn Else Rosenfeld schreibt, sie habe sie öfter beherbergt, läßt sich schwer vorstellen. Martha mußte darauf achten, daß niemand sie sah, wenn sie sich in das Haus ihrer Freundin schlich. Möglicherweise hatte man sie schon früher mit dem Stern gesehen. Am schlimmsten, das erzählten viele der überlebenden versteckten Juden und Martha Ullendorff wird es nicht anders empfunden haben, war, daß sie wußten, jeder, der ihnen half, gefährdete sein eigenes Leben und das seiner Familie. Die damals neunundsechzigjährige Mutter Elses, Klara Rosenfeld, war eine geborene Kohn. Wer einen solchen Mädchen-

Göhrener Straße 14

namen hatte, entsprach nicht den Reinheitsgeboten der Nazis. Klara Rosenfeld war also durch die Besucherin ihrer Tochter doppelt gefährdet. Was wird sie dazu gesagt haben? Wo schlief Martha, wenn sie nicht bei Else Unterschlupf fand? Sie war nicht mehr so jung, daß sie wie andere, jüngere Untergetauchte mit einem Rucksack an irgendwelchen Seeufern nicht aufgefallen wäre. Auch die nächtlichen S-Bahn-Fahrten waren gefährlich, und auch in den Parks war man nicht vor Razzien sicher. Die mit Schreibmaschine getippte Liste der bei Else Rosenfeld beschlagnahmten Sachen Martha Ullendorffs läßt vermuten, daß sie eine elegante Frau war. Sie besaß drei Seidenschals, drei Paar Lederhandschuhe, ein braunes Wollkomplet mit Ozelot, ein Paar schwarze Schlangenschuhe, ein Paar schwarze Satinschuhe usw. Und zu ihrem Besitz gehörte weißer Schuhpuder und eine Flasche Schuhcreme. Es war gerade für Untergetauchte wichtig, gepflegt zu wirken. Niemand durfte ihnen die Trostlosigkeit ihres Zustands ansehen. Im letzten Kriegsjahr änderte sich das, aber im Sommer 1943 fielen übermüdete, ungepflegte und abgerissene Menschen noch auf. Man sah jemandem an, ob er auf der Flucht war, und es gehörte Geistesgegenwart und Mühe dazu, das zu verbergen. Martha Ullendorff, wie die meisten der Untergetauchten, hat diesen Überlebenskampf verloren. Merkwürdig ist das Datum der Verhaftung Martha Ullendorffs. An diesem 23. August 1943 begann der „Kampf um Berlin" mit dem ersten einer Reihe von schweren Luftangriffen der Alliierten. Dieser Angriff, bei dem rund 700 Bomber 1 800 Tonnen Sprengstoff abwarfen, war doppelt so schwer wie jeder vorangegangene. 120 000 Berliner wurden an diesem Tag ausgebombt, 5 680 starben. Eigentlich war das Chaos auf den Straßen und bei den Behörden an solchen Tagen günstig für untergetauchte Juden. Warum wurde Martha Ullendorff gerade an diesem Tag verhaftet? Hatte sie einen Luftschutzkeller aufgesucht und wurde dort als Jüdin erkannt? Wurde sie tatsächlich denunziert? Wir wissen es nicht. Wenigstens wissen wir, daß es diese Frau gegeben hat und daß es Else Rosenfeld gegeben hat, die ihr eigenes Leben gefährdete, um das der Freundin zu bewahren.



Deportationsbahnhof Berlin-Grunewald

Es ist zu vermuten, daß die beiden „Gestapokommissare", die Marthas Sachen bei Else Rosenfeld beschlagnahmten, dies zur persönlichen Bereicherung taten. Die Korruption unter den Beamten des Judendezernats im Jahr 1943 ist oft beschrieben worden. Denn eigentlich hätte ein vom Oberfinanzpräsidenten bestallter Gerichtsvollzieher das „Vermögen der abgewanderten Jüdin" feststellen, einziehen und mit Sorgfalt in entsprechende „Listen" eintragen müssen. Aber solche Vermögensliste für Martha Ullendorff liegt nicht im Archiv des Oberfinanzpräsidenten, nur die Karteikarte. Vielleicht hat Else Rosenfeld die beiden Männer, die sie als „Gestapokommissare" bezeichnete, auch bestochen. Solche Fälle sind vielfach belegt. Es wäre sonst erstaunlich, daß man sie, die der „Judenbegünstigung" überführte Helferin, in Ruhe ließ. Unter der Liste der angeblich beschlagnahmten Kleidungsstücke steht, daß zwei Koffer der Martha Ullendorff noch in Birkenwerder bei Nohé-Napp stehen. Dieser nicht deutsch klingende Name kam nach

dem Krieg nicht mehr in Birkenwerder vor. Ich bin dort hingefahren und habe das abseits gelegene Einfamilienhaus angeschaut, das düster und verschwiegen seine Geheimnisse bewahrt. Die heute dort wohnen, wissen nichts von Nohé-Napp, von Martha Ullendorff und zwei Koffern.

Unter Else Rosenfelds nachgelassenen Papieren gibt es einen schwer lesbaren Brief, geschrieben in Brüssel am 18. März 1946 in der Rue de Carronsel. Jemand, dessen Unterschrift ich nicht entziffern kann, es könnte Astrid Ullendorff, aber auch Arthur Ullendorff heißen, bittet die „Sehr geehrte Frau Rosenfeld", deren Adresse er von seiner Schwägerin Hildegard Horn hat, ihm alles „über meine Schwester Martha" mitzuteilen. Wo hat sie zuletzt gewohnt? Wann wurde sie deportiert? Wohin?

Es ist anzunehmen, daß Else Rosenfeld ihm schrieb, was sie wußte und daß seine Anfrage sie einige Wochen später bewog, selbst Erkundigungen beim Polizeipräsidium einzuholen, vergebens, wie wir wissen.

In dem abgegriffenen Umschlag mit den alten Papieren lag noch ein Brief, den Else Rosenfeld Ende 1950 aus Wien erhielt. Er hat nichts mit Martha Ullendorff und ihrem Schicksal zu tun, aber doch mit Else, die von der Briefschreiberin Minna Alth mit „Liebe Stille" angeredet wird. Minna ist die Witwe eines österreichischen Architekten, der nach der Annektion beschloß, mit seiner jüdischen Frau Wien zu verlassen und in die Höhle des Löwen nach Berlin zu gehen. In Wien war die Herkunft seiner Frau bekannt, seine Familie drängte ihn zur Scheidung, er verlor seine berufliche Position. In Berlin gelang es ihm, in seinem Beruf unterzukommen, Frau und Kind blieben unbehelligt. 1941 aber geriet sein Institut durch einen Spionagefall in eine Gestapo-Untersuchung, der Mann verlor die Nerven und beging Selbstmord. Minna Alth überlebte. Wie, geht aus dem Schreiben nicht hervor. Aber sie weiß, welche nichtjüdischen Deutschen sich ihre Möbel angeeignet haben und bittet Else, sich darum zu kümmern, daß diese Leute sie nachträglich bezahlen oder wieder herausrücken. „Sie haben sich ja schon in schweren Tagen hinlänglich als Bewahrerin der Habe von Verfolgten bewährt", begründet Minna Alth ihre Bitte an Else Rosenfeld.

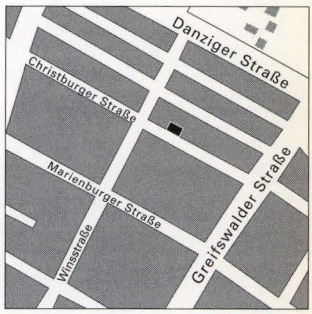
Diese wenigen Papiere sind wie Mosaiksteine zu einem Bild, das kein Ganzes mehr werden kann.

Im Juni 1933 hatte es im Stadtbezirk Prenzlauer Berg 18 051 Juden gegeben. Nur achtundvierzig von ihnen überlebten in Berlin im Untergrund. Einige ihrer Geschichten sind belegt, es gibt Dokumente und lückenlose Erinnerungen. Von den meisten der einstmals Untergetauchten aber fehlt jede Spur, gibt es nur noch die Namen und Nummern in den Deportationslisten. Deshalb soll das, was Else Rosenfelds vergilbte Papiere fragmentarisch erzählen, hier stehen und soll auch an die anderen erinnern, über die wir nichts mehr wissen, nicht einmal so wenig wie über das Schicksal der Martha Ullendorff aus der Chodowieckistraße 37 und ihre stille Helferin.

Jeanne Pachnicke, Regina Scheer

Brüder

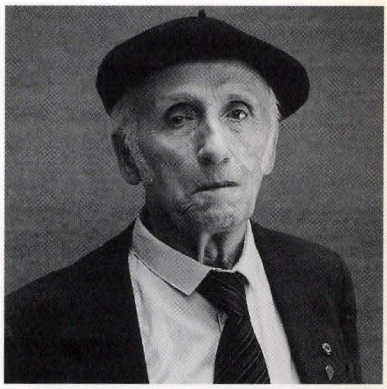
Familie Danelius, Christburger Straße 38



Jeanne Pachnicke, eine der drei Töchter von Ditmar Danelius, befragte ihn in den achtziger Jahren nach seinem Leben. Die Tonbandprotokolle bildeten die Grundlage für ein Buch, das noch heute unveröffentlicht ist. Jeanne Pachnicke starb 1991. Aus ihrem umfangreichen Manuskript wählte ich solche Passagen aus, die Ditmar Danelius' jüdische Herkunft und das Schicksal seiner Angehörigen aus der Christburger und Metzer Straße schildern. Im Stadtbezirk Prenzlauer Berg hat es früh organisierten Widerstand gegen die Nationalsozialisten gegeben. In fast allen Prozessen gegen kommunistische und sozialdemokratische Widerstandsgruppen aus den dreißiger Jahren kommen auch jüdische Namen vor. Ditmar Danelius und sein Bruder Gerhard sind Beispiele für Widerstand gegen die Nationalsozialisten durch junge Juden, der nicht als jüdischer Widerstand in die Geschichtsschreibung eingegangen ist, aber doch dazu gezählt werden muß.

„Unsere Familie wohnte seit 1914 in Prenzlauer Berg, in der Christburger Straße. Der Hauswirt hatte im Parterre einen Gemüseladen eingerichtet, und für ein kleines Entgelt fuhr ich morgens ganz früh vor der Schule mit ihm in die Markthalle, um Gemüse einzukaufen. Ich zog den Handwagen, er hielt sich hinten am Wagen fest – so ungefähr war es. (...)

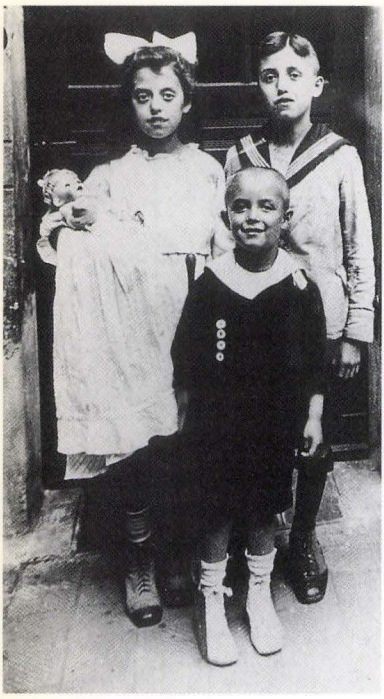
Mein Vater Max Danelius war Bauklempner. Zeitweilig war er zwar selbständig, aber meist als Arbeiter tätig. Ich kann mich an ihn erst richtig erinnern, als er Anfang 1918 aus dem Krieg zurückkam. Ich war 1906 geboren, also gerade elf Jahre alt. Er war bei den Pionieren gewesen und in den Masuren malariakrank geworden. Zweiundvierzig Kilo wog er bei seiner Rückkehr nur noch. (...)



Ditmar Danelius, 70er Jahre

Während der Kriegszeit war die Situation unserer Familie sehr schwierig. Wir waren fünf Kinder. Meine Mutter Laura Danelius war praktisch die Alleinversorgerin. Meine älteste Schwester war gerade fünfzehn und in der Lehre, verdiente also sehr wenig. Wir drei ältesten Kinder mußten mit ran, damit ein wenig Geld hereinkam. Eine unserer Beschäftigungen war das Einnähen von Knopfösen in Armeezeltplanen. Später schleppte meine Mutter Säcke von einem Kaffee-Röstbetrieb in die Geschäfte, die dieser zu beliefern hatte. Ich mußte ihr dabei helfen. Zehn Jahre war ich da.

An mein Zuhause habe ich eigentlich nur gute Erinnerungen. Das Verhältnis zu meinen Geschwistern, drei Schwestern und ein Bruder, war sehr innig, wie unser Familienleben insgesamt. Natürlich gab es auch Konflikte. Wenn man im Elend lebt, gibt es immer Konflikte. Aber wir liebten uns sehr und haben immer zusammengehalten. Meine älteste Schwester Therese, Resi genannt, lernte in einem Lederwarengeschäft



Die Geschwister Johanna, Ditmar und Gerhard Danelius

Max Danelius als Soldat, 1915

Verkäuferin, bei Rosenfeld in der Potsdamer Straße. Nach der Lehre wurde sie dort erste Verkäuferin. Der Sohn des Inhabers war sehr verliebt in sie. Eines Tages lud er mich ein, ihn in seiner Wohnung in der Potsdamer Straße zu besuchen. Ich war von der Größe und dem Luxus in diesem Haus überwältigt. Unsere Familie lebte mit sieben Personen in zwei Zimmern. Meine Schwester Jenny, 1901 geboren, wohnte eine Zeitlang bei unserer schwerkranken Tante Berta in der Linienstraße. Jenny, die selbst körperbehindert war, sie hatte einen Buckel, betreute die Tante. Später zog sie dann wieder zu uns. Johanna, 1907 geboren, war ein sehr schwächliches, aber sehr lebensfrohes und tüchtiges Mädchen. Als Vertreterin für Waschmaschinen und Haushaltsgeräte trug sie zum Unterhalt der Familie bei. Der Jüngste war unser kleiner Gerhard, genannt Glühbirne. Wenn er sich aufregte oder wütend wurde, leuchtete sein Kopf nämlich rot wie eine Glühbirne. Er hing an mir wie eine Klette. Wenn ich auf der Straße spielte, war er immer bei mir, obwohl ich acht Jahre älter war. (...) Diese Verbundenheit zwischen uns ist ein Leben lang erhalten geblieben.

Meine Mutter Laura war eine sehr arbeitsame, ruhige, freundliche, aber auch sehr kranke Frau. Eines Tages – es war im Jahre 19 oder 20 – bekam sie einen Blutsturz. Ich erinnere mich, daß im Korridor eine Blutlache war. Wir suchten ein Taxi und fuhren meine Mutter ins Jüdische Krankenhaus, das lag im Westen Berlins, im Wedding. Dort blieb sie sehr lange. Glücklicherweise war es keine Tbc, und sie wurde geheilt. Wahrscheinlich hatte sich einfach durch die jahrelangen Anstrengungen etwas in ihr angesammelt, das jetzt zum Ausbruch kam. (...)

Meine Eltern waren Anfang des Jahrhunderts aus Pommern nach Berlin gekommen, aus Schmolsin, Kreis Stolp. Sie waren Juden, aber nicht orthodox gläubig. Die deutschen Juden waren ohnehin kaum so orthodox wie beispielsweise die emigrierten jüdischen Bürger aus Polen. Religiöse Fragen spielten bei uns zu Hause keine große Rolle. Nur die Hohen Feiertage wurden begangen, das machten alle Juden.

Mit dreizehn habe ich die Bar Mizwah bekommen. Das war eine ziemlich heikle Sache. Mein Vater mußte an diesem Tag aus der Thora vorlesen. Er konnte kaum hebräisch. So stand er zwar vorn und hat den Singsang des Gebets mit einzelnen Worten hergesagt, Schma Israel usw., und auch ich mußte oder durfte zum erstenmal aus der Thora lesen. Ich kannte die Stelle aber auswendig. Ich hatte ja vorher Religionsunterricht in der Schule gehabt. Das gab es damals an unserer Schule für alle Konfessionen, auch für die jüdische. Ich hatte vielleicht zwölf- bis fünfzehnmal daran teilgenommen. Uns unterrichtete eine jüdische Theologin. Eines Tages fragte sie uns: Wer von euch hat schon den lieben Gott in sich sprechen gehört? Die meisten Hände gingen hoch. Meine und die meines Cousins blieben unten. (...)

Als Kinder waren wir nicht nur mit den sozialen Problemen unseres Arbeiterviertels konfrontiert, auch die Politik kam in unsere Straße. Beispielsweise während der Novemberrevolution. Es können auch die Januar- oder Märzkämpfe gewesen sein. Da hielten sich in unserer

Straße einige Spartakisten auf, die von den Dächern unseres Häuserblocks auf Soldaten schossen, die in der damaligen katholischen Schule stationiert waren. Wir Kinder – es waren da mehrere, deren Eltern auch Revolutionäre waren – versorgten die Spartakisten durch die Dachluke mit Brot und Getränken. Und einmal, als ich in dieser Zeit zu meiner Tante ging, flog ein Flugzeug über die Linienstraße und warf eine Bombe ab, denn dort fanden auch Kämpfe statt. (...)
Meine Schule, die 204./213. Gemeindeschule, befand sich auch in der Christburger Straße. Dort hatten wir einen Lehrer für Musik und Physik, Lehrer Stock, den ich sehr mochte und der für mich sehr wichtig war. Der vorbildlichste Lehrer, den ich jemals kennengelernt habe und der wohl beliebteste Lehrer der ganzen Schule. (...) Ohne daß er uns politisch irgendwie beeinflußte, war Stock ein sehr fortschrittlicher Lehrer. Immerhin hat er an dieser Schule in Prenzlauer Berg, mitten im Arbeiterviertel, einen Knabenchor und ein Kinderorchester gegründet. In diesem Orchester spielte ich Geige. Ich war Autodidakt und Stock hat mir sehr geholfen, meine theoretischen Kenntnisse und mein Geigenspiel weiter zu vervollkommnen. (...) Später, nach 1948, habe ich ihn wiedergetroffen. Wir unterhielten uns über moderne Musik – damit hatten wir ja unsere Schwierigkeiten –, und er sagte: Wer gegen moderne Musik ist, der verliert die Jugend. Da war er so etwa fünfundsiebzig Jahre alt. Er hat die Jugend immer verstanden. (...) Außer Stock und noch einer herzensguten Lehrerin habe ich nur Lehrer kennengelernt, die wohl kaum ein Schüler gern haben konnte. Die meisten waren eben richtige preußische Lehrer, zum Prügeln erzogen. (...)
1920 trat ich dann in die Lehre bei Bernhard Teppich in der Spandauer Straße als Mustermacherlehrling ein. In diesem Beruf gab es für mich keine Perspektive, aber es war die einzige Stelle, die ich damals bekommen konnte. (...)
Ich bin auch einige Jahre mit meinem Vater am Jom Kippur, dem Versöhnungstag, in die Synagoge Rykestraße gegangen. Bekanntlich nahm man mit Nelken gespickte Äpfel mit, um daran zu riechen, wenn einem vor Hunger übel wurde, denn die Zeremonie dauerte mehrere Stunden. Aber es kam auch vor, daß manche die Synagoge kurzzeitig verließen, schnell in einen Hausflur rannten, einen anderen Apfel aus der Tasche holten und abbissen, um ihren Hunger zu stillen.
Uns zog es mehr zu den Kommunisten. Unsere Eltern hatten auch schon seit dem Bestehen der Partei die KPD gewählt. Sie waren zwar nicht politisch im eigentlichen Sinn, aber sie sahen das Elend, erlebten es am eigenen Leibe. Die einzige Alternative, die sie sahen, war die Politik der KPD. Mit meinem Vater war ich beispielsweise auf der Kundgebung, als Thälmann 1929 im Lustgarten sprach. (...)
Mitglied der Partei war ich schon im Januar 31 geworden, 30 hatte ich meinen Antrag gestellt. Zuvor hatte ich an einer Schulung der Marxistischen Arbeiterschule, der MASCH teilgenommen. Hermann Duncker sprach über Lohn, Preise und Profit. Das war für mich geradezu eine Erleuchtung. Ich verstand jetzt plötzlich, was Ausbeutung war, weshalb wir arbeitslos waren, weshalb die Reichen reich waren und die Armen

Die älteste Schwester Therese Danelius

arm. Als frischgebackenes Mitglied der Partei wurde ich gleich Org.-Sekretär meiner Straßenzelle 114 in der Christburger Straße, Unterbezirk Prenzlauer Berg. Unsere Straße war besonders ‚beliebt' bei der SA. Es kam damals zu heftigen Auseinandersetzungen, Schlägereien und Schießereien. Meine Zelle war ziemlich stark. Wir hatten auch gute Ergebnisse bei den Wahlen, die KPD war in unserer Straße die zweitstärkste Partei. Unser Einfluß unter den Bürgern war beträchtlich. (...)
Anfang 1931 richtete Resis Mann Willy Stein – sie hatten 1930 geheiratet – in der Immanuelkirchstraße einen kleinen Eisladen ein. Da war Platz für etwa fünfundzwanzig Personen an kleinen Marmortischen. Diesen Laden sollte ich führen. Ich machte alles, vom Eisdrehen – so hieß das Herstellen des Eises – bis zur Bedienung. ‚Resis Eisladen' nannte sich das Etablissement, aber Resi kam nur hin und wieder zum Bedienen, vor allem an freien Tagen und Sonntagen. In diesem Laden haben wir dann übrigens, als der Rotfrontkämpferbund RFB schon verboten war, Waffen des RFB versteckt. Und zwar im Gaszähler. Das war damals so ein Automat, in den man immer Groschen einwerfen mußte, der stand im Flur und hatte unten so einen Hohlraum, da lagen die Waffen eine Zeitlang. Leider haben wir nach etwa anderthalb Jahren Pleite gemacht. Der Laden lag sehr ungünstig, denn ganz in der Nähe, am Königstor, gab es ein sehr beliebtes Eiscafé, in das die Leute strömten. (...)
Einmal, das war auch schon 33, hatte ich kleine Zettel mit einer herrlichen Losung zu kleben ‚Jedes Ding an seinen Ort, das Hakenkreuz auf den Abort.' Die haben wir in öffentliche Bedürfnisanstalten geklebt, auch an die Fensterscheiben usw. Ich selbst hatte die Gegend Ecke Greifswalder. Gegenüber vom Gaswerk. Da gab es solche öffentliche Bedürfnisanstalt, und ich habe dort geklebt. Als ich rauskam und schon wieder die Greifswalder entlangging, kamen zwei SA-Leute, nahmen mich am Kragen, zerrten mich in einen Hausflur und sagten: Du Schwein, hast du diese Zettel geklebt? Und ich: Ich habe keine Zettel geklebt. Wie kommen Sie denn darauf? Da haben sie mich natürlich von oben bis unten untersucht, aber es war wirklich der letzte Aufkleber gewesen. Da mußten sie mich laufenlassen. Die Genossen trafen sich damals jeden Tag, auch sonnabends und sonntags. Zu Versammlungen kamen wir oft auf Zuruf zusammen, wenn sich etwas Wichtiges ereignet hatte oder ein Problem bestand. Wir besuchten uns auch gegenseitig in den Wohnungen. Es bestand ein sehr enges Verhältnis der Genossen untereinander, sehr enge und starke persönliche Beziehungen und Bindungen. Das war eine ganz wichtige Sache. Unser Treff war das Lokal des Genossen Beutel in der Christburger Straße. Später bekamen wir ein neues Lokal in der oberen Christburger. Der Wirt, der sich dort etabliert hatte, war jedoch, wie sich später herausstellte, ein Agent der Polizei. Das gab es auch. Aus meiner Straßenzelle ging, soviel ich weiß, nur einer zu den Faschisten. Das war unser Politsekretär. Er sagte später, er sei auf Beschluß der Partei in die SA eingetreten, aber das kann ich nicht nachprüfen. (...) Als ich 1948 nach Deutschland zurückkam, habe ich einige meiner damaligen Genossen

wiedergesehen, allerdings nur wenige, die meisten haben es nicht überlebt. (...) Die SA fing an, unsere Genossen nicht nur zu verhaften, sondern sie auch zu töten. Eines Tages wurde ein sehr weitläufiger Verwandter unserer Familie, Epstein, ein junger Kommunist von siebzehn Jahren, verhaftet und von der SA totgeschlagen. (...) Mit zwei weiteren Genossen entwarfen wir ein Flugblatt mit dem Titel: ‚SA-Mörder'. Den Text habe ich mit einem anderen Genossen ausgearbeitet. Dann wurde das Flugblatt mit einer Remo-Vervielfältigungsmaschine abgezogen und verteilt. Einen Teil brachte mein Bruder Gerhard unter die Leute. Als er gerade fertig war, wurde er auf der Straße verhaftet und in die Hedemannstraße ins Nazihauptqartier gebracht. Zu uns kam dann SA und durchsuchte die Wohnung. Sie forderten mich auf, mich am nächsten Tag zu stellen. Wir haben überlegt. Weg konnte man nicht mehr. Am nächsten Tag bin ich dann mit meinem Vater zusammen hingegangen. Mich haben sie dabehalten. Meinen Vater ließen sie laufen. Er hat sich sehr tapfer verhalten. Mir haben sie ganz schön zugesetzt. (...) Und dann mußte mein Bruder mir mit einer ganz stumpfen Schere die Haare abschneiden. Ich hab ihm gesagt: Mach ruhig. Nachher mußte ich mir dann die Haare ganz abrasieren lassen. (...) Hinter einem Vorhang lagen da gefolterte Genossen. Der eine hat mir zugeflüstert: Ob du redest oder nicht, die schlagen dich sowieso tot. War grauenhaft. Zwei Tage später wurden wir dann – Konzentrationslager gab es ja noch nicht – ins Polizeipräsidium gebracht. Da blieben wir noch zwei Tage und wurden dann entlassen. Als wir rauskamen, Gerhard und ich, sagte ein Polizist zu uns: Geht nicht durch den Haupteingang, da steht SA. Geht durch den kleinen Ausgang hinten.
War bestimmt ein Sozialdemokrat, die waren ja damals noch im Dienst. Jedenfalls war das unsere Rettung. Wir wußten jetzt, daß wir auch nicht zurück nach Hause konnten. Also sind wir gleich zu unseren Großeltern nach Wilmersdorf gegangen. Die haben uns für einige Zeit beherbergt. Dann hatten wir einen Treff mit einem Verbindungsmann vom KP-Unterbezirk Prenzlauer Berg. Das war Erbstößer, ein alter Bolschewik. (...) Die Partei hatte also beschlossen, daß wir außer Landes gehen sollten. So wurde unsere Ausreise mit Hilfe der Jüdischen Gemeinde organisiert, wir gingen nach Holland. (...) In Holland wurden wir von einem Hilfskomitee für Emigranten, vor allem für jüdische Emigranten aufgenommen. Die Leiterin war eine Frau Levy-Ascher, die Frau eines Millionärs, der eine Brillantenschleiferei besaß. Und bei der Unterredung, die wir mit ihr hatten, stellte sie uns die Frage, ob wir einen Verwandten hätten, der Fritz heiße und Zahnarzt sei. Tatsächlich war das einer meiner Cousins, mit dem sie studiert hatte. Na, wir wurden dann in eine Familie eingewiesen. Sehr nette Leute. Wir hatten ein schönes sauberes Zimmer, gutes Essen. Knapp zwei Monate blieben wir dort. Das Interessanteste, was wir in Holland erlebt haben, war der Streik der Amsterdamer Hafenarbeiter, darunter viele Juden. In Deutschland waren ja nur wenige Juden Arbeiter.
Die Emigration konzentrierte sich damals immer mehr in Paris, und die Holländer beeilten sich, uns dahin abzuschieben."

Die Brüder Danelius bekamen in Paris keine Arbeitserlaubnis. Ditmar trat mit seiner Geige bei Veranstaltungen der Roten Hilfe, der Gewerkschaft und der Französischen Kommunistischen Partei auf, davon lebten sie. 1934 kehrte Gerhard Danelius auf Beschluß der Partei nach Berlin zurück. Dort arbeitete er illegal gegen die Nationalsozialisten. Mit falschen Papieren und in wechselnden Quartieren hielt er doch den Kontakt zu seiner Familie. Nach deren Deportation arbeitete Gerhard Danelius in der Saefkow-Organisation mit. In einem illegalen Quartier in Berlin-Karow erlebten er, seine Frau und seine Tochter die Befreiung.

Ditmar, Lucette und Josette Danelius 1947 in Algier kurz vor der Rückkehr

Ditmar Danelius arbeitete in Paris bis Mitte 1936 ohne Erlaubnis als Kohlenträger. Als seine Ausweisung drohte, ging er in Absprache mit der Roten Hilfe nach Algerien, damals französische Kolonie. In Oran fand er Kontakt zur 1936 gegründeten Kommunistischen Partei Algeriens und arbeitete für die Gesellschaft der Freunde der Sowjetunion, „Les amis de l'U.R.S.S.". Er baute einen internationalen Chor auf, organisierte Solidaritätsmeetings mit Spanien und andere politische Veranstaltungen. Im September 1939 wurde er wegen seiner Arbeit in der inzwischen verbotenen Partei verhaftet. Im September 1940 floh er aus dem Internierungslager, arbeitete illegal für die Partei, zu der neben Algeriern auch Franzosen, Araber, Spanier und Italiener gehörten. Im Juni 1941 wurde er erneut verhaftet, von einem Sondergericht in Algier zum Tode verurteilt. Mit ihm waren sechzig Genossen des Hochverrats angeklagt. Später wurden die Todesurteile in lebenslängliche Zuchthausstrafen umgewandelt. Im November 1942 landeten Engländer und Franzosen in Algerien. Trotzdem kam Ditmar Danelius erst am 15. Juli 1943 frei. Erneut widmete er sich der politischen Arbeit gegen die Faschisten. Im Juli 1945 heiratete er seine Genossin Lucette, die aus einer französisch-katholischen und einer algerisch-jüdischen Familie kam. Im Januar 1946, nachdem er mehrmals von seiner Mutter geträumt hat, wird die Sehnsucht nach Hause so stark, daß er sich über die Partei um Kontakt zu seinen Angehörigen bemüht.

„Antwort auf meine Briefe kam erst 1947. Von meinem Bruder. Er hatte also die zehn Jahre Illegalität überlebt. Er schrieb mir von den furchtbaren Verwüstungen, von den ungeheuren Schwierigkeiten des neuen Anfangs. Er teilte mir aber auch ganz hart mit, daß außer ihm und mir wahrscheinlich kein Mitglied unserer etwa dreißigköpfigen Familie mehr am Leben war. Meine Mutter, mein Vater, meine Schwestern, die Großeltern, Onkel, Tanten, alle Verwandten – alle in Theresienstadt und Auschwitz ermordet. Bis auf eine Familie, die nach Australien und Brasilien ausgewandert war, und unseren Cousin Fritz, der konvertiert hatte und mit einer nichtjüdischen Frau verheiratet war. Der Schock, den mir dieser Brief versetzte, machte, daß ich doch zögerte, nach Deutschland zurückzukehren. Wäre mein Bruder nicht am Leben geblieben, ich wäre nicht zurückgegangen. Aber Lucette hat gesagt: Wir fahren. Ich komme mit.

Das war ein Opfer, das man nicht ermessen kann. Sie kam aus einem Land, wo fast immer die Sonne scheint, wo die Sonne zum Lebensge-

fühl gehört. (...) Und jetzt sollte sie mit unserer zweieinhalbjährigen Tochter Josette und dem Kind, das sie bald gebären sollte, in dieses kalte, kaputte Deutschland gehen? (...)
Es war Ende März 1948, und als wir gegen 22 h in Karow ankamen, war es da stockfinster. (...) Ich stieg aus dem Auto, meine Frau und Tochter auch. Wir standen alle drei da... Gerhard kam, meine Schwägerin Ilse, die ich ja noch nicht kannte... Wir standen mindestens eine Minute da, starr wie in Sodom die Sarah, die zur Salzsäule erstarrt war. Na, das weitere kann man sich vorstellen, es gab Tränen, Freude und Umarmungen. Es war ein unbeschreibliches Gefühl. In dem einen Augenblick war alles vermischt – die Trauer um all die Toten, das große Glücksgefühl, sich wiedergefunden zu haben nach all dem, wieder zu Hause zu sein... (...)

Gerhard Danelius nach seiner Befreiung aus der Illegalität in Berlin-Karow 1945 mit Frau Ilse, Tochter Marianne und dem sowjetischen Kommandanten

Zu allererst wollte ich natürlich alles über unsere Eltern und Verwandten hören. (...) Angefangen hat es 1942, als es das erstemal hieß, sie sollten abgeholt werden. Da hat Gerhard zu Ilse gesagt: Meine Eltern sollen abgeholt werden, und ich muß auch weg, aber ich gehe nicht. Die Eltern haben ihre Sachen gepackt, sie durften ja nur sehr wenig mitnehmen. Aber dann passierte nichts. Immer wieder hieß es: Ihr werdet morgen abgeholt. Und dann nichts. (...)
Die Familie hat zusammengehalten. Resi hat geholfen, soweit sie konnte. Johanna hat immer pünktlich ihr Geld abgegeben. Auch Gerhard hat, solange er da war und gearbeitet hat, sein Geld abgegeben. Die Eltern waren ja schon alt. Vater konnte nicht mehr für die Familie sorgen, das hat ihn sehr bedrückt. Eigentlich war er nämlich ein sehr draufgängerischer Typ. Mutter, die sehr zart und zierlich war, hat die Familie immer zusammengehalten, sie hatte viel Herz und viel Kraft. Als es wieder einmal hieß, sie sollten abgeholt werden, ist Ilse hingegangen. In der Küche hat sie eine Zigarette geraucht. Die Asche wollte sie in den Küchenherd tun. Sie hob die Eisenringe über dem Feuerloch an, da sagte Mutter zu ihr: ‚Ilse, ich möchte doch gern, daß es hier sau-

ber ist, wenn ich rauskomme. Machen Sie doch bitte keine Asche da rein.'

Alles, die Küche, der Korridor, die Toilette, das große und das kleine Zimmer, in denen die Familie gelebt hatte, waren ungeheuer sauber, die Dielen waren mit Seife gescheuert. Das sollte alles perfekt sein, wenn sie wegmußten.

Zum Auswandern waren sie zu arm gewesen. Resi wohnte in der Metzer Straße und hatte den Sohn von Jenny bei sich, den Günther. Jenny war nach der Geburt des Jungen 1935 gestorben. Es hieß, sie sei vergewaltigt worden von einem SA-Mann. Vielleicht hat sie nicht die Kraft gehabt, damit weiterzuleben. Resis Mann, Willy Stein, war Kaufmann, er hatte im Ersten Weltkrieg das Ehrenkreuz für Frontkämpfer und das Verdienstkreuz für Kriegshilfe bekommen, als Vizefeldwebel. Die beiden hatten schon eine formale Zusage für die Auswanderung nach Schanghai, auch für Günther, nur der Termin stand noch nicht fest. Sie sind dann alle drei abgeholt worden wie meine Eltern. Gerhard hat noch versucht, den Jungen unterzubringen, um ihn zu retten. Die spätere Frau des Widerstandskämpfers Cäsar Horn, Irmchen, war bereit, ihn zu sich zu nehmen. Es hat nicht mehr geklappt. Es war schon zu spät. Sie hatten ihn schon geholt.

Geholt wurden sie im Winter, Anfang 43. Ilse und Gerhard hatten sich an diesem Tag getroffen, es war irgendein Feiertag. Gerhard hatte Ilse bis zur Marienburger Straße gebracht und gesagt, er werde noch seine Eltern besuchen, um zu sehen, wie es ihnen geht. Als er hinkam, waren sie schon auf der Treppe, es war soweit. Da hat er ihnen noch gesagt, er hat Nachricht von mir, was natürlich nicht stimmte, aber er wollte ihnen irgendwie noch Trost und Hoffnung geben. (...) Meine Schwester Hanni haben sie schon ein paar Monate früher abgeholt. (...)

Das alles also haben mir Gerhard und Ilse erzählt. Das war alles schwer zu ertragen. Ich mußte es erst einmal verarbeiten. (...)"

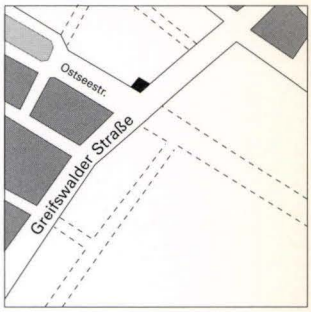
Ditmar Danelius war bis 1953, bis zu ihrer Auflösung, 1. Vorsitzender der VVN, der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes, in Berlin. Dann arbeitete er in verschiedenen Funktionen als Parteifunktionär, und seit 1960 war er bis zu seiner Pensionierung 1. Bezirkssekretär der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft. Seine Verbindung zu algerischen und französischen Kommunisten riß nie ab. Er lebt über neunzigjährig in Berlin. Gerhard Danelius war ebenfalls Parteifunktionär. Viele Jahre lang war er der Vorsitzende der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands-Westberlin. Er starb 1978.

Ditmar Danelius mit dem Generalsekretär der KP Algeriens, Larbi Bouhali, auf einer Konferenz um 1960

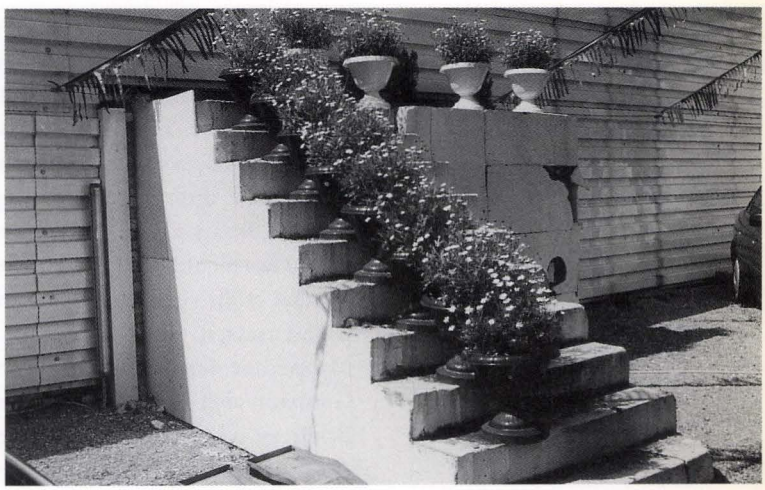
Regina Scheer

Eine Treppe ins Nichts

Josepha Gutmann, Kinderheim Greifswalder Straße 138/139



Es gibt in der Stadt Orte, die sind wie verborgene Denkmäler. Man erkennt sie nur, wenn man weiß. In der Greifswalder Straße, an der Ecke zur Ostseestraße stand einmal ein gelbes Backsteinhaus, die Grundstücksnummer ist 138/139. Vom Vorderhaus blieb nur die Eingangstreppe übrig, die nirgendwohin mehr führt. An Stelle des verlorenen Hauses gibt es einen Zaun, der den Hof und die Reste des Hintergebäudes verdeckt. Im August 1994 zog hier ein Autohandel ein, die Treppe und der Zaun dahinter wurden weiß gestrichen. Wie ein surrealistisches Kunstwerk steht diese weiße Treppe, die ins Nichts führt, vor der Wand. Wie ein Denkmal. Wie ein seltsames Grabmal.



Greifswalder Straße 138/19, Ecke Ostseestraße, 1995

Im Telefonbuch von 1940 steht bei der Adresse Greifswalder Straße 138/139: Kinderhort der Jüdischen Gemeinde. Das hat Ruth Nube entdeckt, die jahrelang nach diesem Haus gesucht hatte. Nach einem Kinderheim Weißensee hatte sie gesucht, denn dort hatte die Frau gearbeitet, deren Briefe sie 1990 aus dem Nachlaß ihres zehn Jahre zuvor gestorbenen Vaters erhalten hatte. Ein Kinderheim Weißensee kommt auch einige Male in den Erinnerungen Berliner Juden an die Jahre des Nationalsozialismus vor, aber in Weißensee gab es dieses Heim nicht. Ruth Nube hat herausgefunden, daß dieses Haus nach dem nahegelegenen S-Bahnhof Greifswalder Straße benannt wurde, der damals Bahnhof Weißensee hieß. Das Heim selbst, im Telefonbuch von 1938 heißt es noch Kindertagesstätte, lag eigentlich im Bezirk Prenzlauer Berg. Als sie die Adresse endlich entdeckt hatte, sie stand versteckt auf der Innenseite eines Briefumschlags, fuhr sie dorthin und fotografierte die Reste der Hofgebäude und diese Treppe, die ins Leere führt. Sie

fand noch einen Mann, der sich an die jüdischen Kinder erinnerte, die ein paar Jahre lang, bis 1942, hier gewesen sind. An Josepha Gutmann, genannt Sephie, die Leiterin, die Frau, deren Briefe sie nun kannte, erinnerte er sich nicht. Niemand erinnerte sich an Sephie Gutmann. Nur Ruth Nube selbst fand eine vage Erinnerung an diese Frau in sich, und dann fand sie auch ein Foto, das sie selbst als Fünfjährige und Sephie Gutmann auf einer Bank am Olivaer Platz zeigt. Schließlich fand sie den Namen Josepha Gutmanns und ihrer anderthalbjährigen Tochter Tana im „Gedenkbuch Berlins der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus". Ruth Nube las immer wieder die Briefe, die ihr Vater aufbewahrt hatte, und begriff, daß Tana Gutmann, das in Auschwitz oder auf dem Weg dorthin umgekommene kleine Mädchen, ihre Schwester gewesen war, daß sie selbst und dieses Kind denselben „arischen" Vater gehabt hatten. Ihre eigene jüdische Mutter hatte sich früh von diesem Mann getrennt, sie war mit Ruth nach Prag gegangen, aber dort 1942 von der Gestapo verhaftet worden und nie wiedergekommen. Ruth, zehn Jahre alt, wurde nach Berlin zu ihrem Vater geholt, seine neue Ehefrau, auch sie eine Jüdin, behütete das verstörte Kind, so gut es ging. Daß da noch eine Frau war, noch ein Kind, hat Ruth erst erfahren, als sie die Briefe Sephie Gutmanns und ihres Vaters in den Händen hielt. Sie ging in Archive, las in staubigen Akten, bis ihr schlecht wurde. Sie schrieb an Bekannte aus früherer Zeit und suchte nach den Lebensspuren der Sephie Gutmann.

Es ist Teil ihrer eigenen komplizierten und tragischen Lebensgeschichte, was sie fand. Und eines Tages wird Ruth Nube, hoffentlich, diese Geschichte auch aufschreiben und die Worte, wenn sie dastehen, werden es ihr vielleicht leichter machen, sich mit dem, was war, auseinanderzusetzen, um das, was ist, zu verstehen. Aber sie hat mir eine Mappe mit den Kopien der Briefe gegeben, die ihr Vater und Sephie Gutmann sich geschrieben haben, und sie hat mir erlaubt, über diese Briefe zu schreiben. Es war wie ein Zeichen, daß mir Sephie Gutmann schon einmal in der Erinnerung einer alten Frau begegnet war. Sie hieß Lottie Katz, war Wirtschaftsleiterin im Kinderheim Ahawah in der Auguststraße gewesen und hat die Verfolgung in Berlin überlebt, weil sie sich mit einer Freundin zwei Jahre lang versteckt hielt. Lottie Katz, die heute in den USA lebt, hatte von einer Kollegin gesprochen, deren Namen ihr nicht gleich einfiel. Die hatte das Kinderheim Weißensee geleitet und war nicht mit ihren Eltern in die USA ausgereist, als das noch möglich war, weil sie kein Einreisevisum bekam. Sie hatte nämlich einen Buckel und die USA, wie die meisten Länder, wollten nur gesunde, möglichst wohlhabende Einwanderer. Ruth Nube bestätigte, daß Sephie Gutmann verwachsen war. Auf den einzigen erhaltenen Fotos, dem vom Olivaer Platz und einem, das Freunde aus Israel schickten, sieht man das nicht. Man sieht eine hübsche junge Frau mit lachendem Gesicht, die sich auf dem einen Bild der kleinen Ruth zuwendet, auf dem anderen Bild einen vielleicht vierjährigen Jungen auf den Schultern trägt. Dieses Bild ist um 1938 aufgenommen worden, da war Sephie etwa zwanzig Jahre alt. Als Fünfzehnjährige war sie

Sophie Gutmann mit der fünfjährigen Ruth Nube, 1937

Ende 1933 von Dresden nach Berlin gekommen. Ihre Eltern, kleine Geschäftsleute, konnten den Schulbesuch der Tochter nicht länger bezahlen, und sie ging als Kindermädchen in den Haushalt einer Verwandten. Schon damals lernte das ernste, erwachsen wirkende Mädchen den mehr als doppelt so alten Mann kennen, der einige Jahre später ihr Geliebter wurde. Sephie Gutmann arbeitete in Annemarie Wolfs privatem Kinderheim und studierte ein Jahr lang an dem Kindergärtnerinnenseminar von Nelly Wolffheim, das im Auftrag der Jüdischen Gemeinde junge Mädchen zu Kindergärtnerinnen ausbildete. Schon im Sommer 1936, zur Zeit ihres Examens, arbeitete sie im Kinderheim Weißensee, also in der Greifswalder Straße. Das Heim, anfangs wohl nur ein Tageshort, muß etwa um diese Zeit von der Gemeinde eingerichtet worden sein. Jüdische Kinder durften nicht mehr in die staatlichen Kinderhorte gehen, aber ihre Betreuung war notwendiger denn je, viele jüdische Familien hatten schon mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, sie bereiteten ihre Ausreise vor, hatten ihr gewohntes Lebensumfeld, ihren Beruf, ihre Wohnung, ihr Einkommen verloren, Angehörige waren schon fort. Am meisten litten die Kinder unter der Unsicherheit und Zukunftsangst. In Sephie Gutmanns Briefen spiegelt sich diese Erfahrung mit den Kindern wider. Die ersten dieser Briefe sind schon 1936 geschrieben worden. Sie schildert in leichtem Ton den immer bedrohlicher werdenden Alltag, die Bedrohung, die selbst zum Alltag wird. Ihre körperliche Behinderung, die für die junge Frau ein großes Problem gewesen sein muß, kommt nur indirekt vor.

Oft reagiert ihr Körper mit Fieber, manchmal wird die seelische Belastung so groß, daß sie sich krank ins Bett legen muß. Nebenbei besucht sie Vorlesungen und Kurse, zum Beispiel bei Dr. Weizsäcker im Institut für psychische Forschungen „Die Sprache des Unbewußten – Biologische Ethik", was sie als Jüdin eigentlich nicht gedurft hätte. Etwa 1939 übernimmt sie die Leitung des Heims. Zu dieser Zeit waren ihre Eltern schon ausgereist – ohne sie, denn für die Köperbehinderte gab es ja kein Visum. Ihr einziger Bruder war nach Spanien zu den Internationalen Brigaden gegangen und dort verschollen. Viele Freunde hatten das Land schon verlassen. Die Ausweisung der staatenlosen polnischen Juden im Oktober 1938, auch die sogenannte Kristallnacht am 9. November, ließen keinen Raum mehr für Illusionen. Zu dieser Zeit etwa wurde das Verhältnis zu dem Briefpartner eine Liebesbeziehung. Was es für Sephie bedeutete, diese Liebe, ihre wohl erste und einzige, nur heimlich leben zu können, läßt sich aus ihren Briefen ahnen. Nicht nur die Nürnberger Gesetze verboten es dem Paar, sich offen zueinander zu bekennen. Für den verheirateten Mann mag dieser Zustand anfangs auch ganz bequem gewesen sein, das lassen seine Briefe vermuten, die sich hauptsächlich mit ihm selbst, seinen Gedanken und seiner Arbeit beschäftigen. Er war Schriftsteller und von der Bedeutung seines künftigen Werkes zutiefst überzeugt. Sephies Arbeit, von der sie ihm schreibt, die doch so viele Momente menschlicher Größe, tiefer Tragik und wirklicher Dramatik enthält, beschäftigt ihn anscheinend nicht. Zwar lobt er ihren Stil und ihre klaren Gedanken, aber vom

Brief vom 15. 11. 36 (Auszug)
„(...) Im Seminar ist eine Zeit der Intensität. Alle arbeiten auf den Abschluß hin und die Arbeit selbst ist oft nicht leicht. Die Weißensee-Arbeit mit dem Kinderheim ist in der 6-Stunden-Zeit sehr angefüllt. Es sind Kinder im Alter von 6–14 Jahren, die unter dem Titel „Verwahrloste Jugendliche und Kinder" bekannt sind. Da es jetzt auf Chanukka zugeht, arbeiten die großen Jungens (meine Gruppe) Werkarbeiten. Begonnen mit Stehlampen aus Holz und beendet mit Bücherstützen und Tabletts, werden schöne Sachen gemeistert. Es sind viele schwere Dinge in den Kindern, die da in den sechs Stunden mit in die Hortgemeinschaft einbezogen werden müssen. (...)"

Das einzige überlieferte Foto des Kinderheimes etwa 1940. Im Vordergrund der Nachbar Schlossermeister Weihe

Brief vom 25. 7. 39 (Auszug)
„Gestern abend besuchte ich einen zwölfjährigen Jungen. Ich wußte, er hatte am Tag Geld im Heim genommen aus fremder Tasche. Er war allein zu Hause. Seine Mutter kommt erst gegen 10 h am Abend von der Arbeit. Die Schwester war zu Besuch bei einer Freundin. (Der Vater ist schon vor Jahren gestorben). Sie haben von einer Wirtin ein Zimmer nach hinten heraus abgemietet. Auf dem stockdunklen Flur kam Heini mir entgegen. Hände in den Taschen. ‚Guten Abend, Heini, ich wollte Dich sprechen.' Wir gingen in das Zimmer hinein. Ich setzte mich zu ihm an den Tisch. Kuchenkrümel lagen verstreut auf der Tischdecke. Sonst war es nur finster im Raum. Ich sagte ihm ganz kurz, was ich wüßte, erklärte, daß ich nur gekommen sei, um zu erfahren, ob er etwas dazu zu sagen habe. Etwas begann sich loszulösen bei ihm, er weinte und unter Schluchzen (mit seltsam getönter Stimme) sagte er: ‚Ich wollte mir ein Paar Schuhe kaufen. Bei mir kommt das Wasser durch – hier.'"

Brief vom 23. 9. 39 (Auszug)
„(...) Ich sitze im Heim, im selben Zimmer mit mir arbeiten noch 20 Kinder, flötender oder spielender Weise. (...) Heute ist jüdischer Feiertag. II. Zerstörung des Tempels – 70 n. Christi Geburt. Doch ich sehe darin keinen Anlaß, das Heim geschlossen zu halten, eher das Gegenteil. Die frommen Juden gehen an diesem Tag ohne Schuhe, zum Zeichen der tiefen Trauer erniedrigen sie sich auf diese bildhafte Weise. Denn dieser Tag soll sich von anderen Tagen unterscheiden. (...) Es gibt auch einige orthodoxe Kinder hier, die fasten wollen. Dies alles läßt sich gut miteinschließen in unseren Heimtag hier. (...)"

Wesen der außergewöhnlichen Frau, die Sephie Gutmann war, hat er wohl nur einen Bruchteil verstanden. Er sieht sich als ihr Lehrer, und die junge Frau, hungrig nach Wissen und Anerkennung, gesteht ihm diese Rolle bedingungslos zu. Diese Liebe nimmt in ihrem Leben einen großen Raum ein, aber sie ist eher eine Freude, die aus ihr selbst kommt. Mit den realen Widrigkeiten des Alltags muß sie allein zurechtkommen.

Manchmal schreibt sie ihm, daß sie sich überfordert fühlt, daß im Heim Chaos herrscht, weil Erzieher „plötzlich weg" sind, sie berichtet ihm von erschütternden Schicksalen einzelner Kinder – sein Echo darauf bleibt karg. Wichtiger sind ihm offenbar ihre Gedanken über Freud und Jung, die Anteilnahme, die sie an seinem Schaffen nimmt. Und vielleicht war ja auch diese „andere Welt" für Sephie Gutmann eine ungeheure Bereicherung, vielleicht halfen ihr diese Briefe und die wenigen Stunden, die sie ab und zu mit dem Mann verbrachte, ihrem schier unerträglich werdenden Alltag gewachsen zu sein. Sie lernte rasch und leicht, ihre geistige Auffassungsgabe war offenbar trotz der dreizehnstündigen Arbeitszeit groß. Er bemerkte ihre wachsende Eigenständigkeit, und das gefiel ihm nicht. Diese Unzufriedenheit klingt schon früh in seinen Briefen an. Er sei als ihr Beschützer gescheitert, klagt er. Aber wie hätte er sie beschützen sollen? Die wohl auch unter normalen Umständen belastete Beziehung hatte in dieser Zeit keine Chance. Trotzdem hielt Sephie an ihr fest. Der Mann, die Stunden mit ihm wurden für sie zu einem Synonym für Glück, für ein Leben, anders als das, das sie tapfer führte. Sie, die ihres Lebens nicht sichere Jüdin, bemühte sich in jeder Hinsicht, ihm zu helfen.

Sie versuchte sogar, über Bekannte und Freunde, die ihr geblieben waren, seine Manuskripte an einflußreiche Leute zu vermitteln. Mit ihren Briefen versuchte sie, ihm Trost zu geben, ihn zu erheitern, die Nähe zu erhalten. Anfang 1940 verändert sich ihr Ton. Sie fällt in eine verkrampfte Heiterkeit, hinter der eine tiefe Verzweiflung steht. Zwischen dem 10. und 12. Februar hatten die ersten Deportationen stattgefunden – die Juden aus Stettin, Stralsund und Schneidemühl wurden in einer unerwartet grausamen Aktion in polnische Ghettos verfrachtet. Sie schreibt: „Der Kindertraum ist zu Ende, es kommt keine Helfer- oder Mutterhand als Stütze." Und: „Es gibt in dieser engen kleinen Welt der Vorstellungen und Gedanken kein Sich-Anvertrauen mehr. Nicht zu Menschen, nicht in Dingen." Trotzdem widmet sie sich weiter hingebungsvoll ihrer Arbeit, bleibt die Liebe ihr Halt. Ihre Briefe sind auch ein, wenngleich fragmentarisches, Zeugnis vom Überlebenswillen in der Berliner Jüdischen Gemeinde. Die Trauerfeier für Franz Rosenzweig, eine Begegnung mit dem Rabbiner Leo Baeck und ihre Besuche in der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums werden in ihren Briefen erwähnt. Im Sommer 1940 schreibt sie von Schikanen, denen das Heim durch die Nazibehörden unterworfen war. Sie muß schweren Herzens 15 von den etwa 50 Kindern entlassen. „Ich fühlte kein Erschrecken, kein Leid mehr. Es bleibt nur eines: Unendlicher Glaube an das Leben. An die verborgene Gerechtigkeit darin." Der

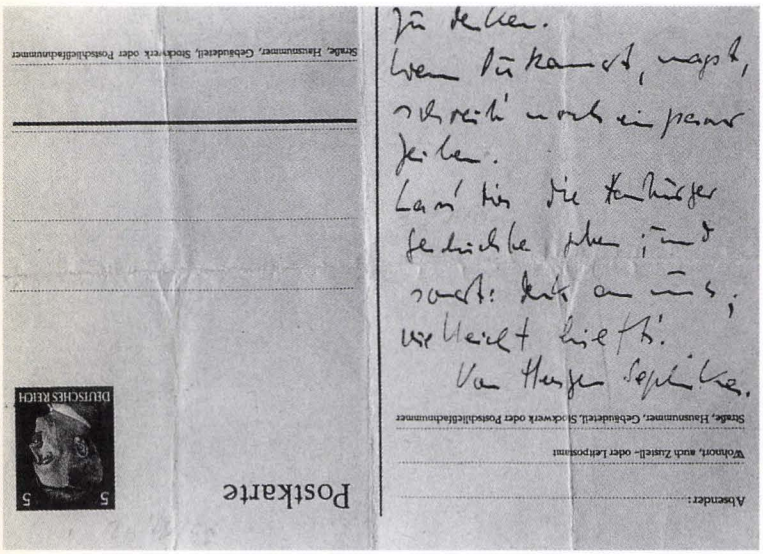
Sommer 1940 ist auch der Zeitpunkt, an dem eine gewisse Entfremdung aus den Briefen zwischen Sephie und ihrem Geliebten zu lesen ist. Sie ist schwanger, und es läßt sich nur ahnen, was dieser Zustand der Hoffnung und Hoffnungslosigkeit für die junge, körperlich behinderte Frau bedeutet. Immer öfter muß sie krank im Bett bleiben. Das Leben wird noch schwerer. Sie darf kein Telefon mehr haben, nur noch zwischen 16 und 17 Uhr einkaufen, mehrmals muß sie umziehen. Die ihr anvertrauten Kinder leiden. Und der Geliebte, der es nur heimlich sein darf, ist vor allem mit sich selbst beschäftigt. Aber auch für ihn wird diese Situation eine Zerreißprobe gewesen sein. Sich zu Sephie zu bekennen, hätte bedeutet, sich selbst der Verfolgung wegen „Rassenschande" auszusetzen, er hätte seine ebenfalls jüdische Frau und die Kinder ihres einzigen, ohnehin fragwürdigen Schutzes beraubt. Am 6. April 1941 bringt Sephie Gutmann im Jüdischen Krankenhaus ihre Tochter zur Welt, die sie Tana nennt, das ist einer der von den Nazis zugelassenen Namen für jüdische Neugeborene, eigentlich sollte das Mädchen Eike heißen. Aus ihren Briefen geht hervor, daß sie noch Tage nach der Geburt nur einen Gruß vom Vater hat, er selbst wagte wohl nicht zu kommen. In ihren Briefen an ihn steht das Glück über das Kind, nicht aber, was es sie gekostet hat. Das beschreibt sie nach Dänemark emigrierten Freunden in einem Brief, den Ruth Nube Jahrzehnte später von diesen Freunden bekam. Sephie Gutmann erkrankte im Wochenbett an Diphterie, sie war dem Tode nahe. Aber sie genas, und das Kind, schrieb sie acht Monate später an diese Freunde, bedeute für sie „Erfüllung aller Sehnsucht, aller Träume und alles Geheimen".

Den Geliebten sieht sie immer seltener. Sie muß den Stern tragen, und jede Begegnung könnte gefährlich sein. Auch der Briefwechsel muß geheim bleiben, er nimmt seine Briefe und seine bei ihr liegenden Manuskripte wieder an sich, denn er weiß um ihre und damit um seine Gefährdung. Sie sorgt bei aller eigenen Belastung noch immer für ihn, über eine Bekannte, die Schauspielerin Ursula Herking, vermittelt sie ihm eine angenehme und gutbezahlte Arbeit. Dankbar schreibt er von seinem guten Leben, während sie von einem Untermietzimmer ins andere ziehen muß und ihre „Stimmung ist, als ob es kein Morgen gibt, nur ein Jetzt". Im Oktober 1941 beginnen die Deportationen aus Berlin. 1942 bekommt sie nur drei Briefe von ihm, kurze Nachrichten. Er hat Angst. Seine frühere Frau ist abgeholt worden, das Kind Ruth lebt jetzt bei seiner jüdischen Ehefrau. Er ist einer realen Beziehung zu Sephie und dem gemeinsamen Kind nicht mehr gewachsen. Sephie, die wohl verstanden hat, daß diese Liebe vorbei ist, bleibt ihm freundschaftlich verbunden, schreibt vor allem über das Kind, über ihre Freude an seinem Wachsen, über ihre Sorge um seine Ernährung und seine Gesundheit. Sie nimmt es mit zu ihrer Arbeit ins Heim, schleppt es abends durch die Stadt in ihr Zimmer. In ihren Briefen ist Trauer, aber keine Klage.

Ihre letzte Nachricht an ihn ist ein Kassiber. Am 23. Oktober 1942 nimmt jemand aus dem Sammellager Große Hamburger Straße eine

Sephie Gutmann, um 1938

Postkarte mit, die von Sephie Gutmann geschrieben wurde, an den Menschen, der ihr neben ihrem Kind trotz allem der nächste war:
„Lieber R. – es ist irrsinnig und vorläufig sinnverwirrend. Die Kinder (Waisenkinder, schon über 100) gehen hier bereits ein. Ich halte nichts vom Nicht-Wissen, es geht nicht, sorry. Lieber hätte ich Dich mit anderen Mitteilungen erfreut. – Wir hungern hier bereits und sind ohne Schlaf – auch ohne Traum. Was werden soll, mit Kind durchzukommen, ist kaum vorstellbar. Immerhin kennst Du mich so gut, zu wissen, wenn eine Chance ist, ja, ja, aber über die Grenze des „Unmögliches möglich machen", noch darüber hinaus, ist nicht zu denken. Denk an uns, vielleicht hilfts. Von Herzen Sephinka"



Diese Postkarte ist kurz vor dem 23. Osttransport als Kassiber aus der Sammelstelle Große Hamburger Straße auf unbekanntem Wege herausgelangt.

Die Transportlisten des 23. Osttransports sind erhalten. Josepha Sara Gutmann, 24 Jahre alt, arbeitsfähig, erhielt die Nummer 24074, ihr Kind Tana Gutmann, 1 Jahr alt, nicht arbeitsfähig, die Nummer 24075. Mit diesem Transport kamen 1001 Menschen am 29. November 1942 nach Auschwitz, manche werden schon unterwegs gestorben sein. Neben Angestellten jüdischer Einrichtungen, den Bewohnern aufgelöster jüdischer Altersheime, gingen mit diesem Transport auch die Kinder des Auerbach'schen Waisenhauses in Prenzlauer Berg und die des Heims in der Greifswalder Straße. Die Jüngsten waren wenige Wochen alt.
Sephie Gutmanns Geliebter hat nach dem Krieg versucht, ihre Briefe herauszugeben. Er stellte sie zusammen und kommentierte sie. Seine Kommentare zeigen eine große Hilflosigkeit, er stilisiert sie zur Heiligen, zur Märtyrerin, zur Heldin. Daß er selbst der Mann war, dem ihre Liebe galt, daß er der Vater des Kindes war, verschwieg er. Das Manuskript wurde offenbar von keinem Verlag angenommen. Aber er bewahrte es auf. Das ist sein Verdienst. Ohne ihn wüßten wir nicht, wer Sephie Gutmann war, eine lebendige Frau, begabt für so vieles, mit ganz gewöhnlichen Wünschen und Sehnsüchten. Ihre ungewöhnliche

Stärke, die aus ihrer besonderen Verletztheit rührte, konnte sie und ihr Kind nicht schützen.
Geblieben sind die Briefe, in denen auch der Satz steht: „Aber es geht ja nichts verloren in der Welt, es kommt im Kreislauf wieder auf einen zu."

Bernt Roder

„Die interessierte nur, ob ich gut spielen konnte!"

Der Musiker Horst Prentki, Goldaper Straße 3
(heute: Heinz-Kapelle-Straße 11)

Zweiundfünfzig Jahre nach der erzwungenen Ausreise aus Deutschland besuchte Horst Prentki 1992 zusammen mit seiner Frau Ana wieder seine Geburtsstadt Berlin. Auf Einladung der Akademie der Künste nahm er an der Eröffnung einer Ausstellung zur Geschichte des Jüdischen Kulturbundes teil, in dessen Orchester Horst Prentki bis zum Jahre 1940 als Erster Klarinettist und Saxophonist gespielt hatte.
Dieser Besuch weckte alte Erinnerungen und entfachte Gefühle an eine bereits von ihm vergessen geglaubte Kindheit und Jugend und riß alte Narben aus der Zeit nach 1933 wieder auf. Diese Wiederannäherung an seine ersten achtzehn Lebensjahre ließ Horst Prentki nicht mehr los.
Im Frühjahr 1995 machte Horst Prentki erneut die weite Reise von Uruguay nach Berlin und besuchte die Straßen und Plätze seiner Kindheit. Auf der Suche nach den in Erinnerung gebliebenen Orten begab er sich auch in den Bezirk Prenzlauer Berg. Dort, wo er aufgewachsen war, versuchte Horst Prentki mit den heutigen Bewohnern ins Gespräch zu kommen. Bei dem Bemühen, sich mitzuteilen und sein Gegenüber kennenzulernen, half ihm auch sein Beruf als Musiker. Horst Prentki konzertierte vor unterschiedlichem Publikum, spielte auf dem Klavier oder der Klarinette und erzählte über sein Leben.
Den älteren Zuhörern waren seine Melodien aus den zwanziger und dreißiger Jahren wohlvertraut.

Das Elternhaus

Die Familie des Vaters Bernhard Prentki stammte aus Rosenberg in Oberschlesien. Er hatte in einer Gerberei gelernt und eröffnete später ein Geschäft für Schuhmacher-Bedarfsartikel in Kreuzburg, einer kleinen Stadt in der Nähe von Rosenberg. Die beiden Brüder von Bern-

hard Prentki arbeiteten als Apotheker und unterhielten Geschäfte in Breslau und Kreuzburg. Die Mutter Selma Prentki, geborene Hirsch, stammte aus Schrimm in der Provinz Posen. Ihr Vater Joseph Hirsch besaß dort eine Fleischerei. Die Heirat des dreißigjährigen Bernhard und der 21 Jahre alten Selma fand zu Silvester des Jahres 1911 statt. Bernhard Prentki diente während des Ersten Weltkrieges für Preußen und kämpfte an den Fronten Frankreichs und Rußlands. 1935 wurde er nachträglich für seinen Kriegseinsatz mit dem Ehrenkreuz für Frontkämpfer ausgezeichnet. Nach dem Krieg zog er mit seiner Frau nach Berlin. In Erwartung eines wirtschaftlichen Aufstieges eröffnete Bernhard Prentki direkt gegenüber der IV. Städtischen Gasanstalt in der Danziger Straße 118 erneut eine Lederhandlung für Schuhmacher-Bedarfsartikel. Die Eltern von Horst Prentki bezogen ganz in der Nähe des Geschäftes eine Wohnung in der Goldaper Straße 3. Am 19. April 1922 kam ihr Sohn Horst zur Welt.

Das Geschäft des Vaters florierte, und so konnte er bereits nach einigen Jahren größere Geschäftsräume in der Greifswalder Straße 191 anmieten. Horst Prentki erinnert sich noch gut an das neue Geschäft seines Vaters, „schließlich besaß es zwei schöne große Schaufenster zur Straße".

Das Geschäft des Vaters in der Greifswalder Straße 192

Als Dirigent des Kurorchesters

Bereits im frühen Kindesalter erwachte in Horst Prentki die Leidenschaft zur Musik. Die Eltern spielten Klavier und musizierten mit ihrem Sohn, soweit es das Geschäft zuließ. Ein ganz besonderes musikalisches Erlebnis aus seinen Kindertagen ist Horst Prentki bis heute im Gedächtnis geblieben: „Meine Mutter fuhr mit mir im Sommer immer an die See, entweder nach Swinemünde, Kolberg, Heringsdorf oder nach Binz. Ich buddelte nicht gerne am Strand, hatte für solche Spiele kein Interesse. Trotzdem brauchte sich meine Mutter um mich keine Sorgen zu machen, denn ich ging jeden Tag zur Kurkapelle. Die spielte zumeist mehrmals am Tag. Da brauchte ich keinen Spielkameraden, sondern stand unten an der Bühne und lauschte der Musik. Meine

Mutter hatte mir zuvor eine Fahne gekauft, ihr Stiel wurde mein Taktstock. Mit ihm habe ich die Stücke des Kurorchesters begleitet. Eines Tages war der Kapellmeister eines dieser Kurorchester erkrankt. Der Konzertmeister, welcher mich schon kannte, sagte zu mir: ‚Du, hör mal, mein Junge, du kannst doch dirigieren. Komm mal herauf und dirigiere das Orchester!'
Ich kletterte auf die Bühne. Das Orchester begann zu spielen, zuerst einen Marsch, dann eine Ouvertüre, dann einen Walzer und abschließend ein Potpourri. Die Zuschauer klatschten begeistert Beifall. Das war eine große Sache für mich."
Horst Prentki erzählt weiter, wie er als Kind oft Stunden in der elterlichen Wohnung vor dem Radio saß und den Tanzorchester-Übertragungen aus den großen Berliner Hotels und Konzerthäusern lauschte. Anschließend unterhielt er sich mit seinen Klassenkameraden über die Interpreten und Musiktitel. Das Mithören der Konzerte war für die Schulkinder damals eine große Sache und führte zu einem wahren Wettbewerb im Freundeskreis von Horst Prentki.

„Sexta 1932", Einschulungsfoto am Sophien-Gymnasium, Mandelstraße 2 (vorne sitzend 2. v. l. Horst Prentki)

Der Musikwettbewerb

Nach seiner Volksschulzeit an der 230. Knabenschule in der Wehlauer Straße kam Horst Prentki 1932 in das Sophien-Gymnasium in der Mandelstraße. Dieses Realgymnasium war sprachlich orientiert, Latein, Französisch und Englisch gehörten zu den Pflichtfächern. Horst Prentki jedoch interessierte sich am meisten für den Musikunterricht. Der Musiklehrer des Sophien-Gymnasiums, Herr Wiechmann, sollte für sein späteres Musikerleben große Bedeutung haben. Zwar hatten ihn seine Eltern bereits mit neun Jahren zu privaten Klavierstunden angemeldet, doch sein Musiklehrer erkannte in den folgenden Jahren sein Talent und förderte seine musikalische Begabung.

Horst Prentkis Karriere als Klarinettist begann so: „Schon kurz nach der Einschulung fragte uns der Musiklehrer: ‚Wer von euch spielt ein Instrument?' Von den fünfundzwanzig Schülern in der Klasse hoben daraufhin sechzehn oder siebzehn die Hand. Die meisten Schüler spielten Klavier, nur zwei oder drei Geige. Daraufhin sagte unser Lehrer: ‚Nun gut, in zwei oder drei Wochen veranstalten wir einen Klavierwettbewerb!' Anschließend sprachen wir in der Schule nur noch über den Wettbewerb. Die anderen Fachlehrer beklagten sich bitter darüber, daß unsere Aufmerksamkeit nur noch der Musik galt. Im nachhinein bin ich für diesen Wettbewerb sehr dankbar – obwohl ich damals lediglich den zweiten Platz belegte. Als der Lehrer sah, daß ich deshalb weinte, öffnete er den Musikschrank, in dem einige Instrumente aufbewahrt waren, darunter eine Oboe, ein Fagott, eine Klarinette, sogar eine Harfe. Herr Wiechmann sagte: ‚Zeig mal deine Zähne und deine Lippen.' Dann gab er mir eine Klarinette und forderte mich auf, etwas zu spielen. Ich probierte, und es kam sofort ein Ton heraus."
Auf Anraten dieses Musiklehrers erhielt Horst Prentki privaten Klarinettenunterricht. Wenig später spielte er bereits im Schulorchester.

Ein ehemaliger Schulkamerad

Im Frühjahr 1995 konzertierte Horst Prentki während seines Berlinbesuches vor einer Gruppe Senioren in Prenzlauer Berg. Während des Auftritts gab sich ein ehemaliger nichtjüdischer Mitschüler zu erkennen: Er hatte im Sophien-Gymnasium eine Zeitlang neben Horst Prentki die Schulbank gedrückt. Nicht ganz sicher, ob es sich bei dem angekündigten Musiker aus Uruguay wirklich um seinen ehemaligen Mitschüler handelte, hatte Erhard Günzler das Konzert besucht. Die beiden ehemaligen Klassenkameraden hatten sich seit 1937 nicht mehr gesehen.

Nach der Machtergreifung Hitlers hatte sich die Atmosphäre am Sophien-Gymnasium verändert. Der Direktor, Georg Kaim, war zusammen mit einer Reihe von Lehrern entlassen und im Interesse der nationalsozialistischen Bewegung durch zuverlässiges Lehrpersonal ersetzt worden. Auch die Schülerschaft begann sich zu polarisieren. So gab es Schüler, die voller Begeisterung für die propagierten nationalsozialistischen Werte waren. Als die beiden Schulkameraden wenige Tage nach dem Konzert von Horst Prentki erneut zusammentrafen,

Horst Prentki und Erhard Günzler in der Turnhalle des ehemaligen Sophien-Gymnasiums, 1994

erinnert sich Erhard Günzler an zwei Episoden aus jener Zeit: „Am 31. Januar, also am Tag nach der Machtergreifung, kam einer der Mitschüler in die Klasse und schrie: ‚Eh, ihr Juden, Koffer packen, jetzt müßt ihr raus.' Ich dachte da nur, der muß wohl verrückt sein. Warum sollen die denn ihre Koffer packen? Ein anderes Mal äußerte sich derselbe Schüler im Sportunterricht, als Horst gerade einen Überschlag am Barren machen wollte: ‚Da seht mal, das Judenschwein, wie der am Barren hängt.' Dabei waren wir beide nicht besonders gut im Sportunterricht."

Horst Prentki erinnert sich nur noch wenig an die Jahre bis zu seiner Flucht aus Deutschland. Lediglich die Schmierereien auf den schönen

großen Schaufenstern ihres Geschäftes hat er noch heute deutlich vor Augen.

Die Welt von Horst Prentki war und ist die Musik. Alle bekannten Musikstücke und Interpreten sprudeln noch heute nur so aus ihm heraus. Auch die nach dem allgemeinen Auftrittsverbot im Jahre 1935 organisierten Hauskonzerte in den Wohnungen von Freunden haben sich tief in sein Gedächtnis eingegraben. Sein außergewöhnliches Interesse an der Musik ermöglichte es ihm, das Geschehen um ihn herum ignorieren zu können.

Im Jahre 1936 endete für den begabten Klarinettenschüler der Unterricht an der privaten Musikschule Hermann in der Zeebrügger Straße, die er seit 1931 besucht hatte.

Mit dem Zeugnis vom 9. Juni 1937 wurde ihm der erfolgreiche Besuch der Obersekunda bescheinigt. In diesem Zeugnis steht auch: „Er ist versetzt worden und verläßt die Anstalt, um einen Beruf zu ergreifen (...). Sein Verhalten war einwandfrei."

Von nun an waren Horst Prentki der öffentliche Schulbesuch und die Förderung seines musikalischen Talents verwehrt.

Die Stigmatisierung und Verfolgung als Jude kam Horst Prentki jetzt erst richtig zum Bewußtsein. Für ihn, dessen Familie die religiösen Regeln kaum beachtete – am Sabbat blieb das Geschäft geöffnet und lediglich an den Hohen Feiertagen besuchte man die Synagoge –, waren die jüdische Kultur und die religiöse Lebensweise bisher fern gewesen.

Horst Prentki mußte miterleben, wie immer mehr von ihm und seinen Mitschülern einst bewunderte jüdische Musiker und Dirigenten nicht mehr auftreten und jüdische Komponisten nicht mehr öffentlich gespielt werden durften. Alle inzwischen ausgegrenzten jüdischen Künstler waren gezwungen, nach anderen Auftrittsmöglichkeiten zu suchen.

Bereits kurz nach der nationalsozialistischen Machtergreifung war zu diesem Zweck auch ein Jüdischer Kulturbund gegründet worden. In diesem Rahmen gestattete die Staatsführung den Kunstschaffenden noch, ihre künstlerischen Berufe unter Juden und wenig später nur noch vor jüdischem Publikum auszuüben.

Im August 1937 meldete der Vater seinen Sohn an der Jüdischen Privaten Musikschule Hollaender, dem ehemaligen Sternschen Konservatorium, an. Neben der musiktheoretischen und praktischen Ausbildung an Klavier und Klarinette war Horst Prentki noch bis zum Frühjahr 1938 schulpflichtig. In diesen Monaten besuchte er die „Musikerklasse" an der Gewerblichen Berufsschule in Moabit. Kurz vor Vollendung seines sechzehnten Lebensjahres verließ er diese Schule; ab 15. November 1938 war den jüdischen Schülern der Besuch öffentlicher Schulen ganz verwehrt.

Während der Zeit an der Musikschule Hollaender wechselten mehrfach die Lehrer, denn viele versuchten, ins Ausland zu fliehen, um dort wieder als Musiker arbeiten zu können. Ende 1938 erlangte Horst Prentki die Oberstufenreife an dieser Schule. Die Lehrer bewunderten

seinen Fleiß und setzten große Hoffnungen in sein Talent. Vermittelt durch den Berliner Jüdischen Kulturbund, sang Horst Prentki zu dieser Zeit an den Hohen Feiertagen im Chor der Synagoge Kottbusser Ufer und später auch in der Lützowstraße. Man war auf den jungen Musiker Prentki aufmerksam geworden. Der „weiche und ergiebige Ton" und das „große Maß an Technik", wie es in einem Zeugnis vom März 1939 hieß, ließ den Klarinettisten Horst Prentki zu einem gefragten Sänger und Musiker werden. Bereits seit Ende 1938 war er als Aushilfsmusiker im Orchester des Jüdischen Kulturbundes in Erscheinung getreten. Im Anschluß an die Ereignisse der Pogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938 versuchten viele Musiker dieses Orchesters, Deutschland zu verlassen. Zuvor war in Palästina ein großes Orchester gegründet worden, in welches fortan namhafte Musiker aus Deutschland eintraten. Immer wieder stand die Orchesterleitung des Jüdischem Kulturbundes vor dem Problem, die entstehenden Lücken zu schließen. So wurde der junge Musiker Horst Prentki kurz vor seinem siebzehnten Geburtstag Berufsmusiker. Im März 1939 erhielt er erstmals ein Monatsengagement als Erster Klarinettist des Kulturbundorchesters.

Horst Prentki und Helmut Stiebel in dem Theaterstück „Bob beehrt sich vorzustellen . . .", von Gregor Rogoff, veranstaltet vom Jüdischen Kulturbund Berlin im Mai 1940

Bis zu seiner Auswanderung 1940 feierte er mit diesem Orchester in unterschiedlichen Musiksparten vor ausschließlich jüdischem Publikum oder, um es im Jargon der Nationalsozialisten zu sagen, in geschlossenen Vorstellungen erste Erfolge. An der Seite seines ebenfalls jugendlichen Freundes Helmut Stiebel brachte er in den Jahren 1939 und 1940 Werke unterschiedlichster Genres mit dem Orchester zur Aufführung, darunter klassische Musik, Stücke der leichten Muse sowie Musiktheaterstücke.

Während einer solchen Veranstaltung lernte Horst Prentki die ein Jahr jüngere Gisela Scheer kennen. Ihr Vater, der bis November 1938 im Bezirk Mitte in der Neanderstraße ebenfalls eine Schuhmacher-Bedarfshandlung geführt hatte, finanzierte seiner Tochter die Mitgliedschaft im Berliner Jüdischen Kulturbund, um die angebotenen Veranstaltungen besuchen zu können. Gisela Scheer gelang es, den begeisterten Musiker auch für andere Dinge zu interessieren, so unternahmen sie zum Beispiel zusammen mit anderen Freunden Fahrten in die Umgebung von Berlin.

Die Ausreise

Der Vater von Horst Prentki hatte bereits im Herbst 1938 den Geschäftsbesitz an den „arischen" Geschäftsfreund Wilhelm Zarske überschrieben. Die Familie lebte danach von dem Verkaufserlös. Im Verlaufe des Pogroms vom 9. auf den 10. November wurde Bernhard Prentki in der Wohnung festgenommen und anschließend in das Konzentrationslager Sachsenhausen bei Oranienburg gebracht. Die Beamten, die den Vater abgeholt hatten, wollten auch den Sohn festnehmen. Horst Prentki jedoch war zu einer Probe des Jüdischen Kulturbund-Orchesters aufgebrochen. Dieser glückliche Umstand verhinderte seine Festnahme.

Als eine großangelegte Terror- und Verfolgungsmaßnahme verschleppte man in diesen Tagen über 12 000 Berliner Juden nach Sachsenhausen. Im Konzentrationslager traf Bernhard Prentki seinen Bruder. Beide gelangten nach sechs Wochen wieder in Freiheit.

Nach diesen Ereignissen begann sich Bernhard Prentki um eine Ausreisemöglichkeit für seine Familie zu bemühen. Während der Sohn als 1. Klarinettist im Jüdischen Kulturbund-Orchester in seiner Musikwelt lebte, wurde die Lage für seine Eltern und Verwandten immer bedrohlicher.

Der Horst Prentki mit Datum vom 4. März 1939 ausgehändigte neue Reisepaß war mit dem seit Oktober 1938 vorgeschriebenen Buchstaben „J" versehen. Außerdem enthielt er ein Transitvisum für Schanghai, um das sich der Vater bemüht hatte. Der Bruder von Bernhard Prentki, mit dem er zusammen ins Konzentrationslager verschleppt worden war, konnte mit seiner Familie nach Lateinamerika ausreisen. Diesem Onkel von Horst Prentki gelang es nun, für seine Verwandten in der Goldaper Straße ebenfalls die Einreise zu organisieren.

Am 4. Juli 1940 erhielt Horst Prentki durch das Generalkonsulat der Republik Uruguay die Einreisegenehmigung. Bis auf die Wertsachen der Familie, welche zuvor eingezogen worden waren, gelang es den Eltern noch, einen Teil des Hausstandes per Schiff nach Uruguay zu verschicken.

Am Morgen des 24. Oktober 1940 verließ Horst Prentki mit seinen Eltern Berlin. Zu diesem Zeitpunkt führte Deutschland bereits seit einem Jahr Krieg. Mit Flugzeug und Eisenbahn gelangten sie in den spanischen Hafenort Cadiz.

Am 6. November schifften sie sich auf der „Cabo de Buena Esperanza", dem „Schiff der guten Hoffnung", ein.

Anfang Dezember erreichte die Familie Prentki Uruguay. Zunächst bezogen sie in der Hauptstadt Montevideo ein möbliertes Zimmer. Sie kamen in eine vollkommen andere Welt, verstanden die Sprache nicht und brauchten längere Zeit, um sich an das Klima Montevideos zu gewöhnen.

Während der Vater wiederum versuchte, als Großhändler für Leder-Bedarfsartikel einen beruflichen Neuanfang zu wagen, tauchte Horst Prentki sehr schnell in eine neue Musikwelt ein. Jahrzehnte später beschreibt er dies so: „Sehen Sie, wenn man gezwungen ist auszuwandern, dann stellt sich auch das Problem, was man dort arbeiten soll. Ich brauchte nur mein Instrument auszupacken und vorzuspielen. Die interessierte nur, ob ich gut spielen konnte!" Es gelang ihm bereits nach kurzer Zeit, eine Vertretung als Klarinettist in dem Orchester „Banda Policial" zu übernehmen, das ihn wenig später einstellte. Es war das Polizeiorchester von Montevideo. Nur wenige Monate nachdem er und seine Familie in Deutschland zu „Untermenschen" erklärt worden waren, wurde Horst Prentki in Uruguay in eine Staatsuniform gesteckt und samt Klarinette mit Polizeikompetenzen ausgestattet. Dieser rasche Wandel ist für ihn bis heute kaum nachvollziehbar, aber die Notwendigkeit, Geld zu verdienen, und der innere Drang, Musik zu spie-

Horst Prentki mit Freundin Gisela Scheer kurz vor seiner Abreise nach Uruguay

Horst Prentki als Mitglied des Polizeiorchesters von Montivedeo im Jahre 1942

len, ließ das Unfaßbare damals als etwas Selbstverständliches erscheinen.

Gleich nach Ankunft der Familie in Montevideo bemühte sich der Vater um die Ausreise der Freundin seines Sohnes aus Deutschland. Leider blieb dieser Versuch erfolglos, und der Kontakt zwischen Horst Prentki und Gisela Scheer brach ab.

Die alte Liebe

1992 – während seiner ersten Reise nach Deutschland – trafen sich Gisela Scheer und Horst Prentki zufällig wieder: anläßlich der Eröffnung einer Ausstellung zur Geschichte des Jüdischen Kulturbundes. Es dauerte lange, bis die beiden es überhaupt fassen konnten, sich nach über einem halben Jahrhundert wiederzubegegnen. Erlebt man die beiden heute miteinander, so scheint es in manchen Augenblicken, als sei die Zeit zwischen ihnen stehengeblieben.

Im Oktober 1941 hatten die ersten Transporte von Berliner Juden in die Vernichtungslager des Ostens begonnen. Die Eltern von Gisela Scheer bemühten sich um die Ausreise ihrer Tochter. Gisela Scheer erinnert sich: „Ich hatte bereits alle Papiere für eine Ausreise nach Kuba zusammen. Das Gepäck war schon zollamtlich abgefertigt, als der Erlaß vom 23. Oktober 1941 verkündet wurde. Das war eine Woche vor meinem achtzehnten Geburtstag. Fortan durfte kein Jude mehr Deutschland verlassen. Ich mußte also wieder ebenso wie meine Eltern in einer Fabrik Zwangsarbeit verrichten. Als meine Eltern mitansehen mußten, wie um sie herum immer mehr Verwandte und Freunde abgeholt wurden, entschlossen sie sich, unterzutauchen. Die ehemaligen Kunden meiner Eltern haben uns dabei sehr geholfen. Sie sagten: ‚Laßt Euch nicht wie das Vieh abschlachten! Geht in die Illegalität, taucht unter. Kommt zu uns.' Ich bewundere noch heute den Mut meiner Eltern, als ältere Menschen die Tür einfach so hinter sich zuzumachen."

Wenn man sich in der Wohnung bewegte, hörten das vielleicht die Mieter im Stockwerk darunter, ebenso wenn man die Wasserspülung der Toilette benutzte. Schließlich gab es doch damals sehr viele Spitzel. Wir bekamen allerdings sehr viel Hilfe von der Schwedischen Kirche in der Landhausstraße in Wilmersdorf. Nicht umsonst ist man heute etwas nervös und feinfühlig bei allem, was diese Zeit betrifft."

Das zerstörte Geschäft in der Greifswalder Straße 191 im Jahre 1949

Nach 1945

Nach ihrer Flucht war die Familie Prentki erst einmal damit beschäftigt, sich in Uruguay zurechtzufinden und ein neues Leben aufzubauen. Die Nachrichten aus Europa waren weit weg. Einzig im Jahre 1949 schickte ihnen die Familie Landecker, ehemalige Mitbewohner in der Goldaper Straße, einige Aufnahmen von ihrem zerstörten Geschäft in der Greifswalder Straße nach Uruguay.

Seit 1945 ist Horst Prentki mit der Sängerin Ana Prentki verheiratet. Gemeinsam sind sie in Lateinamerika mit ihrer Musik bekannt geworden. Zusammen mit den beiden Söhnen Esteban und German grün-

dete Horst Prentki im Jahre 1973 das Trio Prentki. In den zurückliegenden Jahrzehnten konzertierte er außerdem in verschiedenen Musikensembles und arbeitete bis zu seiner Pensionierung als Solo-Klarinettist am Staatsorchester von Uruguay. Seit 1995 unterrichtet er wieder an der Musikhochschule in Montevideo das Klarinettenfach.
Horst Prentki will es bei den Berlinbesuchen der letzten Jahre nicht belassen. Die wiedergefundene Freundin und seine Erinnerungen an die Kindheit und Jugend ziehen ihn immer wieder hierher zurück.

Ulla Jung

„In unserer Straße wußte jeder, was mit den Juden geschieht."

Hedwig und Erika Hildemann, Immanuelkirchstraße 13

Der 9. Mai 1933 ist ein Dienstag. Am Abend dieses Tages trifft sich die gerade achtzehnjährige Erika Hildemann, ein zartes Mädchen, blond, blauäugig, ein Meter dreiundfünfzig groß, ein Kind noch fast, mit ihrem Freund Fritz Glondajewski. In ihrer Schultertasche trägt sie Flugblätter mit Losungen gegen Hitler und das Dritte Reich. Diese abendlichen und nächtlichen Spaziergänge zu zweit sind seit der Machtübernahme der Nationalsozialisten Teil ihrer illegalen Arbeit. Ein Teil der Flugblätter wird an die Haustüren geklebt, für den anderen Teil steigen sie auf die Dächer und werfen sie auf die Straße. Sie kennen die Häuser, wo das möglich ist. Sie sind hier in Prenzlauer Berg zu Hause.
An diesem Abend, in der Winsstraße, ist sie unvorsichtig: „Wir hatten uns schon getrennt – wer fertig war, sollte sich verziehen, damit nicht gleich zwei geschnappt werden –, und ich hatte alleine weitergemacht, weil ich die Flugblätter nicht einfach wegschmeißen wollte. Naja, und die beiden SA-Männer, die da in einem Winkel standen und mich beobachteten, die hab ich nicht gesehn. Ich hab dann fünf Tage bei der Gestapo in der Prinz-Albrecht-Straße gesessen, da, wo sich heute die Topographie des Terrors befindet. Sie haben bei uns eine Hausdurchsuchung gemacht, aber nichts gefunden. Meinen Vater haben sie trotzdem mitgenommen, weil ich ja noch nicht volljährig war. Der war dann auch fünf Tage da, und das Glück für mich war, daß für den damaligen Leiter der SA grundsätzlich galt, Frauen dürfen nicht geschlagen werden."
Sie hört und sieht aber, wie viele Männer schwer mißhandelt werden. Da sie nicht aussagen will, schafft man sie in einen Kellergang, stellt sie

Erika Hildemann im Herbst 1946

in die Nische einer zugemauerten Tür, schiebt eine ausgehobene Tür davor, damit sie nicht genau beobachten kann, was geschieht, und läßt sie vierundzwanzig Stunden dort stehen. Falls sie umkippt, steht ein Eimer Wasser bereit, der sie wieder muntermachen soll. Sie hört und sieht, wie die Gefangenen in diesem Kellergang nachts von den besoffnen SA-Leuten mit Gürteln und Knüppeln geschlagen, wie sie getreten werden. Sie kippt nicht um. Darauf ist sie heute noch stolz.

Was als Abschreckung für die Achtzehnjährige gedacht ist, bewirkt bei ihr das Gegenteil. Sie hat Angst in diesem Gestapokeller, natürlich. Doch die nächtlichen Prügelszenen machen ihr diesen Staat nur noch verabscheuungswürdiger. Dagegen wird sie was tun. Nun gerade.

Selbst hier im Gestapokeller erlebt sie, daß Widerstand Wirkung zeigt: „Wenn die Männer geschlagen wurden, haben wir Frauen mit den Füßen gegen die Türen getreten und mit den Fäusten dagegen gehämmert und geschrien: ‚aufhören, aufhören, aufhören.' Wir haben solchen Krach gemacht, daß die dann irgendwann aufgaben."

Ihre Freilassung nach fünf Tagen verdanken beide dem Mann, der nicht zuläßt, daß Frauen geschlagen werden. Erikas Vater erkennt beim Verhör in ihm einen Kriegskameraden. Beide haben im selben Bataillon gedient, beide waren in russischer Gefangenschaft. Und als der Vater verspricht, die Tochter das nächste Mal übers Knie zu legen, wenn sie noch mal so einen Blödsinn macht, können sie gehen.

Sie wird nicht übers Knie gelegt, und sie hört auch nicht auf mit diesem Blödsinn. Ihr Vater, Fritz Hildemann, toleriert ihre politischen Aktivitäten. Nie hören sie oder ihre Mutter Hedwig, daß er mißbilligt, daß sie sich in Gefahr begeben. Er ist ein schweigsamer Mann, traumatisiert durch Kriegserlebnisse. Im Oktober 1914 war er bereits in russischer Gefangenschaft, arbeitete bis Kriegsende in einem sibirischen Bergwerk, wurde dort verschüttet. Als er 1918 zurückkehrt, ist er verstummt, redet manchmal tagelang kein Wort. Erika kennt ihn nicht anders und kann es als Kind nicht glauben, wenn die Mutter ihr erzählt, daß sie diesen ernsten schweigsamen Mann als einen fröhlichen, mitreißenden Menschen kennengelernt hat.

Hildemanns wohnen seit 1931 in der Immanuelkirchstraße 13, Seitenflügel, vier Treppen, zwei Zimmer und Küche. Für ihre damaligen Verhältnisse, Vater und Tochter sind arbeitslos, eine fast luxuriöse Wohnung. Ein Zugeständnis an die Krankheit der Mutter, die seit dem achtzehnten Lebensjahr lungenkrank ist und immer wieder längere Zeit liegen muß. Die letzte Wohnung in der Kastanienallee 28 bestand nur aus Stube und Küche.

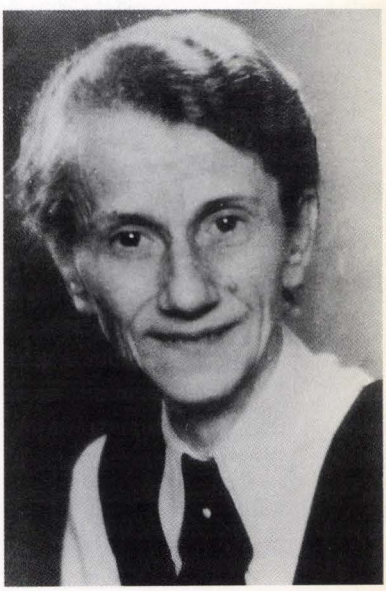
Das Polizeirevier im Vorderhaus ist für sie keine Bedrohung. Im Gegenteil. Die meisten Beamten sind keine Nazis, und so wird mancher Tip, den sie bekommen, in Zukunft lebensrettend werden.

Hedwig Hildemann ist immer ein politisch aktiver Mensch gewesen. In ihrer Wohnung treffen sich nach dem Januar 33, als alle Linken in die Illegalität gezwungen wurden und auch die Hinterstuben toleranter Kneipenbesitzer nicht mehr zur Verfügung standen, regelmäßig Mitglieder der Widerstandsgruppe um Siegmund Sredzki. (Die Sredz-

kistraße in Prenzlauer Berg ist nach ihm benannt.) Es sind meist junge Leute. Alle nennen sie Mamuschka. Mamuschka, die immer Zeit hat für Probleme, bei der auch die Leute aus dem Viertel ihre Kümmernisse abladen. Nachts um zwölf noch kommen Freunde auf den Hof und schauen zur Küche im vierten Stock. Brennt Licht, kommen sie hoch, holen sich Rat. Oder Trost.
Einmal in jedem Sommer wird sie von den jungen Leuten mitgenommen, wenn die mit Rucksäcken, Zelten und Paddelbooten auf den Seen rund um Berlin unterwegs sind.

„Gegen Gewalt muß man was tun."

Hedwig Hildemann weiß natürlich, daß die achtzehnjährige Tochter nachts Flugblätter gegen die Nazis verteilt. Sie macht sich Sorgen, doch sie hält sie nicht zurück. Gegen Unrecht und Gewalt muß man was tun, das ist für Mamuschka keine Frage. Lieber gefährlich leben, als tatenlos zuschauen, wenn Nachbarn geschlagen werden und verschwinden. Das ist auch eine Frage der Würde.
Hedwig Hildemann war Zigarettenarbeiterin und hat durch ihren Beruf viele jüdische Freunde und Bekannte. Beide, Mutter und Tochter, wissen, welche Tragödien sich in diesen Familien abspielen: Freunde verlassen über Nacht die Familien, sie hören von Verhaftungen, von Folter und Mord.
Als die Auswanderungen beginnen, gehen oft erstmal nur die jüdischen Männer aus ihrem Bekanntenkreis, lassen ihre nichtjüdischen Frauen zurück. Oft geschieht das illegal. Wenn die Frauen Haussuchungen befürchten, bringen sie alles, was irgendwie gefährlich werden könnte, zu Hedwig Hildemann. Daß sie und die Tochter sich besonders nach Ausbruch des Krieges in Lebensgefahr begeben, hat mit diesem Anspruch an das Leben und mit ihrem Verständnis von Menschlichkeit und Solidarisierung mit in Not Geratenen zu tun.
Hedwig Hildemann, 1886 geboren, ist eine schmale kleine Frau, kaum größer als die Tochter. Sie hat sich nie angepaßt und immer nein gesagt, wenn sie es für richtig hielt. Seit sie zwanzig ist, hat sie für die SPD gearbeitet. Sie verläßt die Partei 1914, weil die der Bewilligung der Kriegskredite zustimmt. Im selben Jahr tritt sie auch aus der Kirche aus und sorgt später, als das in Prenzlauer Berg möglich ist, dafür, daß ihre Tochter eine der beiden weltlichen Schulen des Stadtbezirks besuchen kann. Mutter und Tochter unterstützen 1927 einen Schulstreik, damit diese 2. Weltliche Schule in der Danziger Straße eröffnet werden kann. Alle Kinder, die für diese Schule angemeldet waren, weigerten sich, in die bisherige Schule zu gehen, um die immer wieder verzögerte Eröffnung zu erzwingen. Sie hatten Erfolg. Das Besondere an dieser Schule: Es gab keinen Religionsunterricht. Die Kinder erhielten statt dessen Unterricht in Lebenskunde: Kenntnisse über die verschiedenen Religionen, über unterschiedliche Auffassungen der Lebensgestaltung, Grundkenntnisse in Ethik und Moral. Eine Erziehung zur Tolerierung von Minderheiten. Und: Hedwig Hildemann schickt ihre



Mamuschka im Frühjahr 1943

zehnjährige Tochter in die von linken Sozialarbeitern organisierte Kindergruppe „Die Freien Kinderscharen Prenzlauer Berg".
Erika erinnert sich: „Der Leiter meiner Kindergruppe war Julius Goldstein. Er war, wie andere Gruppenleiter auch, Mitarbeiter des Bezirksamtes Prenzlauer Berg. Die Kindergruppen wurden zum Teil vom Bezirksamt finanziell unterstützt. Wir konnten einmal in der Woche die Turnhalle der Gemeindeschule in der Kastanienallee besuchen, und wir hatten im Fischerkiez, in Stadtmitte, unser Heim. Das Heim – wir sagten unser Nest – war ein kleines Häuschen mit einer Etage und einer Wohnung mit Stube und Küche, und die wurde gemietet. Wir mußten 15 Pfennige in der Woche zahlen. Wir hatten ‚im Nest' unsere Heimabende einmal in der Woche, da wurde gesungen, getanzt, und uns wurde nahegebracht, was sich politisch tat. Am Wochenende sind wir auf Fahrt gegangen. Julius Goldstein konnte 1938 emigrieren, er ging nach Südamerika. Über unsere Freundin Trude Wargel hatten wir noch nach dem Krieg Kontakt zu ihm."
1929 gehört Erika Hildemann zu den wenigen Kindern in Berlin, die an der Jugendweihe teilnehmen.
Sie besucht von 1929 bis 1931 eine Handelsschule und läßt sich als Kontoristin ausbilden. Anschließend wird sie in die Arbeitslosigkeit entlassen. In dieser Zeit wird sie Mitglied der Gewerkschaft und der Sozialistischen Arbeiterpartei, einer Abspaltung der SPD. Sie ist der Meinung, junge Leute müßten sich politisch engagieren. Als dort zu wenig passiert, für ihre Begriffe zu wenig auf die aktuellen politischen Ereignisse reagiert wird, wird sie 1932 Mitglied des Kommunistischen Jugendverbandes (KJV).
„An den KJV mußte ich mich aber erst sehr gewöhnen", sagt sie, „weil es doch ein ganz anderes Niveau war, als ich es kannte. Es war alles sehr einseitig. Alles, was nicht kommunistisch war, war schlecht. Und das war eine Meinung, die ich nicht teilen konnte. Ich hatte andere Erfahrungen gemacht."
Ihre erste Anstellung findet sie im Juli 1934 in einer kleinen Firma.
Im Dezember 1934 wird die Gruppe um Siegmund Sredzki verraten. Es gibt über zweihundert Verhaftungen. Erika Hildemann liegt zu dieser Zeit im Krankenhaus. Als sie im Februar 1935 entlassen wird, wird auch sie verhaftet. In einem gesonderten Prozeß werden etwa fünfzig Jugendliche, zu denen auch Siegmund Sredzkis Sohn Gerhard und seine Schwiegertochter Gerda gehören, wegen Vorbereitung zum Hochverrat angeklagt und zum Teil zu mehrjährigen Gefängnisstrafen verurteilt. Erika Hildemann verbringt fünfzehn Monate in verschiedenen Gefängnissen. Das letzte halbe Jahr im Frauengefängnis in der Friedrichshainer Barnimstraße. Noch während der Haft soll sie sterilisiert werden. Ihre krampfartigen Anfälle, an denen sie seit dem 13. Lebensjahr leidet, sind der Grund. Die Polizeiärztin, die sie untersucht hat, vermutet Epilepsie. Erika gehört damit zu den Menschen, die sich laut Nazigesetzgebung zur Verhütung erbkranken Nachwuchses sterilisieren lassen müssen. Ihre Eltern können das während der Haft verhindern, sind jedoch gezwungen, einer Sterilisierung nach der

Im Jahre 1952 wurde die Franseckystraße nach Siegmund Sredzki benannt

Entlassung zuzustimmen, da eine erneute Verhaftung angedroht wird, wenn Erika sich nicht freiwillig der Operation stellt. Bemühungen ihrer behandelnden Ärztin gegen diese Maßnahme gerichtlich vorzugehen, da der Sterilisationsbeschluß auf falschen Voraussetzungen basierte, werden verschleppt.
Im Juni 1936 wird Erika Hildemann zwangssterilisiert. Sie ist zweiundzwanzig Jahre alt. Für das Scheitern ihrer langjährigen Beziehung zu Fritz Glondajewski wird dieser schmerzhafte Eingriff in ihr Leben wenige Jahre später ein entscheidender Grund sein: Sterilisierten Frauen war es verboten zu heiraten.
Sieben Jahre nach Kriegsende wird Erika für jeden Tag im Gefängnis mit fünf Mark entschädigt. Das sind 150 Mark pro Haftmonat.

1991 bekommt Margot Pitzner, eine ehemalige Ravensbrücker KZ-Aufseherin, die 1947 von einem russischen Kriegsgericht zu 25 Jahren Haft verurteilt und 1956 begnadigt wurde, für diese Jahre, die sie in Gefängnissen der DDR zubrachte, eine monatliche Haftentschädigung von 550 Mark. Ihr Antrag auf Entschädigung als Opfer des Stalinismus wurde nach zwölf Tagen genehmigt.
Die Zwangssterilisierung von Erika Hildemann wird nach einem behördlichen Kleinkrieg und entwürdigenden Untersuchungen 1954 vom damaligen Direktor der Psychiatrischen Klinik der Freien Universität Berlin, Prof. Seebach, nicht als körperlicher Schaden anerkannt und ihr damit jeder Anspruch auf eine Rente verweigert. Der Professor empfiehlt, falls bei dieser oder einer ähnlichen Art von Körperverletzung eine Entschädigung überhaupt vorgesehen ist, eine einmalige Abfindung zuzuerkennen.

„Natürlich hatte meine Mutter immer Angst um mich."

Ende 1937, Anfang 1938 sind die meisten Verhafteten der Jugendgruppe wieder frei.
„Bis dahin war Funkstille", sagt Erika Hildemann. „Jetzt fanden wir uns wieder zusammen. Wir sind gemeinsam in einen Wanderverein eingetreten und haben unsere Gemeinschaft durch Sport zusammengehalten. Wir sind Ski gelaufen, im Sommer Rad gefahren, im Gebirge gewandert. Das war nach außen hin keine politische Arbeit. Wir haben uns immer mal bei dem einen oder dem anderen getroffen, meist aber bei uns. Und wir hatten bei mir insofern Glück, weil wir ja das Polizeirevier im Haus hatten. Der Leiter war vielleicht ein Nazi, aber die anderen ganz offensichtlich nicht. Uns hat das geholfen, weil die dachten, sie haben uns mit ihren Erziehungsmaßnahmen dazu gebracht, daß wir uns nur noch mit unserem Wanderverein beschäftigen: Sportliche junge Leute, die sich ab und zu gesellig treffen. Wir haben gesungen, einer hatte eine Mundharmonika, ein anderer spielte Gitarre, und wir haben die Fenster weit aufgemacht. Dann gingen auch bei den Nachbarn die Fenster auf. Das war ganz harmlos, da konnte jeder im Haus sehen, wenn die im vierten Stock zusammenkommen, ist da immer vergnügtes Leben.

1938 fing die illegale Arbeit dann wieder an. Richtig ernst wurde es aber erst nach dem November 38, nach der Kristallnacht und mit Beginn des Krieges. Da ging es nicht mehr um Flugblätter.
Wir hatten in den einzelnen politischen Gruppen auch jüdische Mitglieder, die dann untertauchen mußten. Nicht nur in unserer Gruppe, auch in unserer Straße wußte jeder, was mit den Juden geschieht. Da wurde praktische Hilfe notwendig. Ilse Stillmann zum Beispiel gehörte dann zu denen, die wir versteckt und versorgt haben. Meine Mutter kümmerte sich darum. Ich wurde ja überwacht. Sie besorgte Lebensmittelkarten und falsche Papiere für sie. Aber auch für andere. Ich hatte keine Ahnung, woher sie die hatte. Darüber wurde nie gesprochen. Sie war der Kurier zu den Untergetauchten. Sie war so eine kleine, unauffällige Person, der hätte man solch einen gefährlichen Widerstand gegen den Staat niemals zugetraut.

Marienburger Straße 19, ehemalige Kochstube

Ilse Stillmann konnte mit diesen falschen Papieren bei unserer Freundin Trude Wargel in einer Kochstube in der Marienburger Straße wohnen. Trude Wargel hat sich politisch nie aktiv betätigt, aber jeder, der Hilfe brauchte, ging zu ihr. Sie hat noch die letzte Stulle geteilt. Und sie hat jederzeit Leute bei sich aufgenommen, die untertauchen mußten. Das waren ja meist Männer, die dann ein paar Nächte bei ihr blieben. So entstand das Gerücht, sie wäre eine Nutte.
Unsere Arbeit konzentrierte sich auf Flüchtlingshilfe und das Sammeln von Lebensmitteln, um Überleben möglich zu machen. Und wir haben alle Querverbindungen genutzt, und jeder hat gesehen, daß er dem anderen hilft. Es gab Verbindungen zu christlichen Gruppen, zu Sozialdemokraten. Die Gruppen selbst waren auch schon sehr gemischt, und Parteipolitik spielte kaum noch eine Rolle.
Natürlich hatte meine Mutter immer Angst um mich. Aber sie hat ja selber mitgemacht. Obwohl es ihr gesundheitlich nicht gut ging. Und das sah man ihr auch an. Von 1936 an machte sich ihre Tbc wieder bemerkbar, und sie mußte im Frühjahr und im Herbst oft bis zu acht Wochen liegen. Aber wenn es darum ging, die Untergetauchten zu versorgen, da ist sie, auch wenn sie Fieber hatte, unterwegs gewesen."
Es gab immer wieder Hausdurchsuchungen bei Hildemanns, es wurde aber nie etwas gefunden. 1944 wird die Familie ausgebombt, doch sie überlebt den Krieg.
Hedwig Hildemann stirbt im Februar 1949 an ihrer Krankheit. Sie ist dreiundsechzig Jahre alt. Ihre Tochter ist da gerade vierunddreißig.
In einem Buch von Wolfgang Herzberg erinnert sich Ilse Stillmann vierzig Jahre später an die Zeit der Illegalität und an Mamuschka. „Die falschen Papiere (...) bekamen wir durch Mamuschka. Sie hieß eigentlich Hedwig Hildemann und wohnte in der Immanuelkirchstraße. Alle nannten sie nur Mamuschka. Sie war eine kleine, zarte, alte Frau. Ich hab nie wieder einen Menschen gesehen mit solch goldfarbenen Augen. (...) Von Mamuschka bekamen wir auch Flugblätter und Klebezettel, die die Sredzkis angefertigt hatten (...). Inzwischen ergab sich eine neue Möglichkeit: Trullas zweiter Mann, Glondajewski, hatte eine Kochstube in der Marienburger Straße, gleich neben dem Postamt, das

heute noch existiert (...). Um die Kochstube bemühte sich über Mamuschka auch eine gewisse Gertrud Wargel. (...) Die Kochstube wurde ihr unter der Bedingung gegeben, daß sie mich aufnahm, und von da an hatte ich ein festes Quartier bis zur Befreiung (...). (Die Kochstube in der Marienburger Straße wird frei, weil Fritz Glondajewski Trude ‚Trulla' Wargel heiratet und zu ihr nach Frohnau zieht. U.J.)

Unsere Hauptsorge war, was ist mit Mamuschka? Trude Wargel und ich sind zu Fuß nach Charlottenburg zu Genossen gegangen (...). Mamuschka aus der Immanuelkirchstraße wohnte (...) in Charlottenburg. (...) Ich war an dem Abend vor ihrer Operation bei ihr. Sie wollte die Operation, rechnete aber nicht damit, daß sie wieder gesund wird. Sie ist während der Operation oder kurz danach gestorben. Es war das einzige Mal in meinem Leben, daß ich eine längere Trauerfeierrede gehalten hab, denn sie hatte es sich gewünscht (...). Aber bei meiner Rede ist all den tränenreichen Nachbarinnen das Weinen vergangen, denn ich habe über Mamuschkas Tapferkeit, über ihr Wirken gesprochen und nicht über die Trauer um sie."

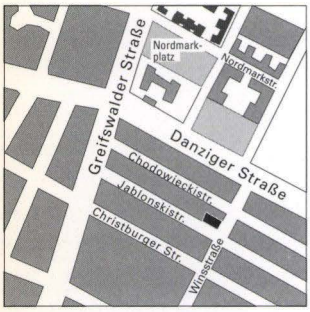
In den Erinnerungen von Ilse Stillmann wird Hedwig Hildemanns Tochter nicht erwähnt. Ihr Name taucht auch in keiner der offiziellen Schriften zum Gedenken an den Widerstand gegen den Nationalsozialismus in Prenzlauer Berg auf. Der Zusammenhalt der illegalen Gruppe, in der sich Hedwig und Erika Hildemann bewegten, zerbrach mit Beginn des Kalten Krieges. Menschen, die sich während der Nazizeit ihr Leben anvertrauten, kannten sich plötzlich nicht mehr. Erika Hildemann war für manchen Genossen, dem sie überleben half, nach dem Krieg nicht mehr existent. Sie galt als Abtrünnige, weil sie sich weigerte, einen Genossen zu bespitzeln. Außerdem hatte sie die SED, in die sie kurz zuvor eingetreten war, wieder verlassen.

Nach dem Krieg beginnt sie eine Ausbildung als Sozialarbeiterin. 1947 heiratet sie den Journalisten Karl Müller, die Ehe wird 1949 geschieden. 1950 legt sie das Staatsexamen als Jugend- und Wohlfahrtspflegerin ab. Sie arbeitet als Fürsorgerin bei den Jugendämtern in Wedding und in Neukölln und ist, als sie 1975 mit sechzig Jahren in den Ruhestand geht, Amtsleiterin bei der Senatorin für Jugend und Sport. Sie lebt jetzt fast ein halbes Jahrhundert in Zehlendorf und ist mit einundachtzig Jahren noch immer bestens informiert über das aktuelle Geschehen. Die heutige politische Situation erinnert sie an die Zeit um 1933, und sie ist nicht sehr optimistisch, wenn sie an die Zukunft denkt.

Regina Scheer

Der verlassene Sohn

Alex Haubenstock, Hufelandstraße 35 und Jablonskistraße 12



Alex Stockdale besitzt eine Geburtsurkunde. Sie weist aus, daß er am 14. Juni 1923 geboren wurde, seine Mutter war die seit Juli 1922 geschiedene Sophia Davidowsky aus der Schumannstraße 18, die selbst zwei Wochen nach seiner Geburt im Standesamt Rückerstraße erschien, um die Geburt ihres Sohnes Alexander anzuzeigen. Das ist alles, was er über seine Mutter weiß. In den Adreßbüchern findet sich ihr Name nicht. Alex Davidowsky kam ins jüdische Kinderheim AHAWAH in der Auguststraße. Die AHAWAH konnte von 1934–1938 mit einigen Kindern und den Erziehern nach Palästina auswandern. Als über siebzigjähriger Mann reiste Alex Stockdale, der als Alexander Davidowsky geboren wurde, nach Israel, um aus den Büchern der dortigen AHAWAH zu erfahren, wer seine Mutter war und wann er damals ins Heim kam. Es gibt aber keine Unterlagen mehr, und die einzige noch lebende Erzieherin, die Alex als Kind gekannt haben muß, erinnert sich nicht an den Knaben.

Er blieb bis 1930 im Heim. Dann kam ein Ehepaar und lud den Jungen zu Kaffee und Kuchen in seine Wohnung in die Jablonskistraße 12 ein. Es war eine schöne Wohnung, zweieinhalb Zimmer. Dem kleinen Jungen kam das alles sehr reich vor, so etwas hatte er noch nie gesehen. Es gab wunderbares Essen, er erzählte im Heim davon, und man verbot ihm, den anderen Kindern zu erzählen, wie schön es da draußen bei diesen Leuten war und wie gut die Hühnersuppe da schmeckte. Die Leute holten ihn wieder ab und diesmal für immer. 1933 adoptierten sie ihn. Jetzt hieß er Haubenstock, seinen Vornamen durfte er behalten. Sein Adoptivvater Jakob besaß eine kleine Knopffabrik in der Charlottenstraße, Haubenstock und Scharlinski. Moritz Scharlinski war der Vater der Mutter, er wohnte in der Hufelandstraße 35. Die Eltern sprachen nicht über die wirkliche Mutter Alexanders, aber jemand sagte ihm einmal, daß sie aus Rumänien gekommen war. Die Adoptiveltern wollten, daß Alex glauben sollte, er wäre ihr richtiger Sohn. Aber er erinnert sich bis heute an das Heim. An das Zimmer, in dem sie geschlafen haben. Wenn ein Kind zu weinen begann, weinten sie alle. Weil Alex nur das Heimleben kannte, vermißte er kein anderes. Er hatte dort einen Freund gehabt. Von einem Tag zum anderen war er zu den neuen Eltern gekommen, nie wieder durfte er ins Heim, nie wieder sah er ein Kind von dort. Sein Leben lang hat ihm dieser Freund gefehlt. Ab sofort ging er in die Rykestraße zur Schule. Sein erster Klassenlehrer war Herr Neumann. Die Haubenstocks hatten einige Verwandte, darunter einen Cousin in seinem Alter. Der wurde nun sein Spielgefährte, aber er ersetzte nicht den verlorenen Freund aus der AHAWAH. Bis 1936 wohnte die Familie in der Jablonskistraße 12. Das

Haus ist nicht mehr da, es hatte einen schönen Eingang, dort stand „Gott mit uns". 1936 zogen sie in die Goldaper Straße 9 a ins Bötzowviertel in eine Dreizimmerwohnung. Alex hatte ein eigenes Zimmer. Die Adoptiveltern waren gut zu ihm, besonders die Mutter. Aber er war ja keine Zärtlichkeit gewohnt. Trotzdem kroch er morgens ins Bett zu Vater und Mutter. Schwierig war, daß die Mutter ihn immer als kleines Kind ansah. Als er zu ihnen kam, war er ja schon sieben und machte sich über vieles Gedanken, nun aber wurde er behandelt wie ein Kleinkind. 1936 wurde er Bar Mizwa in der Synagoge Rykestraße. Damals war schon Antisemitismus zu spüren. In der Goldaper Straße hatten sie Nachbarn, die hängten die Hakenkreuzfahne auf den Balkon. Deren beide Söhne waren plötzlich in der Hitlerjugend und drehten sich weg, wenn sie Alex begegneten. Einmal geriet er zwischen Bötzow- und Goldaper Straße in Streit mit einem Jungen, der ihn bedrohte und verhöhnte: „Jude!" Alex lief ihm nach, um ihn zu verprügeln, der Junge rannte weg und brüllte: „Vater, Vater!" Da kam aus einem Hauseingang der Vater in SA-Uniform, stürmte auf Alex zu, der sich gerade noch in Sicherheit bringen konnte. Den Schreck hat er nie vergessen.

Alex mit der Mutter auf dem Hellmannplatz, 1936

Im Frühjahr 1938 hatte Alex die Schule beendet. Der Vater kannte den Besitzer einer großen Knopffabrik in der Stallschreiberstraße. In dieser Firma Hugo Hille konnte Alex Knopfmacher lernen. Er weiß nicht, ob es einen offiziellen Lehrvertrag gab oder ob das nur eine Gefälligkeit war. Eigentlich hatte er Elektrotechniker werden wollen, aber das ging nicht mehr. Als er am 10. November 1938 mit der Straßenbahn 74 zur Firma fuhr, sah er die zerschlagenen Fensterscheiben. Als Lehrling mußte Alex allerhand grobe Arbeiten verrichten, auch als Laufbursche wurde er eingesetzt, dabei lernte er aber doch eine Menge vom Handwerk des Knöpfemachens. Nach ein paar Monaten war auch das zu Ende. Der Vater war seit 1935 staatenlos, im März 1939 wurde er ausgewiesen. Die Mutter mußte die Wohnung aufgeben, sie wohnten zum Schluß in der Straße Am Friedrichshain in einem Zimmer bei fremden Leuten.

Am 23. August 1939, eine Woche vor Kriegsbeginn, reiste er mit seiner Mutter aus. Der Vater war schon in England. Sie warteten eigentlich auf ein Zertifikat nach Palästina. Nun waren sie froh, daß Alex einen Platz für England bei der Jugendalija bekam und die Mutter eine Anforderung als Dienstmädchen vorweisen konnte. In England kamen sie zunächst in ein altes Armeelager, das Kitchener Camp, das stammte noch aus dem Ersten Weltkrieg. Da waren nun vorübergehend deutsche und osteuropäische Einwanderer und Transitreisende untergebracht. Eigentlich wollte der Vater schon 1933 nach Palästina, aber die Mutter wollte nicht. Seit Generationen waren die Eltern der Mutter, die Scharlinskis, in Deutschland. Der Großvater hatte ausgesehen wie Hindenburg. Nun waren auch die Großeltern schon seit 1936 in England. Geplant war, daß Alex auf eine Farm gehen sollte. Aber dann kam der Krieg, und sie galten als Ausländer. Im Kitchener Camp gab es eine Bibliothek. Viele Jungen in Alex' Alter waren dort. Und es gab ein

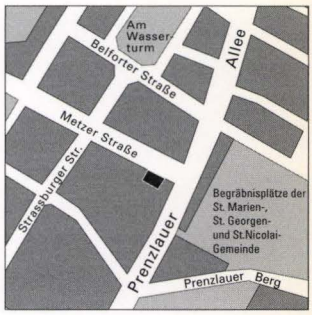
Auf dem Balkon in der Goldaper Straße, 1938

Kino. Aus Deutschland kannte er das ja kaum. Für ihn war die Zeit im Camp eigentlich angenehm. Er hatte viel Kontakt mit Gleichaltrigen, seine ersten Kinoerlebnisse. Damals sprach er kein Wort Englisch, er hatte Hebräisch gelernt, schließlich wollten sie ja nach Palästina. Nach ein paar Monaten wurde Alex mit anderen Jungen seines Alters nach London in ein Jungenhaus geschickt. Da lebte er bis zum Mai 1940. Das war keine gute Zeit. Sie konnten nichts tun, galten als feindliche Ausländer, hatten keine Arbeitserlaubnis. Schließlich konnten die Eltern sich in London ein kleines Zimmer nehmen, und Alex zog zu ihnen. Es war schwer, aber man war froh, dem Schlimmsten entronnen zu sein. Man ahnte, was in Deutschland geschah. Zwei Onkel waren ebenfalls nach England entkommen, drei Schwestern der Mutter konnten noch 1941 nach Schanghai ausreisen. Heute leben sie in Amerika.
Im Mai 1940 bekam Alex eine Arbeitsgenehmigung. Seine erste Stelle war bei einem Onkel, der in London eine Knopffärberei betrieb. Der Onkel hatte eine kleine Maschine aus Deutschland mitgebracht, der Vater arbeitete auch dort. Sie stellten Knöpfe her und färbten sie. Aber schon im Juni 1940 wurden sie alle interniert. Alex war in drei verschiedenen Lagern, nach drei Monaten entließ man ihn als „freundlichen" Ausländer. Er arbeitete in einer größeren Knopffabrik in London und konnte dazu beitragen, daß die Familie sich eine Zweizimmerwohnung mietete. Der Vater arbeitete zu dieser Zeit für eine jüdische Organisation. Anfang 1942 wurde Alex auf freiwilliger Basis zum Kriegsdienst geholt, als Techniker. Bis zum Juni 1945 arbeitete er im Maschinenbau, qualifizierte sich zum Ingenieur. 1948 heiratete er, seine Frau stammt aus Berlin. Sie war schon 1936 mit den Eltern ins Land gekommen, arbeitete als Schneiderin in der Damenkonfektion. Vor der Hochzeit gründete Alex Haubenstock eine eigene kleine Firma. Während seiner Dienstverpflichtung hatte er sich verschiedene kleine Maschinen selbst gebaut. Er wollte vor allem unabhängig sein. So gründete er eine kleine Knopffabrik. Die bestand bis 1988. Seine beiden Töchter mochten sie nicht übernehmen, so gab er sie auf. Seit Jahren leidet seine Frau an multipler Sklerose, er pflegt sie. Sein Leben ist schwer und bescheiden. Aber er ist zufrieden. Nur das Geheimnis seiner Herkunft würde er gern lösen. Wider alle Vernunft hofft er, daß seine Mutter Sophia Davidowsky, rumänische Jüdin, die einmal in der Schumannstraße gewohnt hat, irgendwo noch lebt. Er hat ihren Namen auf keiner Deportationsliste gelesen.

Bernt Roder

Sammelstelle Senefelderplatz

Max Nesher, geborener Raubvogel, Metzer Straße 18



Der Sohn Max kam als erstes von vier Kindern des Buchhalters Selig Raubvogel und seiner Frau Regina, geborene Wachtel, am 31. Oktober 1920 im Jüdischen Krankenhaus in der Iranischen Straße zur Welt. Ihm folgten im Januar 1922 die Schwester Mali, im November 1924 der Bruder Adolf und schließlich im Januar 1927 die jüngste Schwester Fanny.

„Kappelisch machen"

Die Eltern von Max Nesher, geborener Raubvogel, stammten aus Tarnow in Polen. Der Vater Selig Raubvogel kam aus einer Familie, die als Holzarbeiter in einem kleinen Ort in der Nähe von Tarnow lebte, während der Großvater mütterlicherseits als Hutmacher in Tarnow arbeitete, eine Tätigkeit, die im Jiddischen mit „Kappelisch machen" umschrieben wurde.
Selig und Regina Raubvogel lernten sich bereits in Tarnow kennen und heirateten dann später in Berlin. Während des ersten Weltkrieges diente Selig Raubvogel in der österreichisch-ungarischen Armee und wurde in dieser Zeit zum Buchhalter ausgebildet. Im Anschluß an den Krieg ging er nach Berlin. Ihm war diese Stadt nicht unbekannt, da er sie während seiner Militärzeit bereits öfter besucht hatte. Der Vater von Max Nesher hatte noch eine Schwester in Polen und zwei Brüder, die bereits in jungen Jahren nach Amerika bzw. Argentinien ausgewandert waren.

Der Onkel von Max Nesher, Nathan Wachtel, vor der Geschäftsfiliale in der Gleimstraße 48

In Berlin bezogen die Eltern im Jahre 1919 eine Wohnung in der Metzer Straße 18. Von hier aus unterstützten sie die Familie in Polen, zum Beispiel regelmäßig mit Kleidersendungen.
Selig Raubvogel handelte zunächst mit Stoffresten. Später fand er dann als Buchhalter in den Konfektionsgeschäften der Brüder seiner Frau Beschäftigung. Nathan und Simon Wachtel unterhielten in Berlin unter dem Namen „Gebrüder Wachtel" insgesamt sieben Filialen.
Die Familie verbrachte im Sommer die großen Ferien zumeist in Schrebergärten von befreundeten Schneiderkollegen des Vaters, so zum Beispiel in Rangsdorf und Altlandsberg.

Der „Notar"

Max Nesher erinnert sich noch an verschiedene Bewohner der Metzer Straße. Im Hochparterre ihres Wohnhauses lebte der Schneider Silbermann und im Souterrain befand sich ein Gemüsegeschäft. Gegenüber auf der anderen Straßenseite wohnten die Familien Wahrhaftig, Eisenberg, Herz und Salz. Die jüdischen Familienväter gehörten zumeist

zum Mittelstand. Sie arbeiteten als Gemüsehändler, Beamte, Feuerwehrleute, Polizisten ...

Die Familie Raubvogel war in der Straße allein schon wegen ihres Namens bekannt. Zudem beherrschte Selig Raubvogel fließend Deutsch und wurde häufig von anderen Bewohnern der Straße, die wie er aus Polen nach Berlin zugezogen waren, bei der Beantwortung amtlicher Briefe um Rat gefragt. Sie nannten ihn achtungsvoll den „Notar".

Die Familie hatte ein Hausmädchen, das hieß Eva. Sie stammte ebenfalls aus Polen und arbeitete bis zum Verbot „arischer" Hausangestellter in jüdischen Familien, 1935 im Haushalt der Raubvogels. Auch nach dem Arbeitsverbot wohnte sie weiterhin bei ihnen. Sie gehörte sozusagen zur Familie. Von Bekannten hörte Max Raubvogel nach 1945, daß Eva zusammen mit der Mutter und seinen Geschwistern „auf Transport" gegangen war, obwohl sie als Nichtjüdin gar nicht mitgehen mußte.

Max Nesher wurde im Jahre 1926 in die 174. Volksschule in der Schönhauser Allee 166 a eingeschult. Der Vater begründete diesen Schritt mit den Worten: „Mein Junge kommt auf eine christliche Schule, um dort eine spartanische Erziehung zu erfahren. Er soll lernen, was Disziplin ist, und hingehen, wo nicht alle durcheinander reden."

Noch heute hält der Sohn diese Entscheidung seines Vaters für einen großen Fehler. „Wir waren dort nur zwei jüdische Jungen in der Klasse. Ich war sehr verängstigt, und es gab einen Rohrstock. Ich habe damals gar nicht gewußt, warum mich der Lehrer oft so böse behandelte."

Aber auch andere Erinnerungen hat Max Nesher an die Zeit in der Volksschule. So gab es dort einen Lehrer, der aussah wie der Siegfried aus der Nibelungensage. Er erschien zumeist in Bridgest-Hosen und gewickelten Gamaschen. „Das war ein sehr freundlicher Lehrer, deshalb habe ich ihn noch so gut in Erinnerung. Der sagte so manches Mal ein ermutigendes Wort zu mir."

Max Nesher beschreibt seinen Vater so: „Er war seiner Mentalität nach ein Deutscher. Als er im Jahre 1938 aus Deutschland ausgewiesen wurde und wir uns im Niemandsland getroffen haben, sagte er zu mir: ‚Ich habe die GASAG-Rechnung bezahlt, bevor ich gefahren bin.' In dieser Beziehung war mein Vater ein richtiger Jecke." (So werden in Israel ein wenig abschätzig die aus Deutschland stammenden Juden bezeichnet. B. R.)

Kurz nach 1933 entschloß sich Selig Raubvogel, angesichts der politischen Veränderungen, seinen Sohn in die Jüdische Volksschule in der Rykestraße* umzuschulen. Max Nesher erinnert sich noch gut an die Schulzeit in der Rykestraße. Sie stand für ihn in einem großen Kontrast zu den Erfahrungen in der christlichen Schule. Hier versuchte man den Kindern „das ABC des Zionismus" beizubringen. Der Unterricht an dieser jüdischen Schule war bereits stark auf die Vorbereitung einer möglichen Auswanderung ausgerichtet. „In dieser Schule hatten wir sogar einmal eine Palästina-Woche. Dort lernten wir die Grundbegriffe der hebräischen Sprache und erfuhren etwas über die geschichtliche

*Vgl. Kirchhöfer, „Ein Gefühl der Geborgenheit"

Entwicklung Palästinas. Wir sangen mit Begeisterung hebräische Lieder, allerdings ohne etwas zu verstehen. An die Schulzeit in der Rykestraße erinnere ich mich noch sehr gut, auch an die Gesichter der Mitschüler. Die Zeit in der Schönhauser Allee ist wie weggewischt, so als ob ich sie verdrängen wollte."

Das Laubhüttenfest

Neben der Schule war Max Nesher auch im zionistischen Jugendbund aktiv, nahm an Pfadfinderfahrten teil und spielte im jüdischen Sportverein Hakoach-Berlin Fußball.

Die Familie besuchte am Sabbat zumeist getrennt die Synagoge. Während die Kinder die Synagoge in der Rykestraße aufsuchten, ging der Vater in eine kleine Betstube auf dem Hinterhof in der Metzer Straße 31/32. Manchmal, zu den Hohen jüdischen Feiertagen, beteiligten sich auch die nichtjüdischen Bewohner der Straße. Max Nesher erinnert sich noch gut an ein Laubhüttenfest: „Wenn innerhalb des jüdischen Gottesdienstkalenders, da immer ein Stück der Tora vorgelesen wird, der Text beendet ist, feiert man die ‚Freude der Tora' mit einem großen Fest. Man hält dann die Tora hoch, und alle tanzen. Man tanzte aus der Synagoge über den Hinterhof hinaus auf die Straße, auch die Christen haben mitgetanzt. Das war ein Ausdruck gegenseitiger Achtung."

Die vielen jüdischen Familien, die in der Metzer Straße wohnten, prägten lange Zeit den Charakter dieser Straße. Groß war der Unterschied zwischen diesem Wohnumfeld in der Metzer Straße und dem Stadtbezirk drumherum: „Wir lebten damals in zwei verschiedenen Welten. Da war die Metzer Straße mit den religiösen Feiern und Liedern, und schon an der nächsten Straßenecke spielte richtige Schunkelmusik, hier haben wir auch angefangen zu berlinern, und da gab es ganz andere Witze. Hier machten wir alles mit, kannten alle Filme und sangen all die auch uns bekannten Lieder. Zu Neujahr gingen wir alle gemeinsam auf die Straße und wünschten uns anläßlich des christlichen Jahreswechsels ein ‚Prosit-Neujahr'. Daran nahmen auch wir Juden teil, mit Verkleidung und allem. Dabei ist doch bei uns das Neujahrsfest etwas ganz anderes. Da geht man mehr in sich und zieht Bilanz."

Im Zusammenhang mit der Olympiade im Jahre 1936 – die Familie war, nachdem sie für kurze Zeit von 1930 bis 1933 eine Wohnung in der Weißenburger Straße 12 bezogen hatte, in die Lothringer Straße 15 umgezogen – erinnert sich Max Nesher noch gut daran, wie Berlin „saubergemacht" wurde: „In den Schaukästen der Zeitung ‚Der Stürmer' hingen plötzlich Sportnachrichten, und auf den Bänken stand nicht mehr ‚Für Juden verboten'. Sämtliche Maler hatten wohl in dieser Zeit Arbeit."

Der Traum von einer neuen Welt

Im gleichen Jahr, 1936, er hatte zuvor die Schule abgeschlossen, besuchte Max Nesher, durch Vermittlung des Palästina-Amtes in der Meinekestraße 10, ein sogenanntes Vorbereitungs- oder Hachschara-

lager. Dieses Lager befand sich in Steckelsdorf bei Rathenow, etwa hundert Kilometer von Berlin entfernt.
„Wir waren dort alle angehaucht von dem Traum von einer neuen Welt", erinnert er sich. „Vormittags wurde im Garten oder auf dem Feld gearbeitet und anschließend gab es Hebräischunterricht. Nachmittags lernten wir alles mögliche, es gab Vorträge und Diskussionen. Wir hörten vieles aus der Geschichte und über entscheidende Leute, wie zum Beispiel über Theodor Herzl. Wir studierten deutsche, russische, englische und französiche Literatur. Das war eine sehr wichtige Zeit, sie diente zur Vorbereitung auf das Leben in einem Kibbuz. Allerdings mußte man sehr vorsichtig sein, da es in der Umgebung schon Anzeichen von Antisemitismus gab. Wir durften nicht laut singen und mußten uns ganz ruhig verhalten."

Postempfang im Vorbereitungslager Landwerk Steckelsdorf bei Rathenow, ganz hinten Max Nesher mit einem Brief in der Hand

In dieser Zeit bemühte sich der Vater verstärkt um eine Gelegenheit zur Auswanderung. Über Schanghai, als einem möglichen Zielort, wurde nun offen in der Familie gesprochen. Zuvor hatte es zwischen den Eltern lange Diskussionen über einen Weggang aus Deutschland gegeben.
Obwohl der Vater nicht mehr als Buchhalter im Geschäft seiner Schwäger arbeiten durfte, zögerte er lange, an Auswanderung auch nur zu denken. „Der Fehler meines Vaters war", sagt Max Nesher heute, „daß er immer betonte, es sei typisch jüdisch, Panik zu machen. Er war der Meinung, daß Regierungen kommen und gehen. Andere Leute haben in dieser Zeit schon gepackt und sind abgehauen."

Der Morgen im Oktober 1938

„Dann kam der 28. Oktober 1938, es war drei Tage vor dem 18. Geburtstag von Max. Um fünf Uhr in der Früh klopfte es an der Wohnungstür in der Lothringer Straße 15. Zwei Männer in Zivil betraten die Wohnung und sagten: ‚Max Raubvogel, ziehen sie sich an. Zehn Mark dürfen Sie mitnehmen, sonst nichts!' Man brachte mich zu einer

Sammelstelle auf dem Senefelderplatz. Auf Befehl von SA und Hitlerjugend, mußten wir auf dem Platz exerzieren, während wir von unseren Bewachern ausgelacht und beleidigt wurden. Wir standen dort bis zum Abend und durften in dieser Zeit nicht austreten und bekamen nichts zu essen. Dann verkündete einer der Bewacher: ‚Ihr werdet nach Polen abgeschoben. Nun geht es zurück in eure Heimat. Die Fahrt beginnt morgen, am Freitag.'[1] Wir mußten warten, bis es dunkel war, und wurden dann auf Lastwagen durch die Straßen von Berlin gefahren. Es war unvorstellbar, wie sich die Menschen von uns abwandten, als wir an ihnen vorüberfuhren", erinnert sich Max Nesher.

Die Lastwagen fuhren zum Schlesischen Bahnhof. Dort traf Max Nesher seinen Vater, der erst später verhaftet worden war. Mit dem Zug wurden sie an die polnische Grenze gebracht. Das Aussteigen war zunächst nicht gestattet. Auf dem Bahnsteig verkauften Polen aus Blechnäpfen Wasser an die Zuginsassen.

Später konnten sie den Zug verlassen. Max Nesher und sein Vater erreichten den polnischen Grenzort Zbaszyn. Jüdische Hilforganisationen versuchten dort, die Abgeschobenen mit dem Notwendigsten zu versorgen. „Wir Jüngeren mußten beim Herrichten von hygienischen Verhältnissen helfen. Es lag Schnee zu dieser Zeit. Wir wurden in Scheune und Mühle untergebracht. Lediglich Stroh lag dort auf dem Boden. Morgens mußte man sich in einer Reihe anstellen, um etwas zu essen zu bekommen. Ansonsten lebten wir dort wie in einem kleinen Dorf. Einige spielten Schach. Mein Vater war ein sehr guter Schachspieler. Von seinen Gewinnen mietete er für uns später ein kleines Zimmer bei einer polnischen Familie."[2]

Die fünf Monate, die Max Nesher zusammen mit seinem Vater in Zbaszyn zubringen mußte, prägten das Verhältnis zwischen Vater und Sohn in ganz besonderer Weise. Diese Erfahrung ist Max Nesher bis heute nachhaltig in Erinnerung geblieben. „Das intensive Zusammensein und die Aussprachen waren für mich sehr wichtig. Ich hatte zuvor nie die Möglichkeit zu solch einem engen Kontakt gehabt. Die Gedanken und Vorstellungen über sein bisheriges Leben und über meine Zukunft waren für mich sehr wichtig. Mein Vater sagte dort zu mir: ‚Die Zukunft für einen jüdischen Jungen kann heute nicht mehr anderswo sein als in Palästina. In meinem Alter läßt man mich leider nicht mehr dorthin.'"

Sohn und Vater suchten im jüdischen Glauben Halt und Orientierung. „Vergiß nicht, woher du kommst", riet der Vater seinem Sohn, „wenn du in Palästina etwas aufbaust, beachte die ethischen Gesetze."

Der Sohn, der seine Mutter zuletzt am Morgen des 28. Oktober in der elterlichen Wohnung gesehen hatte, hätte sich jetzt gewünscht, sie für so manchen Streich um Verzeihung zu bitten. Im Gespräch mit seinem Vater erkannte der junge Max erst, in welch schwieriger Lage sich die Familie mit vier Kindern befunden hatte.

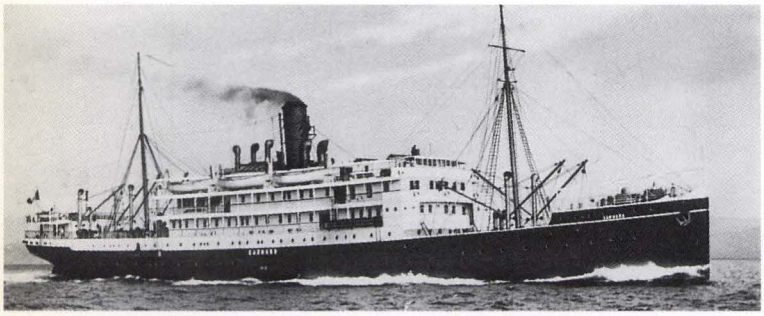
Vater und Sohn erhielten in diesen Monaten Post aus Berlin. So erfuhren sie, daß die Mutter mit den anderen Kindern Deutschland verlassen hatte und zu Verwandten nach Antwerpen in Belgien geflohen war.

In dem polnischen Grenzort Zbaszyn, Winter 1938/39, eine Gruppe dort festgehaltener jüdischer Jugendlicher aus Deutschland

Die Flucht

In Zbaszyn wurden die Jugendlichen illegal in zionistischen Jugendgruppen organisiert. „Eines Tages", so erinnert sich Max Nesher, „fragte man uns: ‚Wollt ihr nach Palästina? Ihr wißt ja, daß das illegal und zudem sehr gefährlich ist. Und ihr wißt auch, daß viele Schiffe dort nie ankommen.'"

Die Flucht wurde in der südpolnischen Stadt Krakau organisiert und geschah im geheimen. Als Max Nesher Zbaszyn verlassen sollte, durfte er sich unmittelbar vor der Abfahrt von seinem Vater nicht verabschieden. „Bis heute sehe ich meinen Vater dort stehen", erinnert er sich an diesen Tag. „Dieses Bild ist bis heute in mir geblieben, denn ich habe meinen Vater nie wiedergesehen."



S/S „Canaro" der Reederei Lloyd Triestino
Dieses Schiff fuhr im Liniendienst zwischen Italien und Palästina

In Warschau wurden die Jugendlichen als polnische Touristen verkleidet und fuhren weiter nach Italien. Von Venedig ging es mit der Bahn in die Hafenstadt Brindisi, wo man die Jugendlichen einschiffte. Auf hoher See mußten die illegal zwischen Eierkisten untergebrachten Flüchtlinge noch auf ein anderes Schiff umsteigen, bevor sie dann Ende April 1939 die Küste des englischen Mandatsgebietes vor Palästina erreichten. Illegal wurden sie durch die Hagana, die jüdische Untergrundarmee, in das Land geschleust.

Die rote Fahne

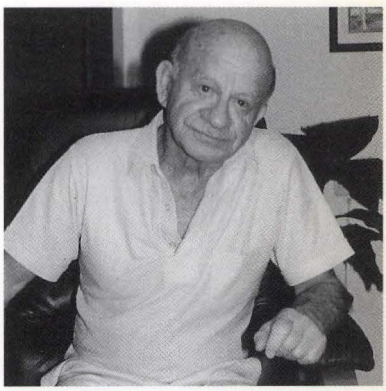
Angekommen, erlebte Max Nesher eine böse Überraschung: „Ich werde das nie vergessen. Frühmorgens wachte ich auf und sagte zu meinem Freund: ‚Wir sind ja gar nicht in Palästina, sondern in Rußland; die haben uns getäuscht.' Erstaunt fragte mich mein Freund, wie ich darauf käme. Da antwortete ich ihm: ‚Da oben hängt doch eine rote Fahne!' Es war der 1. Mai, man feierte das Fest der Arbeiter in jenem Kibbuz in Palästina."

Damit war die lange Zeit der Unsicherheit und Flucht für Max Nesher vorbei. Jetzt konnte er von Palästina aus wieder Briefkontakt zu seinem Vater aufnehmen. Dieser war in der Zwischenzeit in die Gegend von Tarnow gelangt und fand Unterkunft bei seiner dort lebenden Schwester. Mit Kriegsbeginn riß der Briefkontakt ab. Später erfuhr Max Nesher, daß sein Vater, als Vergeltung für den Einmarsch und das Bombardement der Deutschen, bereits unmittelbar nach Kriegsbeginn von Polen ermordet worden war.

Über das Schicksal seiner Mutter, der Schwestern Fanny und Mali und des kleinen Bruders Adolf erfuhr er erst Jahrzehnte später. Sie wurden aus Belgien vermutlich in das Konzentrationslager Auschwitz gebracht und dort ermordet.
Max Nesher lebte zunächst in dem Kibbuz S'de Elijahu, nicht weit von der jordanischen Grenze. Später kämpfte er in der jüdischen Befreiungsarmee Hagana und meldete sich schließlich zum englischen Militär, wo er in Afrika mit der britischen 8. Armee von Montgomery gegen die deutschen Panzer des Generals Rommel eingesetzt wurde.
Nach dem Krieg und der Gründung des Staates Israel war die Situation für Max Nesher sehr schwierig. Er hatte keinen Beruf erlernt und konnte im Anschluß an die Militärzeit zunächst nur langsam wieder Fuß fassen. Das einzige, was er während der Jahre beim Militär gelernt hatte, war das Fahren von Lkws. Für seine Zeit im Kibbuz und für die Jahre als Kämpfer in der Hagana wurden ihm Punkte angerechnet und ihm damit eine bevorzugte Stellung zuerkannt. Dadurch konnte er Mitglied in der Bus-Kooperative „Egged" werden. Zuletzt arbeitete er dort als Personalchef, seit einigen Jahren ist er im Ruhestand.

Die Namensänderung

Max Neshers spätere Ehefrau bestand vor ihrer Hochzeit auf einer Namensänderung. „Meine Frau wollte nicht, daß unsere Kinder in diesem Land meinen Geburtsnamen Raubvogel tragen sollten", erinnert er sich. Nach einigem Überlegen einigten sich die beiden auf den Namen Nesher. „Nesher", so erklärt er, „heißt eigentlich übersetzt Adler. Und da es in meiner Familie neben dem Namen Wachtel bereits den Namen Adler gab, habe ich die hebräische Übersetzung Nesher gewählt."
Das Ehepaar Nesher hat eine Tochter und einen Sohn, der heute in Israel als Rundfunkmoderator und Filmautor sehr bekannt ist. Neshers leben in Raanana ganz in der Nähe von Tel Aviv.

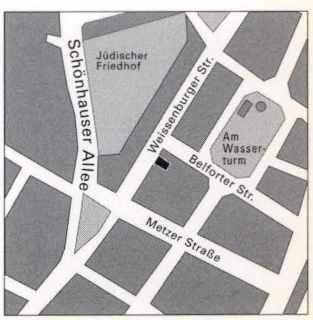


Max Nesher in seiner Wohnung in Raanana, Tel Aviv, 1994

Bernt Roder

Nachrichten von Onkel Gershon

Simon Mandel, Weißenburger Straße 13
(heute: Kollwitzstraße)



Simon Mandel holt einen Stapel Briefe und legt sie vorsichtig auf den Tisch. Sie sind neben den Erinnerungen das einzige, was ihm von seiner Familie geblieben ist. Das zumeist handbeschriebene Briefpapier ist mit den Jahrzehnten dunkel und porös geworden. Die erhalten geblie-

benen Briefe schickten seine Eltern ihrem damals fünfzehnjährigen Sohn, nachdem dieser im Dezember 1939 mit einem Kindertransport aus Berlin nach Palästina gelangt war.

„Liebes Kind! Wir erwarten Nachricht von Dir. Haben an Tanten geschrieben. Schreibe an Onkel Max und Reiss. Wir sind gesund. Viele Küsse. Mutti, Papa und Ruthchen." So lautet das letzte Lebenszeichen der Eltern an den Sohn, geschrieben am 2. Februar 1943. Am 26. Februar 1943 werden der fünfundfünfzigjährige Vater Josef Mandel, die siebenundvierzigjährige Mutter Mindla und die siebenjährige Schwester Ruth von Berlin in das Konzentrationslager Auschwitz deportiert und ermordet.

Kindheit

Die ersten Kindheitserinnerungen von Simon Mandel in den Jahren nach seiner Geburt im Sommer 1925 spielen in der Gegend um die Volksbühne am Bülowplatz. Direkt hinter diesem Theater in der Linienstraße befand sich die elterliche Wohnung. Einige Straßen weiter am Spittelmarkt in der Beuthstraße besaß der Vater zusammen mit dem Bruder seiner Frau, Moritz Kraus, ein Damenkonfektionsgeschäft. Später zogen Vater und Onkel mit ihrem Geschäft in die Kronenstraße/Ecke Friedrichstraße. Der gemeinsame Firmenname lautete jetzt Moritz Kraus & Co.

Simon Mandel im Kinderwagen vor der Wasserfontaine auf dem Wörther Platz, um 1926

Josef Mandel stammte aus dem Teil Galiziens, der zu Österreich gehörte. Die Großeltern unterhielten eine Gerberei. Der Vater von Simon Mandel hatte vier Brüder und zwei Schwestern. Zwei der Brüder wanderten bereits vor dem Ersten Weltkrieg nach Amerika aus. Er kam im Anschluß des Krieges nach Berlin.

Die Mutter Mindla Mandel, geborene Kraus, stammte aus Bedzin bei Kattowitz. Ihr Vater war früh gestorben. Der Bruder der Mutter war ebenfalls nach dem Ersten Weltkrieg nach Berlin gekommen und hatte zusammen mit dem Vater von Simon das Geschäft in der Beuthstraße eröffnet. Die Schwestern der Mutter, Dora und Regina, waren mit ihren Ehemännern aus Bedzin nach Magdeburg übergesiedelt. Lediglich die jüngste Tante von Simon Mandel, Berta, lebte noch mit seiner Großmutter dort.

Schulzeit

Ostern 1931 schulte Josef Mandel seinen Sohn Simon in die Jüdische Volksschule in der Kaiserstraße ein. „Es war eine jüdische Schule mit deutscher Zucht und strenger Disziplin! Wenn man nicht gehorchte, bekam man mit einem Lineal eins über die Finger oder wurde an den Ohren gezogen", erinnert sich Simon Mandel an die Atmosphäre in dieser Schule.

In der ersten Zeit engagierten die Eltern einen Rentner, der Simon zur Schule begleitete. Später trödelte er gerne auf dem Nachhauseweg und bestaunte fasziniert das Treiben in den Straßen. Voller Angst und Faszination passierte er die uniformierten Wachen vor dem Polizeipräsidium. Wenige Schritte weiter stand er auf dem Alexanderplatz. „Das

war doch damals ein Knotenpunkt", erinnert er sich, „stellen sie sich vor, als Kind stehen Sie plötzlich vor der Berolina, die mit ihrer ausgestreckten Hand nach Osten zeigte. Gegenüber war das große Restaurant von Aschinger. Da gab es Erbsensuppe mit Speck. Jedesmal lief mir das Wasser im Mund zusammen. Ich durfte das nicht essen, denn wir lebten doch zu Hause koscher." Ein paar Schritte weiter kam Simon Mandel am Kaufhaus Tietz vorbei, blieb vor dem livrierten Portier stehen und bestaunte die Auslagen in den Schaufenstern. Einige Minuten später erreichte er das Prenzlauer Tor. Gegenüber lag das Kaufhaus Jonas und auf der anderen Straßenseite der Friedhof. Nun bog der Schuljunge links in die Linienstraße ein und war zu Hause angekommen.

Nach dem Umzug der Familie in die Weißenburger Straße im Jahre 1933 verlängerte sich der Schulweg Simon Mandels bis zum Schönhauser Tor und die ansteigende Schönhauser Allee über den Senefelderplatz hinweg bis in die Weißenburger Straße.

Zu Beginn der Volksschulzeit spielte Simon Mandel zumeist noch mit den Kindern in seiner Straße. Häufig saß er mit ihnen auf den Treppenstufen zu seinem Wohnhaus. Später besaß er ein Fahrrad und wurde für die anderen zu einem begehrten Spielkameraden.

Seit 1936 besuchte Simon Mandel die Jüdische Mittelschule in der Großen Hamburger Straße. Sein Interesse für den Schulunterricht nahm dort jedoch spürbar ab. Mit der zunehmenden Beschränkung des allgemeinen Schulbesuches für jüdische Schüler füllten sich die Klassen in der Großen Hamburger Straße immer mehr. Simon Mandel erinnert sich noch gut an den Direktor Heinemann Stern. Sein Klassenlehrer war Dr. Aschner, die Fächer Französisch und Geschichte gab Fräulein Goldstein, die aber von den Schülern nur Bohnenstange genannt wurde. Ganz besonders gut ist Simon Mandel der Turnlehrer Fidi Meier in Erinnerung geblieben. „Damals spielte ich Fußball im Bar Kochba Berlin (Jüdischer Turn- u. Sportbund ‚Bar Kochba e.V. Berlin', B. R.). Ich war ein fanatischer Fußballanhänger von Hertha BSC. Der Spieler Hannes Sobeck war für mich wie ein Gott, so wie heute für viele Maradonna."

„In Erinnerung an F. G. Meier"; auf dem Schulhof der Jüdischen Mittelschule in der Großen Hamburger Straße, 12. 5. 1939

Neben dem ständigen Anstieg der Schülerzahl erlebte Simon Mandel zugleich das vermehrte Fernbleiben einzelner Mitschüler vom Unterricht. „Tag für Tag war jemand nicht mehr da. ‚Wo ist Hotte?' fragte ich und bekam zur Antwort: ‚Die sind nach Bolivien.' Und am nächsten Tag hieß es: Der ist nach Chile gefahren und ein anderer nach Palästina. Es entstand eine große Unruhe. Die Lehrer haben sich bemüht, uns irgendwie im Zaum zu halten, aber im Grunde genommen war es kein richtiges Lernen mehr. Keiner wußte, was ihn erwartete. Man kam nach Hause, und der Vater teilte einem mit: ‚Morgen fahren wir weg.' Es herrschte zunehmend eine bedrückende Atmosphäre in der Schule."

Auch außerhalb der Schule verspürte Simon Mandel einen zunehmenden Druck. Viele Spielkameraden vermieden ein Zusammentreffen. Lediglich Dieter, ein Freund aus der Nachbarschaft, suchte noch den

Kontakt zu ihm. Einmal saßen beide zusammen auf den Treppenstufen vor dem Haus. „Das war so ein rein arischer Typ, blond mit blauen Augen. Irgendwann kamen wir auf das Thema Juden, und er sagte zu mir: ‚Nimm die Sache nicht so ernst. Auch uns verfolgt man, denn wir sind katholisch.'" Bis heute sind diese Worte seines Freundes für Simon Mandel unverständlich geblieben. Später hörte auch diese Freundschaft auf. Neben Schule und Jüdischem Sportverein traf er lediglich noch auf Gleichaltrige, wenn die Familie mit Verwandten und Freunden zusammentraf. Der Aufenthalt außerhalb der Wohnung wurde zunehmend von der Angst begleitet, von irgend jemandem behelligt zu werden. Ein Erlebnis ist ihm bis heute besonders in Erinnerung geblieben: „Ich bin mal in der Prenzlauer Allee, ungefähr auf der Höhe der Immanuelkirchstraße, gewesen. Dort stand eine Gruppe junger Leute, fast noch Kinder. Plötzlich liefen sie mir nach und wollten mich verdreschen: ‚Komm her, du Judenlümmel.' Ich sah scheinbar nicht so ganz rassenrein aus mit meinen dunklen Haaren. Da ich ein guter Sportler war, lief ich ihnen wie ein D-Zug davon." Für viele verlief eine solche Situation in dieser Zeit nicht so glimpflich. Simon Mandel erzählt: „Ein Freund von mir, der in der Metzer Straße an der Ecke zur Weißenburger Straße wohnte, erzählt mir heute noch: ‚Die haben mich damals so verhauen, das vergeb ich ihnen nicht. Ich will von Berlin nichts mehr wissen.'"

„Für Juden und Hunde ist der Zutritt verboten!"

Nur noch selten war Simon Mandel allein unterwegs. In der Regel ging er in Begleitung seiner Eltern, Schul- oder Sportkameraden auf die Straße. An Wochentagen besuchte er häufig mit seinem Vater die Synagoge des Synagogenvereins „Ahawas Zion" in der Schönhauser

Postkarte „Berlin, Anlagen am Wasserturm", dreißiger Jahre

Allee 4, in der sein Vater Mitglied war. Am Sabbat gingen beide auch oftmals gemeinsam in die Synagoge Rykestraße. Nach dem Samstagmorgengebet kehrten sie dann zum Mittagessen nach Hause zurück. Anschließend fuhr der Vater zur Arbeit ins Geschäft, um das Wochenendgeschäft nicht zu verpassen.

Häufig begleitete Simon Mandel auch seine Mutter bei ihren Spaziergängen mit der Schwester Ruth im Kinderwagen. „Ruthchen", wie sie allgemein genannt wurde, stand häufig im Mittelpunkt des Geschehens. Das 1936 geborene Kind wurde zu einem ganz besonderen Bezugspunkt der Familie. Auch der elf Jahre ältere Bruder Simon war begeistert von seiner kleinen Schwester. Solange dies noch für Juden erlaubt war, ging Mindla Mandel mit ihren Kindern oft um die nächste Hausecke in die Belforter Straße zur Grünanlage am Wasserturm. „Meine Mutter und ich sind dort oft spazierengegangen. Später gingen wir dort auch mit meiner kleinen Schwester hin. Sie war damals etwa zwei Jahre. Eines Tages war es uns nicht mehr erlaubt, dort hineinzugehen. Davor stand auf einem Schild und auch auf jeder Bank: ‚Für Juden und Hunde ist der Zutritt verboten.' In der Zeit nach dem Verbot bin ich einmal mit meiner Schwester und meiner Mutter dort vorbeigegangen. Ruthchen fing an zu weinen, denn sie war es gewohnt, dort ein bißchen herumzutollen. Plötzlich kam eine Dame auf uns zu und fragte: ‚Warum gehen Sie denn nicht mit der Kleinen hinein?' Meine Mutter antwortete ihr: ‚Wir können nicht, wir sind Juden.' Empört sagte die Frau: ‚Quatsch, ich nehme die Kleine mit rein.' Meine Mutter antwortete daraufhin: ‚Nein, aber trotzdem vielen Dank.' Wir waren sehr erstaunt. Diese Frau war eine unter Millionen, das gab es doch sonst gar nicht."

Das Ende eines halbwegs normalen Lebens

„Zur Erinnerung an die am 13. August 1938 in der Synagoge Rykestraße erfolgte Bar-Mizwa-Feier" steht in der Ausgabe der Bibel, welche Simon Mandel zu seiner Einsegnung von der Jüdischen Gemeinde Berlin überreicht bekam.

„Das ging so vor sich", erinnert er sich: „In der Synagoge las ich laut einen Teil aus der Tora vor. Es war der Sabbat Nachamu. Das ist ein ganz besonderer Sabbat und steht nach der Trauer, nach der Zerstörung der Tempel. Der Abschnitt der Propheten lautet an dieser Stelle: ‚Tröstet, mein Volk, spricht euer Gott.' Mein Vater war sehr stolz, daß ich in der Lage war, dies aus der Tora-Rolle vorzulesen!"

Nach dem Gottesdienst luden die Eltern einige Freunde in die Wohnung ein. Es sollte das letzte frohe Fest der Familie werden, drei Monate vor der Reichspogromnacht.

Am Morgen des 8. November 1938 flüchtete die Familie Mandel in die Wohnung einer Angestellten des Vaters. Vorgewarnt durch entsprechende Gerüchte, entschlossen sich die Eltern zu diesem Schritt. Der Geschäftspartner und Bruder der Mutter war bereits Tage zuvor verhaftet worden. Nach seiner Rückkehr erfuhr die Familie von seinem Aufenthalt im Konzentrationslager. Die Angestellte, eine christliche Polin, war gleich bereit, die Familie bei sich aufzunehmen. Einige Tage später kehrten die Mandels wieder in ihre Wohnung in der Weißenburger Straße zurück.

„Glücklicherweise ist uns nichts passiert, und die Wohnung war intakt geblieben. Nach diesen Ereignissen wußte meine Mutter nicht, was sie

mit uns Kindern machen sollte und nahm uns mit ins Geschäft. Als wir die Verkaufsräume betraten, war dort kein Stuhl mehr ganz, auf den sich meine Mutter hätte setzen können. Es gab keinen Bleistift mehr, mit dem sie hätte schreiben können. Alles war verwüstet, wie man es sich nicht vorstellen kann. Zum Teil lag die Geschäftseinrichtung auf der Straße. Danach wurde das Geschäft geschlossen, mit unserer Familie ging es bergab."

Der Onkel von Simon Mandel, Moritz Kraus, flüchtete nach seiner Rückkehr aus dem Konzentrationslager mit der Familie nach England.

Anzeige im Jüdischen Nachrichtenblatt zu Berlin, 1938

Die Tanten in Palästina

Wovon die Familie nach den Ereignissen der Reichspogromnacht gelebt hat, kann sich Simon Mandel bis heute nicht recht erklären, denn bis zur Ausreise des Sohnes hat der Vater nicht mehr gearbeitet. Wahrscheinlich besaß der Vater einige Ersparnisse.

Die Eltern bemühten sich jetzt, für Simon eine Ausreisemöglichkeit zu erwirken. Die beiden Tanten aus Magdeburg waren bereits mit ihren Familien nach Palästina ausgewandert. Sie stellten für den vierzehnjährigen Simon eine Bürgschaft aus und boten an, dies auch für die kleine Ruth zu tun. Während die Eltern im Palästina-Amt in der Meinekestraße ihren Sohn auf eine Warteliste für einen Kindertransport setzen ließen, wollten sie die dreijährige Tochter nicht alleine aus Berlin fortschicken.

Am 10. Dezember 1939 brachten Josef und Mindla Mandel ihren Sohn zum Bahnhof. Zusammen mit fünfzig Gleichaltrigen fuhr Simon Mandel mit dem Zug nach München, überquerte den Brenner nach Italien und gelangte über Mailand nach Triest. Dort bestieg die Gruppe das Schiff „Galilea", welches im Liniendienst zwischen Triest, Jaffa und Beirut verkehrte. Am 19. Dezember 1939 erreichten sie alle Palästina.

Letzte Briefe

Simon Mandel erschien die Abreise aus Berlin zunächst sehr unwirklich: „Ich ließ meine Eltern in Berlin zurück. Es war bereits Krieg. Ich habe gar nicht richtig kapiert, daß das eine Trennung fürs Leben war."

Ein Briefkontakt zwischen Deutschland und dem britischen Mandatsgebiet Palästina war so ohne weiteres nicht möglich. Aus diesem Grunde hatten die Eltern sich bereits vor der Abreise des Sohnes darum bemüht, Freunde im Ausland zu bitten, die Briefe aus Berlin und die Antworten des Sohnes weiterzuleiten. Außerdem vereinbarten Eltern und Sohn einige Codewörter, mit denen bestimmte Ausdrücke umschrieben werden sollten, um mögliche Zensoren nicht unnötig auf die Briefe aufmerksam zu machen.

Bereits zwei Tage nach Abfahrt des Sohnes schickten sie ihm einen ersten Gruß nach und versprachen, weiterhin von Berlin aus für ihn zu sorgen. Sein Vater schrieb: „Sei artig und mutig, sei fröhlich und lebenslustig, denn ich denke immer an Dich und werde nach Möglichkeit von hier aus für Dich sorgen."

Außerdem teilte er ihm weiter mit: „Ich habe Siegmund ganz energisch wegen Dir meine Meinung gesagt!“ Siegmund Schmalz war ein Geschäftsfreund des Vaters, der kurz zuvor mit seiner Familie von Berlin nach Belgien geflüchtet war. Sie lebten in der Friedenstraße. Siegmund Schmalz hatte einen Sohn, mit dem Simon befreundet gewesen war. Josef Mandel forderte seinen Sohn mit diesem Brief auf, seine Post nach Berlin zukünftig über die Adresse der Familie Schmalz in Belgien zu senden.

Am 23. Dezember schreibt der Vater: „Im Tempel (Synagoge, B. R.) fragen mich die bekannten Nachbarn nach Dir. Sie lassen Dich grüßen und wünschen Dir Glück.“

In einem Brief vom 8. Januar 1940 lassen die Eltern die Tanten Dora und Regina grüßen. Josef Mandel verbindet dies mit der Bitte: „Meine Lieben, ich hoffe, Ihr werdet mir auf meinen Bubi aufpassen wie auf Eure eigenen Kinder und ihn von den Zores (Sorgen, B. R.) verschonen.“

Am 22. Januar 1940 fragen die Eltern ihren Sohn, ob er schon Kontakt zu Heinz Grundwald aufgenommen hat. Sein Vater war bei ihnen in der Wohnung zu Besuch gewesen und wollte wissen, ob Simon vielleicht etwas über seinen Sohn Heinz erfahren habe. In Deutschland ist Winter, und die Eltern schreiben: „Es ist hier sehr kalt, und es gibt viel Schnee. Wegen dieser Kälte wird im Ryketempel nicht gedawnet (gebetet, B. R.).“ Über seine Schwester erfährt er: „Ruthchen weiß, daß Du weggefahren bist, aber Du brauchtst nicht nach Hause zu kommen, sagt sie, sondern sie will zu Dir fahren.“ Abschließend fragt ihn der Vater: „Ich hoffe, Du bist auch darüber zufrieden, daß Du nicht bei Onkel Gershon bist, sondern bei Onkel Panzer“, – „Onkel Gershon“ war die vereinbarte Codebezeichnung für Deutschland, und mit „Onkel Panzer“ war Palästina gemeint.

Die Schwester Ruth, um 1939

Kurze Zeit später berichten die Eltern ihrem Sohn, daß sie sein Zimmer noch nicht vermieten wollen und teilen ihm mit, daß der junge Rabbiner Heymann immer noch bei ihnen zur Untermiete wohnt.

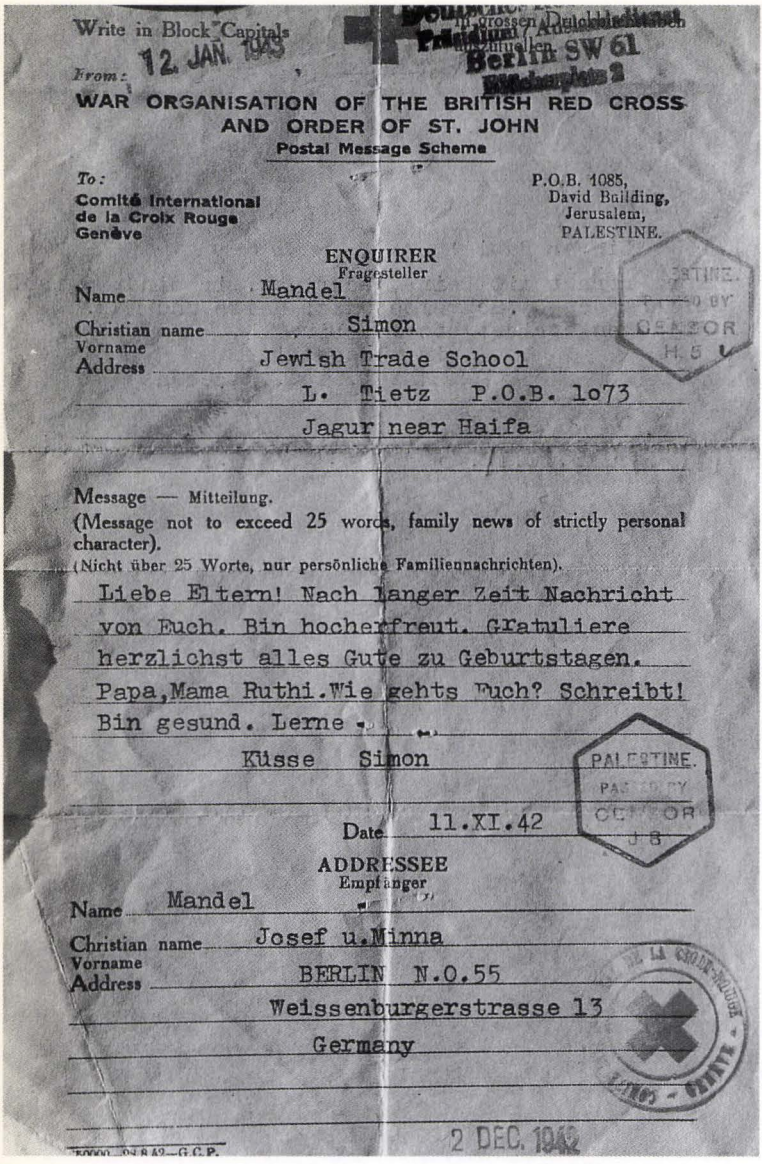
Mit Datum vom 25. Februar 1940 erhält Simon Mandel von seinen Eltern einen Brief über die Bekannten in Belgien, in dem sie ihre Hoffnung bekräftigen, daß die Angehörigen in Palästina ihnen bei der Ausreise helfen mögen. Der Vater schreibt: „Bei Samuel Hirsch, das ist wohl S. H., nicht wahr, mein Lieber? habe ich mich gemeldet. Es bestehen aber keine grossen Aussichten, weil Ruthchen noch zu jung ist, daher bleibt uns vorläufig die einzige Möglichkeit, dass Ihr alles tut, die Sache in die Wege zu leiten. Wir haben einen sehr schlechten Winter hinter uns. Onkel Gershon ist uns jetzt nicht gut gesonnen. Schreibe mir bitte, ob Onkel Bernhard nicht helfen kann oder will (mit dem Namen seines Cousins Bernhard waren die Angehörigen in Palästina gemeint, B. R.).“

Simon Mandel erfährt, daß sein Vater sich auch um eine illegale Möglichkeit zur Auswanderung bemüht. Trotz Einreisebeschränkung gibt es organisierte Fluchtwege nach Palästina. Diese sind zumeist mit großen Umwegen und Risiken verbunden, führen z. B. über Ungarn,

Rumänien und das Schwarze Meer. Das zwischen Eltern und Sohn vereinbarte Codewort für die Ausreise-Alija lautet „Samuel Hirsch".
Wenige Wochen später berichten die Eltern ihrem Sohn, daß sie ein Angebot zur illegalen Flucht aus Deutschland erhalten haben:
„Von S. H. haben wir Nachricht erhalten, dass sie uns helfen würden, aber nur wenn wir Ruthchen irgendwo unterbringen, dazu kann ich mich nicht entschließen", schreibt der Vater und die Mutter ergänzt: „Wir bemühen uns, zu Dir kommen zu können, aber es ist schwer, wir können eventuell schon, aber Ruthchen nicht, soll Papa allein zu Dir kommen? Schreibe!" Nur zwei Tage später schicken Josef und Mindla Mandel erneut einen Brief an ihren Sohn. Der Vater schreibt zunächst, daß während er diese Zeilen schreibt, die Mutter mit Ruth bei den Nachbarsfrauen Fränkel und den „Tantchen" Frau Kurz und Frau Kampf zu Besuch sind. Dann informiert er seinen Sohn erneut über die Möglichkeit, ohne die Tochter ausreisen zu können und verbindet dies mit der Hoffnung, daß vielleicht doch noch die Tanten von Simon für seine Schwester Ruth die legale Ausreise mit einem Kindertransport erwirken können. Am Ende des Briefes fügt die Mutter noch hinzu: „Es tut mir leid, dass ich nicht auf Tante Dora hörte, dass Ruthchen mit Dir zusammen sein soll. Dann wäre es uns jetzt viel leichter."
Wenige Monate, nachdem sie ihren Sohn auf die Reise nach Palästina geschickt hatten, erkennen die Eltern angesichts der sich verschlechternden Situation in Deutschland, daß es vielleicht besser gewesen wäre, die Tochter mit zu den Verwandten zu schicken.
Simon Mandel erfährt in diesem Brief außerdem noch, daß es seiner Oma und Tante Berta in Bedzin (Polen, B. R.) „den Umständen entsprechend gut" geht. Seine Eltern versorgen die beiden regelmäßig mit Hilfspaketen. Seit einem halben Jahr bereits ist Polen von den Deutschen besetzt.
Am 8. April 1940 teilen die Eltern ihrem Sohn mit, daß es der befreundeten Familie Ellenberg aus dem Nachbarhaus gelungen sei, Deutschland zu verlassen. Mit dem Ehepaar Grundwald sitzen sie öfter zusammen und reden über Simon und deren Sohn Heinz in Palästina.
Neben der Kontaktadresse in Belgien schicken Sohn und Eltern ihre Briefe auch über einen ehemaligen Geschäftsfreund des Vaters in Jugoslawien. Dr. Schäffer in Zagreb vermittelt nicht nur die Briefe zwischen Berlin und Palästina, sondern versorgt zugleich die Eltern von Simon mit Hilfspaketen. Josef Mandel bittet seinen Sohn darum, öfter über die Adresse in Zagreb zu schreiben.
Ende April beauftragen die Eltern ihn, die Verwandten zu fragen, warum sie sich nicht mehr melden. Immer noch hoffen sie, daß ihnen Simons Tanten helfen. „Wir wundern uns sehr, dass niemand von unserer Familie über Dich, an uns schreibt! Sind die etwa böse auf uns? Frage bitte einmal, warum das so ist."
Mitte Mai 1940 berichten die Eltern über den Krieg in Europa: „Onkel Gershon scheint es sehr gut zu gehen, dadurch läßt er uns in Ruhe. Er ist zu Onkel Siegesmund gefahren und überall, wollen wir das beste hoffen." Angesichts des bevorstehenden Einmarsches der Deutschen

Wehrmacht in Belgien müssen Simons Eltern befürchten, daß die Postadresse der Familie Schmalz in Gefahr ist.
Bereits mehrfach hatten die Eltern ihren Sohn darum gebeten, bei den amtlichen Stellen in Palästina die Nachsendung seiner persönlichen Sachen zu beantragen. Sie hatten gehört, daß dies innerhalb eines Jahres nach der Ausreise noch möglich sei und versprachen sich davon, im Falle ihrer eigenen illegalen Ausreise einige eigene Gegenstände mitschicken zu können. Nun stellt der Vater resigniert fest: „Wegen der Kleider, ich meine unsere hier, glaube ich kaum, daß es noch Zweck hat, in dieser Sache etwas zu tun."
Ende Mai 1940 erhält Simon überraschend einen Brief von seinen jüdischen Mitschülern aus der Großen Hamburger Straße. Viele der Schüler und Lehrer, so erfährt er, seien bereits ausgewandert oder hätten mit einer Berufsausbildung begonnen. Die Eltern ergänzen den Brief der Mitschüler mit einem Gruß. Der Vater schreibt: „Soeben war ein Junge Deiner Klasse hier und brachte mir diesen Brief, einen Moment glaubte ich, dass Du vor mir stehst, aber leider..."
Um den Sohn nicht zu beunruhigen, berichten die Eltern kaum über die sich verschärfenden Lebensbedingungen in Berlin. Die Atmosphäre drücken sie lediglich immer und immer wieder mit dem Kürzel „G. s. D. (Gott sei Dank, B. R.) uns geht es gut!" aus. Nur selten ist zwischen den Zeilen etwas von ihren Ängsten und Gefühlen zu lesen. So schreibt die Mutter am 18. April 1940: „Von Deiner Schwester hätte ich Dir viel zu schreiben, habe aber im Moment keine Geduld." Weiterhin versuchen die Eltern, ihren erzieherischen Einfluß auf den Sohn auszuüben. So fragen sie ihn zum Beispiel besorgt, ob er etwa angefangen habe zu rauchen, ob er dort tun und lassen könne, was er wolle: „Wer hat denn die Aufsicht über Dich? Du bist doch noch ein Kind", schreibt der Vater seinem fünfzehnjährigen Sohn. Ausführlich berichten die Eltern Neues über seine Schwester. Sie zöge mittlerweile dieselben Grimassen wie ihr Bruder und bemale oft viele Seiten für ihn, erzählt die Mutter. „Schade, daß ich sie Dir nicht einschicken kann."
Anläßlich des jüdischen Neujahrsfestes nennen ihm die Eltern eine neue Postverbindung. Sie bitten ihn, zukünftig über einen Cousin, der aus Wien nach Springfield im amerikanischen Staat Illinois ausgewandert ist, die Briefe nach Berlin zu schicken. Am Schluß dieses Briefes fügt die Mutter hinzu: „Und möge es der Wille des Allmächtigen sein, dass wir uns bald in Freuden wiedersehen sollen."
Im Frühjahr 1941 bittet Josef Mandel seinen Sohn eindringlich, den Briefkontakt zu Dr. Schäffer in Zagreb nicht abbrechen zu lassen: „Ich bitte Dich, lieber Bubi, schreibe öfter an Dr. Schäffer, ich habe grosses Interesse daran, er ist zu uns sehr gut!" Die Familie ist zunehmend auf Hilfe von außen angewiesen.
Am 30. August 1941 schreibt der Cousin aus Springfield an Simon: „Schreibe mir per Luftpost. Nimm ganz dünnes Papier. Vielleicht kannst Du den Brief mit der Maschine schreiben, damit Du dem Zensor weniger Schwierigkeiten bereitest." Dann erklärt er weiter: „Allen Deinen Verwandten geht es relativ gut, und Deine Eltern hoffen, in

Simon Mandel mit seinen Eltern im Berliner Zoo, 1928



Write in Block Capitals

12. JAN. 1943

From:

Berlin SW 61

WAR ORGANISATION OF THE BRITISH RED CROSS AND ORDER OF ST. JOHN

Postal Message Scheme

To:
Comité International de la Croix Rouge
Genève

P.O.B. 1085,
David Building,
Jerusalem,
PALESTINE.

ENQUIRER
Fragesteller

Name Mandel

Christian name Simon
Vorname

Address Jewish Trade School
L. Tietz P.O.B. 1073
Jagur near Haifa

Message — Mitteilung.
(Message not to exceed 25 words, family news of strictly personal character).
(Nicht über 25 Worte, nur persönliche Familiennachrichten).

Liebe Eltern! Nach langer Zeit Nachricht von Euch. Bin hocherfreut. Gratuliere herzlichst alles Gute zu Geburtstagen. Papa, Mama Ruthi. Wie gehts Euch? Schreibt! Bin gesund. Lerne ...
Küsse Simon

PALESTINE. PASSED BY CENSOR J 8

Date 11.XI.42

ADDRESSEE
Empfänger

Name Mandel

Christian name Josef u. Minna
Vorname

Address BERLIN N.O.55
Weissenburgerstrasse 13
Germany

2 DEC. 1942

Rotkreuz-Brief

Bälde zu Onkel Max nach New York zu übersiedeln." Dieser Brief ist die letzte ausführliche Nachricht, die Simon Mandel über seine Eltern erhält.

Ob sich tatsächlich noch eine Auswanderungsmöglichkeit in die USA ergeben hat, wird der Sohn nie erfahren.

Weiterer Briefkontakt ist jetzt nur noch über das Rote Kreuz möglich. Besorgt schreibt Simon Mandel auf einem entsprechenden Vordruck: „Liebe Eltern! Lange keine Nachricht von Euch, sorge mich... Schreibt!" Noch zweimal erhält er auf der Rückseite des Rote-Kreuz-Formulars einen Gruß der Eltern, zuletzt am 2. Februar 1943 – dann reißt der Kontakt für immer ab.

Wenige Wochen nach diesen letzten Zeilen werden Simons Eltern und seine Schwester am 26. Februar 1943 aus Berlin in das Vernichtungs-

lager Auschwitz deportiert. Davon erfährt er erst Jahre später offiziell durch ein amtliches Schreiben des Entschädigungsamtes Berlin vom 24. Juli 1957.
Nichts hatte Simon Mandel in Palästina von den gesetzlichen Einschränkungen und persönlichen Bedrängnissen der Juden nach seiner Ausreise erfahren, nichts von der diskriminierenden und bedrohten Lebensrealität, nichts von den Einkaufsbeschränkungen ab Juli 1940, nichts von der Heranziehung zur Zwangsarbeit, nichts vom Tragen des Judensterns ab September 1941, nichts von dem Auswanderungsverbot im Oktober des gleichen Jahres und auch nichts von den beginnenden Deportationen aus Berlin seit Ende 1941.
Trotz böser Ahnungen erfährt er Genaueres über all diese Verfolgungen und über die Situation in der Weißenburger Straße erst Jahrzehnte nach dem Kriege.

Deportationen aus der Weißenburger Straße 13

Bereits vor der Familie Mandel mußten sich Bewohner aus dem Wohnhaus im Sammellager melden oder wurden durch die Beamten der Geheimen Staatspolizei aus dem Haus geholt, um anschließend in die nationalsozialistischen Ghettos und Konzentrationslager verschleppt zu werden.
Aus dem 1995 veröffentlichten „Gedenkbuch Berlins der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus" ist ersichtlich, daß nach der Abreise von Simon Mandel im Mai 1940 die einundachtzigjährige Rosalie Gonszerowski in das Haus einzog. Sie wird ein Jahr später am 31. Juli 1941 mit dem 34. Alterstransport in das Ghetto nach Theresienstadt deportiert. Die Nachbarsfrau und gute Bekannte der Mandels, Berta Fränkel, wird wenig später abgeholt und am 1. November 1941, im Alter von 59 Jahren, in das Ghetto Lodz/Litzmannstadt gebracht. Mit diesem Transport wird auch die Nachbarsfamilie Messerschmidt, der achtundfünfzigjährige Alfred, die vierundfünfzigjährige Hertha und die sechzigjährige Selma, dorthin verschleppt.
Am 14. Dezember 1942 wurden aus dem Haus die Eheleute Georg (Jahrgang 1914) und Martha Metz (Jahrgang 1913) zusammen mit der Mutter Henriette Metz (Jahrgang 1882) deportiert und nach Riga verschleppt. Der achtundfünfzigjährige Adolf Weinberg, seine einundvierzigjährige Frau Resi und der zehnjährige Sohn Wolf kommen mit dem 27. Transport am 29. Januar 1943 in das Konzentrationslager Auschwitz. Noch vor ihrer Deportation waren sie aus der Weißenburger in die Zehdenicker Straße 24–25 umgezogen.
Zusammen mit Simons Eltern und seiner Schwester wird auch Rosalie Kurz, geborene Kampf, abgeholt. Mit der dreiundfünfzigjährigen alleinstehenden Frau waren die Mandels gut bekannt. Häufig besuchte die Mutter mit ihren Kindern Frau Kurz und ihre Schwester Rywka Kampf. Diese wird wenig später, am 25. Mai 1943, im Alter von 44 Jahren in das Ghetto Theresienstadt deportiert. Auch der Untermieter der Familie Mandel, Rabbiner Erich Heymann, zuletzt wohnhaft in der Treskowstraße 15, wird unmittelbar nach ihnen mit dem 31. Transport,

am 1. März 1940, nach Auschwitz deportiert. Wie lange der einunddreißigjährige „junge Rebbe", wie ihn der Vater am 15. Februar 1940 in dem Brief an seinen Sohn erwähnt hatte, noch in der Wohnung seiner Eltern lebte, ist ihm bis heute unbekannt. Über all diese Ereignisse und Schicksale der Mitbewohner in der Weißenburger Straße 13 erfährt Simon Mandel erst Jahrzehnte später.

Kriegsdienst gegen Deutschland

1943 meldete sich Simon Mandel freiwillig zur britischen Kriegsmarine. Er will nicht weiter tatenlos mit ansehen, wie Deutschland die Welt mit Krieg überzieht. Noch hat er die Hoffnung, mit Kriegsende seine Familie wiederzutreffen. Monate nach der Kapitulation Deutschlands bemüht sich Simon Mandel ohne Erfolg, durch einen Militärgeistlichen nach seinen Eltern suchen zu lassen.

Englisches Versorgungsschiff, auf dem Simon Mandel während des Krieges gegen Deutschland zur See fuhr

Nach seiner Ausmusterung fährt Simon Mandel ab 1948 in der neugegründeten Israelischen Handelsmarine zur See. 1953 heiratet er. Seine Frau Henni, geborene Achtentuch, war in der Romintener Straße im Berliner Bezirk Friedrichshain aufgewachsen. Im April 1936 verließ die Familie Deutschland und wanderte nach Palästina aus. Im Jahr der Heirat geht Simon Mandel von Bord und arbeitet bis zu seiner Pensionierung im Jahre 1986 in der Verwaltung der staatlichen Reederei ZIM.

Alpträume

„Von dem Tag im Jahre 1939 an, als ich Deutschland verließ, bis zu meinem Besuch in Berlin 1982 habe ich fast jede Nacht von zu Hause geträumt. Sie wissen ..., wenn man vom Schönhauser Tor die Straße hinaufgeht, die ist dann ein wenig bergig ... Vom Senefelderplatz sieht man die Weißenburger Straße noch nicht, man muß weitergehen ... Und plötzlich liegt sie vor einem. Ich stand dann vor unserem Haus und sah die Fenster unseres Wohnzimmers, die des Schlafzimmers und der Küche. Die alten Häuser hatten in der Küche ein kleines Oberlicht. Und da stehe ich im Traum vor dem Haus und sehe hinten aus der Küche einen Lichtschein leuchten und freue mich, denn meine Eltern,

Mama und Papa, sitzen in der Küche und unterhalten sich. Dann bin ich aufgewacht, und das habe ich Hunderte Male geträumt. Das waren Alpträume."

So begann das Gespräch zwischen Simon Mandel und mir – im September 1994 auf dem Balkon seines Wohnhauses in der nordisraelischen Hafenstadt Haifa. Einige Monate zuvor war das Prenzlauer Berg Museum auf Herrn Mandel und seine Frau aufmerksam geworden. Die beiden standen in den Ausstellungsräumen, und die Ehefrau hatte große Mühe, ihren Mann wieder zu beruhigen. Beim Anblick der Straßen seiner Kindheit waren alle Erinnerungen hochgekommen. Simon Mandel hinterließ seine Adresse und war bereit, dem Museum über sein Leben zu berichten.

Einige Monate später saß ich viele Tausende Kilometer von Berlin entfernt als Gast bei Simon Mandel und erfuhr von seinen Träumen, von seinen Erinnerungen an Berlin, an die Weißenburger Straße, sein Wohnhaus, seine Eltern und seine kleine Schwester. Tief eingegraben haben sich all die damit verbundenen Bilder, seine Erlebnisse und Gefühle.

So sehr er an diesen Einnerungen festhalten möchte, sind sie es doch, die ihn bis heute nicht ruhig schlafen lassen.

Immer und immer wieder ging er in seinen Träumen den Weg von der Schule bis in die Weißenburger Straße, blieb vor der Nummer 13 stehen und träumte von all den Bekannten, von den Geschäften, all seinen Erlebnissen. Simon Mandel läßt mich, während seiner Erzählung, mit ihm in Gedanken durch die Straße seiner Kindheit wandern. Was für Simon Mandel schmerzhafte Erinnerungsarbeit bedeutet, ist für mich, den Zuhörer, eine detailreiche und anschauliche Erzählung eines über Siebzigjährigen im Rückblick auf seine Kindheit und Jugend in den dreißiger Jahren als Jude in Prenzlauer Berg:

Simon Mandel erinnert sich noch gut an das Schönhauser Tor. Mitten auf der Straßenkreuzung stand stets ein Polizist auf einem Gerüst und regelte den Verkehr. Links an der Ecke Lothringer Straße/Schönhauser Allee befand sich ein großes Juweliergeschäft. Oft stand Simon Mandel dort auf seinem Schulheimweg vor dem Schaufenster und bestaunte die glitzernden Auslagen. Ein Stück weiter die Schönhauser Allee hinauf auf der rechten Seite befand sich auf dem Hinterhof die Synagoge, in die der Vater oftmals mit ihm gegangen war. Im Nebenhaus gab es eine Konditorei: „Noch heute sehe ich sie vor mir, sie war groß, hatte zwei Schaufenster. Das Schöne war, daß ich dort für einen Sechser Kuchenkrümel kaufen konnte. Es konnten sogar Schokoladenreste und Nüsse in der Tüte sein, es war Glückssache, was man gerade so bekam."

Einige Schritte weiter kam Simon Mandel am Ufa-Königstadt-Palast vorbei. „Das war damals ein ganz hochmodernes Kino mit einem livrierten Portier und schöner Beleuchtung, also supermodern für damalige Zeiten. Da bin ich immer so vorbei gegangen und hab mir die Auslagen, die Bilderkästen, angeguckt. Ich kann mich noch an einen Film erinnern, der hat auf mich einen enormen Eindruck gemacht. Der hieß: ‚Es leuchten die Sterne'. Das war damals ein Hit."

„Mein Sohn in der Schulbank im Jahre 1938", Widmung des Vaters

Anschließend kam der Schuljunge Simon auf seinem Weg durch die Schönhauser Allee zur Saarbrücker Straße. Kurz vor der Ecke befand sich eine Wäscherei: „Damals gab es noch keine Waschmaschinen. Meine Mutter brachte einmal im Monat die großen Bettlaken und Bezüge dort hin. Nach dem Waschen hat man die Wäsche in große Trockenapparate gehängt. Es dauerte einen ganzen Tag. Anschließend kam meine Mutter mit der sauberen Wäsche zurück. Ich bin auch mal dorthin mitgegangen, das hat da gepfiffen, gekocht und gedampft."
An der anderen Straßenecke, in der Weißenburger Straße 1, war ein Musikgeschäft. Der Inhaber hieß Wenzel Kern.
„Ich wollte immer so gerne Mundharmonika spielen. In den Schaufenstern lagen die Hohner-Mundharmonikas und Saxophone. Stundenlang konnte ich davorstehen. Im Traum hab ich Mundharmonika gespielt", erinnert er sich.
Gegenüber lag der Senefelderplatz. Als besondere Attraktion, erinnert sich Simon Mandel, gab es dort das „chinesische Pissoir". Außerdem standen am Platz die schwarz und weiß gestreiften Taxi-Droschken und warteten auf Kundschaft. Ganz in der Nähe war auch die U-Bahn-Station. „Ich bin immer raus aus dem oberen U-Bahn-Schacht und dann über den Damm gegangen. Und da war ein Schokoladengeschäft."
Von dort ging Simon Mandel die Metzer Straße entlang bis zur Ecke Weißenburger Straße. Dort befand sich das Geschäft Cyliax. „Das war ein großes Eckgeschäft, eine Auslage ging in die Metzer Straße, die andere in die Weißenburger Straße. Alle Kinder sind auf Cyliax geflogen. Alles gab es da, vieles schon für einen Groschen."
Gegenüber befand sich eine Straßenbahnhaltestelle der Linien 48 und 148, mit denen Simon Mandel bis zu seiner Ausreise jeden Tag ein Stück zur Jüdischen Mittelschule in der Großen Hamburger Straße gefahren war.
„Gegenüber von Cyliax an der Ecke war auch eine Flohkiste, ein Tageskino (Weißenburger Straße 8, B. R.). Für uns Kinder in dieser Gegend war das eine Goldgrube, denn jeden Sonntag um zwei Uhr bekam man vom Papa 25 Pfennige und noch einen Sechser für einen Nappo, so ein hartes Karamelstück mit Schokoladenguß. Dafür hat man alles gesehen, Buffalo Bill, Tom Mix und diese ganzen Filme. Das ging bis vier Uhr. Ich war dann immer im siebten Himmel."
Die Straße weiter rauf auf der rechten Seite lebte in der Hausnummer 11 die Familie Springer. Die jüdischen Familien in der Nachbarschaft kannten sich. Simon spielte manchmal mit dem einige Jahre älteren Sohn.
Kurz vor dem eigenen Wohnhaus kam Simon Mandel an der Hausnummer 12 vorbei. Dort lebte die Familie Ellenberg. Die Wohnung lag wie die Wohnung der Mandels im ersten Stock. „In der Nr. 12, Wand an Wand mit uns, wohnte Familie Ellenberg. Meine Mutter hat mit der Frau Ellenberg von Fenster zu Fenster gequatscht. Nachher haben sie das nicht mehr getan, denn das hätte eine Störung der öffentlichen Ordnung bedeutet." Mit dieser Familie verbindet sich für Herrn Mandel noch eine weitere Erinnerung: „Herr Ellenberg kam eines Tages

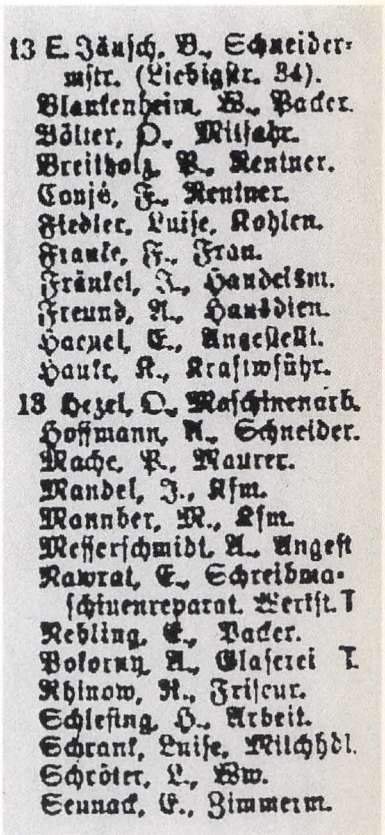
nach Oranienburg (i. d. Konzentrationslager, B. R.). Er blieb dort ein paar Monate. Nachher kam er mit glattrasiertem Kopf und blauen Flecken zurück. Ich weiß nicht, warum und weshalb er dort hingekommen war. Er hat nichts erzählt. Es wäre lebensgefährlich für ihn gewesen."

In diesem Haus lebte auch die erste große Liebe von Simon Mandel: „In der Weißenburger Straße 12 wohnte ein Friseur, der hatte eine Tochter. Sie war etwa so alt wie ich und war sehr schön. Sie hieß Ilse oder Inge und hat mir sehr gefallen. Ich war doch schon dreizehn. Dann hat ihr der Vater gesagt, wenn er sie noch mal mit mir zusammen sieht, dann bricht er ihr die Beine und die Hände. Das hat sie mir gesagt, und damit war unser Kontakt beendet. Mit einem deutschen, christlichen Mädchen zusammen zu sein, das war Rassenschande und deshalb absolut tabu."

Nun erreichte Simon Mandel das elterliche Wohnhaus, die Weißenburger Straße 13. Als die Familie im Jahre 1933 dort einzog, wohnten dort bereits einige andere jüdische Familien. „Von insgesamt 22 oder 23 Mietparteien waren wir vier jüdische Familien im Haus."

An den Hauswart erinnert sich Simon Mandel mit gemischten Gefühlen: „Der war zunächst sehr nett. Weihnachten und Ostern bekam er von den Mietern ein schönes Trinkgeld und Kaffee. Nach 1933 hängte er die längste Hakenkreuzfahne in der ganzen Straße aus dem Fenster. Bald wurde er auch zu uns sehr unangenehm. Er hat sich mit den neuen Verhältnissen sehr schön arrangiert, er grüßte uns auch nicht mehr. Zwei Stock über uns lebte eine jüdische Familie. Den Mann hat dieser Hauswart einmal verhauen. Ich nehme an, daß es dafür nicht einmal einen Grund gab. Es waren doch alles anständige Familien, keine Säufer oder welche, die Lärm machten. Im Gegenteil, damals waren doch Juden besonders darauf bedacht, nichts falsch zu machen. Ich kann mich noch erinnern, wie dieser Nachbar von oben anschließend empört zu uns in die Wohnung kam und sagte: ‚Wissen Sie was? Der Hauswart hat mir in den Hintern getreten.' Dieser Mieter war ein richtiger Herr, für den war das keine einfache Kinderei."

Der Hauswirt hieß Bruno Jänsch. Dieser lebte nicht im Haus. Ein Erlebnis mit ihm, kurz vor der Ausreise von Simon Mandel, ist ihm bis heute im Gedächtnis haftengeblieben: „Der Hauswirt kam jeden Ersten im Monat, um die Miete zu kassieren. Am 1. September 1939 brach der Krieg aus, und wir wußten, daß er bald kommen würde. Eines Tages klingelte es an unserer Wohnungstür. Durch das Guckloch sah ich draußen einen Uniformierten stehen. Wissen Sie, was 1939 in Deutschland ein Polizist für einen Juden bedeutete? Das konnte das Todesurteil sein. Aufgeregt rief ich meinen Eltern zu: „Mutti, Mutti, Papa, ein Polizist steht draußen." Daraufhin ging zuerst meine Mutter und dann mein Vater zur Tür, guckten durch und sahen den Polizisten. Wir waren alle kreidebleich. Es wurde erneut geklingelt. Was blieb meinen Eltern anderes übrig als zu öffnen. Andernfalls brach man die Tür auf. Meine Mutter sagte: ‚Machen wir auf' und schloß die Tür auf. Wer stand draußen? Es war Herr Jänsch, der Hausbesitzer und wollte


13 E. Jänsch, B., Schneidermstr. (Liebigstr. 34).
Blankenheim, B., Packer.
Böttger, O., Milchfahr.
Breitholz, P., Rentner.
Conjé, F., Rentner.
Fiedler, Luise, Kohlen.
Franke, Fr., Frau.
Fränkel, J., Handelsm.
Freund, A., Handlerin.
Haenel, E., Angestellt.
Hauke, K., Kraftwfhr.
13 Hegel, O., Maschinenarb.
Hoffmann, A., Schneider.
Hache, P., Maurer.
Handel, J., Kfm.
Hannber, M., Kfm.
Messerschmidt, A., Angest
Nawrat, E., Schreibmaschinenreparat. Werkst. T
Nebling, E., Packer.
Polorny, A., Glaserei T.
Rhinow, R., Friseur.
Schlesing, H., Arbeit.
Schrank, Luise, Milchhdl.
Schröter, L., Ww.
Seunack, E., Zimmerm.

Ausschnitt aus „Scherls Straßenführer durch Berlin", 1925, S. 401

kassieren, nichts weiter. Er war zur Hilfspolizei eingezogen worden und trug deshalb die Uniform. Er hatte keinen Tschako (schwarzlakkierte Kopfbedeckung der Polizei, B. R.) dabei und trug lediglich eine Schirmmütze auf dem Kopf. Aber für uns sah er aus wie ein gewöhnlicher Polizist... Wir fühlten uns wie neugeboren. Auch nachher war er stets anständig zu uns, hat sich nicht überheblich benommen und war immer korrekt. Er hat sich sogar über uns gefreut, denn damals bekamen wir noch als Juden Lebensmittelrationen auf Marken zugeteilt. Und da gab es auch Speckmarken. Vielleicht waren es zweihundert Gramm für eine Person. Wir Juden haben das nicht gegessen und ihm unseren Speck gegeben. Darüber war er überglücklich, hatte er doch eine Ration Speck mehr."

Unter den Mandels im Parterre, so erinnert Herr Mandel, wohnte der Glasermeister Alfred Pokorny mit seiner Frau.

Darunter im Souterrain lebten die Fränkels, über die der Vater nach der Abreise des Sohnes in einem Brief berichtet. „Wir nannten sie immer die Tantchens", erinnert sich Simon Mandel, „das war ein altes verheiratetes Paar. Und mit ihnen zusammen lebte die Schwester dieser Frau. Sie verkauften Milch und Schrippen. In der Früh bin ich runtergegangen und habe Schrippen geholt. Hinten auf dem Hof befand sich ein Stall, in dem ein Pferd gehalten wurde. „Jeden Tag, so gegen Nachmittag, wurde das Pferd angespannt. Dann sind sie spazierengefahren, eine Stunde, damit das Pferd Auslauf hatte."

Das Nebenhaus, die Nummer 14, war ein Eckhaus. Hier stieß die Belforter auf die Weißenburger Straße. In diesem Eckhaus befand sich ein Zigarettengeschäft. Simon Mandel wurde manches Mal von seinem Vater dorthin geschickt. „Ein Fenster dieses Geschäftes ging auf die Weißenburger und ein anderes zeigte auf die Belforter Straße. Mein Vater war ein leidenschaftlicher Raucher, obwohl er dadurch ziemlich krank wurde. Er sagte dann immer zu mir: ‚Komm mal her, Bubi. Hier hast du einen Groschen. Geh und bring mir Zigaretten.' Damals konnte man die Zigaretten noch einzeln kaufen. Dann bin ich immer in dieses Geschäft gegangen und kaufte für einen Groschen eine Zigarette der Marke Haus Neuerburg, das war die Hausmarke meines Vaters. Dieses Geschäft war ein Treffpunkt. Da sind die Leute nicht nur zum Kaufen hingekommen, sondern häufig standen die Nachbarn dort zusammen. Das Schönste aber für mich war etwas anderes: Der Besitzer hatte auf seinem Ladentisch einen Indianer stehen. Dieser Indianer stand dort ungefähr mannshoch. Und der rauchte ständig eine Friedenspfeife. Aus dieser Friedenspfeife kam eine Gasflamme heraus. Die Leute verlangten eine Zigarre, schnitten die Spitze ab und entzündeten sie an der Pfeife. Ich konnte diesen Indianer stundenlang ansehen. Außerdem war der Geruch dort fantastisch – es roch nach allerlei Tabaksorten."

Die Straße weiter herauf Richtung Danziger Straße ist Simon Mandel nicht so stark in Erinnnerug geblieben. Sie lag nicht auf seinem täglichen Schulweg. Allerdings sieht er noch heute die große Wasserfontäne am Eingang zum Wörther Platz vor sich. Gegenüber befand sich das Liqueurgeschäft Westphal. Dort kam er manchmal entlang, um

ganz in der Nähe in der Weißenburger Straße 30 seinen besten Freund zu besuchen: „Auf unserer Seite, etwas weiter oben, in der Nähe von Westphal, wohnte eine Familie Lemberger. Die hatten zwei Söhne. Der jüngere, Siggi, ging mit mir zusammen in die Klasse in der Großen Hamburger Straße. Wir sind immer zusammen nach Hause gegangen und haben uns gegenseitig häufig besucht. Ich habe keine Ahnung, was aus den Lembergers geworden ist."

In den Gedanken und Erinnerungen beschreibt Simon Mandel nun den Weg zurück entlang der Weißenburger Straße auf der anderen Straßenseite bis zum Senefelderplatz.

Gleich hinter dem Wörther Platz, im zweiten Haus hinter der Treskowstraße in der Weißenburger Straße 65, lebte die Familie des Onkels, Moritz Kraus. „Das war so schräg gegenüber, das zweite Haus vom Wörther Platz. Vom Rückfenster meines Onkels konnte man auf den Jüdischen Friedhof blicken. Deshalb weiß ich noch so genau, wo die Wohnung lag. Mein Onkel kam in der Kristallnacht – da gab es eine Riesenwelle von Verhaftungen – ins Konzentrationslager. Später ließ man ihn dann mit der Bedingung frei, daß er anschließend sofort auswandert. Unsere Familien hatten Freunde in England. Und er ist dann nach London gefahren. Etwas später, im Jahre 1939, folgten ihm meine Tante und meine Cousine."

Auf dieser Straßenseite, erinnert sich Simon Mandel noch gut, besaßen die Häuser kleine Vorgärten. Sie waren durch eine Mauer umgrenzt. Auf dieser Mauer war ein Gitter befestigt. Ungefähr auf der Höhe der Hausnummer 73 wurde am Gitter eines Tages ein Schaukasten der Zeitung „Der Stürmer" angebracht: „Nach der Machtübernahme haben sie dort so einen großen Kasten angebracht und den „Stürmer" reingetan. Jeder Vorübergehende konnte da lesen. Ich war auch neugierig und bin da mal vorbei, als kein anderer davorstand. Dann sah ich schöne deutsche Mädchen und Juden mit dickem Bauch und krummer Nase abgebildet."

Direkt im Haus neben dem „Stürmer"-Schaukasten gab es ein Schreibwarengeschäft (Weißenburger Straße 74, B. R.). Da stand Simon Mandel häufig lange Zeit davor. In einem der beiden zu diesem Geschäft gehörigen Schaufenster waren die neuesten Märklin-Autos ausgestellt. Jedesmal kehrte er mit einer Wunschliste begehrter Automodelle nach Hause zurück. Ein Haus weiter lebte die jüdische Familie Heller. Die Kinder waren in der Straße sehr bekannt. Sie waren eineiige Zwillinge und kaum voneinander zu unterscheiden. Die beiden zwei oder drei Jahre älteren Jungen gehörten zum weiteren Freundeskreis von Simon. Er hat nachher nie wieder etwas von ihnen gehört.

Die Hausnummer 78 lag schräg gegenüber dem Wohnhaus der Mandels. Dort lebte die Familie Rebhuhn. Simon Mandel glaubt sich zu erinnern, daß sie noch rechtzeitig nach Palästina auswandern konnten. Im selben Haus befand sich die Bäckerei und Konditorei der Familie Quednau. „In dem Geschäft arbeiteten der Vater mit seiner Frau und dem Sohn. Für einen Sechser gab es dort die schönsten Schnecken mit Zuckerguß. Diese Leute verhielten sich uns gegenüber immer neutral."

Die Mutter Mindla Mandel kurz vor der Abreise ihres Sohnes, 1939

Anzeige im „Gemeindeblatt der Jüdischen Gemeinde zu Berlin", 23. Jg., März 1933, S. 60

Gerade weil dieses Verhalten in den Jahren vor seiner Ausreise eher die Ausnahme bildete, ist die Erinnerung an die Geschäftsleute Quednau für Simon Mandel immer noch mit einem warmen Gefühl verbunden. Ganz anders, und bis heute für ihn unbegreiflich, entwickelte sich das Verhältnis zwischen den Mandels und den Inhabern des Lebensmittelgeschäftes „Butter-Stein" (Inhaber U. Stein, B. R.) direkt gegenüber in der Weißenburger Straße 79.

„Wenn ich aus unserem Wohnzimmer blickte, konnte ich direkt in das Geschäft hineinsehen. Es war ein großes Geschäft, hatte zwei Auslagen. Um in das Geschäft zu gehen, mußte man vier, fünf Stufen hinaufgehen. Dort bekam man Nudeln, Mehl, Butter, Käse, Reis und Marmelade. Wir haben da jahrelang eingekauft. Meine Mutter drückte mir z. B. 10 Mark und eine Liste in die Hand und sagte: ‚Geh mal rüber und bitte das Fräulein darum, dir das zu geben.' Im Geschäft packte die Verkäuferin alles ein und gab mir das Restgeld zurück. Manchmal fehlte sogar eine Mark. Dann sagte sie: ‚Sag der Mutti, da fehlt eine Mark.' Bevor ich das Geschäft verließ, sagte sie auch häufig zu mir: ‚Komm mal her!' Sie schnitt mir dann ein Stückchen Käse ab oder reichte mir ein Biskuit mit Vierfruchtmarmelade drauf. Einmal, unmittelbar nachdem die ersten Gesetze gegen Juden herausgekommen waren und man nicht mehr an Juden verkaufen sollte, bin ich mit meiner Mutter zu ‚Butter-Stein' hinübergegangen. Wir standen im Geschäft und warteten auf die Bedienung. Mit uns waren noch ein paar andere Leute dort. Meine Mutter hielt mich an der Hand und wartete. Die Verkäuferin war mit dem Kunden vor uns fertig, bediente aber nicht uns, sondern Kundschaft, die nach uns den Laden betreten hatte. Wir fanden das ungewöhnlich und warteten weiter. Plötzlich kam die Besitzerin, eine gute Freundin meiner Mutter, herein und sagte: ‚An Juden verkaufen wir nicht.' Meine Mutter wurde ganz weiß. Es hatte ihr die Sprache verschlagen. Sie fing an zu weinen, zog mich an der Hand, und wir gingen hinaus. So geschah es, nach vielen Jahren. Wir waren Stammkunden und halbe Nachbarn. Und plötzlich sagte die Frau lediglich: ‚An Juden verkaufen wir nicht.' Das war das Ende von ‚Butter-Stein' und uns."

Bevor die Erinnerungen von Simon Mandel wieder am Senefelderplatz angelangt sind, macht er noch Halt vor dem „Café Brasil" (Brasil-Café, Kaffee-Rösterei, Kaffee, Tee, Kakao, Weißenburger Straße 80, B. R.). Dort roch es immer besonders gut nach Kaffee, Tee und Kakao.

Kurz vor der Ecke zur Metzer Straße, in der Weißenburger Straße 83, befand sich ein Milchgeschäft.

Direkt daneben, ein Haus vor dem Geschäft von Cyliax, stand an der Straße ein Zeitungskiosk. Der Vater von Simon Mandel kaufte dort täglich auf seinem Weg zur U-Bahn den „Berliner Lokalanzeiger", und auch für den Sohn gab es an diesem Stand immer etwas Interessantes zu sehen, bis zu jenem Tag, an den er sich noch heute mit Schrecken zurückerinnert: „Der Kioskbesitzer kannte mich, und er kannte meinen Vater. Manchmal hat mein Vater gesagt: ‚Komm, lauf mal rüber und hol die Zeitung.' Ich ging dort jahrelang hin, wie zu einem Nach-

barn. Später hat sich auch der Kontakt zu diesem Verkäufer geändert. Wir haben weiter dort die Zeitung gekauft, aber es war dann schon ein kühleres Verhältnis. Auf dem Weg zur Schule passierte mir dann etwas Unglaubliches. Ich war ein begeisterter Fußballfan. Am Kiosk lagen auch die Sportzeitungen aus, u. a. der ‚Kicker'. Ich hatte natürlich für diese Zeitungen kein Geld. Ich blieb deshalb immer dort stehen und schaute mir die Überschriften vom Kicker an: ‚Hannes Sobeck hat ein Tor geschossen!', ‚BSV 90 hat verloren' oder ‚Tennis Borussia gewonnen' stand dort ganz groß auf der ersten Seite. Häufig blieb ich dort stehen und schaute mir das kurz an, der Kioskbesitzer kannte mich ja und wußte, wer ich bin. Eines Tages, ich sehe es noch vor mir, als ob es gestern passiert wäre, stand ich wieder einmal vor diesem Zeitungskiosk und las die Überschriften. Plötzlich kam der Verkäufer aus seinem Kiosk herausgeschossen und schrie: ‚Du Judenlümmel, du willst mir meine Zeitung klauen. Ich hol gleich die Polizei.' Ich bin bald vor Schreck in Ohnmacht gefallen. Aus Angst lief ich schnell weg. Das erste, woran ich instinktiv dachte, war, daß man meinen Vater nehmen und ins KZ nach Oranienburg bringen könnte. Für uns Juden galten keine Gesetze mehr. Was sollte es denn bedeuten, daß ich versucht hätte zu klauen?"
In seiner Erzählung wieder am Senefelderplatz angelangt, hält Simon Mandel inne und sagt: „Ja, so was geht mir immer und immer wieder durch den Kopf und läßt mich nicht in Ruhe. Häufig aus meinen Träumen aufgeschreckt, dachte ich plötzlich, Haifa sei nur ein Traum!"

Im Jahre 1982 reist Simon Mandel zusammen mit seiner Frau das erste Mal wieder nach Deutschland. Er besucht Westberlin, die Straßen seiner Kindheit will er nicht sehen. Dieser Aufenthalt ist für ihn eine kaum zu bewältigende seelische Anstrengung. All die Jahrzehnte verfolgen ihn die Erinnerungen an seine Kindheit und das Schicksal seiner Familie in seinen Träumen. Nun holt ihn die Erinnerung ein. Während dieses Aufenthaltes erfährt er einiges über die Umstände der Auflösung der elterlichen Wohnung. Simon Mandel erhält Einsicht in die Unterlagen der Oberfinanzdirektion Berlin. Dort liest er, daß sein Vater am 18. Februar 1943 eine Vermögenserklärung auszufüllen hatte. In diesem sechzehnseitigen Fragebogen mußte Josef Mandel alle der Familie bis zu diesem Zeitpunkt verbliebenen Einrichtungsgegenstände der Wohnung und sonstige Wertgegenstände aufführen. Viele Details der Wohnungseinrichtung, an die sich der Sohn noch erinnern kann, tauchen hier nicht auf. Vermutlich hatten sich die Eltern in den Jahren zuvor von so manchem wertvollem Gegenstand trennen müssen, um ihr alltägliches Überleben zu sichern. Der Vater wurde außerdem nach der Höhe des im voraus entrichteten Mietzinses gefragt, ob er Gas- und Stromvorauszahlungen getätigt hatte und wieviel ihm noch an Lohn zustand. Simon Mandel erfährt, daß sein Vater in der Zeit vor der Deportation Zwangsarbeit in der Metallhandlung „Holzinger & Haase" am Curthdamm 10 verrichten mußte. Auf der letzten Seite muß Josef Mandel unterschreiben, die „vorstehenden Angaben nach bestem Wis-

sen gemacht" zu haben. In den Unterlagen der Oberfinanzdirektion ist auch genau festgehalten, was mit der Wohnung der Mandels nach deren Abtransport geschah. Im Auftrage der Geheimen Staatspolizei suchte den Vater am 24. Februar 1943 im Sammellager Große Hamburger Straße 26, in das er mit seiner Frau und der Tochter zuvor gebracht worden war, ein Gerichtsvollzieher auf. Zwei Tage bevor die Familie aus Berlin deportiert wurde, quittierte Josef Mandel dem Beamten die Einziehung seines Vermögens zugunsten des Deutschen Reiches. Simon Mandel erfährt durch die Unterlagen, daß noch Monate und Jahre nach der Ankunft und Ermordung seiner Angehörigen im Konzentrationslager Auschwitz die Berliner Verwaltung sich mit den Folgen beschäftigt: Wenige Tage nach dem Abtransport der Familie stellt das Rechnungsbüro der Berliner Kraft- und Licht (BEWAG)-Aktiengesellschaft dem Oberfinanzpräsidenten eine ausstehende Stromnachzahlung in Höhe von „21 RM inclusive 1,09 RM Zinsgutschrift" in Rechnung. Mit Datum vom 4. Juni 1943 registriert die Oberfinanzkasse Berlin die Rückzahlung der noch von Josef Mandel geleisteten Vorauszahlung in Höhe von 10,30 RM durch die Berliner Gaswerke. Am 31. August 1943 teilt das Hauptplanungsamt beim Oberbürgermeister der Reichshauptstadt Berlin dem Hausbesitzer Bruno Jänsch mit, daß solange die „Judenwohnung Mandel" in seinem Haus Weißenburger Straße 13 noch nicht geräumt ist, er auf Antrag den Mietausfall dem Oberfinanzpräsidenten in Rechnung stellen kann. Am 15. September 1943 geht daraufhin die Mietforderung des Besitzers beim Oberfinanzpräsidenten ein. Kurze Zeit später teilt das Hauptwirtschaftsamt beim Oberbügermeister Berlins der Vermögensverwertungsstelle beim Oberfinanzpräsidenten Berlin-Brandenburg mit, daß die Räumung der Wohnung am 10. Oktober 1943 erfolgt sei.

Am 20. März 1945 schließt die Vermögensverwertungsstelle des Oberfinanzpräsidenten die Akte der Familie Mandel. Zuvor zählen die Beamten die einzelnen Seiten und stellen einen Umfang von 39 Seiten fest. Außerdem wird noch ein Vermögensverzeichnis für statistische Zwecke angelegt. Handschriftlich findet sich auf der letzten Seite die Bilanz dieses Aktenvorgangs: Auf der Einnahmenseite steht die bereits erwähnte Vorauszahlung für die Gaswerke sowie der Erlös aus dem Verkauf des Wohnungsmobiliars in Höhe von 432 RM. Als Ausgaben zu Lasten der Finanzverwaltung werden die Mietzahlung an den Hausbesitzer in Höhe von 385 RM und die Abschlußrechnung der BEWAG vermerkt.

Unversehrt überdauert die mit der Deportation der Familie Mandel angelegte Akte den Krieg, bis sie neununddreißig Jahre später dem aus Israel angereisten Simon Mandel weitere Informationen über das Schicksal seiner Eltern und der Schwester vermittelt.

Wieder in Haifa, verspürt Simon Mandel nach diesem anstrengenden und intensiven Besuch in Berlin eine gewisse Erleichterung. Die häufig auftretenden Alpträume, in denen er seit Jahrzehnten immer und immer wieder die Weißenburger Straße vom Senefelderplatz heraufge-

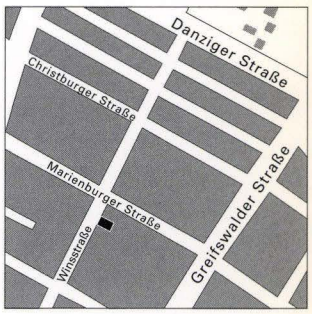
Herr und Frau Mandel vor ihrem Haus in Haifa, Israel, im Oktober 1994

gangen, vor dem Haus der elterlichen Wohnung stehengeblieben und plötzlich aus dem Schlaf erwacht war, lassen nach.
Erst im Jahre 1991 hatte Simon Mandel die Straße seiner Kindheit aufgesucht und feststellen müssen, daß große Teile der ehemaligen Weißenburger und heutigen Kollwitzstraße im Krieg zerstört worden waren. Auch das Haus Nummer 13 stand nicht mehr.
„Heute bin ich schon in Israel zu Hause, kann man sagen. In diesem Sinne hat mir der Besuch in Berlin gutgetan. Jetzt habe ich es etwas verarbeitet. Es hat lange gedauert. Nun bin ich bereits über siebzig Jahre alt. Es war in den vergangenen Jahrzehnten eine seelisch schwere Zeit, und ich hatte dadurch auch ständig Probleme mit meiner Gesundheit."

Regina Scheer

Totentanz

Martin Friedländer, Winsstraße 18



An einem frostigen Dezembertag des Jahres 1995 hatte sich auf dem Jüdischen Friedhof Berlin Weißensee eine ungewöhnlich große Gruppe von Menschen zu einer Trauerfeier eingefunden. Nicht alle, die gekommen waren, um dem drei Tage zuvor mit fünfundsiebzig Jahren gestorbenen Martin Friedländer die letzte Ehre zu erweisen, waren Juden. Die Plätze in der Trauerhalle reichten nicht aus, viele mußten stehen. Dabei waren einige Männer aus dem Geschlecht der Kochanim, wie das Gesetz es ihnen vorschreibt, gar nicht auf das Friedhofsgelände gekommen, sondern standen draußen vor dem Tor. Sie dürfen nur eigener Familienmitglieder wegen den Friedhof betreten, aber sie waren trotzdem gekommen, um ihren Freund und Glaubensbruder und seine Familie zu ehren. Stundenlang standen die alten Männer in dem eisigen Ostwind, bis der Rabbiner die Rede gehalten hatte, bis die Trauergemeinde, jeder einzeln, vor dem offenen Grab Abschied genommen hatte.
Der Verstorbene war nicht prominent gewesen, sein Beruf war der eines Versicherungsvertreters. Daß so viele um seinetwillen an diesem bitterkalten Tag gekommen waren, lag am Wesen Martin Friedländers, der ein trotziger, mutiger Mensch gewesen ist. Ein ehrlicher Mensch, geradlinig, unbequem. Der sagte, was er für richtig hielt, tat, was er tun mußte. Solche Menschen zu lieben ist schwer. Martin Friedländer wurde geliebt. Und geachtet. Und respektiert. Der Rabbiner sprach so, daß man die Lücke ahnte, die dieser Jude in der Berliner Gemeinde

Martin Friedländer, 1994

hinterläßt, und er wandte sich an die Kinder und Enkel des Verstorbenen, die nun, durch den Tod ihres Vaters und Großvaters ein Stück weiter gerückt waren in der Reihenfolge der Geschlechter. Daß der Martin Friedländer im biblischen Alter von fünfundsiebzig starb, keinen leichten Tod, gewiß nicht, ist wie ein Wunder.

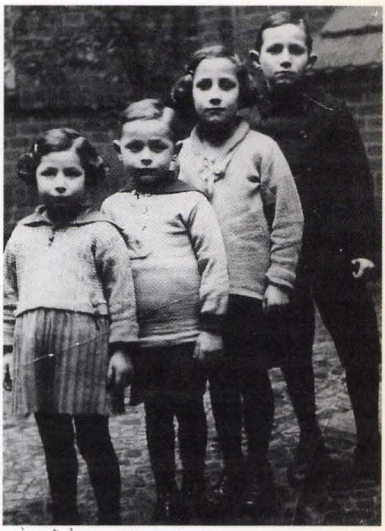
Er hat Auschwitz überlebt. Der Rabbiner sagte das, und er mußte es nicht erklären, schon gar nicht in diesem Kreis. Martin Friedländer war in den letzten Jahren in Schulen gegangen, zu Kindern, er hatte ihnen aus seinem Leben erzählt, damit nicht vergessen wird, was Auschwitz und Mauthausen und all diese Orte bedeuten, aber so vieles ließ sich nicht sagen. Den Kindern hat er von seiner Flucht erzählt, davon, wie er davongekommen ist. Von den Flugblättern hat er ihnen erzählt, die durch seine Hände gegangen sind, damit sie wissen, die Juden waren nicht wie Schafe, die sich zur Schlachtbank führen ließen. Aber das andere, das nicht Sagbare, hat er bei sich behalten. Das kennt nur seine Frau. Und im letzten Jahr vor seinem Tod hatte er sich entschlossen, bis an die Grenzen zu gehen. Er hat mir seine Lebensgeschichte erzählt, damit ich sie aufschreibe. Vorher ist er in meine Wohnung gekommen und hat sich umgesehen, er hat gelesen, was ich geschrieben habe und lange mit mir gesprochen, bevor er bereit war. Und dann haben wir uns oft in seiner Wohnung getroffen, und es zeigte sich, daß manche Worte ihm im Hals steckenblieben, daß es für manche Dinge keine Worte gibt und andere immer wieder erzählt werden mußten, immer wieder und doch nicht zu verstehen sind.

Bei der Schilderung seiner Kindheit wollte er sich nicht lange aufhalten. Das ist nicht wichtig im Vergleich zu dem, was später kam, sagte er mir oft.

Er kommt aus einer Familie deutscher Juden, die in Posen gelebt hatten, dann für Deutschland optierten und sich in Berlin ansiedelten. Der Vater Bernhard heiratete Maria, eine Polin, die aus Liebe zu ihrem Mann zum Judentum übertrat, sich Miriam nannte und ihm vier Kinder gebar. Der Sohn Konrad wurde 1914 geboren, die Tochter Ruth 1918, Martin 1920 und 1921 Margot. Die polnischen Großeltern wollten mit der jüdisch gewordenen Tochter und ihrer Familie nichts zu tun haben, Martin lernte sie gar nicht kennen. Die Eltern des Vaters waren sehr fromm, die kamen 1926 aus Posen und lebten in der Rankestraße in einer großen Wohnung, in der sich die Familie regelmäßig traf. Bernhard Friedländer war Einkäufer für Glas und Kristall im Warenhaus Wertheim, es ging der Familie gut. Sie wohnten in Wilmersdorf in der Prinzregentenstraße, gegenüber der Synagoge, in der Martin Bar Mizwa wurde. Die Verwandten, zu denen er am liebsten ging, waren der Bruder des Vaters, Onkel Leo Friedländer und dessen Frau, Tante Doris. Leo Friedländer war ein bekannter Arzt, Kommunist. Einige Jahre lang war seine Praxis am Bülowplatz und Martin hat manchmal gesehen, wie Verletzte zu seinem Onkel getragen wurden, die in Schlägereien vor dem Karl-Liebknecht-Haus geraten waren, manchmal hatten sie auch Schußwunden. Sein Onkel, Vorsitzender des Bundes Sozialistischer Ärzte, wurde noch im März 1933 Stadtverordne-

ter für die KPD, mußte aber bald darauf über Prag in die Sowjetunion fliehen. Der dreizehnjährige Martin half, Papiere aus der Wohnung des Onkels zu holen, die, so erinnerte er sich, heimlich in die sowjetische Botschaft gebracht werden mußten. In der Sowjetunion, aber das erfuhr Martin natürlich erst Jahrzehnte später, wurde sein Onkel Leo Friedländer 1937 verhaftet und erschossen, die Tante kam im Zwangsarbeiterlager Kolyma ums Leben. Die Eltern Martin Friedländers waren nicht politisch. Sie waren auch nicht besonders fromm, in die Synagoge gingen sie nur an Feiertagen, aber sie gingen. Sie besaßen ein Radio und manchmal saß die ganze Familie um den Apparat herum und hörte sich ein Konzert an, aber an solche Stunden erinnerte Martin Friedländer sich erst auf Nachfragen. Die Nazizeit, sagte er, hat alle guten Erinnerungen überdeckt. 1935 ging seine Schulzeit abrupt zu Ende. Der Mathematiklehrer, der auch Turnlehrer war, stand in der Turnhalle in SA-Uniform und referierte über den Knochenbau der Juden. Der sei marode und Juden seien grundsätzlich feige. Der fünfzehnjährige Martin, leider hatte er nur Turnschuhe an, trat ihm in den Hintern. Dabei war er kein Draufgänger, er konnte nicht anders, sagte er. Damit war seine Zeit als Schüler beendet. Der Vater war zwar nicht begeistert, aber er machte seinem Sohn auch keine Vorwürfe. Er arbeitete zu dieser Zeit schon nicht mehr als Einkäufer, sondern im Textilgeschäft seiner Schwester, bis es ihr weggenommen wurde. Dem Sohn Martin besorgte er eine Lehrstelle als Konfektionär. Von 1937 bis 1938 erhielt Martin eine Ausbildung bei Wolfgang und Simon Kalinowski, einem später „arisierten" Konfektionsgeschäft. Die bezahlten ihm Überstunden manchmal mit guten tschechischen Stoffen, die den englischen nicht nachstanden, da ließ er sich Anzüge nähen und war stolz darauf, daß er bald ein Dutzend eleganter Anzüge besaß.

1938 mußte die Familie die Wohnung in Wilmersdorf aufgeben und zog in den Prenzlauer Berg, in die Winsstraße 18. Sie waren nicht die einzigen Juden im Haus. Neben ihnen, im dritten Stock rechts, wohnte die Familie Cohn, deren Sohn Heinz 1938 Martins Schwester Ruth heiratete. 1939 wurde deren Tochter Recha geboren. Es war eine Liebesheirat, ganz unvernünftig in dieser Zeit, denn nach den Nürnberger Gesetzen war Ruth, ebenso wie ihre Geschwister, nur halbjüdisch. Die Mutter Miriam war ja nicht als Jüdin geboren und obwohl sie stolz an dem selbstgewählten Glauben festhielt, zählte für die Nazis doch die sogenannte Rasse, sie galt als „Arierin". Durch ihre Heirat mit einem sogenannten Volljuden galt nun auch Ruth wieder als Volljüdin. Der Bruder Konrad hatte eine nichtjüdische Freundin, Hilde, bei der hielt er sich auf und so konnte Martin ein eigenes Zimmer in der Wohnung seiner Eltern bewohnen, das einen separaten Ausgang zum Hausflur hatte. Diese separate Tür war ihm wichtig, denn er begann trotz aller Verbundenheit mit der Familie früh, seine eigenen Wege zu gehen. Er traf sich mit Kameraden in der jüdischen Sportgemeinschaft ISJ, ihr Sportplatz war im Grunewald, in der Herbartstraße trainierten sie. Manchmal ging Martin zu Veranstaltungen des Kulturbunds, ging in Cafés und Tanzlokale, hatte Freundinnen. Es war wie ein Tanz auf dem



Die Friedländer-Kinder Konrad, Ruth, Martin und Margot, Mitte der zwanziger Jahre

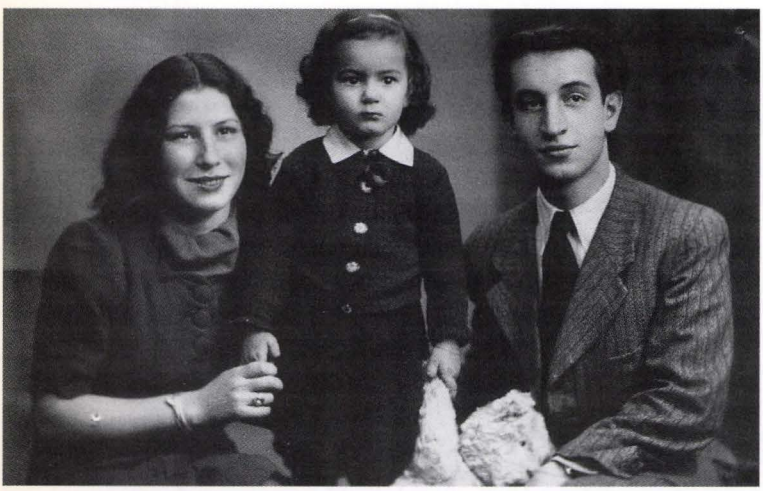
Hochzeitsfoto von Ruth Friedländer und Heinz Cohn, 20. 10. 1938

Vulkan, sagte er über diese Zeit. Ein besonders hübsches Mädchen, das er manchmal in einer großen Wilmersdorfer Wohnung bei Partys traf, hieß Stella Goldschlag. Die Wohnung hatte einen Hängeboden, der war mit Matratzen ausgelegt, auf die man sich pärchenweise zurückziehen konnte. Sie lebten das Leben, als wäre es morgen vorbei, atemlos, gierig. Bis 1941 war Martin in einem Modegeschäft in der Budapester Straße eine Art Laufbursche, dort war er beliebt bei den Kollegen und beliebt bei den Kunden. Bei der Einstellung hatte Martin dem Chef gesagt, daß er Jude sei, dem war das egal. Bei ihm ließen Prominente sich Hüte anfertigen. Einmal mußte Martin nach Dahlem zu der Frau und der Tochter von Ribbentrop fahren, ihnen Hüte liefern. Da war es ihm eine Genugtuung, Guten Tag zu sagen statt Heil Hitler. Aber 1941 bekam der Chef Ärger mit dem Arbeitsamt und mußte Martin entlassen. Er wurde zur Zwangsarbeit eingeteilt, mußte in Hennigsdorf Schienen verlegen. Zu dieser Zeit war es für eine Ausreise längst zu spät. Ein großer Teil der Familie Friedländer war nach Holland ausgewandert. Martin und sein Bruder Konrad hatten eine Zeitlang die Hoffnung, nach Amerika zu kommen, weil ein entfernter Onkel in Chicago für sie gebürgt hatte. Aber sie hatten sich zu spät angemeldet, es gab keine Chance. Martin versuchte, über die Jugend-Alija außer Landes zu kommen, er war bereit, in ein Hachscharalager zu gehen, aber dafür war er zu alt. An seinem einundzwanzigsten Geburtstag, dem 20. Januar 1941, begann seine Zwangsarbeit bei Siemens-Schukkert in Lichtenberg. Vorher hatte er noch bei der Müllabfuhr gearbeitet und dann wieder beim Schienenbau in Neukölln. Auch er mußte den Stern tragen. Als er das erste Mal mit diesem gelben Fleck auf der Brust zur Arbeit ging, guckte er den Leuten genau ins Gesicht. Die meisten sahen betreten zur Seite. In der Winsstraße, wo er wohnte, waren die Nachbarn freundlich zu den Familien Friedländer und Cohn. Zwar lehnten sie sich nicht gegen die Verordnungen der Nazis auf, aber die meisten behandelten die jüdischen Nachbarn nicht anders als vorher. Nur vor der Hauswartsfrau, der Nazi-Rieke, mußten sie sich in acht nehmen.

Martin und seine Freunde sprachen oft darüber, was sie gegen ihre Lage tun könnten. Einer hieß Heinz Joachim, der schlug Martin einmal im Café Dobrin vor, in eine Wohnung am Baltenplatz zu kommen, da würden sich ein paar Leute treffen. Martin, der dachte, es handele sich um ein harmloses Tanzvergnügen, einen Ringelpietz, wie man damals sagte, ging hin. Da saßen junge Juden, Mädchen und Jungen, sangen zur Gitarre. Kommunistische Lieder. Martin verließ sofort die Wohnung. Das war ihm zu gefährlich. Ein paar Monate später hörte er von der Verhaftung Heinz Joachims, einer von dessen vier Brüdern erzählte ihm, daß blutverschmierte Kleidung bei der Mutter abgegeben wurde. Am 18. August 1942 wurde der dreiundzwanzigjährige Heinz Joachim als Mitglied der Widerstandsgruppe um Herbert Baum hingerichtet, am 4. März 1943 seine einundzwanzigjährige Frau Marianne. Es war nicht nur Angst, daß Martin Friedländer dem Kontakt zu diesen jungen Leuten ausgewichen war. Seit 1939 gehörte er selbst

einer Widerstandsgruppe an. Der sie leitete, nannte sich Erwin, er war etwa vierzig Jahre alt und hatte noch 1934 eine konspirative Ausbildung in Moskau erhalten. Er war Mitglied der Kommunistischen Partei, hatte aber nach dem Hitler-Stalin-Pakt das Vertrauen in seine Genossen verloren. Er war „abgehängt" worden, wollte aber seine illegale Arbeit gegen die Nationalsozialisten fortsetzen. Wie es dazu kam, erinnerte sich Martin Friedländer Jahrzehnte später nicht mehr, aber eines Tages im Herbst 1939 saß dieser Erwin mit ein paar jungen Leuten aus Martins Freundeskreis in dem kleinen Zimmer in der Winsstraße 18 mit dem separaten Ausgang. Erwin erzählte den Jungen, daß man etwas gegen die Nazis tun müsse. Das mußte er ihnen nicht begründen. Aber was konnte man machen? Woher die Flugblätter kamen, die Martin von nun an etwa dreimal im Jahr zur Verteilung bekam, wußte er nicht. Es war abgemacht, daß man ihn anrief – Familie Friedländer besaß ein Telefon, das auf den Namen der „arischen" Mutter angemeldet war – und eine verabredete Parole nannte. Meistens sagte der Anrufer, er habe Zigaretten und wolle sich mit Martin im Billard-Saal treffen. Das war im Café Wien. Da trafen sich Martin und seine Freunde, die bis auf einen nicht jüdisch waren. Erwin war nie dort. Sie waren insgesamt drei Dreiergruppen. Im Billard-Saal des Café Wien besprachen sie, wer wann Schicht hätte und verabredeten sich. Erwin selbst sah Martin noch einige Male auf der Straße, wahrscheinlich wohnte er auch in Prenzlauer Berg. Sie taten so, als würden sie sich nicht kennen. Martin ging nach den Treffen im Café Wien jedesmal in die Marienburger Straße, da gab es neben der Post eine Kellerwerkstatt, in der ein alter Mann Fahrräder reparierte. Noch heute sieht man die Tür, nur ist da keine Werkstatt mehr. Wenn sie allein im Laden waren, nannte Martin die Parole, und der Alte legte ihm wortlos ein paar Bündel Flugblätter hin. Bei dem einzigen Treffen in Martins Zimmer war abgesprochen worden, wer für welche Stadtteile verantwortlich war. Hennigsdorf im Norden Berlins blieb übrig. Martin kannte sich da überhaupt nicht aus, aber weil er da zum Arbeitseinsatz gewesen war, wurde ihm Hennigsdorf zugeteilt. Martin ging mit den Bündeln in der Tasche zum Bahnhof Prenzlauer Allee, fuhr von dort bis Gesundbrunnen. Er hatte zehn Stunden Arbeit an der Maschine bei Siemens hinter sich. Der Zug nach Hennigsdorf stand dann schon im Bahnhof Gesundbrunnen, auf den Bänken des Bahnhofs saßen weit auseinander zwei seiner Kameraden. Wenn der Bahnhof verdunkelt war, war es leicht, die Päckchen zu übergeben. Eines behielt Martin, sie setzten sich dann getrennt voneinander in den Zug. In Hennigsdorf kamen sie pünktlich vor Schichtwechel im Stahlwerk an, um zweiundzwanzig Uhr. Sie mußten aufpassen, daß sie nicht vom Wachschutz erwischt wurden, der war mit Hunden unterwegs. Martin, der ein guter Sportler war, kletterte über die Mauern ins Werkgelände und legte die Flugblätter da ab, wo die Arbeiter sie finden mußten. Dann zurück über die Mauern, aber nicht zum S-Bahnhof, das hatte Erwin ihnen eingeschärft. Zu Fuß liefen sie durch die Nacht bis zum U-Bahnhof Ruhleben. Auf die gleiche Weise wurden in der jeweils sel-

ben Nacht von den anderen Dreiergruppen Flugblätter zu Borsig nach Tegel gebracht, nach Reinickendorf. Diese Gruppe war wahrscheinlich Teil eines größeren Widerstandsnetzes, die Zusammenhänge hat Martin nie erfahren. 1943 wurde Erwin eingezogen, und damit hörte die Gruppe auf zu existieren. Nach dem Krieg hat Martin nur noch einen der Kameraden getroffen. Erwin soll den Krieg überlebt haben, aber von den Russen in Karlshorst verhaftet worden sein. Martin war 1943 froh, daß er nicht mehr aufgefordert wurde, Flugblätter abzuholen. 1939, als diese Arbeit begann, war ihm die Gefahr noch nicht so bewußt. Da fühlte er sich dem mörderischen System noch gewachsen, spürte genügend Wut und Kraft in sich, um zu wiederstehen. Aber spätestens seit Heinz Joachims Tod ließ ihn eine Vision nicht los, von der er noch bis an sein Lebensende manchmal sprach:
Der Delinquent erlebt seine eigene Enthauptung bewußt mit, im abgeschlagenen Kopf leben noch Gedanken und Gefühle. Wenn ich ihm widersprach, fragte er mich, woher ich davon wüßte.
Eigentlich hatte er schon 1941 oder 1942 den Kontakt zu Erwins Gruppe abbrechen wollen. Die Lage für die Juden war immer schlimmer geworden. Auch seine Schwester Margot hatte aller Berechnung zum Trotz einen Volljuden geheiratet, den Elektromechaniker Günter Benjamin aus der Katzbachstraße. Auch sie verlor damit das letzte bißchen Schutz als Geltungsjüdin. Mit ihrem Mann lebte sie bei Friedländers in der Winsstraße. Ruth, die mit ihrem Mann, seinen Eltern und der kleinen Recha im selben Haus lebte, hätte ihr Kind längst nicht mehr satt bekommen, wenn Martin nicht schon seit langem gute Kontakte zum Schwarzen Markt gepflegt hätte.



Margot und Günther Benjamin mit der Nichte Recha Cohn, um 1942

Angefangen hatte das Ende 1940. Martin saß am 29. Dezember im Uhlandeck. Er ging trotz aller Verbote nach wie vor in Cafés. Immer noch besaß er seine eleganten maßgeschneiderten Anzüge und wenn er da saß, fühlte er sich für kurze Zeit nicht wie ein verachteter Zwangsarbeiter, sondern wie ein normaler junger Mann, vielleicht wie ein Soldat auf Urlaub. Mit zwei solchen Soldaten kam er an diesem

29. Dezember 1940 ins Gespräch, und die fragten ihn, wo sie fünfzehn Flaschen Hennessy und fünfzehn Flaschen Likör loswerden könnten, die sie aus Frankreich mitgebracht hätten. Für die Flasche wollten sie zwei Mark fünfzig haben. Schon in Friedenszeiten kostete eine Flasche Hennessy im Feinkostgeschäft Hamacher an der Grolmanstraße um die zwanzig Mark. Bis zum nächsten Tag besorgte Martin das Geld, dann trafen sie sich am Bahnhof Friedrichstraße, Martin kam mit zwei Koffern. Hinter der Wehrmachtsbaracke luden sie die dreißig Flaschen schnell um. Martin kaufte den Soldaten noch ihre beiden Urlauber-Lebensmittelkarten ab, jede für dreißig Mark. Die Flaschen wurde er reißend los, und damit begann seine Karriere als Schwarzhändler, die der Familie ein gutes Überleben sicherte. Er hielt sich an Soldaten auf Urlaub, die brachten immer etwas mit. Einmal brachte einer aus Jugoslawien zehntausend Zigaretten mit, die kaufte Martin für zweitausend Mark und verkaufte sie mit tausend Mark Gewinn weiter. Natürlich war das alles für ihn als „jüdisch Versippten" doppelt gefährlich. Aber er fühlte sich verantwortlich für die große Familie, für die Schwestern, die Nichte, seine Eltern.

Bei Siemens in der Judenabteilung hatte er ein Mädchen kennengelernt, Brigitte Holländer. Die war blond und sah der Stella ähnlich, diesem schönen Mädchen mit den kalten Augen, das Martin vor ein paar Jahren bei wilden Partys kennengelernt hatte. Die Stella wurde um 1942 „Greiferin", das heißt, sie erklärte sich bereit, mit der Gestapo zusammenzuarbeiten und versteckte Juden aufzuspüren. Ende 1941 hatten die Deportationen aus Berlin begonnen. Martin wußte, zu welcher Aufgabe sich die Stella hergegeben hatte, er zog sich ganz aus ihrem Kreis zurück. Im Haus in der Winsstraße wohnte auch solch ein „Greifer". Er hieß Herbert Eisner und war mit Frau und Sohn bei Cohns einquartiert worden, die ihnen ein Zimmer abgeben mußten. Martin ging denen aus dem Weg. Aber eines Nachts, es muß 1942 gewesen sein, als er von einer Flugblattaktion zurückkam, stand der halbwüchsige Sohn der Eisners im Hausflur und schien ihn zu erwarten. Martin wollte an ihm vorbei, plötzlich fragte der: „Was hast du eigentlich mit den Flugblättern gemacht?" Völlig überrumpelt fragte Martin zurück: „Woher weißt du davon?" Im selben Moment hätte er sich die Zunge abbeißen mögen, aber es war heraus. Eisner grinste und sagte nichts weiter. Martin hat nie erfahren, woher der von den Flugblättern wußte. Aber da nichts passierte, ließ er die Sache auf sich beruhen. Ein- oder zweimal hat er danach sogar noch Flugblätter abgeholt und weggebracht, obwohl er immer mehr Angst spürte. Zu viel stand auf dem Spiel. Anfang 1942 kam seine Freundin Brigitte Holländer völlig verängstigt zu ihm und erzählte, sie und ihre Eltern hätten die Aufforderung bekommen, sich in der Sammelstelle zur Deportation zu melden. Sie und ihre Mutter hätten eine Möglichkeit zur Flucht über die Grenze nach Belgien, das koste aber Geld, ihnen fehlten achthundert Mark. Da hatte Martin gerade das Geschäft mit den Zigaretten aus Jugoslawien gemacht, seinen Gewinn gab er den Holländers. Er versuchte, Brigitte zu überreden, in Berlin zu bleiben, bei ihm in seinem

Zimmer. Wenn die Gestapo käme, so dachte er, würde sie über den Haupteingang in die Wohnung kommen und Brigitte könnte immer noch aus der separaten Tür verschwinden. Natürlich war das eine Illusion, und Brigitte wollte auch mit ihren Eltern zusammenbleiben. Zu seiner Erleichterung – und zu seinem Schrecken, denn es war gefährlich für ihn – bekam Martin dann eine Karte aus Belgien. Die Flucht war geglückt. Aber im Mai marschierten die Deutschen auch in Belgien ein, er hat nie wieder etwas von der Familie Holländer gehört.

Auch Martin selbst dachte an Flucht. Er hatte Geld und besaß sogar gefälschte Schweizer Papiere. Manchmal träumte er davon, in die Schweiz zu entkommen und von der Schweiz nach Frankreich ins unbesetzte Gebiet und von dort nach Palästina, um in der englischen Armee gegen die Nazis zu kämpfen. Aber seine Familie wäre hilflos gewesen ohne ihn. Er hing sehr an seinen Schwestern, und durch seine Schwarzmarktgeschäfte neben den zwölf Stunden Zwangsarbeit bei Siemens fehlte es ihnen an nichts. Es war ein Totentanz, sagte er auf diese Zeit zurückblickend, in der er trotz allem feierte, tanzte, das Leben genoß.

Von der großen Razzia am 27. Februar 1943, der „Fabrik-Aktion", hatte er schon vorher gehört. Ein Angestellter der Gemeinde hatte ihn gewarnt. Martin fühlte sich immer noch relativ geschützt, schließlich war er nicht der Sohn einer Jüdin in den Augen der Nazis. Und auch der Vater war durch seine „Mischehe" vorerst geschützt. Ebenso Bruder Konrad, der in Charlottenburg bei seiner Hilde wohnte, aber auch Zwangsarbeit leisten mußte. Aber die Schwestern mit ihren jüdischen Männern waren schutzlos. Martin beschwor sie, sich zu verstecken. Margot war schwanger und von der Zwangsarbeit befreit. Aber ihr Mann Günter, der auch bei Siemens arbeitete, ging trotz der Warnung seines Schwagers am 27. Februar 1943 zur Arbeit. Abends kam ein nichtjüdischer Lehrling und brachte einen Zettel von Günter, den der noch schreiben konnte, bevor er mit den anderen verladen wurde. Er bat Martin, sich um Margot und das ungeborene Kind zu kümmern. Noch in der Nacht zum 28. Februar brachte Martin seine Schwester Margot zu einer Frau am Königstor, die bereit war, die hochschwangere junge Frau gegen Bezahlung bei sich zu verbergen. Als er wieder zu Hause war, hörte er, wie ein LKW vor dem Haus hielt, Stiefel polterten die Treppe hoch. Die Männer klingelten, und als sie die Wohnung betraten, verließ Martin sein Zimmer durch den separaten Ausgang und wartete eine halbe Treppe höher, bis sie wieder weg waren, wie er es sich immer vorgestellt hatte. Er wollte auch illegal leben, aber als er erfuhr, daß die „arisch versippten Geltungsjuden" wieder entlassen würden, meldete er sich freiwillig in der Großen Hamburger Straße und wurde auch entlassen. Nun begannen die letzten Monate seines Tanzes auf dem Vulkan. Martins Haß auf die Nazis war größer als seine Angst. Stärker als die Angst war auch die Notwendigkeit, für die Familienangehörigen zu sorgen. Seine Geschäfte wurden immer tollkühner. Auch seine Schwester Ruth mit ihrem Mann Heinz Cohn und Recha lebte als „U-Boot", wie die versteckten Juden sich selbst

nannten. Sie hatten Unterschlupf bei einer Frau Grete Geppert in der Neuen Schönhauser Straße gefunden. Martin brachte Lebensmittel und Kleidung zu ihnen, er versorgte auch seine schwangere Schwester am Königstor. Die Witwe, bei der sie untergebracht war, bekam Angst, je näher die Entbindung heranrückte. Margot könne unmöglich das Kind in ihrer Wohnung bekommen, sagte sie. Martin wußte kein anderes Versteck, also holte er seine Schwester heimlich wieder in die Winsstraße 18. Am 2. Mai 1943 kam Margot Benjamin, geborene Friedländer, dort in der Wohnung ihrer Eltern nieder. Das Kind war ein Mädchen, sie nannte es Ilona. Ihre Mutter Miriam leistete ihr Hebammendienste, unterstützt von Martin, der vor Aufregung nicht einmal mitbekam, ob da ein Junge oder ein Mädchen geboren wurde. Zu dieser Zeit war der Vater des Kindes, Günter Benjamin, der nach Auschwitz gekommen war, vielleicht schon tot. Sie haben es nie genau erfahren. Ilona war wohl das einzige Kind, das in Prenzlauer Berg während der Nazizeit von einer Jüdin im Untergrund geboren wurde. Sie schrie kaum. Sie konnte nie an die Sonne gestellt werden. Aber auf die Dauer ließ sich die Anwesenheit eines so kleinen Kindes in einem Mietshaus nicht verbergen, zumal nebenan noch die schnüffelnden Eisners wohnten. Die sagten nichts, aber die sogenannte Nazi-Rieke fragte die Nachbarn, ob sie nicht aus Friedländers Wohnung Babygeschrei gehört hätten. Keiner wollte etwas bemerkt haben. Aber die Gemüsefrau gab ihnen extra was und eine Nachbarstochter, die als Apothekenhelferin arbeitete, brachte Babynahrung im Glas mit. Die war sogar im Bund Deutscher Mädel, dem BDM, dennoch kam sie zu Friedländers hoch, um mit Margots Kind zu spielen. Martin war beliebt im Haus, bei Fliegeralarm hielt er auf dem Dachboden Brandwache.

Martin Friedländer, 1942

Am 2. November 1943 nachts gegen dreiundzwanzig Uhr klingelte die Gestapo bei Friedländers. Martin war zu Hause. Es waren zwei Männer, bei ihnen war die Stella, die blonde Greiferin, die Martin ja gut kannte. Sie fragten ganz gezielt nach Margot Benjamin, die wie betäubt mitging. Das schlafende Kind ließen sie in seiner Wiege, man sollte es am nächsten Tag in die Große Hamburger Straße bringen. Stella bemerkte hämisch, daß zur selben Zeit Ralf Isaaksohn, ihr Ehemann, der auch ein berüchtigter Greifer war, in der Neuen Schönhauser Straße die Cohns aus ihrem Versteck holen würde. Martin ließen sie in Ruhe, auch den Vater. Beide hatten ja den Schutz durch die Mutter, die denen nicht als Jüdin galt. Stundenlang berieten Martin Friedländer und seine Eltern, wie sie das Kind retten könnten. Aber Margot hatte gesagt, daß sie ihre Tochter bei sich haben wollte. Und hätte Miriam Friedländer ihr Enkelkind nicht abgeliefert, hätte sie sich strafbar gemacht und Mann und Söhne ausgeliefert. Und die schon verhafteten Mitglieder der Familie hätten dies büßen müssen. Irgendeinen irrwitzigen Funken Hoffnung hatte man trotz allem noch immer. Am 3. November 1943 brachte Miriam Friedländer ihr sechs Monate altes Enkelkind Ilona in die Große Hamburger Straße, zur Sammelstelle der Gestapo. Martin ging mit ihr. Dort residierte Oberscharführer Heinz Dobberke. Martin drang zu ihm vor, versuchte, seine Schwestern,

Heinz Cohn und die Nichten freizureden. Natürlich vergeblich. Dobberke schickte ihn weg. Als Martin dessen Büro verließ, sah er Stella, den Isaaksohn und Herbert Eisner aus der Winsstraße 18 im Gespräch stehen. Er hörte, wie sie Adressen austauschten und einen Streifzug verabredeten. Herbert Eisner wollte mit der S-Bahn fahren. Martin, der annahm, daß der Verrat seiner Schwestern durch diesen Mann geschehen war, lauerte ihm auf dem Bahnhof Börse auf. Möglicherweise war es Wahnsinn und völlig sinnlos, aber Martin konnte nicht anders. Er stürzte sich auf den Greifer und schlug ihn zusammen. Dabei trug er den gelben Stern, Eisner trug keinen. Natürlich wurde er überwältigt, Polizisten brachten ihn in Knebelketten zurück in die Große Hamburger. Er bekam noch mit, daß der Eisner ins Jüdische Krankenhaus gebracht wurde. Martin wurde Dobberke vorgeführt. Den schien der Vorgang nicht weiter zu beschäftigen. Es sei ihm egal, ob ein Jude den anderen totschlägt, erklärte er und ließ Martin die Fesseln abnehmen. Er war frei, konnte nach Hause gehen. Als er dort ankam, noch völlig aufgewühlt durch das alles, mitgenommen durch die Schlägerei, wartete da schon die Gestapo. Es ging nicht um die Schlägerei. Es ging, das bekam Martin schnell mit, um die Flugblätter. Eisners Sohn hatte gesagt, was er wußte. Das war eigentlich nichts, aber es genügte. Fünf Wochen lang wurde Martin Friedländer im Gestapogefängnis Burgstraße festgehalten. Schläge, Foltern, Verhöre. Nachts lag er im Keller, angekettet wie ein Hund, neben sich Halbtote. Sie schlugen ihm fast ein Auge aus, später erblindete es, sein Körper war grün und blau. Martin blieb dabei, nichts von Flugblättern zu wissen, alles sei eine Erfindung des jungen Eisner aus Rache. Irgendwann gaben die Gestapoleute auf, vielleicht glaubten sie ihm.

Am 8. Dezember 1944 wurde Martin Friedländer ins Polizeigefängnis am Alexanderplatz eingeliefert. Er kam in eine Zelle, die Geiselzelle genannt wurde. In ihr waren acht oder zehn Juden, außer Martin hatten sie alle bekannte Namen. Unter ihnen waren Bankdirektoren, Ärzte, Professoren. Dr. Hans Landshut, ein Arzt aus der Bötzowstraße, der hier einsaß, weil er mitgeholfen hatte, einen aus der Sowjetunion kommenden Fallschirmspringer zu verstecken, untersuchte Martin und stellte eine schwere Gehirnerschütterung fest. Landshut klopfte an die Tür, bis der Schließer kam. Der Arzt verlangte, daß der neu eingelieferte Häftling aufs Krankenrevier kommen müßte. Der Wärter holte alle anderen Wärter aus dem zweiten Stock zusammen, und sie berieten. Sie waren unschlüssig. Bis einer schließlich sagte: „So viel Aufwand um einen Juden. Soll er doch verrecken." Und schon widersprach keiner. Die Wärter erschienen erleichtert, daß ihnen die Entscheidung abgenommen war. Martin Friedländer hat das ganz genau beobachtet, und Jahrzehnte später sagte er mir bitter: „In Deutschland haben sich alle immer gefügt. Aus Angst." So gut es ging, wurde Martin von seinen Mitgefangenen gepflegt. Als in der Zelle Typhus ausbrach, blieb Martin verschont. Ein alter Professor starb daran. Abends lagen die Männer wach, warteten auf Fliegerangriffe und erzählten einander aus ihren Fachgebieten, manche hielten regelrechte Vorlesungen. In dieser Zelle

Lohnsteuerkarte 1944/46 Reichshauptstadt Berlin
Finanzamt Greifswalder Straße
Berlin N 54, Schönhauser Allee 10/11
ausgestellt vom
Verwaltungsbezirk Prenzlauer Berg
Steueramt, Abt. A
Berlin NO 55, Prenzlauer Allee 63, Haus 5b
Bezirk u. Nummer 123
Familienname und Vorname Friedländer Martin Israel, geb. am 20.1.20
Stand, Beruf Bauarbeiter
Wohnsitz Wohnung Berlin N.O.55
Winsstrasse 18
Berlin
(Geburtsort, Kreis, Amt)
Deutsches Reich
(Staatsangehörigkeit)
(Volkszugehörigkeit)
I. Steuergruppe und Familienstand
a) Steuergruppe
b) Ledig, verheiratet, verwitwet oder geschieden
c) Kinderermäßig. f. minderjähr. haushaltszugeh. Personen
II. Sozialausgleichsabgabepflichtig (ja oder nein)
Glaubensbekenntnis
a) des Arbeitnehmers
Zahlen in Buchstaben
Reichshauptstadt

Mit Hilfe dieser Lohnsteuerkarte versuchte Martin Friedländer in den fünfziger Jahren vergeblich, den ihm zustehenden Lohn für die Zwangsarbeit bei der Firma Siemens einzuklagen

lag auch Philipp Auerbach, der 1952 in der Bundesrepublik Selbstmord verübte, weil man ihm Unterschlagung von Wiedergutmachungsgeldern vorgeworfen hatte. Martin Friedländer, der Philipp Auerbach in den fünf Monaten am Alexanderplatz kennengelernt hatte, wie man einen Menschen nur kennenlernen kann, der ihn später auch in Auschwitz traf, glaubte nie an diese Vorwürfe. Er glaubte, daß Nazis den prominenten Juden mit ihren Vorwürfen in den Tod getrieben haben. Hans Landshut, der Arzt, dem er so viel verdankt, wurde Ende 1944 im Konzentrationslager Sachsenhausen erschossen. Von den anderen Mitgefangenen aus der Geiselzelle hat Martin Friedländer nie wieder etwas gehört. In den Monaten dort erholte er sich etwas, sein rechtes Auge allerdings erblindete. Seine Mutter konnte ihm freitags frische Wäsche bringen, einmal sah er sie auch zufällig für einen kurzen Moment. Sie nahm seinen blutverschmierten Anzug mit, brachte ihm einen anderen und später den gereinigten wieder. Nun hatte er neben dem, den er trug, noch einen Anzug im Gepäck. Ende März sollte Martin Friedländer auf Transport gehen. Er wußte nicht, wohin. Aber er wußte, was Auschwitz bedeutet. Das hatte ihm schon einer aus Erwins Gruppe gesagt, damals hatte Martin ihm nicht glauben können. Inzwischen hielt er alles für möglich und versuchte, seinen Abtransport zu verzögern. Er wollte den Eindruck erwecken, Flecktyphus zu haben, damit er ins Jüdische Krankenhaus käme. Um Fieber zu bekommen, legte er sich unter das bei einem Fliegerangriff geborstene Fenster, ohne Decke. Aber er blieb gesund. Anfang April 1944 wurde er mit einer grünen Minna zum Schlesischen Bahnhof gefahren, von dort kam er mit einem Gefangenentransport nach Posen ins Gefängnis. Von Posen ging es nach einer Nacht weiter nach Warschau und von dort nach Krakau. Von dort sollte es nach Auschwitz gehen. Auf dem Transport vom Krakower Gefängnis nach Auschwitz setzte sich ein Polizeibeamter zu Martin Friedländer in die Zelle und fragte ihn nach dem Anzug in seinem Gepäck. Er habe einen Sohn, der sei ebenso groß wie

Martin. Und er würde doch in Auschwitz den Anzug nicht brauchen. Und ein Danach gäbe es nicht. Auf der anderen Seite des schmalen Gangs lag ein junges Mädchen in der Einzelzelle. Martin hatte ihr einmal zuwinken können, als die Zellen für einen Moment aufgeschlossen waren. Er sagte dem Beamten, wenn er ihn mit dem Mädchen zusammenließe, würde er ihm den Anzug geben. Dann standen sie beide auf dem Gang, der Jude auf dem Weg nach Auschwitz und das Mädchen, das wegen Arbeitsbummelei in ein Arbeitslager kommen sollte.

Auf dem Bahnhof Auschwitz holte ein SS-Mann Martin ab, der Polizeibeamte ließ sich den Schutzhäftling Friedländer quittieren, dann liefen Martin und sein bewaffneter Bewacher bis zum Lagertor. Dort stand Martin eine Dreiviertelstunde.

Es war der 8. April 1944. An ihm wurden Frauen vorbeigeführt, aus Block 10, wie er erfuhr. Unter ihnen erkannte er Ruth Dattel, die beste Freundin seiner Schwester Ruth Cohn, die mit ihr zusammen deportiert worden war. An der Hand Ruth Dattels sah er deren kleinen Sohn Peter. Da glaubte er, auch seine Schwester und die inzwischen fünfjährige Recha könnten noch leben ... Später erfuhr er, daß der Block 10 der Block war, an dessen Insassen Dr. Clauberg medizinische Versuche verübte. Es gelang ihm bald darauf, Ruth Dattel zu sprechen, und er erfuhr, daß sie tatsächlich zusammen mit den Cohns auf der Rampe angekommen war. Aber Martins Schwester Ruth und die kleine Recha wurden auf die andere Seite gewinkt, und Heinz Cohn ging freiwillig mit Frau und Kind. Ins Gas.

Am zweiten Tag nach seiner Ankunft in Auschwitz bedeutete ihm ein Mithäftling, er solle mal mitkommen, man wolle ihn was fragen. Martin wurde zu einem politischen Häftling geführt, einem Kapo, der ihm, das merkte er gleich, auf den Zahn fühlte. Wieso er als Jude politischer Schutzhäftling sei. Ob er verwandt sei mit dem Genossen Leo Friedländer aus Berlin. Das war ja Martins Onkel, der längst, aber das wußten wohl weder Martin noch der andere, in der Sowjetunion erschossen worden war. Unter Berliner Kommunisten war Leo Friedländer sehr bekannt gewesen. Martin spürte das Interesse des anderen, als er sich zu der Verwandtschaft bekannte, und er spürte, wie dieses Interesse plötzlich in Kälte umschlug, als er sich von den Kommunisten distanzierte und seine Nähe zu den Sozialdemokraten betonte. Er kehrte in seinen Block zurück. Zu der Organisation der politischen Häftlinge, wenn es so etwas gab, fand er keinen Kontakt mehr. Aber er spürte nach einigen Tagen, daß es auch unter den jüdischen Häftlingen einen Verbund gab und versuchte, über einen Bettnachbarn dahin Kontakt zu bekommen. Der gab ihm direkt zu verstehen, daß die jüdischen organisierten Häftlinge Martin für einen Spitzel hielten, weil er als Jude mit einem Einzeltransport gekommen sei und einen roten Winkel trug.

Über diese Zeit im Stammlager von Auschwitz und über die Lager, die dann kamen, konnte Martin Friedländer nie zusammenhängend erzählen. Bilder verdrängten einander, Schmerz, körperlicher und seelischer, brach bei der Erinnerung wieder auf.

Konzentrationslager Auschwitz

Er hat die Kinder vor der Gaskammer stehen sehen, und er sah sie bis an sein Lebensende.

Er hat dreimal – dreimal! – über dem Bock gelegen und jeweils fünfundzwanzig Schläge erduldet. Und überlebt. Schon in den ersten zwei Wochen mußten die Männer vom Block II, in dem auch Martin Friedländer lag, in der Sanitätsbaracke antreten und bekamen eine Injektion. Vorbeugend gegen irgendeine Seuche, glaubte er. Sie wurden mit Malariabakterien geimpft, und Zeit seines Lebens hatte er mit Malariaanfällen zu kämpfen. Zeit seines Lebens mußte er arroganten oder unwissenden oder ungläubigen Ärzten erklären, was es mit diesen Anfällen auf sich hatte. Auch bei manchen unserer Begegnungen griff er zu amtlichen Papieren, Bestätigungen, Gutachten, Kopien von Transportlisten und ähnlichen Dokumenten, als würde ich ihm sonst seine Geschichte nicht glauben können, als könnte er sie selbst nicht glauben. Einmal las er mir vor, was das Deutsche Rote Kreuz in den Nachkriegsjahren über seine Verwandten ermittelt hatte: „Herr Willi Friedländer ist am 26. Mai 1943 in Holland verhaftet worden und am ersten Juni 1943 ins Konzentrationslager verbracht worden. Er gilt als verstorben am 4. Juni 1943. Frau Klara Friedländer, geborene van der Haak, ist am 26. Mai 1943 in Holland verhaftet und am ersten Juni 1943 deportiert worden. Sie gilt als verstorben am 4. Juni 1943. Herr Manfred Friedländer ist am 14. Juli 1942 in Holland verhaftet und am 15. Juli 1942 nach Auschwitz transportiert worden. Er gilt als verstorben am 30. September 1942. Herr Arno Friedländer ist am 20. Juni 1943 verhaftet worden. Er gilt als verstorben am 9. Juli 1943. Frau Erna Zwirn, geborene Friedländer, ist am 3. Juli 1943 in Holland verhaftet und am 6. Juli 1943 . . .“ Das waren nur diejenigen Verwandten, die nach Holland emigriert waren. Aber auch die anderen, die zwei Schwestern seines Vaters mit ihren Familien, die Cohns, sein Schwager Benjamin – niemand von ihnen hat überlebt.

Martin Friedländer durfte nach seiner Ankunft in Auschwitz einen Brief an seine Mutter schreiben, der ist erhalten geblieben. Auf dem

Miriam Friedländer, geborene Maria Lagocka, um 1943

Umschlag stand ganz deutlich: Martin Friedländer, Nr. 179968, Konzentrationslager Auschwitz, Oberschlesien, Postamt 2, Block 2. Solche Briefe wurden täglich zu Tausenden in Deutschland ausgetragen. Es ist ihm nie in den Kopf gegangen, daß so viele Deutsche behaupten konnten, nichts über die Existenz der Konzentrationslager gewußt zu haben. Einmal bekam er von seiner Mutter ein Paket. Natürlich erreichte ihn nur das, was die SS, der Kapo und der Schreiber übriggelassen hatten. Aber neben den Vitamintabletten, die er noch vorfand, war das Wunderbare, daß da draußen ein Mensch, seine Mutter, an ihn dachte. Nach ein paar Wochen bekam Martin Friedländer Kontakt zu jungen zionistischen Juden aus der Innenverwaltung, die ihn auf ein Außenkommando schickte, wo er eine größere Chance zum Überleben hätte. Das war in der Nähe von Krakau, unter Bewachung von Marineartilleristen stellten die Häftlinge Bremsklötze her. Angeleitet wurden sie von deutschen Facharbeitern, von denen nur wenige Nazis waren. Das Häftlingslager war gleich neben der Fabrik. Dort arbeiteten auch russische Ostarbeiter. Mit einer Kranführerin, Cecilia, freundete Martin sich an. Die konnte sich frei bewegen und sogar Zeitungen kaufen, manchmal steckte sie ihm heimlich eine zu.

Zu den Bewachern gehörten zwei Unteroffiziere und ein Obergefreiter aus Berlin; die besuchten, wenn sie auf Heimaturlaub waren, Martins Eltern in der Winsstraße und berichteten ihnen, daß ihr Sohn am Leben war. Zwischen diesen Marineartilleristen und der SS, die eigentlich für die Häftlinge verantwortlich war, gab es Spannungen, die die Gefangenen für sich ausnutzen konnten. Martin wurde von den Unteroffizieren sogar angeboten, ihm bei einer Flucht in Zivilkleidern behilflich zu sein. Aber das mußte er ablehnen. Er wußte, daß sein Vater und sein Bruder, die in Berlin als Zwangsarbeiter noch relativ frei lebten, seine Flucht zu büßen hätten.

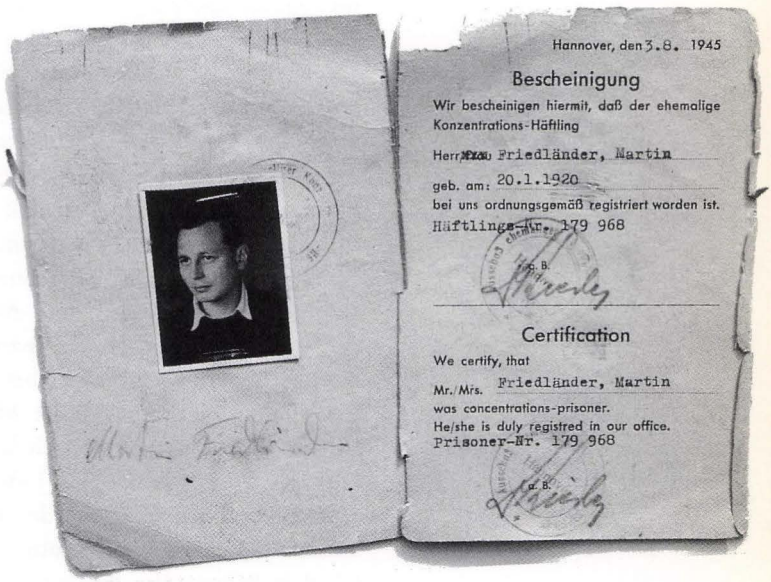
Das erste Mal wurde er über den Bock gelegt wegen Befehlsverweigerung. Er hatte Kapo werden sollen, und er brachte es nicht fertig, diesen zwiespältigen Posten anzunehmen. Deutsche Vorarbeiter hatten ihn vorgeschlagen, sie wollten ihm wahrscheinlich einen Gefallen tun, denn ein Kapo ist mehr als ein gewöhnlicher Gefangener, er kann für sein eigenes Überleben sorgen, und ein guter Kapo kann auch die anderen Häftlinge etwas schützen. Martins Freund Gérard, ein französischer Jude, mit dem er vom ersten Tag an im Außenlager zusammen war, versuchte Martin zu bewegen, den Posten anzunehmen. Er würde vielleicht für besseres Essen sorgen können. Aber Martin beriet sich mit einem Rabbiner und einem Arzt, die unter den Häftlingen geachtet waren und seine Gewissensnot verstanden. Mit den 25 Stockhieben hatte er nicht gerechnet. Das zweite Mal ging er über den Bock, weil der Kapo einen Brief an seine Mutter bei ihm gefunden hatte. Das russische Mädchen Cecilia hatte den Brief befördern wollen, dazu kam es nicht, und er hat sie nicht verraten. Er wurde abgeholt und ins Stammlager Auschwitz zur politischen Abteilung gebracht zum Verhör. Innerhalb weniger Minuten war er blutüberströmt zusammengeschlagen. Seine Strafe waren wieder 25 Stockhiebe. Diesmal wollte er in den Sta-

cheldraht gehen. Sein Freund Gérard hielt ihn davon ab. Am 23. Januar 1945 wurde das Lager aufgelöst, die Häftlinge, etwa tausend Männer, wurden durch Schneegestöber zehn oder zwölf Kilometer lang getrieben, vielleicht waren es auch dreißig, keiner hatte mehr ein Gefühl für Zeit und Entfernung. Unterwegs fielen einige schon tot um, vor Schwäche, Kälte, Hunger und Krankheiten. Da war Gérard noch bei Martin. Irgendwo auf dem Weg nach Mauthausen hat er ihn verloren. In den Güterwagen konnte man nicht liegen, so vollgepfercht waren sie. Die Toten wurden in einer Ecke gestapelt. Auf diesem Leichenhaufen verrichteten die anderen ihre Notdurft, die sofort festfror. Aus der Kleidung der Toten rissen die Häftlinge sich Fetzen ab, um sich zu reinigen. Martin sah durch die Ritzen des Güterwagens, wie sie durch Wien fuhren. Er sah ein Riesenrad vom Prater. Einige Männer in seinem Waggon sangen jiddische Lieder, die er zum ersten Mal hörte. Er hatte zu der ostjüdischen Kultur nie eine Beziehung gehabt, nun drangen diese Lieder für immer in seine Seele.
Als sie angekommen waren, bei klirrender Kälte, ging es noch vier Kilometer bergauf bis zum Lager Mauthausen. Wer noch gehen konnte, mußte einen Toten über die Schulter nehmen. Diese vier Kilometer, die Martin Friedländer sich und einen Kameraden bergauf schleppte, hat er nie vergessen können. Und er hat auch nie richtig darüber sprechen können. Vier Kilometer und das Gesicht des toten Kameraden baumelte vor seiner Brust, und es war mit Scheiße verschmiert. Und je mehr Jahre vergangen waren, um so deutlicher wurde dieses Gesicht, und ihn quälte die Vorstellung, daß es sein Freund Gérard war, den er da schleppte ...

In Mauthausen blieben sie nicht lange. Es ging weiter in einen Steinbruch bei Gusen, später nach Neuengamme bei Hamburg und zum Schluß noch nach Hannover, wo es im Stadtgebiet sieben Barackenlager gab. Die letzten Wochen als Häftling sind in Martin Friedländers Erinnerung ein wahnsinniges Knäuel von Angst und Hoffnung, von schlimmster Demütigung und wiedererwachendem Lebenswillen. Er ging das dritte Mal über den Bock – diesmal, weil er ein amerikanisches Flugblatt aufgehoben hatte.
Dort in Hannover gab es einen schwulen Lagerschreiber, der war durch seinen Posten gut ernährt und holte sich junge Burschen aus der Gruppe der neuangekommenen Häftlinge. Als er was von Martin Friedländer wollte, ließ der ihn abblitzen, was der Lagerschreiber ihm nicht verzieh. Er wartete einen günstigen Augenblick ab, um mit Hilfe zweier krimineller Polen Martin sadistisch mit einem Besenstiel zu vergewaltigen. Die Narben im Darm hatte Martin Friedländer ein Leben lang. Schlimmer waren die seelischen Narben. Es hat viele Jahre gedauert, bis er zu seiner Frau, zu einem Arzt und zum Schluß auch zu mir darüber reden konnte.
Dreihundert Häftlinge waren sie in diesem KZ-Außenlager der Firma Hanomag, die Lastkraftwagen herstellte. Morgens marschierten die Häftlinge aus ihren Baracken zur Arbeit durch die Stadt Hannover,

abends schleppten sie ihre Toten mit. Das war noch in den letzten Wochen des Krieges ... Die Amerikaner kamen immer näher.
Am 6. April 1945 wurde das Kommando aufgelöst, und die Häftlinge sollten in einer Kolonne ins sechzig Kilometer entfernte Lager Bergen-Belsen marschieren. Zu dieser Zeit war dort schon alles in Auflösung begriffen. Die Menschen starben, auf der bloßen Erde liegend, an Typhus. Vor Hunger wahnsinnig gewordene Häftlinge fraßen das Fleisch ihrer toten Kameraden. Als die Engländer am 15. April 1945 das Lager Bergen-Belsen befreiten, fanden sie unter den Tausenden Toten zwei- bis dreihundert solcher angefressenen Leichen. Martin Friedländer hatte in Hannover von Zwangsarbeitern gehört, was für Zustände in Bergen-Belsen herrschten. Er war entschlossen zu fliehen. Als sie angetreten waren, erschoß ein achtzehn- oder neunzehnjähriger SS-Mann noch einige Häftlinge, die nicht schnell genug waren. Nur, weil ein Meister der Hanomag dazwischentrat, blieb Martin verschont. Bis an sein Lebensende blickte er mit Argwohn auf diese Generation deutscher Männer, die bei Kriegsende so blutjung waren, daß niemand sie später für Nazis hielt, die aber in ihrem Leben nichts gelernt hatten, als daß sie Herrenmenschen wären und das Recht hätten, minderwertige Menschen zu töten. Es waren nur zwölf SS-Männer, die den Zug der ausgemergelten Häftlinge begleiteten. Einer von ihnen war schon ein alter Mann. Von ihm erfuhr Martin, daß jeder nur noch fünf Schuß Munition hätte. Er rechnete sich aus, daß bei höchstens sechzig Schüssen die Wahrscheinlichkeit, getroffen zu werden, gering wäre. Und daß der Alte sowieso nicht schießen würde. Fünf SS-Männer gingen rechts, fünf links von dem Häftlingsszug, hinten gingen zwei, die jeden, der nicht mehr konnte, durch Genickschuß töteten und im Straßengraben liegenließen. Dort haben die Bauern der umliegenden Dörfer sie dann verscharrt, aus Angst, die Amerikaner würden die Toten an ihrer Landstraße finden und sie dafür verantwortlich machen. Vor dem Dorf Iserhagen zog Martin seine Holzschuhe aus und lief los. Der Wald war etwa hundert Meter entfernt. Die ersten fünfzig Meter lief er geradeaus. Das hatte er sich so überlegt, er dachte, einen Moment würden die SS-Leute brauchen, um die Karabiner von der Schulter zu kriegen und durchzuladen. Dann lief er im Zickzack auf den Waldrand zu. Dabei traf ihn eine Kugel, er merkte, daß er sich um sich selbst drehte, hinfiel, sich wieder aufrichtete und weiterlief. Dabei humpelte er. Er verspürte aber keinen Schmerz. Er wußte, daß ihm die Bewacher nicht hinterherkommen würden, weil sie so wenige waren. Im Wald warf er sich hin und beobachtete den ins Stocken geratenen Zug. Dabei wurde ihm sein Irrtum bewußt: Die beiden Männer am Ende des Zuges hatten genügend Munition und verteilten sie. Aber der Zug bewegte sich weiter, und Martin Friedländer lag an diesem 6. April 1945 in einem Stück deutschen Waldes bei Iserhagen und dachte nur: Überleben. Als es dunkel geworden war, humpelte er ins Dorf. Inzwischen hatte er gemerkt, daß die Kugel im Oberschenkel steckte. Aber die Wunde blutete nicht. Auf einem Hof suchte er nach Rüben oder Kartoffeln. Die Wolken zogen dahin und der Hofhund bellte an seiner Kette. Plötzlich

stieg ihm der Geruch von frischem Brot in die Nase. Er wußte, daß er die Begegnung mit Menschen vermeiden mußte, aber dieser Geruch war stärker und Martin ging ihm nach, auf das Bauernhaus zu, öffnete die Tür und stand in der Küche. Da saß die Bäuerin mit ihrer Tochter, die guckten ihn groß an. Nach einer Weile ging das Mädchen weg und kam mit dem Bauern und seinem Sohn wieder. Lange sagte keiner ein Wort. Dann fragte der Bauer, was er wolle, und Martin sagte, er wolle ein Stück Brot. Der Mann gab ihm Brot, dann fragte er ihn aus. Was er denn verbrochen habe. „Wieso soll ich was verbrochen haben?" fragte Martin. „Weil du die Sträflingssachen trägst." Da sagte Martin, daß sein Verbrechen sei, als Jude geboren zu sein. Der Bauer packte ihn erschrocken am Arm. Er habe gerade seinen Sohn geschickt, die Polizei zu holen. Er habe geglaubt, einen Mörder oder ähnliches vor sich zu haben. An einem Juden wollte er nicht schuldig werden an diesem 6. April 1945. Er führte Martin auf seinen Acker, da war eine große Strohdieme. Im Haus könne er ihn nicht verstecken, das sei voller Flüchtlinge aus Ostpreußen. Mit Mühe schob Martin das Stroh beiseite und versteckte sich. Nach zwei oder drei Stunden holte der Bauer ihn. Die Polizei war dagewesen und wieder gegangen, der Bauer versteckte ihn jetzt in der Scheune auf der Tenne. Am nächsten Morgen wurde



Hannover, den 3.8. 1945

Bescheinigung

Wir bescheinigen hiermit, daß der ehemalige Konzentrations-Häftling

Herr/Frau Friedländer, Martin

geb. am: 20.1.1920

bei uns ordnungsgemäß registriert worden ist.

Häftlings-Nr. 179 968

i. A.

Certification

We certify, that

Mr./Mrs. Friedländer, Martin

was concentrations-prisoner.

He/she is duly registred in our office.

Prisoner-Nr. 179 968

i. A.

Bescheinigung des „Ausschusses ehemaliger Konzentrations-Häftlinge"

Martin durch Militärmusik wach. Durch die Bretterritzen beobachtete er, daß eine ganze Kompanie deutscher Soldaten mit Hakenkreuzflagge auf den Hof gekommen war. Aber die zogen wieder ab, und Kinder kamen und spielten auf dem Heuboden Verstecken. Martin duckte sich unter dem Stroh. So vergingen zwei, drei Tage. Der Bauer brachte ihm zu essen. Als Martin einmal die Leiter heruntergeklettert war, um auszutreten, stand er plötzlich einem erschrockenen Mädchen gegenüber. Das war eine russische Fremdarbeiterin, die etwas in ihrer Sprache sagte und schnell weglief. Der Bauer kam und erzählte, daß sie als Volkssturm das Dorf verteidigen sollten. Aber die Männer bauten

im Gegenteil die Palisade am Dorfeingang ab und brachten das Holz zum Bäcker. Am vierten Tag sah Martin von weitem Panzer durch die Ritzen seines Verstecks. Er konnte die erdbraunen Uniformen nicht einordnen. Aber als er sah, daß die Männer von Kindern umringt waren, an die sie etwas verteilten, wußte er, daß das keine Deutschen waren. Er kletterte herunter und humpelte den Panzern entgegen. Vor Aufregung konnte er nichts sagen. Endlich brachte er ein paar Worte hervor: „I'm a jew. I was in a concentrationcamp." Es handelte sich jedoch um einen Stoßtrupp, der den Auftrag hatte, deutsche Gefangene zu machen. Ihn könnten sie leider nicht mitnehmen, bedeuteten ihm die Soldaten, nachdem sie sich beraten hatten. Dann fuhren sie weiter. Das Dorf lag jetzt wie ausgestorben da.

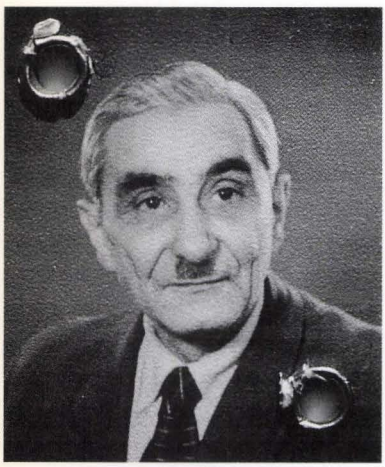
Es war der 10. April. Martin humpelte zu der Strohdieme, setzte sich hin und überlegte, ob er nun frei sei. Während er da saß, kam einer mit einem Pferd und einer Egge. Das war ein Russe. Der hatte von dem Mädchen schon gehört, daß Martin im Dorf war, und er zog sich aus bis auf eine schwarze Turnhose und bot seine Kleidung Martin an. Die gestreifte Häftlingskleidung, bedeutete er ihm, solle er ausziehen. Martin tat das so und saß nun in den Sachen des Russen da, der wieder gegangen war. Plötzlich war Lärm im Dorf. Ein amerikanischer Jeep, drei Panzer und ein paar Lastkraftwagen voller Soldaten waren gekommen. Der Vortrupp hatte offenbar Bescheid gesagt, und die wollten den KZ-Häftling holen. Sie fanden aber nur Martin in seinen Lumpen. Ein paar von ihnen sprachen deutsch mit hessischem Dialekt, und später stellte sich heraus, daß es deutsche Juden waren, die mit ihren Eltern in die USA emigriert waren. Sie hielten Martin für einen deutschen Soldaten, und sie verdächtigten ihn, den verschwundenen Juden in Sträflingskleidung ermordet zu haben. Martin war plötzlich am Ende seiner Kraft. Der deutsche Polizeibeamte fiel ihm ein, der im Gefangenenwagen zwischen Krakau und Auschwitz zu ihm gesagt hatte, nach Auschwitz würde er keinen Anzug mehr brauchen. Er gab keine Antwort mehr, ihm war alles gleichgültig geworden. Ein Amerikaner setzte ihm eine Pistole an die Schläfe. Martin hörte einen Schuß. Er hielt sich für tot. Als er wieder zu sich kam, gab ihm ein Sanitätssoldat eine Spritze. „Du bist ja wirklich Jude", sagten die Amerikaner erschüttert. Martin erfuhr, daß er, als der Revolver an seiner Schläfe saß, das Schema Jisrael gesprochen hatte, das nur aus sechs Wörtern bestehende Glaubensbekenntnis: „Schema jisrael adonai elohenu, adonai echad." Da hatte der Soldat die Waffe weggerissen, und der Schuß hatte sich gelöst.

Nun nahmen sie ihn mit nach Großburgwedel, er kam in eine Villa, wo er gefüttert und umsorgt wurde. Er lernte Nescafé kennen, und ihm wurden Zigaretten angeboten, die ihn umwarfen. Schließlich lieferten sie ihn ins deutsche Lazarett ein, wo er von Ärzten und Schwestern, die ihn gestern noch als Juden nicht über die Schwelle gelassen hätten, umhegt und gepflegt wurde. Sie operierten ihn und erfüllten ihm jeden Wunsch. Er erfuhr, daß die Männer aus seiner Häftlingskolonne überlebt haben, weil der Lagerleiter aus Hannover, der für die-

sen Transport verantwortlich war, plötzlich umgeschwenkt war und in Bergen-Belsen für die Gruppe sorgen ließ. Das half ihm aber nichts, er wurde auf Befehl der Engländer aufgehängt, und das erfüllte Martin Friedländer mit Genugtuung. Als er das Lazarett verlassen konnte, meldete er sich in Hannover bei einer Stelle, die die Rückführung der KZ-Häftlinge in ihre Heimatorte organisierte. Da traf er den Schreiber, der ihn vergewaltigt hatte. Der gab sich als Jude aus und hatte schon wieder etwas zu sagen. Martin beschloß, sich allein nach Berlin durchzuschlagen.

Nun kommt der Abschnitt seiner Befreiungsgeschichte, den er in den Schulen den Kindern erzählen konnte. Trotz aller Widrigkeiten – die Zeit der Demütigungen, des unsagbaren Leids war vorbei. Was ihm jetzt noch geschah, konnte er im Nachhinein wie ein Abenteuer erzählen. Zusammen mit einem halbpolnischem Kameraden, der seine Angehörigen in Pommern hatte und nach Neubrandenburg wollte, fuhr er mit dem Zug bis zur Grenze, wo die Engländer standen. „Die Russen lassen euch nicht durch ohne Papiere", sagten die Engländer ihnen, aber die beiden ehemaligen KZ-Häftlinge versuchten ihr Glück. Der russische Posten verstand sie auch, aber natürlich ließ er sie nicht in die sowjetisch besetzte Zone. Also gingen sie die Grenze entlang bis an eine Obstplantage. Der Plantagenbesitzer erklärte ihnen den Grenzverlauf. Sie müßten über einen kleinen Bach kommen, am besten zur Zeit des Postenwechsels. Als sie das versuchten, schlossen sich ihnen plötzlich zwei deutsche Soldaten an, die von Kameradschaft sprachen und mit über die Grenze wollten. Martin waren diese Kameraden unangenehm, aber ehe er das sagen konnte, hatten die durch ihre Ungeschicklichkeit die Aufmerksamkeit des russischen Postens erweckt. Nun wurden sie alle festgenommen und ins nächste Dorf gebracht, dort im Spritzenhaus eingesperrt. Nachts erkundete Martin dieses Spritzenhaus und fand in einem notdürftig verriegelten Nebenraum lauter beschlagnahmte deutsche Waffen. Sie hätten sich befreien können, aber ihm lag nichts an einer Befreiung mit Blutvergießen. Am nächsten Tag wurden sie vernommen, sie erklärten dem sowjetischen Offizier, woher sie kämen und wohin sie wollten. Der Offizier fragte Martin, ob er Kommunist sei, und Martin beging den Fehler, zu sagen, eher Sozialdemokrat. Daraufhin wurden sie in eine Kolonne deutscher Gefangener, darunter viele alte Leute, Frauen mit Kindern, ganze Familien eingereiht, die versucht hatten, illegal über die Grenze zu kommen. Vier Tage lang marschierte diese Kolonne von Dorf zu Dorf. Martin und sein halbpolnischer Kamerad mit ihnen. Einer der Bewacher sprach gut deutsch, er war, wie sich herausstellte, Jude. Als Martin ihm sagte, daß er in Auschwitz gewesen sei und die Nummer am Arm zeigte, sagte der, Martin solle fliehen, der Transport ginge nach Sibirien. „Aber der andere muß auch mit", sagte Martin, und an einer günstigen Stelle ließ ihr Bewacher sie verschwinden. Nach einer Weile wurden sie von einem Pferdefuhrwerk mit vier Russen verfolgt. Noch immer hatte Martin seinen Rucksack mit amerikanischen Konserven. Er gab einem Bahnwärter eine Schachtel amerikanischer Zigaretten, damit der

hinter ihnen die Schranke herunterließ. Martin setzte sich auf die Bahnhofstoilette, und sein Kamerad tat so, als ob er zum Bahnhofspersonal gehörte. Er erklärte den Russen auf russisch, die gesuchten Männer wären in die entgegengesetzte Richtung gegangen. Schließlich fuhren die Geflohenen mit einem Güterzug bis Potsdam. Martin schlief unterwegs wie ein Stein. Sein Kamerad sprach mit den russischen Patrouillen auf den Stationen in ihrer Sprache, erzählte, wo sie herkamen. Sie wurden in Ruhe gelassen. In Potsdam stand die S-Bahn bereit. Es war der 28. August 1945, als Martin Friedländer mit der S-Bahn nach Berlin zurückkehrte. Er brachte seinen Gefährten zum Schlesischen Bahnhof, von wo ein Zug nach Neubrandenburg fahren sollte. Den wartete er aber nicht mehr ab, er verabschiedete sich von seinem Kameraden, den er niemals wiedersah und fuhr weiter zum Savignyplatz. Er wollte nicht gleich zu seinen Eltern, sondern erst einmal zu seinem Bruder, der in der Uhlandstraße bei seiner Hilde lebte. Das Haus stand noch. Hildes Schwester Inge öffnete die Tür, knallte sie aber gleich wieder zu. Schließlich öffnete sie sie ganz langsam wieder und sagte: „Martin, wir dachten, du bist tot." Einer, der den Todesmarsch mitgemacht hatte, hatte erzählt, Martin sei dabei umgekommen. Sein Bruder Konrad wohne jetzt in der Bayernallee, sagte Inge. Sie brachte ihn dorthin. Konrad wohnte in der Parterrewohnung eines geflüchteten Nazis, saß auf dem Balkon und spielte Skat. Der Tisch und die Stühle fielen um, als er seinen Bruder erkannte.



Bernhard Friedländer, kurz nach seiner Rückkehr aus sowjetischer Lagerhaft, 1955

Später zog Martin sich um. Von seinen Anzügen, die der Bruder aufbewahrt hatte, waren noch zwei da, die anderen hatten sie verkauft und eingetauscht. Alle zusammen, Martin und Konrad, Hilde und Inge, fuhren an diesem 28. August mit der U-Bahn und dem Bus bis zum Alexanderplatz, liefen dann zur Wohnung der Eltern. Die wohnten nicht mehr in dem bombenbeschädigten Haus in der Winsstraße, sondern in der Raabestraße. Martin blieb draußen, als sein Bruder hereinging, um die Eltern auf seine Ankunft vorzubereiten. Schließlich hatten sie ja die Nachricht über seinen Tod bekommen. Aber die Mutter hatte nie an den Tod ihres Sohnes geglaubt. Ihre Tochter Margot war mit der kleinen Ilona aus Theresienstadt wiedergekommen. Von Ruth und Recha und den Schwiegersöhnen hatten sie keine Nachricht. Nun kam Konrad und sagte, er hätte Nachricht von Martin. Der hörte hinter der Tür, wie die ganze Familie zusammenlief. Da hielt er es nicht mehr aus und öffnete die Tür, und seine Mutter an seinem Hals schrie vor Glück. Und dann war er wie benommen, und als zum Essen gerufen wurde, setzte er sich in die Ecke und weinte. Er dachte an die Toten. An seine Schwester Ruth. An seinen Freund Gérard.

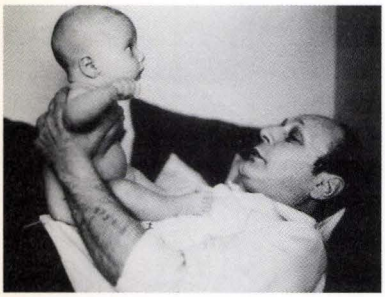
Nie hat er seiner Mutter erzählt, was ihm Ruth Dattel gesagt hatte. Erst im Jahre 1961 kam die offizielle Benachrichtigung über den Tod von Heinz Cohn und Ruth Cohn, geborene Friedländer, und ihrer vierjährigen Recha in Auschwitz. Aber das hat seine Mutter nicht mehr erlebt. Für diese tapfere Frau war die Zeit der Leiden und des Wartens nach dem Krieg nicht vorbei. Ihr Mann Bernhard Friedländer, der Dank ihrer aufopferungsvollen Treue überlebt hatte, wurde Mitglied des Vor-

Die jüdischen Kameraden der VVN Prenzlauer Berg trafen sich im September 1945 in der Prenzlauer Allee, um gemeinsam zur großen Kundgebung der „Opfer des Faschismus" im Lustgarten zu gehen; links hinten mit Hut Martin Friedländers Mutter Miriam

stands der Jüdischen Gemeinde. Eines Tages 1946 kamen sowjetische Soldaten in seine Wohnung und holten ihn zur Kommandantur in die Prenzlauer Allee. Alles wurde durchsucht, ein Stapel leeren Papiers, das Martin besorgt hatte, um es bei der Renovierung als Makulatur zu verwenden, wurde mitgenommen, als handele es sich um Spezialpapier für Geheimschrift. Von Spionage war die Rede, von den amerikanischen Offizieren, die bei Friedländers ein- und ausgingen. Nachbarn hatten dies angezeigt, neidisch auf die Lebensmittelpakete, die die Offiziere, Juden wie die Friedländers, ihnen brachten. Der Kalte Krieg hatte begonnen. Die Jüdische Gemeinde protestierte vergeblich, Bernhard Friedländer kam nicht wieder. Später erhielt seine Frau Rote-Kreuz-Karten aus einem sibirischen Lager. Erst 1955 kam er zurück. 1948 wurde ein guter Bekannter der Familie, der erste Vorsitzende der Berliner Jüdischen Gemeinde, Erich Nelhans, vom sowjetischen Geheimdienst verhaftet und wegen angeblicher Begünstigung sowjetischer Deserteure zu 25 Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Wieder protestierte die Jüdische Gemeinde ohne Erfolg. Im Februar 1949 sah sich das Politbüro der SED gezwungen, einen Maßnahmeplan zu verabschieden, um antisemitische Stimmungen, wie sie sich unter andrem in der VVN (Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes) von Prenzlauer Berg zeigten, zu bekämpfen. Aber die antizionistischen Repressionen in der Sowjetunion und den von ihr beherrschten Ländern waren immer deutlicher antisemitisch gefärbt, und etwa seit 1950 erreichten sie auch die DDR. Die Verhaftung prominenter jüdischer „Westemigranten", die bei der Parteiüberprüfung 1950 geübte Praxis, die jüdische Herkunft gesondert zu vermerken – die Zeichen mehrten sich. Trotzdem blieb Martin Friedländer mit seiner jungen Frau, die er im Januar 1946 kennengelernt und bald darauf geheiratet hatte, in Ostberlin. Er wollte seine Mutter nicht allein lassen.

1952 starb Miriam Friedländer. Ende 1952 fand in Prag der Slánsky-Prozeß statt, dessen Stil und Tonart an die stalinistischen Schauprozesse

Ehepaar Friedländer am Berliner Zoo, 1946



1978 wurde Martin Friedländers Sohn Nalet Abraham Vater. Er fotografierte Großvater und Esra kurz nach der Geburt.

der dreißiger Jahre erinnerten und der deutlich eine antisemitische Zielsetzung hatte. Seit Dezember 1952 verließen aufgeschreckte Juden in großer Zahl die DDR. Auch Martin Friedländer ging mit seiner Familie. Monatelang lebte er am Wannsee in einem Aufnahmelager, zusammen mit anderen jüdischen Flüchtlingen, unter ihnen Julius Meyer, der Präsident der Jüdischen Gemeinden der DDR gewesen war und bis zum Februar 1953, bis er um sein eigenes Leben fürchten mußte, gegenüber der Parteiführung versucht hatte, das Interesse der Jüdischen Gemeinden zu vertreten. Allein aus Ostberlin flüchteten im Januar und Februar 1953 über hundert Juden. Nach dem 17. Juni 1953 entstand in dem Aufnahmeheim am Wannsee, in dem Martin Friedländer und seine Frau Zuflucht gefunden hatten, eine seltsame Situation. Es kamen politische Flüchtlinge, die nach der Niederschlagung des Aufstandes vom 17. Juni die DDR verlassen hatten, und unter denen waren auch manche, die Martin Friedländer wie Nazis vorkamen. Hakenkreuze wurden an die Wände gemalt, auch an Friedländers Tür erschien dieses Zeichen. Bald darauf zog er mit seiner Familie nach Wilmersdorf, wo er bis zu seinem Tod lebte.

Die Frau, die er am 13. Januar 1946 kennengelernt hatte, war damals so jung, so lebensfroh und so blond wie Brigitte Holländer, jenes Mädchen, deren Flucht nach Belgien er damals unterstützt hatte. Brigitte hat er nie wiedergesehen. Er sagte bei der ersten Begegnung zu der Blonden: „Ich bin Jude", und beobachtete genau ihr Gesicht. Später wurde sie selbst Jüdin, sie heißt Miriam wie seine Mutter. Die Tochter nannten sie Brigitte. Diese Tochter und auch der Sohn haben sich zum jüdischen Glauben bekannt, der Sohn lebt heute in Israel. Miriam Friedländer teilte das Leben Martins ein halbes Jahrhundert lang. Seinen Berliner Humor und seine Ängste, seine Wut und seine Verletzbarkeit. Sie hörte seine Schreie in der Nacht, und nur ihr sagte er, wovon er träumte. Jahrelang war es das Bild eines Lastwagens voller Kinderleichen, zwischen denen Kohlköpfe lagen, und er schlug sich im Traum um diese Kohlköpfe.

Martin Friedländer wurde Mitglied der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, Zeit seines Lebens hat er sich politisch engagiert. „Ich habe nicht Auschwitz überlebt, um den Mund zu halten", war ein Satz, den ich ihn oft sagen hörte.

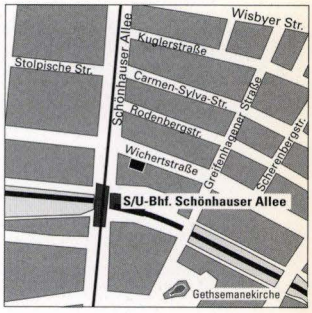
Zu den Kränkungen der Nachkriegszeit gehört, wie die Gerichte entschieden, als er die Firma Siemens verklagte, die sich seiner Arbeitskraft bediente. Er wollte auf Heller und Pfennig den ihm zustehenden Lohn nachgezahlt bekommen. Die Juristen meinten, er war ja so jung, er hätte ohnehin nicht viel mehr verdient. Der deutsche Staat sprach ihm sechstausend Mark Entschädigung zu. Angefangen von dem Tag, an dem er den Stern tragen mußte, sind das fünf Mark für jeden Tag. Für jeden Tag im Folterkeller der Burgstraße, für jeden Tag in der Geiselzelle, für die Tage auf dem Weg nach Auschwitz, für jeden Tag als KZ-Häftling. Für jeden einzelnen dieser Tage, die unauslöschlich in ihm blieben.

Regina Scheer

„Wo ist mein Leben geblieben?"

Das Verstummen der Gerda Victoria Wolff

Kindergarten Meyerbeerstraße 12, Wichertstraße 3



Hellmut Bock, ein ehemaliger Sachsenhausen-Häftling, hatte mir Mitte der achtziger Jahre von Gerda Wolff erzählt. Er war mit ihrer Schwester Margot befreundet gewesen. Die Eltern Agnes und Leo Wolff besaßen ein Geschäft und eine Werkstatt für Wasserpumpen in Neukölln und unterstützten den damals jungen Arbeitslosen Anfang der dreißiger Jahre. Hellmut Bock kannte auch den Bruder Heinz Günter, der die berühmte Neuköllner Karl-Marx-Schule besucht hatte und, wie er, ein politischer Gegner der Nazis war. In ihrer Wohnung in der Schinkelstraße 12 ging Hellmut Bock aus und ein und lernte dort auch die 1915 geborene jüngste Schwester Gerda kennen. Sie war damals noch Schülerin und dann in der Ausbildung zur Kindergärtnerin. Nach Hitlers Machtantritt bildete Hellmut Bock, der in Neukölln Jugendführer des Reichsbanners gewesen war, mit anderen jungen Nazigegnern die Gruppe „Parole". Sie druckten eine illegale Zeitung, von der bis September 1934 acht Nummern in einer Auflage von je etwa 200 Stück erschienen. Dann wurden sie verhaftet. Nach seiner Verurteilung zu fünf Jahren Zuchthaus hielt die Familie Wolff den Kontakt zu dem politischen Häftling, Margot schrieb ihm ins Zuchthaus, bis sie es als Jüdin nicht mehr durfte. 1939, noch vor Kriegsbeginn, emigrierte sie nach England, die Schwester Gerda folgte ihr. Der Vater Leo Wolff war im September 1938 im Alter von 64 Jahren gestorben. Hellmut Bock kam in sogenannte Schutzhaft ins Aschenbacher Moor und ins KZ Sachsenhausen. Als er 1945 nach Berlin zurückkehrte, war er elf Jahre lang Häftling gewesen. Einer seiner Kameraden, der später berühmte Robert Havemann, erzählte ihm, er habe mit Heinz Günter Wolff zusammen in einer Widerstandsgruppe gearbeitet, der Europäischen Union. Im September 1943 waren sie verhaftet worden. Heinz Günter Wolff und seine Mutter Agnes wurden aus ihrem Versteck geholt, in dem sie schon einige Monate lang lebten, sie waren nach der Fabrik-Aktion in den Untergrund gegangen. Robert Havemann erzählte Hellmut Bock, der in den Nachkriegsjahren beim Hauptausschuß Opfer des Faschismus arbeitete, Heinz Günter Wolff sei von der Gestapo in der Prinz-Albrecht-Straße erschlagen worden, die Mutter habe sich aus dem Fenster gestürzt. 1947 kam Gerda Wolff, die in Manchester als Erzieherin gearbeitet hatte, aus dem Exil zurück nach Berlin. Sie war Kommunistin und meldete sich im sowjetischen Sektor. In Prenzlauer Berg, Wichertstraße 3, bekam sie eine Wohnung und Arbeit in einem Kinderheim in der Prenzlauer Allee, in dem Kriegswaisen lebten. Von Hellmut Bock und von anderen erfuhr sie, was mit ihrer Mutter und ihrem Bruder geschehen war. Sie hatte gehofft, sie lebend anzutreffen.

Gerda Wolff um 1939

Bald darauf wurde sie krank, schwer krank. Man wies sie in die Nervenklinik der Charité ein, später in die geschlossene Abteilung des Griesinger-Krankenhauses. Ihre Schwester Margot wäre auch gern nach Deutschland zurückgekehrt, Hellmut Bock versuchte, ihr dabei zu helfen. Aber in der inzwischen gegründeten DDR waren nur kommunistische Emigranten als Rückkehrer willkommen, und schließlich blieb Margot in England, heiratete dort und kam nur manchmal zu Besuch nach Westberlin. Sie besuchte ihre zehn Jahre jüngere Schwester Gerda, zu der sie nie ein enges Verhältnis gehabt hatte, im Krankenhaus und erkannte sie nicht wieder. Auch Gerda erkannte Margot nicht, sie lehnte jeden Kontakt ab, und dabei blieb es. Als Hellmut Bock mir das erzählte, lebte Gerda schon über drei Jahrzehnte im Griesinger-Krankenhaus. Hellmut Bock besuchte sie einmal im Jahr, obwohl diese Besuche sinnlos schienen. Gerda Wolff sprach mit niemandem, hatte alles vergessen, lehnte jeden Kontakt zur Welt ab. Sie mußte gepflegt werden, angezogen, gefüttert. Meist lag sie auf dem Bett, vollgepumpt mit Medikamenten. Es gab noch einen zweiten Menschen, der sie besuchte: Waldemar Binder. Der war auch ein Widerstandskämpfer gewesen, hatte Jahre im Zuchthaus verbracht. Nach dem Krieg kassierte er in der Wichertstraße die Mitgliedsbeiträge für die Kameraden der VVN, der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes, die 1953 aufgelöst wurde. Waldemar Binder hatte Gerda Wolff als eine scheue, dunkelhaarige Frau in Erinnerung, die durch nichts auffiel. Eines Tages war sie nicht mehr da. Erst 1965, da lebte sie schon siebzehn Jahre in der Umnachtung, erfuhr er von ihrem Schicksal und ließ sich vom Rat des Stadtbezirks Prenzlauer Berg als Pfleger einsetzen. Eigentlich hätte er sich nur um die amtlichen Angelegenheiten kümmern müssen, um die Verwaltung ihrer Rente, aber er besuchte sie regelmäßig. Auch er bekam kaum Kontakt zu ihr.

Der Gedanke an Gerda Wolff ließ mich nicht mehr los. Das verstärkte sich, als ich nach der Öffnung der Archive 1990 Dokumente fand über ihren Bruder Heinz Günter. Ich las die Aussagen eines Festgenommenen aus dem Umfeld der Europäischen Union vor der Geheimen Staatspolizei Abteilung IV A 2, der berichtete, wo Heinz Günter und seine Mutter Agnes versteckt waren und wer ihnen geholfen hatte. Danach war es Marie Torhorst, die Lehrerin der Karl-Marx-Schule, die schon an der „Parole" mitgearbeitet hatte, die schon im Dezember 1942 für ihren ehemaligen Schüler Heinz Günter und seine Mutter Agnes ein illegales Quartier suchte. Zu dieser Zeit hatten schon die Transporte nach Auschwitz begonnen, und auch von denen, die seit einem Jahr nach Riga, nach Kowno, nach Trawniki, nach Lodz deportiert wurden, war kein Lebenszeichen mehr gekommen. Im Kreis der Europäischen Union waren schon einige jüdische Menschen verborgen und der Physikochemiker Robert Havemann, der Oberarzt im Robert-Koch-Krankenhaus Georg Groscurth, der Fotograf Enno Kind überlegten, wie sie Agnes und Heinz Günter Wolff helfen könnten. Schließlich übernahm der Tischler Kurt Müller, Halbbruder der wenige Wochen zuvor, nämlich am 22. Dezember 1942 in Plötzensee hinge-

richteten Ilse Stöbe, diese Aufgabe. Er und seine Mutter Frieda Stöbe brachten am 26. Januar 1943, einen Tag vor der „Fabrik-Aktion", die dreiundsechzigjährige Agnes Wolff zu Verwandten und ihren 32 Jahre alten Sohn nahmen sie zunächst bei sich auf. Einige Male wechselten Mutter und Sohn noch ihre Verstecke, sie wollten zusammenbleiben. Sie wohnten bei Marie Torhorst in der Tübinger Straße 5 in Wilmersdorf, schließlich in der Laube der Schwester von Frieda Stöbe in Schönwalde. Dort wurden sie von Marie Torhorst und Havemann besucht, die ihnen auch Lebensmittel mitbrachten. In Schönwalde wurden Agnes und Heinz Günter Wolff auch verhaftet, gleichzeitig mit ihnen alle ihre Helfer. Groscurth wurde am 8. Mai 1944 wegen Vorbereitung zum Hochverrat in Brandenburg-Görden hingerichtet, Kurt Müller am 26. Juni 1944. Seine Mutter war schon am 19. Januar 1944 im KZ Ravensbrück gestorben. Marie Torhorst kam wegen „Judenbegünstigung" ins Arbeitslager. Nach dem Krieg wurde sie Kultusministerin in Thüringen. Robert Havemann, ebenfalls zum Tode verurteilt, überlebte im Zuchthaus Brandenburg, weil er an „kriegswichtigen" Projekten forschte.

Agnes Wolff

Als ich von Gerda Wolffs Existenz erfuhr, konnte ich ihn nicht mehr fragen, woher er von Heinz Günters Ende und dem Tod seiner Mutter wußte. Robert Havemann war 1982 gestorben. In der DDR verfemt und verleumdet, blieb er Kommunist bis zum Schluß. Andere Überlebende wollen wissen, daß Agnes Wolff den Fenstersturz überlebte und in Auschwitz umgekommen ist. Ich habe es nie genau erfahren.

Auch Gerda Wolff wird es nie genau erfahren haben. Sie wußte nur, daß ihre Angehörigen tot waren, umgekommen wie Millionen Juden. Mit wem konnte sie ihre Trauer teilen? Sie war nach ihrer Rückkehr Mitglied der Jüdischen Gemeinde geworden.

An sie dachte ich, als ich in Peter Weiss' Buch „Ästhetik des Widerstands" las, was er über die literarische Figur schrieb, der er die Züge seiner Mutter gegeben hatte. Die Frau hatte gesehen und erfahren, was mit den Juden geschah, und dieses Wissen, das außerhalb alles Bekannten liegt, machte ihr ein Dasein unter denen, die das nicht betraf, unmöglich. Sie war eine Entrückte, doch keine Geistesgestörte, denn das, was sie in sich trug, war eine Wahrheit, eine schreckliche, noch unverständliche. Insofern war sie „eine Seherin, doch nicht im Sinn von Begnadung, sondern von furchtbarer Verdammnis".

Über vierzig Jahre hatte Gerda Wolff in der Abteilung B vom Haus 2 des Griesinger-Krankenhauses verbracht. 1992, als die politische Wende in der DDR auch die Krankenhäuser erfaßte, stellte man fest, daß eine Verbesserung ihres Zustandes dort nicht zu erwarten war, und sie wurde als Pflegefall in das Samariterhaus vom Ulmenhof, einer Einrichtung der christlichen Stephanus-Stiftung, eingeliefert.

Während der vergangenen Jahrzehnte war ihr Zustand unterschiedlich gewesen. Manchmal lag sie nur im Bett und zog sich die Decke über den Kopf, weigerte sich, zu sprechen. Manchmal konnte sie aufstehen, redete auch etwas, konnte mit den Schwestern kleine Spaziergänge unternehmen. Mitunter besichtigten Kommissionen die Kranke, die

sich dann ganz in sich zurückzog. Waldemar Binder, ihr treuer Besucher, hatte mir erzählt, daß sie auch in ihren guten Zeiten merkwürdig und unverständlich gewesen sei. Einmal habe er sie besucht und sie mit der Schwester angetroffen, die einen weißen Kittel trug. Als Gerda ihren Besucher sah, wandte sie sich an die Schwester und bat, auch einen weißen Kittel zu bekommen. Sonst könne sie den Besucher nicht empfangen. Sie bekam keinen weißen Kittel, und sie weigerte sich an diesem Tag, mit Waldemar Binder zu sprechen. Mir erschien der Vorfall gar nicht merkwürdig. Ich denke, Gerda Wolff fühlte sich herabgewürdigt, sie wollte ein Mensch sein und kein Patient.

Im Ulmenhof soll sich ihr Zustand bald verbessert haben. Man ließ die starken Psychopharmaka fort. Sie konnte aufstehen, mit den anderen Frauen umhergehen, selbständig essen. Dann aber wurde sie körperlich krank, war schwach, gar nicht mehr ansprechbar, reaktionslos. Sie lag im Krankenhaus und alle glaubten, sie würde sterben. Aber sie erholte sich, kam zurück.

Ich beschloß, Gerda Wolff zu besuchen, obwohl man mir gesagt hatte, sie sei ohne jede Erinnerung, sie könne nur über die einfachsten Dinge des täglichen Lebens sprechen, sie habe ihre Persönlichkeit längst verloren.

Als ich den Aufenthaltsraum des Heims betrat, fielen mir zuerst die vielen verschiedenen alten Sessel und einige schöne alte Kommoden und Schränke auf. Dann begriff ich, daß viele der alten Menschen, die hierherkommen, ihren Lieblingssessel oder ihr bestes Möbelstück mitnehmen, das dann bleibt. Und mir fiel der Speicher eines Klosters bei Celle ein, wo ich Hunderte Schränke, Laden, Kisten aus mehreren Jahrhunderten gesehen habe, die Mitgift so vieler längst gestorbener Mädchen. Die Möbel der Familie Wolff, das hatte ich in den Gestapoakten gelesen, waren durch Frieda Stöbe untergebracht und durch den Oberfinanzpräsidenten „eingezogen" worden. Als ich Gerda Wolff sah, wußte ich gleich, daß sie es war und nicht eine der alten, uralten Frauen, die in ihren Sesseln ringsum saßen und bei meinem Anblick unruhig wurden. „Guten Morgen, Schwesterlein!" rief eine immer wieder, eine Hundertunddreijährige, wie ich später erfuhr. Eine Achtzigjährige streichelte die aufgeregte Frau: „Schön ruhig bleiben, mein Kind." Auch Gerda Wolff war aufgeregt. Sie wandte ihr Gesicht ab und lächelte verlegen. Ihr kurzgeschnittenes Haar war grau geworden, aber ihr Gesicht war nicht das zerstörte Gesicht eines Menschen, der zu viel gesehen hat, sondern ein altgewordenes Mädchengesicht, kindlich beinahe. Ich sah, daß ihre Hände vor Aufregung zitterten. Und da, obwohl ich mir vorgenommen hatte, Distanz zu wahren, streichelte ich einfach ihre Hände. Sie wurde ruhiger. Wir sprachen miteinander. Ihre Stimme war etwas rauh, ungeübt. Die anderen Frauen wandten sich allmählich ab, versanken wieder in ihre Dämmerung oder riefen, wie die Uralte, klagende Worte in die Welt. Schon bei dieser ersten Begegnung gingen wir gemeinsam spazieren, und schon bei diesem ersten Mal erfuhr ich, daß sie überhaupt nicht ohne Erinnerung lebte. Sie selbst nannte den Namen ihres Bruders, ihrer Mutter, sprach vom Grab ihres Vaters in

Gerda Wolff, vordere Reihe links, in Manchester mit Exilgefährten um 1942

Weißensee. Eine Schwester zu haben, bestritt sie energisch. Ich wußte, daß Margot neunzig Jahre alt war, in einem Londoner Pflegeheim lebte und von Hellmut Bock und Waldemar Binder regelmäßig über Gerdas Zustand unterrichtet wurde. Sie selbst hatte lange Zeit noch Briefe geschrieben, jetzt konnte sie das nicht mehr.

Waldemar Binder, der Gerda Wolff ja seit fast drei Jahrzehnten besucht hatte, war fassungslos über das, was allmählich mit ihr geschah. Sie schien auf die Besuche zu warten, und auch wenn viele Wochen dazwischenlagen, knüpfte sie bei dem an, worüber wir das letzte Mal gesprochen hatten. Erinnerungen tauchten aus ihr auf, nach denen ich nicht gefragt hatte, weil ich es nicht wagte, an das Vergangene zu rühren. Aber sie selbst sprach von ihrem Elternhaus, von ihrer Kindheit, von der Channukafeier zu Hause, die allmählich durch den Weihnachtsbaum ergänzt und dann ersetzt wurde. Ihr Bruder war noch Bar Mizwa geworden, aber für ihn und sie selbst, sagte sie, habe die jüdische Religion keine Bedeutung mehr gehabt, sie waren Kommunisten. Trotzdem, sagte sie mir auf einem unserer Spaziergänge, habe sie nur einen Juden heiraten wollen.

Es gab diesen Mann auch, aber er wurde in den dreißiger Jahren verhaftet und ist verschollen. Sie erzählte mir von ihrem kleinen privaten Kindergarten, den sie bis kurz vor ihrer Ausreise in der Meyerbeerstraße in Prenzlauer Berg geleitet hatte. Das waren jüdische Kinder aus armen Familien, fünfzehn oder achtzehn, die meisten psychisch gestört durch ihre Situation. „Die Meyerbeerstraße ist doch in Weißensee, nicht in Prenzlauer Berg", meinte ich. Aber sie widersprach mir, beschrieb mir genau den Ort. Später fand ich mit Hilfe alter Stadtpläne heraus, daß sie recht hatte. Die Straße wurde 1938 in Rombergstraße umbenannt. Gerda Wolff erzählte mir auch von Nelly Wolffheims Kindergärtnerinnenseminar, das sie besucht hatte, nachdem sie im Mai 1933 die Karl-Marx-Schule verlassen hatte, die inzwischen wieder Kaiser-Friedrich-Gymnasium hieß und von der die fortschrittlichen Reformpädagogen vertrieben worden waren. Sie erinnerte sich gut an

Marie Torhorst. In einem Archiv hatte ich eine Kopie von Gerda Wolffs Abschlußzeugnis gefunden, das Nelly Wolffheim ihr im Oktober 1935 ausstellte. Es war ein Glück für Gerda Wolff, bei dieser hervorragenden Pädagogin studieren zu können, die als erste in Deutschland psychoanalytische Methoden auf die Arbeit mit Kleinkindern anwendete. Nachdem Nelly Wolffheim nicht mehr publizieren durfte und ihren psychoanalytischen Kindergarten aufgeben mußte, bot die Jüdische Gemeinde ihr 1934 die Leitung des Kindergärtnerinnenseminars „für die Erziehungsarbeit in jüdischen Privathaushaltungen und Heimbetrieben" an, das erst nach Nelly Wolffheims Emigration 1938 geschlossen wurde. Dort, in der Charlottenburger Waitzstraße, lernte Gerda auch ihre Freundin Täubchen Bienenstock kennen. Auch Täubchen war in das „andere Land" gegangen. Ich horchte auf, als sie von dem „anderen" Land sprach. Sonst hatte sie behauptet, nichts von ihrer Emigration zu wissen. Aber sie schüttelte den Kopf, als ich danach fragte. Sie habe alles vergessen. Später aber zeigte sie mir Fotos aus ihrer Emigrationszeit, die sie in ihrem Schrankfach bewahrte und all die Jahre bei sich gehabt hatte, wie auch die Fotos ihrer Angehörigen. 1939, kurz nach ihrer Ankunft in Manchester, war Gerda Wolff ein hübsches junges Mädchen mit lachendem Gesicht. In den vierziger Jahren kam ein unendlich trauriger, bitterer Zug in ihr Gesicht. Bei diesen Fotos lag auch das, was sie bald nach ihrer Ankunft in Berlin, am 8. September 1947, aufnehmen ließ und das ihre ganze Geschichte erzählt. Gerda, inzwischen 32 Jahre alt, mit dunklem, welligem Haar um das sanfte Gesicht, hat vor sich drei Porträtfotos aufgestellt, die Gesichter dem Fotografen zugewandt: ihr Vater, ihre Mutter, ihr Bruder. Sie selbst hat einen Arm wie schützend hinter diese Gesichter der Toten gelegt, dabei ist ihr Gesicht selbst so schutzlos, so ausgeliefert. Bald darauf wurde sie krank. „Ich war nicht krank", widersprach sie mir, als ich das einmal erwähnte. Männer seien gekommen, Nazis, hätten ihr Spritzen gegeben und sie verschleppt. Man habe sie, sagte sie, jahrelang gespritzt, um ihr die Erinnerung fortzunehmen. Ich fand, daß ihre Erklärung gar nicht falsch war und schwieg. Kurz zuvor hatte ich erfahren, daß Ärzte der Kinderpsychiatrie in Ueckermünde, wo Hunderte behinderte Kinder den Euthanasietod starben, noch nach 1945 als geachtete Ärzte arbeiteten, ohne ihr Tun je in Frage gestellt zu haben. Was für Ärzten wird die aus England zurückgekehrte Jüdin im Nachkriegsdeutschland begegnet sein?

Ich erkundigte mich und erfuhr, daß seit August 1950 im Wilhelm-Griesinger-Krankenhaus Dr. Wilhelm Bender Direktor war. Er war, welch Zufall, bis zu diesem Zeitpunkt Direktor der Ueckermünder Anstalt. Aber erst seit 1946, er konnte mit den Kindermorden nichts zu tun haben, hoffte ich. Aber Nachforschungen ergaben, daß dieser Dr. Wilhelm Bender einer der Ärzte war, die im Juli 1939 schon Hitlers Euthanasieexperten Bouhler und Brandt ihre Mitwirkung am „Euthanasieprogramm" zusagten. Als Direktor der Anstalt Berlin-Buch duldete er im Juni 1940, daß 200 seiner jüdischen Patienten abgeholt und im Zuchthaus Brandenburg vergast wurden. Später ließ er auch nicht-

Gerda Wolff am 8. 9. 1947 mit Fotos ihrer Angehörigen

jüdische Patienten vergasen. Nach seinem Zwischenspiel in Ueckermünde, wo die Kindergräber im Krankenhausgarten noch frisch waren, wurde dieser deutsche Arzt also Direktor der Berliner Klinik Wuhlgarten, später Griesinger-Krankenhaus genannt. Und eine seiner Patientinnen war Gerda Wolff. Hatte sie nicht recht, wenn sie sich von Nazis umgeben fühlte?

Wäre es normaler, gesünder gewesen, auf den grauenhaften Mord an ihren Angehörigen und Bekannten zu reagieren wie auf etwas Normales? Ist ihre bis heute geäußerte Angst vor Verfolgung und Verschleppung denn nur kranke Phantasie? Für ihre Mutter und ihren Bruder war das erfahrene Wirklichkeit.

Nachdem ich Gerda Wolff einige Male besucht hatte, beriet ich mich mit Ärzten und Psychologen, die Erfahrung mit den Opfern nationalsozialistischer Verfolgung haben. Ich fragte Gerda Wolff, ob sie sich vorstellen könnte, noch einmal den Ort zu wechseln. Sie sagte, daß es ihr dort, wo sie sei, gefiel. Die Ärzte und Pfleger im Ulmenhof begegnen

ihr freundlich und mit Achtung. Sie teilt ein Zimmer mit einer Frau, die den ganzen Tag im Bett liegt. An die alten, verwirrten Mitpatientinnen hatte sie sich gewöhnt. Und nach dem jahrzehntelangen Schweigen vermißt sie, sagte sie, auch keine Gespräche. Auch die Ärzte rieten von einer Veränderung ab. Gerda Wolffs Rückkehr ins Leben erschien ihnen wie ein Wunder, das man nicht strapazieren dürfte. Eines Tages nannte sie mir plötzlich die Namen der jungen Leute, die mit auf den Bildern aus der Manchester-Zeit zu sehen waren. Hans-Peter Einstein und seine Schwester Lorelene, Ernst Wangemann ... Sie hatte nichts vergessen. In England hatte sie als Lehrerin gearbeitet, später als Haushälterin in einer Wohngemeinschaft, in der junge Emigranten, Jugendliche noch, unter der Obhut einer Ärztin lebten. Nach Deutschland war sie zurückgekehrt, weil sie zu ihrer Mutter und ihrem Bruder und zu ihren Freunden wollte. Ich fragte nach ihrer Arbeit in dem Kinderheim in der Prenzlauer Allee. Daran wollte oder konnte sie sich nicht erinnern. Aber von ihrem Bruder und ihren Eltern, ihren Jugendfreunden sprach sie viel. Ich wagte nicht, sie nach dem Tod dieser Menschen zu fragen. Bei Peter Weiss hatte ich gelesen: „Was meine Mutter am Leben erhielt, das war dieses Einverständnis, dieses stillschweigende Akzeptieren ihrer Abwesenheit, ihres Verweilens im Abgrund." Sie selbst sprach plötzlich davon, daß ihr Vater gestorben sei, 1938, noch vor ihrer Ausreise. Waldemar Binder fand im Feld 24, Reihe 16, den verwitterten Grabstein. Er wurde gereinigt, wieder aufgestellt, und Gerda Wolff ließ sich im Rollstuhl dorthin fahren, legte einen kleinen Stein auf den großen.

Gerda Wolff 1995 vor dem wiederaufgestellten Grabstein ihres Vaters auf dem Jüdischen Friedhof Weißensee

Wir erzählten ihr auch vom Aufbau der Neuen Synagoge in der Oranienburger Straße, es interessierte sie, sie verstand, was ich sagte. Aber trotzdem behauptete sie, nach ihrer Rückkehr „aus dem anderen Land" noch nicht wieder zu Hause in Berlin gewesen zu sein. „Meine Welt ist untergegangen. Man hat sie noch nicht wiedergefunden", sagte sie oft. Ihre Mutter und ihr Bruder wären in diesem anderen Berlin, das befände sich in einer ganz anderen Welt. „Sie sind nicht tot. Es gibt mehrere Welten. Darum können wir uns jetzt nicht sehen", erklärte sie.

Im Mai 1995 wurde sie achtzig Jahre alt. Im Heim hatte man eine kleine Feier vorbereitet. Hellmut Bock lag im Krankenhaus, aber Waldemar Binder und ich kamen sie besuchen. Von den Patientinnen saß eine über achtzigjährige ehemalige Lehrerin mit am Tisch. Sie erzählte von ihren Reisen. Gerda Wolff saß vor ihrer Torte, blickte auf die Kerzen, lächelte und schwieg. „Frau Wolff kennt England auch", sagte ich. Und vor dem erstaunten Pflegepersonal und der Mitbewohnerin sagte sie leise einige englische Sätze. Die Lehrerin fragte nach dem Grund des Englandaufenthalts. Gerda Wolff schwieg, als hätte sie die Frage nicht verstanden. „Das ist ja auch schon viel zu lange her", sagte mitfühlend eine Schwester. Peter Weiß hatte sich gefragt, ob nicht jeder Versuch, seine Mutter aus ihrer Versenkung zu locken, ihr wie eine Verführung zum Betrug an jenen erscheinen mußte, mit denen sie in ihren Träumen zusammenlebte.

Vor ihrem Geburtstag hatte ich ihr gesagt, daß sie achtzig Jahre alt werden würde. Sie stritt es erschrocken ab, wie sie es auch ablehnte, sich auf den Fotos wiederzuerkennen, die Waldemar Binder gemacht hatte. Sie habe braunes Haar, nicht so dünnes graues, erklärte sie. Und achtzig Jahre alt könne sie gar nicht sein. Bis sie etwa dreißig war, lebte sie in dem „anderen Land", rechnete sie mir vor. Dann hätten die Nazis sie verschleppt. Ja, ein paar Jahre lang hätte man sie mit Spritzen gefoltert und auch gefesselt. Seit zwei, drei Jahren sei sie nun hier. Sie sei vielleicht vierzig, höchstens fünfzig Jahre alt. Ich sagte ihr, daß wir das Jahr neunzehnhundertfünfundneunzig hätten, sie neunzehnhundertfünfzehn geboren sei. Lange schwieg sie. „Dann werde ich ja bald sterben", flüsterte sie.
„Vielleicht kommen Sie dann auch in die andere Welt", schlug ich vor. Sie warf mir einen rätselhaften Blick zu. „Glauben Sie das?" fragte sie. In mein Schweigen hinein rechnete sie noch einmal und fragte: „Wo ist mein Leben geblieben?"

Bernt Roder

Illegal nach Holland

Bernhard Wassermann, Wisbyer Straße 65

Bernhard Wassermann kam am 31. Dezember 1923 in der Kuglerstraße 141 zur Welt. Seine Eltern hatten in diesem Haus ein Lebensmittelgeschäft. Während die Mutter Leonora Wassermann vorn in den Verkaufsräumen arbeitete, unterhielt der Vater in den hinteren Lagerräumen einen Eiergroßhandel.
Bernhard Wassermanns Vater, Max Moses, genannt Moische[1] Wassermann, wurde 1894 als jüngstes von fünf Kindern in der polnischen Stadt Tarnow geboren. Die Familie besaß dort am Marktplatz ein Lebensmittelgeschäft und etwas außerhalb eine Getreidemühle. Im Jahre 1912 folgte Moische Wassermann seinem älteren Bruder Elias nach Berlin, der dort bereits einige Jahre lebte und später in der Brunnenstraße 71 ein kombiniertes Eis- und Geflügelgeschäft eröffnete. Bernhard Wassermann erklärt den Schritt seines Vaters mit den Worten: „Um im Leben weiterzukommen, zog er von Osteuropa nach Westeuropa."
Bernhard Wassermanns Mutter Leonora, geborene Holzer, stammte aus Neu-Sandez in Schlesien. Sie wuchs als jüngstes von neun Kindern einer Bauernfamilie auf und kam als Zwölfjährige im Jahre 1910 nach

Berlin, um bei ihrem älteren Bruder Max Holzer in dessen Haushalt und Geschäft zu arbeiten.
1919 lernten sich Moische Wassermann und Leonora Holzer kennen und heirateten wenig später. Am 4. Juli 1921 kam die Tochter Toni zur Welt und zweieinhalb Jahre später der Sohn Bernhard.

Der Eier-Großhandel

„Eier-Großhandel" ließ Moische Wassermann in großen Lettern auf das Schaufenster seines 1929 neueröffneten Geschäftes in der Wisbyer Straße 63 schreiben. In unmittelbarer Nähe des Geschäftes bezog die Familie eine Vier-Zimmer-Wohnung im 4. Stock des kurz zuvor fertiggestellten Wohn- und Geschäftshauses Wisbyer Straße 65. Mit dem Umzug in die neuen Geschäftsräume hatte der Vater von Bernhard Wassermann sein Geschäft erheblich vergrößert. Der Eier-Großhandel florierte, so daß die Eltern das Lebensmittelgeschäft in der Kuglerstraße schließen konnten und die Mutter nicht mehr dazuzuverdienen brauchte.
Moische Wassermann importierte die Eier aus Dänemark und Holland und verkaufte sie an große Bäckereien weiter. Für den Sohn gab es im Geschäft des Vaters immer etwas Interessantes zu sehen: „Die große Ladentür zur Straße wurde geöffnet, und ein Lastwagen fuhr vor. Anschließend trugen die Arbeiter die Holzkisten mit den Eiern hinein. Alle Eier wurden durchleuchtet, um zu sehen, ob sie beschädigt waren."
Die Kundschaft konnte bei Moische Wassermann anschreiben lassen. „Manchmal", so erinnert sich Bernhard Wassermann, „wurden die Rechnungen nicht mit Geld, sondern mit Kuchen beglichen. Gewöhnlich geschah dies kurz vor den Wochenenden. Ich fuhr mit meinem Fahrrad zu den Kunden und durfte auswählen. Dann lud ich drei oder vier Torten auf mein Fahrrad und ließ sie von der offenen Rechnung abziehen."

Einschulung, 1927

Das Einschulungsfoto

Bernhard Wassermann besuchte zunächst in der Nähe der elterlichen Wohnung in der Schönhauser Allee einen Kindergarten. Im Jahre 1930 wurde er in die 249. Volksschule in der Greifenhagener Straße 58/59 eingeschult. Dieses Ereignis ist ihm aus besonderem Grund in Erinnerung geblieben: „Als der Fotograf das erste Einschulungsfoto machte, war ich zuvor mit dem Fahrrad unterwegs gewesen. Nachher auf dem Foto hatte ich sogenannte Wasserstrümpfe an. Meine Mutter bestand darauf, noch ein Foto mit anständig sitzenden Strümpfen anfertigen zu lassen. Sie war immer besorgt, daß ich auch ja anständig angezogen war."

Die Betstube in der Schönhauser Allee

Viele Verwandte und Freunde der Wassermanns lebten in der Nähe der Wisbyer Straße. Die Familie des Onkels Elias wohnte an der Gethsemane-Kirche und später in der Trelleborger Straße, der ältere Bruder der Mutter, bei dem sie die ersten Jahre gelebt hatte, in der Greifen-

hagener Straße 32. Entferntere Verwandte wohnten direkt gegenüber in der Wisbyer Straße 14. Im Kreise seiner Cousinen und Cousins war Bernhard einer der Jüngsten. Bei den regelmäßigen Treffen im Familienkreis lauschte er gern den Neuigkeiten der „Großen".

Bernhard Wassermann war vom Religionsunterricht in der Volksschule befreit, statt dessen kam zweimal in der Woche der Religionslehrer Rynaschewski in die elterliche Wohnung und erteilte ihm privaten Unterricht. Außerdem hatte Bernhard Wassermann am Sabbat schulfrei.

Auch das Geschäft des Vaters blieb an diesem Tag geschlossen. Bernhard Wassermann besuchte zusammen mit seinem Vater oft die kleine Betstube auf dem Hinterhof in der Schönhauser Allee 98. „Ich bin gerne dorthin mitgegangen", erinnert er sich. „Es waren da Kinder, mit denen ich spielen konnte. Wenn zum Minjan nicht genug Männer zusammen gekommen waren, schickte man mich zuvor noch in der Umgebung zu Bekannten. Die Gebetsstube brauchte einen Minjan – mindestens zehn Männer, um das Gebet durchführen zu können. Die Betstube lag im Hinterhof. Um in das Innere zu gelangen, mußte man eine Treppe hinaufsteigen. Oben angekommen, lag alles auf der rechten Seite, also in Richtung Osten, ausgerichtet nach der Klagemauer von Jerusalem. Es gab dort einen Vorhang, hinter dem sich zwei oder drei Torarollen befanden. Sie waren mit einem prächtigen Stoffbezug verhüllt. Durch die Bankreihen hindurch zog sich ein Vorhang, hinter dem die Frauen saßen. Sie beteten getrennt von den Männern."

Die Vorbereitungen für den Sabbat begannen bei den Wassermanns am Donnerstagabend. Die Mutter bereitete dann alles für den nächsten Tag vor. Emma, das nichtjüdische Dienstmädchen, mußte vor dem Sabbat in der Küche alles Milchige und Fleischige voneinander trennen. Man buk spezielles Brot, und wenn es Fleisch gab, wurde dieses vorher koscher gemacht. „Damit man ganz sicher war, salzte man es vorsichtshalber siebenmal", erklärt Bernhard Wassermann, „weil ein Würfel sechs Seiten hat und man auf keinen Fall eine Seite vergessen wollte!"

Vor dem Essen am Freitagabend gingen Vater und Sohn beten. Das Dienstmädchen Emma mußte das Essen für den Sonnabend warmhalten; denn die religiösen Gesetze schrieben vor, am Sabbat keinerlei Arbeiten zu verrichten: „Am Freitag und Sonnabend durfte bei uns in der Wohnung keine Elektrizität benutzt und kein Licht eingeschaltet werden. Manchmal habe ich es doch heimlich im Kinderzimmer gemacht. Wurde ich entdeckt, bestraften mich meine Eltern aber nicht. Später benutzte ich entgegen der Regel am Sabbat mein Fahrrad. Da war ich schon älter und ließ mir nicht mehr so einfach etwas vorschreiben."

An den Hohen Feiertagen ging die Familie gemeinsam in die Synagoge. Die Jüdische Gemeinde hatte einen Saal in einer Gaststätte an der Schönhauser Allee/Ecke Milastraße gemietet. „Nachdem wir Kinder dort eine gewisse Zeit verbracht hatten, gingen wir spielen. Die Eltern blieben oben und beteten weiter, wir spielten indessen in der Kegelbahn. Die Anlage war ja an diesem Tag nicht in Betrieb."

„Heil Hitler" und „Rot Front"

Die Veränderungen nach 1933 waren für den damals zehnjährigen Jungen kaum spürbar. „Ich sah ja auch überhaupt nicht jüdisch aus!" erklärt Bernhard Wassermann. „In der Wisbyer Straße gab es nicht nur jüdische Kinder, sondern auch viele andere, mit denen wir zusammen auf der Straße spielten. Einmal ging dort ein SA-Mann vorüber, ein anderes Mal einer von der SPD oder KPD. Da haben wir Kinder den ersten mit ‚Heil Hitler' begrüßt und im nächsten Moment zu einem Kommunisten ‚Rot Front' gerufen. Das war für uns ein Spiel." Ein einziges unangenehmes Erlebnis ist dem damals Elfjährigen im Gedächtnis geblieben: „Als ich vom Schlittschuhlaufen auf dem Exer zurückkam (ehemaliger Exerzierplatz an der Cantianstraße, eine bevorzugte Spiel- und Sportanlage, B. R.), hat mich jemand angegriffen, als Jude beschimpft und geschlagen."

Toni Wassermann, aufgenommen auf dem Mittelstreifen der Wisbyer Straße, um 1935

Die zweieinhalb Jahre ältere Schwester Toni besuchte das Lyzeum am Senefelderplatz. „Dort gab es eine Lehrerin, die meine Schwester immer wieder aufforderte, von der Schule zu gehen. Im Jahre 1937 war es dann soweit. Sie mußte die Schule verlassen."

Bernhard ging im Anschluß an die Volksschule seit 1935 in die Jüdische Mittelschule in der Großen Hamburger Straße. Nachdem den jüdischen Schülern zunehmend der Besuch staatlicher Schulen verwehrt wurde bzw. die Eltern einem Rausschmiß zuvorkamen, füllte sich diese Schule zusehends. Die Jungen wurden in ein Gebäude in der Auguststraße verlegt. Bernhard Wassermann begann, im Sportverein Makkabi Fußball zu spielen, trainierte oft auf einem großen Sportplatz im Grunewald und boxte auch eine Zeitlang.

Bereits seit seinem sechsten Lebensjahr war er Mitglied im Jüdischen Pfadfinderbund (IPD). Sonntags traf sich die Gruppe auf dem S-Bahnhof Schönhauser Allee, um etwas gemeinsam außerhalb der Stadt zu unternehmen.

Später trat Bernhard Wassermann in den zionistischen Jugendverband Habonim über. Auch hier unternahm man Fahrten und Ausflüge, sprach aber auch bereits über die Möglichkeit, nach Palästina auszuwandern. Besonders beeindruckt war Bernhard von den Schilderungen seiner älteren Cousins, die bereits an Hachscharalagern, Vorbereitungslagern mit der Perspektive einer möglichen Auswanderung, teilnahmen.

Der Strudelkuchen

Im Januar 1937 hatte Bernhard seine Bar Mizwa. Diese „Einsegnung" fand in der Betstube in der Schönhauser Allee statt. Anschließend feierte die Familie in Anwesenheit von Freunden und Bekannten.

An die Vorbereitungen zu dieser Feier erinnert sich Bernhard Wassermann noch sehr genau: „Die ganze Familie half, das Essen zuzubereiten. Eine meiner Tanten bereitete für meine Bar Mizwa einen Strudelkuchen vor, wie ich ihn seitdem nie mehr gegessen habe. Unser Eßzimmer wurde vorher leergeräumt, und auf dem Teppich wurden große weiße Laken ausgebreitet. Auf die Laken streute meine Tante Mehl

und begann, den Teig zu kneten. Der Strudel wurde gezogen und dünngewalzt. Sie bearbeitete den Teig so lange, bis der ganze Boden mit hauchdünnem Strudelteig bedeckt war. Der Strudelkuchenteig muß in einem Stück bleiben und darf nicht brechen. Zuletzt streute sie noch Zimt, Zucker, Rosinen und Äpfel auf den Teig. Das Zusammenrollen des Teiges erforderte ein ganz besonderes Geschick. Alle Familienangehörigen hoben das Laken in der ganzen Länge mit einem Ruck hoch, dann rollte sich der Teig wie von selbst ineinander. Danach brachte man diese Rolle auf zwei großen Blechen in eine Bäckerei, um den Strudelkuchen dort backen zu lassen."
Bis auf einige, die bereits Deutschland verlassen hatten, versammelte sich die ganze Familie Wassermann zu dieser Bar Mizwa. Es war eine der letzten Feiern im Kreise der Familie, der Verwandten und Freunde.

„Wassermann & Adler"

Mitte der dreißiger Jahre entzog man Moische Wassermann die Berechtigung, Eier nach Deutschland einzuführen. Damit verschlechterte sich seine wirtschaftliche Situation. Als ihm wenig später auch jeglicher Handel an der Eier-Börse verwehrt wurde, mußte er das Geschäft in der Wisbyer Straße aufgeben und begann im Fleischgroßhandel zu arbeiten. Überraschend erbte Bernhards Vater wenig später etwas Geld, und er wagte, zusammen mit einem Geschäftspartner, einen beruflichen Neuanfang. Unter dem Namen „Wassermann & Adler" eröffneten sie in der Kaiser-Wilhelm-Straße ein Herrenkonfektionsgeschäft. Die Firma verkaufte Mäntel und Anzüge, die sie zuvor bei Schneidern in Auftrag gegeben hatte.

Porträt aus Fotoautomaten

Im Jahre 1937 zog die Familie ganz in die Nähe des Geschäftes in die Münzstraße 15. In dieser Zeit spürte der Sohn, daß es zwischen den Eltern zunehmend Spannungen gab. „Mein Vater war geschäftlich ruiniert, und das Geld wurde knapp. Er dachte darüber nach, wieder nach Polen zurückzukehren, aber meine Mutter wollte dies auf gar keinen Fall. Sie hatte sich an das Leben in Berlin gewöhnt. Ein Leben in Osteuropa kam für sie nicht mehr in Frage."

Der ungültige Paß

Als Zuspitzung und Bedrohung erlebte Bernhard Wassermann das Jahr 1938. „So wie alle polnischen Juden sollte auch mein Vater im Oktober aus Deutschland abgeschoben werden. Die Geheime Staatspolizei wollte alle Juden polnischer Herkunft in Berlin verhaften und nach Polen zurückschicken. Mein Vater hatte aber gute Kontakte zu einigen Polizisten in unserem Bezirk. Einer von ihnen warnte ihn noch rechtzeitig am Abend vor der beabsichtigten Abschiebung. Er riet meinem Vater, sich für einige Tage zu verstecken. Bevor mein Vater dies tat, warnte er noch seinen Bruder, Verwandte und Bekannte. Als am nächsten Morgen die Polizei kam, um meinen Vater abzuholen, erzählte meine Mutter ihnen, daß ihr Mann auf einer Geschäftsreise sei. Um so größer war unsere Überraschung, als sie daraufhin mich aufforderten,

mitzukommen. Niemand hatte damit gerechnet, daß sich die Festnahmen auch gegen Kinder richten könnten."
Man brachte Bernhard Wassermann auf das Polizeirevier am Hackeschen Markt. Vor dem Eingang wartete bereits eine lange Schlange Festgenommener. Stundenlang mußte auch er dort warten, bevor er das Polizeirevier endlich betreten durfte. „Als ich an die Reihe kam, hielt ich meinen Paß in der Hand und sagte, daß er ungültig sei. Der Polizeioffizier stutzte einen Moment, erkannte mich und brüllte: ‚Wassermann!' Er nahm meinen Paß und schmiß ihn von sich. Dann gab er mir einen Stups, so daß ich aus der Reihe flog. ‚Mach, daß Du nach Hause kommst, und sieh zu, daß Du einen gültigen Pass bekommst!' Dieser Polizeioffizier hat mir das Leben gerettet!"
Die Gestapo hatte den vierzehnjährigen Bernhard mitgenommen, obwohl sich die Abschiebung lediglich auf Jugendliche und erwachsene Männer im Alter zwischen 16 bis 60 Jahren bezog. Er wurde mit der Auflage wieder freigelassen, sich bis zu seinem fünfzehnten Geburtstag einen gültigen Paß zu besorgen.
Sein Vater kehrte einige Tage später aus seinem Versteck wieder nach Hause zurück.

Der Pogrom in der Münzstraße

Nur wenige Tage später folgten die Ereignisse der Nacht vom neunten auf den zehnten November 1938: „Viele junge Rowdys sind durch die Straßen gezogen. Manche von ihnen trugen SA-Uniformen. In der Dragonerstraße befand sich ein großes Uhrengeschäft. Dort wurden zunächst die Fensterscheiben eingeschlagen, ich erinnere mich noch, wie man dazu die Wecker benutzte. Anschließend wurde das Geschäft teilweise in Brand gesteckt. Ich sah aus unserer Wohnung auch, wie vier Männer einen älteren Juden verprügelten. Vieles konnte ich nicht sehen, ich hörte nur das Geschrei. Nachdem alles zerschlagen war, wurde geplündert. Ich erzähle das hier mit ein paar Worten, aber in Wirklichkeit dauerte es fast eine ganze Nacht!"
Am nächsten Morgen waren die Straßen voll mit zertrümmertem Glas. Auch das Geschäft „Wassermann & Adler" war von den Zerstörungen betroffen. „Erst am nächsten Tag wagten wir uns dorthin", erinnert sich Bernhard Wassermann. „Innen war alles zertrümmert. Ein Teil der Ware war verschwunden. Heruntergerissene Kleidungsstücke und große Stoffballen bedeckten den Fußboden. Alles war mit Glasscherben übersät. In der ersten Etage des Geschäftes war ebenfalls alles zerstört. Auch die beiden großen Bandsägen, an denen zuvor die Stoffe zugeschnitten wurden, und die Nähmaschinen waren beschädigt. Mein Vater begann sofort aufzuräumen. Als ob nichts geschehen war, wollte er anschließend das Geschäft weiterführen. Ich habe das nicht verstanden", stellt Bernhard Wassermann noch heute verwundert fest.
Durch diese Erlebnisse war für die Familie Wassermann eine sehr beunruhigende Situation entstanden. Es lag spürbar ein verstärkter Druck auf dem Familienleben. „Ich fühlte, daß etwas zu Ende gehen würde", erinnert sich Bernhard Wassermann.

Die Eltern Leonora und Max Wassermann

Seit diesem Zeitpunkt sprachen die Eltern offen darüber, einen Weg zu finden, um das Land zu verlassen. Der Vater war in dieser Zeit häufig krank, und die Mutter zog sich häufig in die Erinnerung an die vergangenen, sorgloseren Jahre zurück. Für Bernhard Wassermann blieben nur noch wenige Wochen bis zu seinem fünfzehnten Geburtstag. Spätestens dann hatte er sich mit seinem Ausweis wieder bei der Polizei zu melden. Immer häufiger dachte er daran, alleine und illegal aus Deutschland zu fliehen, zumal seine Eltern sich vergeblich bemüht hatten, ihn auf eine Liste für einen Kindertransport ins Ausland setzen zu lassen.

Die Flucht

In dieser Situation beschlossen er und seine Eltern, daß er so schnell wie möglich zusammen mit seinem einige Monate jüngeren Cousin Arnold Hüttner versuchen sollte, illegal nach Holland zu fliehen. Anfang Dezember brachten sie ihren Sohn zum Bahnhof. Um keinen Verdacht zu erregen, lösten sie für die beiden Jugendlichen Fahrkarten nach Krefeld, einem Ort nahe der holländischen Grenze.

„Auf dem Bahnhof kam ein Mann auf uns zu und fragte, wohin wir fahren wollten. Ich sagte ihm, ich wolle zu meinem Onkel nach Krefeld und zeigte ihm die Fahrkarte. Er wollte noch wissen, wo dieser Onkel wohnte. ‚In der Hauptstraße 23', antwortete ich. Schließlich gab es doch in jeder Stadt eine Hauptstraße. Durch die Verhältnisse, war ich raffiniert geworden", erklärt Bernhard Wassermann seine Schlagfertigkeit. „In Krefeld angekommen", erzählt er weiter, „schauten wir, wann die Züge nach Amsterdam fuhren. Wir hatten eine Stunde Aufenthalt. Wir gingen in ein Postamt und schickten unseren Eltern von dort ein Telegramm mit den Worten: ‚Sind gut bei unserem Onkel angekommen.' Aus Angst, kontrolliert zu werden, kehrten wir zum Bahnhof zurück, gingen ohne Fahrkarte auf den Bahnsteig und bestiegen den nächstbesten Zug. Als der Schaffner kam, lösten wir zwei Karten nach Amsterdam. An der Grenze stiegen mehrere Uniformierte zu. Zuerst betraten die Beamten vom Zoll das Abteil. Dann kam der Zugschaffner und kontrollierte die Fahrkarten. Als letzte folgten die Grenzpolizisten und verlangten die Pässe. Ich erzählte ihnen: ‚Wir haben keine Pässe. Wir werden in Nimwegen vom jüdischen Komitee erwartet. Damit nichts verlorengeht, haben unsere Eltern vor unserer Reise alle Papiere dorthin geschickt.' Daraufhin erwiderte der Grenzpolizist verwundert: ‚Man kann doch nicht ohne Paß in ein anderes Land fahren!'"

Die beiden Jungen bestanden auf ihrer Geschichte. Um sie nachprüfen zu können, ging der Uniformierte ins Bahnhofsgebäude und ließ die beiden auf dem Bahnsteig zurück. Da begann der Zug anzufahren. Geistesgegenwärtig sprangen Bernhard und sein Cousin zurück in den Zug. Die Bremsen kreischten, und der Zug hielt wieder. Draußen war es schon dunkel geworden. Als die Beamten in den Zug stiegen, um nach den beiden zu suchen, sprangen sie zur anderen Seite wieder heraus. In dem Zug saßen zumeist Holländer, die in Deutschland arbeiteten und nach Hause fuhren. „Die verhielten sich während unserer

Flucht neutral. Sie sagten den Beamten nichts und halfen uns auch nicht", erinnert sich Bernhard Wassermann. Der Zug fuhr wieder an, und die beiden sprangen erneut auf. Das merkte die Grenzpolizei und stoppte den Zug erneut. Daraufhin schmissen sich die beiden neben dem Bahngleis in den hohen Schnee. Die Flüchtenden rannten am Zug entlang und hörten hinter sich Schüsse. Der Zug fuhr erneut an, und sie sprangen wieder auf. Diesmal hielt der Zug nicht mehr, und so kamen die beiden tatsächlich über die holländische Grenze. Bevor der Zug in den nächsten Bahnhof einfuhr, öffneten sie die Tür, sprangen hinaus und entfernten sich vom Bahndamm. Nach einigen hundert Metern entdeckten sie am Horizont die Lichter einer Stadt. „Ich bekam auf einmal große Angst", erinnert sich Bernhard Wassermann. „Vielleicht gingen wir ja geradewegs in die falsche Richtung, zurück nach Deutschland." Bernhard Wassermann erzählt weiter, wie sie sich in die Stadt hineinschlichen und nach kurzer Zeit die Unsicherheit von ihnen wich: „Wir sahen eine Gruppe junger Menschen Hand in Hand durch die Straße gehen. In Deutschland spazierte zu dieser Zeit niemand mehr durch die nächtlichen Straßen."

Das Glücksgefühl über die gelungene Flucht dauerte nicht lange an, denn sie wußten, daß die holländische Grenzpolizei jeden illegalen Flüchtling wieder nach Deutschland zurückschicken würde. Eine Weile schlichen sie im Schutz der Dunkelheit umher. Schließlich sprachen sie einen älteren Mann an und fragten ihn nach der Jüdischen Gemeinde. Er brachte sie an eine Tür, klopfte und verschwand schnellen Schrittes. Auf dem Türschild stand: „Head of Jewish Commitee". Die Tür öffnete sich, man bat sie hinein. Zur Überraschung Bernhards und seines Cousins Arnold erwartete man sie bereits. Da Bernhard im Zug angegeben hatte, daß ihre Papiere zur Jüdischen Gemeinde geschickt worden waren, hatte sich die Polizei schon nach ihnen erkundigt. Die Mitglieder des Komitees teilten den beiden mit, daß sie sie bei der Polizei melden müßten: „Es tut uns leid, aber alle Flüchtlinge, auch Kinder, werden wieder zurückgeschickt." Bernhard sagte: „Sie haben uns nicht gesehen. Wir haben es bis hierher geschafft und werden es auch weiterhin ohne Hilfe schaffen." Ein Mitglied des Jüdischen Komitees rief den beiden nach: „Wo wollt ihr hin? Alle Straßen sind gesperrt." Bernhard blieb stehen. Er suchte nach einem Grund, damit das Komitee eventuell doch etwas für die beiden Flüchtlinge tun mußte. Nach einigem Überlegen sagte er: „Unsere Wohnung in Berlin wurde zerstört, ich weiß nicht wohin. Mein Vater ist zwar Jude, aber die Familie lebt bereits seit dem 17. oder 18. Jahrhundert in Deutschland. Auf keinen Fall werde ich zurückfahren!" Ihm war eingefallen, daß die jüdischen Gemeinden in Holland in manchen Fällen für deutsche Juden eine Aufenthaltsgenehmigung erwirken konnten. Staatenlose Juden hingegen hatten überhaupt keine Chance, in Holland bleiben zu dürfen. Die Männer vom Komitee telefonierten daraufhin mit höheren Stellen in Amsterdam. Nach der Abstimmung mit Amsterdam und einer Erlaubnis durch die örtliche Polizei erlaubte man Bernhard und seinem Cousin schließlich,

24 Stunden in Holland zu bleiben. Gegen Mitternacht brachte man die beiden zu einer jüdischen Familie, die bereit war, sie für eine Nacht aufzunehmen. Herr und Frau Levithus besaßen in Nimwegen eine Konditorei. „Auch wenn wir die Absicht gehabt hätten, waren wir zu müde, an eine Flucht auch nur zu denken." Als Bernhard seine Kleider auszog, bemerkte er, daß sie blutig waren. Die Schulterstücke waren gepolstert, und so kam es, daß er den Durchschuß nicht gespürt hatte.
Am nächsten Tag teilte man ihnen mit, daß ihre Angelegenheit in der Hauptstadt Den Haag bearbeitet werde und sie sich weitere drei Tage in Holland aufhalten können. Nach einigen Tagen kam dann die Nachricht, daß beide vorläufig in Holland bleiben durften.

Als Staatenlose in die Freiheit

Bernhard und sein Cousin kamen in das Kinder-Flüchtlingslager der Stadt Soesterberg. Es wurde vom Protestantischen Bund in Holland geleitet. In der ersten Zeit befragte man die beiden wiederholt nach ihrer Herkunft und überprüfte die Darstellung der beiden deutschen Juden aus Berlin. „Nach einigen Monaten fühlte ich mich dort sicher", berichtet Bernhard Wassermann, „und erzählte die wahre Geschichte."
Sie blieben einige Monate im Lager, bevor Bernhard und sein Cousin am 4. Juli 1939 als staatenlose polnische Juden mit einem Kontingent von Flüchtlingen in einem Kindertransport nach England gebracht wurden. Die zurückbleibenden Flüchtlingskinder in diesem Lager hatten als Juden deutscher Staatsangehörigkeit eine weitere Duldung in Holland erhalten. „Ich hatte dort eine dreizehnjährige Freundin", erklärt Bernhard Wassermann. „Sie ist später nach dem Einmarsch der Deutschen in Holland wie all die anderen umgebracht worden. Sie war eine deutsche Jüdin."
Die Abschiebung als staatenlose polnische Juden nach England hatte den beiden das Leben gerettet.

Die Hoffnung Schanghai

Während seines Aufenthaltes in Holland hatte Bernhard noch Briefkontakt zu seinen Eltern und zu seiner Schwester. So erfuhr er, wie sich nach seiner Flucht das Familienleben verändert hatte: „Meine Mutter schrieb mir, daß sie sich von meinem Vater getrennt hatte." Die Schwester lebte nach der Trennung der Eltern bei der Mutter. Beide bemühten sich um eine Ausreisebürgschaft als Voraussetzung für ein Einreisevisum. Die Schwester hatte sich verlobt und hoffte, zusammen mit ihrem Bräutigam Max Schlesinger Deutschland verlassen zu können. Er war von Beruf Kürschner und hatte mit seinen Eltern die Einreiseerlaubnis nach Schanghai erhalten. Er wollte seine Braut dorthin mitnehmen. Das Aufgebot der beiden war bereits bestellt, als er plötzlich verhaftet wurde. Aufgrund der Ausreisepapiere ließ man Max Schlesinger mit der Auflage wieder frei, Deutschland unverzüglich zu verlassen. Die Hochzeit der beiden konnte nicht mehr stattfinden, und die Schwester von Bernhard mußte in Deutschland bleiben.

Die Schwester Toni, kurz vor der Abreise des Bruders

Auch nach dem Ausbruch des Krieges bemühten sich Mutter und Schwester um die Möglichkeit der Ausreise. „Meine Schwester schrieb bereits von einer Einreiseerlaubnis nach Belgien", erinnert sich Bernhard Wassermann, „und meine Mutter berichtete in einem Brief, in Kürze als Haushaltshilfe nach England ausreisen zu können."

Die Akten der Oberfinanzdirektion

Nach dem Kriege erfuhr Bernhard Wassermann, daß es Mutter und Schwester nicht mehr geschafft hatten, Deutschland rechtzeitig zu verlassen. Viele Jahrzehnte später fand er bei einem Besuch in der Bibliothek der Jüdischen Gemeinde in Berlin Hinweise auf deren Schicksal: Die Schwester hatte im „Wernerwerk" der Firma „Siemens & Halske" am Siemensdamm Zwangsarbeit verrichten müssen, und die Mutter war bei der Firma „Rose & Co" in der Reichenberger Straße beschäftigt gewesen. Am 27. Oktober 1941 wurden beide mit dem „3. Osttransport" in das Ghetto nach Lodz/Litzmannstadt gebracht und von dort am 20. Mai 1942 weiter in das Vernichtungslager Chelmno deportiert.

Erst vor wenigen Jahren konnte Bernhard Wassermann auch Unterlagen der Oberfinanzdirektion Berlin einsehen. Hier fand er dokumentiert, daß die elterliche Wohnung beschlagnahmt und alles fein säuberlich abgerechnet worden war, einschließlich der ausstehenden Summe für Strom und Gas Monate nach der Deportation seiner Mutter und Schwester.

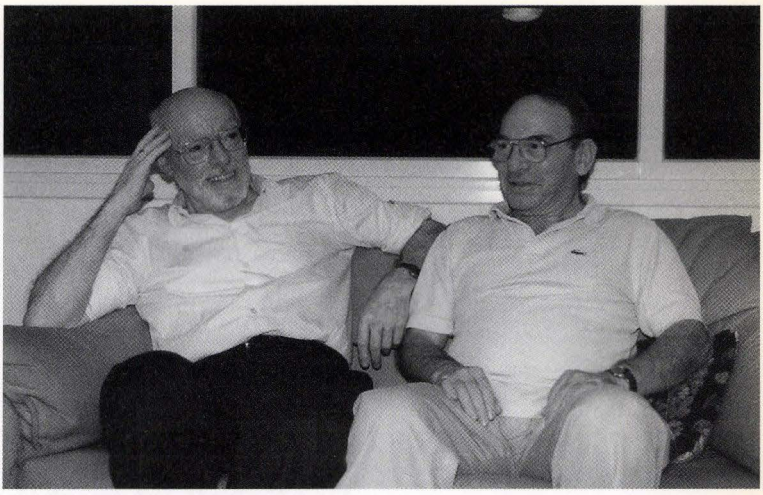
Über das Schicksal seines Vaters erfuhr er bereits aus einem Brief seiner Mutter: Ihr Mann war kurz nach Kriegsbeginn zusammen mit seinem Bruder Elias verhaftet und in das Konzentrationslager Sachsenhausen bei Berlin gebracht worden.

Wenig später hatte die SS-Lagerleitung seiner Mutter mitgeteilt, daß ihr Ehemann in Folge einer Blinddarmerkrankung gestorben sei. Die Asche des Verstorbenen wurde ihr später zugesandt.

Nach Kriegsende erfuhr Bernhard Wassermann von seinen überlebenden Verwandten Genaueres über den Tod des Vaters und seines Onkels: Sie erzählten ihm, daß dem zuckerkranken Elias Wassermann die Beine amputiert worden waren und er wenige Tage später an den Folgen verstorben war. Moische Wassermann hatte den Verlust seines Bruders nicht verkraften können und starb ebenfalls wenig später im Konzentrationslager Sachsenhausen.

Zusammen mit seinen Verwandten setzte Bernhard Wassermann seinen ermordeten Angehörigen nach dem Kriege auf dem Jüdischen Friedhof in Weißensee einen Stein. Die Aufschrift lautet: „Hier ruhen mein teurer unvergesslicher Mann, unser geliebter Vater Moses Wassermann 9. 9. 1895–22. 3. 1940 und unser guter Schwager und Onkel Elias Wassermann 23. 7. 1883–22. 2. 1940. Zum Andenken an Leonora und Toni, ermordet im KZ."

Im Jahre 1944 hatte Bernhard Wassermann seine zukünftige Frau kennengelernt. Sie stammte aus Wien und war wie er mit einem Kindertransport nach England gelangt. Beide gingen nach dem Krieg nach Palästina und arbeiteten dort zunächst als Sozialarbeiter in einem



Bernhard Wassermann (rechts) mit seinem Cousin Willi Holzer, Oktober 1994

Kibbuz. Bernhard Wassermann meldete sich später zum Militär und erlernte hier den Ingenieurberuf. Das Ehepaar brachte 1949 die Tochter Liora zur Welt. 1954 folgte der Sohn Zafra. Bernhard Wassermann lebt heute als Pensionär mit seiner Frau in Tel Aviv.

Wiederannäherung

Im Jahre 1958 war Bernhard Wassermann zum ersten Mal wieder an den Ort seiner Kindheit in Prenzlauer Berg zurückgekehrt: „Ich hatte damals beruflich in Westberlin zu tun und wollte mir bei dieser Gelegenheit in Ostberlin einen Geburtsschein ausstellen lassen. Nachdem ich den Schein erhalten hatte und bereits wieder im Begriff war, nach Westberlin zurückzufahren, hielt mich etwas zurück. Es zog mich in die Greifenhagener Straße. Damals, im Februar 1958, sah man noch die Trümmer des Krieges, Schnee hatte sie ein wenig bedeckt. Es berührte mich stark, als ich durch die Straßen ging und an den mir bekannten Häusern und Geschäften vorbeikam. Das Haus in der Kuglerstraße war zerstört, aber in der Wisbyer Straße war alles noch so wie damals. Jeder Stein, die Haustür, der Knauf, wo ich mal etwas herausgeschraubt oder hineingekratzt hatte. Ich ging in unser Wohnhaus hinein, traute mich aber nicht, an unserer Wohnungstür zu klingeln." Anschließend ging Bernhard Wassermann weiter die Straße entlang, in der er als Kind gespielt hatte. Vor dem Schaufenster eines Geschäftes blieb er stehen: „Ich ging hinein und stand als Fremder einem mir fremden Verkäufer gegenüber. Innen erkannte ich alles wieder." Bernhard Wassermann hält kurz inne und fährt dann fort: „Mir waren die Dinge wahrscheinlich vertrauter, als den Menschen, denen ich damals begegnete. Und doch fühlte ich mich als Fremder. Ich erkannte alles wieder, aber keiner erkannte mich, und ich erkannte ebenfalls niemanden mehr. Ich fragte mich: ‚Was macht der denn hier, und warum bin ich denn nicht mehr hier?'

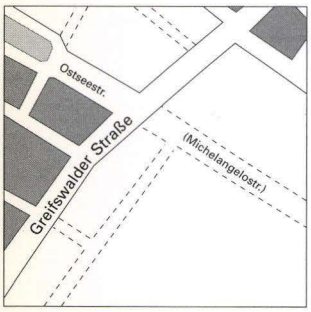
Nach Westberlin zurückgekehrt, fühlte ich plötzlich eine große Enttäuschung. Es hatte in Prenzlauer Berg für mich keine menschliche Wie-

derbegegnung gegeben. Es gab dort für mich nichts Warmes, keine Arme, die mich erwarteten. Es war lediglich kalter Stein. Ich hatte die ganze Zeit bis zu diesem Erlebnis im Jahre 1958 geglaubt, daß ich noch zu meiner alten Heimat gehörte und gehörte doch schon lange nicht mehr dazu. Natürlich habe ich mir hier in Israel für meine Kinder eine neue Heimat geschaffen. Aber die Heimat meiner Kindheit gibt es nicht mehr."

Sibylle Hinze

Der Schoß ist fruchtbar noch . . .

Lebensabschnitte des Peter B., Michelangelostraße 21



Peter B. wohnt seit fünfzig Jahren im Bezirk Prenzlauer Berg. Er möchte nicht, daß sein Name genannt wird oder entschlüsselbar ist, weil Ereignisse in den jüngsten Jahren nie gänzlich verschwundene Traumata neu belebt haben.

Kindheitsjahre in Schöneberg

1920 in Berlin zur Welt gekommen, wuchs Peter B. im Bezirk Schöneberg auf. Sein Vater gehörte der jüdischen, seine Mutter der evangelischen Konfession an. Die Religion der Mutter war die bestimmende in der Familie, so daß die Kinder (zur Familie gehörte noch eine 1919 geborene Tochter) evangelisch getauft wurden und am evangelischen Religionsunterricht teilnahmen. Jüdische Feiertage beging man im Hause B. nicht. Bis 1933 war dem Sohn kein Unterschied zwischen Juden und Nichtjuden bewußt. Hörte er von solchen Unterschieden, glaubte er immer, das beträfe ihn nicht. Auch sein Vater fühlte sich kaum als Jude. Dieser war Kaufmann im Großhandel, und kaufte für Hermann Tietz und das KaDeWe ein. Die Mutter arbeitete am Kurfürstendamm im Schuhgeschäft „Möschel-Schuh" als Verkäuferin. Peter B. besuchte eine Schule in der Pallasstraße.

Fatum des Vaters – Trauma des Sohnes

Bald nach der Errichtung des NS-Regimes bekam der Vater wegen seiner jüdischen Herkunft Unannehmlichkeiten, die immer schlimmer wurden. Andere Juden rieten ihm auszuwandern. Besonders zwei Erlebnisse veranlaßten ihn, diesen Rat in die Tat umzusetzen: Vater und Sohn waren Fußballer. Als sie eines Tages vom Fußballspiel nach Hause kamen, stand ein Schild vor ihrer Wohnungstür: „Die armen Leute haben nichts zu essen, der Jude kann noch Kaviar fressen." Wahr-

scheinlich war der Vater bei einem Firmenessen mit seinen Geschäftsfreunden gesehen worden. Mit derbem Mutterwitz, den er an seinen Sohn vererbt hatte, schrieb der Vater daraufhin trotzig und selbstbewußt seine Antwort auf das Schild: „Ihr lieben Leut', seid nicht so barsch und leckt den Juden wohl am Arsch."

Noch mehr aber machte ihn betroffen, daß eines Tages fünf Mitschüler des Sohnes an der Wohnungstür klingelten und nach „dem Juden" verlangten – um ihn zu verprügeln. Sie zogen allerdings den kürzeren, weil der junge B. sehr durchtrainiert war. Peter B. nimmt heute an, daß es sich in der Schule durch die Lehrer herumgesprochen hatte, daß sein Vater Jude war. Insbesondere eine Lehrerin, Fräulein Kuschmeier, hatte es auf ihn abgesehen. Einmal schlug sie ihn dermaßen mit dem Rohrstock, daß er tagelang nicht sitzen konnte.

Wegen solcher beängstigenden Ereignisse entschlossen sich die Eltern, Deutschland zu verlassen. Die vierköpfige Familie verlegte im April 1933 ihren Wohnsitz in die Tschechoslowakei. Zuerst lebte sie in Prag. Der Sohn ging dort auch noch zur Schule. Jedoch fiel es allen wegen der Sprachschwierigkeiten schwer, Fuß zu fassen. Deshalb zogen sie 1934 ins Sudetenland, nach Teplitz-Schönau. Der Vater handelte dort mit Eiern und Butter. Das Geschäft lief einigermaßen, jedoch war das Geld des öfteren recht knapp. Aus diesem Grunde fuhr die Mutter ab und an nach Berlin, von wo sie dann mit etwas Geld von ihrer Mutter zurückkam. Zwei Jahre lang ging alles gut, niemand tat der Familie etwas zuleide. Doch dann kam ein Tag im Jahre 1936, an dem geschah, was das Leben des Sohnes prägen und in seinen Alpträumen immer wiederkehren sollte. Die Mutter war gerade wieder einmal in Berlin, da klingelten zwei oder drei junge Burschen an der Wohnungstür. Kaum hatte der Vater geöffnet, zogen sie ihn aus dem Haus und schlugen auf ihn ein. Der hinzukommende Sohn versuchte, dem Vater zu helfen. Er merkte jedoch, daß seine Kräfte nicht ausreichten und lief zur nächsten Polizeiwache, um Hilfe zu holen. Nach Hause zurückgekehrt, sah er, daß sie seinen Vater totgeschlagen hatten ...

1936 zurück nach Berlin

Die Mutter beschloß, mit Sohn und Tochter wieder nach Berlin zurückzukehren. Da sie keine Jüdin war, glaubte sie sich nicht gefährdet. Als was ihre Kinder galten, war sie sich nicht im klaren. Sie sah sich jedoch auch in Berlin nicht in der Lage, die Familie allein zu ernähren. So mußten der Sechzehn- und die Siebzehnjährige sehen, wie sie durchkamen. Peter B. wurde bei „Grund & Clemens" am Olivaer Platz als Schreibmaschinenmechaniker eingestellt. Die Inhaber waren beide Nichtjuden, ihre Frauen Jüdinnen. Peter B. bekam dort eine Ausbildung und wurde für die Firma zu „Telefunken" geschickt, um Schreibmaschinen zu reparieren. Eine Wohnung fand er in Charlottenburg. Seine Mutter half ihm so gut sie konnte, wenn sein Geld ausgegangen war. Im Jahre 1939 wurde er eingezogen. Den Militärbehörden war seine Herkunft offenbar unbekannt. 1941 schrieb ihm die Mutter, daß „Halbjuden" ausgemustert würden. Um dem mörderi-

schen Krieg zu entgehen, gab er seine Herkunft bekannt und wurde sofort als „wehrunwürdig" entlassen. Danach arbeitete er wieder bei „Grund & Clemens".
Seine Schwester emigrierte 1944 nach Amerika, nach San Francisco. Peter B. kam dieser Gedanke nicht. Zu nachhaltig war für ihn die Erfahrung, die er im fremden Land gemacht hatte. Außerdem hatte er während der Militärzeit seine spätere Frau kennengelernt, und im Jahre 1944 wurde ihnen ein Sohn geboren.
Wie sehr der NS-Staat seine eigene Person bedrohte, wurde ihm erst im Herbst 1944 mit allen Konsequenzen klar. Zu diesem Zeitpunkt wurde er aufgefordert, sich im Zuge der Aktion B-Mitte/Zerbst im Rahmen der Organisation Todt in Döberitz für die Einlieferung in ein „Konzentrationslager für Juden und jüdisch Versippte" zu melden. Der Abtransport aus Berlin erfolgte im Viehwagen. Ab 28. Oktober 1944 war Peter B. Häftling eines Konzentrationslagers in Zerbst. Die Lagerinsassen mußten Zwangsarbeit beim Bau eines Turbinenjäger-Hafens und einer Startbahn von drei Kilometer Länge für die V-2 leisten. Peter B. wurde einer Gruppe zugeteilt, die auf dem Rücken Zementsäcke von Lastwagen in Flugzeughallen schleppen mußte.
Einmal wurde Peter B. von einem Angestellten des Lagers beschuldigt, einen Pinsel gestohlen zu haben. Obwohl die Beschuldigung absurd war, wurde er bestraft. Für solche Fälle stand in der Flugzeughalle eine Art Spind mit einer Öffnung für den Kopf bereit. In diesen Kasten wurde er einen ganzen Tag lang bei großer Kälte eingesperrt. Man konnte sich darin nicht rühren, nicht die Arme bewegen, sich nicht hinhocken.

Illegal in Berlin

Durch Fliegerangriffe der Air-Force wurde die Landebahn am 12. April 1945 zerstört. Im dadurch entstehenden Durcheinander lud Peter B. seine Sachen und die seiner vier besten Freunde auf eine Karre. Die Fünf flüchteten mit anderen aus dem Lager. Außerhalb des Lagers hielten sie einen LKW an und erklärten dem Fahrer: „Entweder, du nimmst uns mit oder du steigst aus. Fahren können wir auch allein!" So gelangten sie bis zur nächsten Bahnstation und von da nach Berlin. Aufforderungen an „Versprengte", sich in der Sammelstelle der Organisation Todt am Bahnhof Zoo in der Jebenstraße bzw. in der General-von-Seeckt-Kaserne in Spandau zu melden, kamen sie nicht nach. Die Eltern seiner Freundin gewährten Peter B. illegalen Unterschlupf in ihrer Wohnung in der Florastraße 20 (Pankow). Sie ernährten ihn von ihren Lebensmittelkarten mit. Die Nachbarn kannten ihn als Freund der Tochter und fragten nicht weiter. Er arbeitete wieder bei der Firma „Grund & Clemens". Von der Firma bekam er eine Arbeitsbescheinigung, damals das allerwichtigste Dokument.

Die besten Lebensjahre nach der Kindheit

Nach Kriegsende heiratete Peter B. seine Freundin. 1946 bekamen sie noch eine Tochter. Zunächst wohnten sie weiter bei den Schwieger-

eltern, dann in der Prießnitzstraße in der Nähe des Krankenhauses Pankow. Peter B. nahm wieder Kontakt zu seinen Freunden aus dem Lager auf. Sein bester Freund, Rudi Gadowski, besaß ein Elektrogeschäft in der Prenzlauer Allee. Auf dessen Vermittlung arbeitete Peter B. bald für ein Rundfunkgeschäft in der Schönhauser Allee, neben dem Sportplatz in der Cantianstraße gelegen; die Werkstatt befand sich in der Heinrich-Roller-Straße. Eines Tages fragte ihn sein Freund: „Willst du dich nicht selbständig machen? Es gibt hier noch viele leerstehende Geschäfte!" Dadurch angeregt, suchte sich Peter B. zunächst einen Laden in der Kollwitz-, dann in der Senefelderstraße 29/Ecke Raumerstraße und eröffnete eine Schreibmaschinen- und Rundfunkreparaturwerkstatt. Zu dem Laden in der Senefelderstraße gehörte auch eine Wohnung, die er mit seiner Familie bezog.

Nach 1945 hatte Peter B. einen Antrag auf Anerkennung als „Verfolgter des Naziregimes" eingereicht. Als ihn die Angestellte gefragt hatte, von wann bis wann er im Lager gewesen sei, war ihm das genaue Datum nicht eingefallen. Er hatte sie darauf verwiesen, daß ja noch andere in diesem Lager gewesen wären und sie deren Angaben die Aufenthaltszeit im Lager entnehmen könne. So kam es, daß sie falsche Daten aufschrieb und ihm die Anerkennung als „Verfolgter des Naziregimes" nach Prüfung der Unterlagen wieder entzogen wurde. Nach den nun in seinen Unterlagen verzeichneten Daten konnte er die vorgeschriebenen sechs Monate Haft bzw. Illegalität nicht nachweisen. Erst 1974 wiederholte Peter B. den Antrag und konnte an Hand seines Organisation-Todt-Dienstbuches den Fehler richtigstellen. So wurde er erneut als „Verfolgter des Naziregimes" anerkannt. Beim „Komitee der Verfolgten des Naziregimes" im Stadtbezirk Prenzlauer Berg arbeitete er von da an in einer Kommission mit.

Als die HO gegründet worden war, wurde es immer schwerer, als privater Gewerbetreibender Material zu bekommen. Deshalb gab er sein Geschäft auf. Da er ein Auto hatte, bewarb er sich um eine Taxilizenz. Dafür war jedoch Voraussetzung, zwei Jahre bei VEB Taxi gefahren zu sein. Um diese Vorbedingung zu erfüllen, begann er 1958 bei VEB Taxi zu arbeiten und blieb bis 1965, immer in dem guten Glauben, daß er einmal eine Taxilizenz erhalten würde.

Inzwischen wohnte Peter B. in der Sredzkistraße 58/Ecke Rykestraße und war, nachdem er sich in den fünfziger Jahren von seiner Frau hatte scheiden lassen, erneut verheiratet. Später erhielt er durch die Arbeiter-Wohnungsbau-Genossenschaft seine heutige Wohnung in der Michelangelostraße.

Als Taxifahrer fuhr er nachts regelmäßig bestimmte Gaststätten an, beispielsweise das „Alte Ballhaus" und das „Altdeutsche Ballhaus". Dabei schloß er mit dem Gaststättenleiter vom „Altdeutschen Ballhaus" Freundschaft. Eines Tages sagte dieser zu ihm: „Wir suchen einen Gaststättenleiter. Ich bürge für dich." So wurde er Gaststättenleiter und führte nacheinander mehrere Gaststätten im Bezirk Prenzlauer Berg. Auf Grund dieser Tätigkeit, bei der er von seiner Frau unterstützt wurde, lebte er in guten materiellen Verhältnissen. Im Jahre 1977 ging

er auf Grund der Sonderregelung in der DDR für „Verfolgte des Naziregimes“ in Rente. Als 1981 die „Zille-Stube“ im Hotel „Stadt Berlin“ am Alexanderplatz renoviert worden war, fragte man ihn, ob er sie für ein Jahr führen würde. Das tat er dann auch zwei Jahre lang. Die Ehe mit der zweiten Frau scheiterte nach einem von Peter B. erlittenen Herzinfarkt Ende der achtziger Jahre. Unter seinen Bekannten und Nachbarn auf seinem Wochenendgrundstück bei Strausberg, zu denen der Kontakt danach abriß, galt er bis dahin als ein aufgeschlossener, geselliger und fröhlicher Mensch.

Krank, verängstigt, mißtrauisch ...

Anfang der neunziger Jahre besuchte Peter B. seine Schwester in San Francisco, die dort dank einer Rente ihres verstorbenen Ehemannes ein gutes Auskommen hat. Die Mutter der Geschwister ist vor einigen Jahren hochbetagt gestorben.

Peter B. ist heute krank, verängstigt, mißtrauisch, fühlt sich allein gelassen. Immer wieder kehrt in Peter B's Alpträumen die Ermordung seines Vaters zurück.

—

Kurz nach Fertigstellung des Beitrages ist Peter B. verstorben.

Überblicksdarstellungen

Sibylle Hinze

Juden und Nichtjuden lebten Tür an Tür

Spuren jüdischer Einwohner im Zuge der Besiedlung des Prenzlauer Bergs (1874–1922)

Für die Zeit vor 1920 sind heute kaum noch zusammenhängende Lebenswege erschließbar. Es konnten nur Spuren jüdischer Bürger des Prenzlauer Bergs gefunden werden. Solche Spuren gibt es unter anderem in Akten, die von Behörden zweckgerichtet angelegt und gesammelt wurden. Die Autorin hat insbesondere die folgenden Aktenbestände durchforstet: aus dem Jahre 1874 Akten über „Die Geburten, Heiraten und Sterbefälle der Juden" und aus den ersten zwanzig Jahren unseres Jahrhunderts Akten mit Namensänderungs- und Einbürgerungsanträgen sowie solche von Ausweisungsverfahren. Auf dieser Grundlage sollen hier einige Einblicke vor allem in die soziale und wirtschaftliche Lebenssituation jüdischer Bürger – zu Beginn und gegen Ende des betrachteten Zeitraumes – gegeben werden. In diesen fünfzig Jahren bildeten sich im wesentlichen die heutige bauliche Gestalt und Struktur des Stadtbezirks heraus. Da Besiedlung und Bebauung in engem Zusammenhang stehen, soll dieses Beziehungsgefüge mit in Betracht gezogen werden.[1]

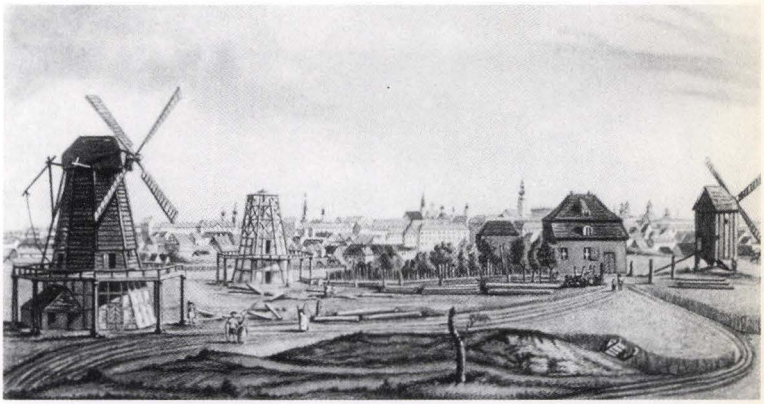
Auf dem Windmühlenberg 1874

Bauentwicklung bis 1874

Der Prenzlauer Berg wurde offiziell erst 1920 im Zusammenhang mit der Bildung Groß-Berlins als selbständiger Stadtbezirk gegründet. Die Bebauung und Besiedlung des Gebietes hatte jedoch schon im vorangegangenen Jahrhundert begonnen. Bei seiner offiziellen Gründung hatte der Bezirk bereits mehr als 300 000 Einwohner. Dieses Stadtgebiet war aber nicht, wie andere Bezirke, als selbständige Stadt oder als dörfliche Siedlung entstanden, sondern Berlin war ringsum aus seinen alten Grenzen herausgewachsen, so daß schließlich die Bildung neuer Verwaltungsbezirke nötig wurde.

Die erste städtische Besiedlung des späteren Prenzlauer Berg erfolgte in den Jahren 1820 bis 1850 direkt außerhalb der Berliner Zoll- und Akzisenmauer, am Fuße des Windmühlenbergs, im damaligen Königstorbezirk und in der Rosenthaler Vorstadt. Die östliche Hälfte der Rosenthaler Vorstadt, die später mit der Königsstadt in den Bezirk Prenzlauer Berg einging, blieb vor 1860 bis auf Randbebauungen im Bereich der Stadtmauer und der Schönhauser Allee weitgehend freies Land. An den noch schmalen und unbefestigten Ausfallstraßen, der Schönhauser und der Prenzlauer Allee und der Greifswalder Straße,

sowie an der neuangelegten und teilbefestigten Kastanien- und Pappelallee entstanden vereinzelt Siedlungshäuser. Schon seit dem 18. Jahrhundert standen mehrere Windmühlen auf dem Teil des Barnimhöhenzuges, der später zum Prenzlauer Berg wurde. Nach und nach kamen zwei Steingutfabriken, mehrere Brauereien, Kellereien, Ausschänke und Kaffeelokale hinzu.
Auf dem Gelände des Prenzlauer Bergs befanden sich drei Friedhöfe – zwei christliche und ein jüdischer – sowie zwei Siechenhäuser. Die Zionskapelle als Vorläufer der Gethsemanekirche wurde in den fünfziger Jahren gebaut.



Der Windmühlenberg vor dem Prenzlauer Tor, dem späteren Gelände der Bötzow-Brauerei, um 1800

Der Verlorene Weg 10 (später: Schwedter Straße) war 1860 die einzige Adresse eines Mitgliedes der Berliner Jüdischen Reformgemeinde, Moritz Czarnikow, auf dem Gebiet des Prenzlauer Bergs.[2] Das Anwesen lag damals am äußersten Rande der Stadt, wo es vor allem Einzelhäuser mit Vorgärten gab. Bis Ende der sechziger Jahre entstand in der Nähe der Stadtmauer ein geschlossenes städtisches Gebiet mit zweigeschossigen Siedlerhäusern in der Wollankstraße (später Lothringer-, dann Wilhelm-Pieck-, heute Torstraße), Christinen-, Lottum-, Fehrbelliner und Zehdenicker Straße. Neue Möglichkeiten für die Erschließung weiteren Geländes hatten sich durch den Hobrechtschen Bebauungsplan von 1862 ergeben. 1866 entstanden die ersten Häuser westlich der Prenzlauer Allee und in der Heinersdorfer (heute: Heinrich-Roller-) Straße.

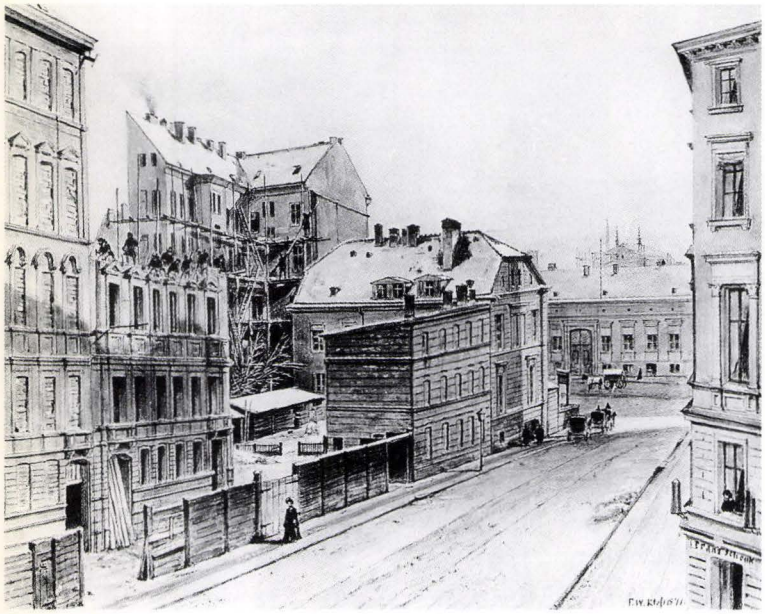
In den Jahren 1872/73 wurden die Metzer und die Weißenburger (heute: Kollwitz-) Straße reguliert und verbreitert. Bald danach fing man an, diese beiden Straßen, ebenso wie die Tresckow- (heute: Knaack-), Fransecky- (heute: Sredzki-) und Hochmeister- (heute: Husemann-) Straße, zu bebauen. Die meisten Häuser mußten sich jedoch noch mit Wasser aus der Pumpe und einem Trockenklosett auf dem Hof begnügen. Erst 1873/74 faßte der Magistrat Beschlüsse über den Ausbau der Frischwasserversorgung und die Anlage von Entwässerungssystemen. 1872 wurde mit der Errichtung der Gasanstalt begonnen. In den folgenden Jahren löste die Gas- die übliche Petroleumbeleuchtung ab.

Nachdem 1868 die Stadtmauern und Tore abgerissen worden waren, entwickelte sich nach 1870/71 eine besonders rege Bautätigkeit, die sich in einer Verdichtung der bereits besiedelten als auch in einer Erschließung neuer Gebiete äußerten. Das war auch notwendig, denn von 1871 bis 1873 – vom großen Gründerboom bis zum Gründerkrach – wanderten 150 000 Menschen nach Berlin ein. Dennoch bestand in den siebziger Jahren, als es einen neuen Höhepunkt des beschleunigten Bevölkerungszuwachses in Berlin gab, großer Mangel an einfachem und preiswertem Wohnraum, obwohl zugleich Hunderte (zu große und teure) Wohnungen leerstanden.

Der jüdische Bevölkerungsteil 1874

■ Besiedlung des Gebietes

Im Verlaufe des vorigen Jahrhunderts begannen die reichen Berliner aus der eng gewordenen Innenstadt in die verkehrs- und stadtbaumäßig eher erschlossenen südlichen Außengebiete umzuziehen, während aufstrebende untere Schichten in die noch weniger erschlossenen nördlichen Neubaugebiete umsiedelten.



Aquarell von Friedrich Wilhelm Kloß, Lottumstraße, 1871

Archivmaterialen belegen, daß unter den ersten Bewohnern des Prenzlauer Berg von Anfang an auch jüdische Bürger waren. Zur Untersuchung dieser Problematik liegen im Brandenburgischen Landeshauptarchiv standesamtliche Akten über die „Geburten, Heiraten und Sterbefälle unter den Juden" in Berlin für die Jahre 1847 bis 1874.[3] Der Aktenbestand endet 1874, da mit der Einführung des Zivilstandes in Preußen 1875 die Beurkundung von Geburten, Heiraten und Sterbefällen ausschließlich durch staatliche Standesämter erfolgte. Damit bestand keine Notwendigkeit mehr, in Kontakt mit der entsprechenden religiösen Gemeinschaft zu treten, und es gab auch keine Veranlassung mehr für die Standesämter, die Akten nach Religionsgemeinschaften zu ordnen. Die Akten aus dem Jahre 1874 spiegeln die damalige Bebauung und Besiedlung des Prenzlauer Bergs wider. Dabei lassen sie keine Konzentration jüdischer Bürger in irgendeiner Straße erkennen. Im Aktenbestand über die Heiraten von Juden im Jahre 1874 konnte noch keine Adresse auf dem Gebiet des heutigen Prenzlauer Bergs gefunden werden. Die Urkunden über die Todesfälle von 1874 zeigen jedoch eindeutig, daß auch jüdische Bürger zu den Erstbesiedlern des Prenzlauer Bergs gehörten. Denn es ist anzunehmen, daß die meisten in diesem Jahr Verstorbenen schon vorher dort wohnten, wo ihre letzte Adresse

Die Bevölkerung der Königstadt und der gesamten Rosenthaler Vorstadt wuchs von über 95 000 Einwohnern im Jahre 1871 auf über 130 000 im Jahre 1875.[4] Wieviele dieser Bürger der jüdischen Religion angehörten, konnte nicht ermittelt werden. Der Anteil von Juden an der Gesamtbevölkerung Berlins betrug 4,36 Prozent.[5]

war. Diese Adressen sind: Schönhauser Allee 9 und 135, Angermünder Straße 6 und 8, Prenzlauer Chaussee „an der Verbindungsbahn, eigenes Haus".[6] Außerdem befinden sich unter diesen Akten auch die einer achtundzwanzigjährigen Witwe, die in der Choriner Straße 68 wohnte. Möglicherweise schon zu den neueren und jüngeren Ansiedlern im Prenzlauer Berg gehörten die Eltern der beiden 1874 verstorbenen jüdischen Kinder in der Schönhauser Allee 122 und 182.
Die Akten über Heiraten und Geburten lassen darauf schließen, daß in die Neubauten an den meistens noch unbefestigten Straßen neugegründete Familien aus der Mitte Berlins zogen. Nur in einem Fall wohnte die Braut, offenbar aus gutsituiertem Hause, bei ihren Eltern in der Schönhauser Allee 182. Die Adressen der Neuvermählten und der die Geburt eines Kindes Anzeigenden belegen eine deutliche Konzentration im nördlicheren Teil des bis dahin besiedelten Gebietes.

Adressen von Neuvermählten und Neugeborenen aus dem Jahre 1874: Lothringer Straße 15 (heute: Torstraße), Wollankstraße 23, Angermünder Straße 11, Christinenstraße 34, 35, 41, Choriner Straße 1, 2, 11, Fehrbelliner Straße 6, 11, 24, 43, Kastanienallee 1, 54, Schönhauser Allee 53, 55, 122, 147, 182, 184, Schwedter Straße 241, 251.

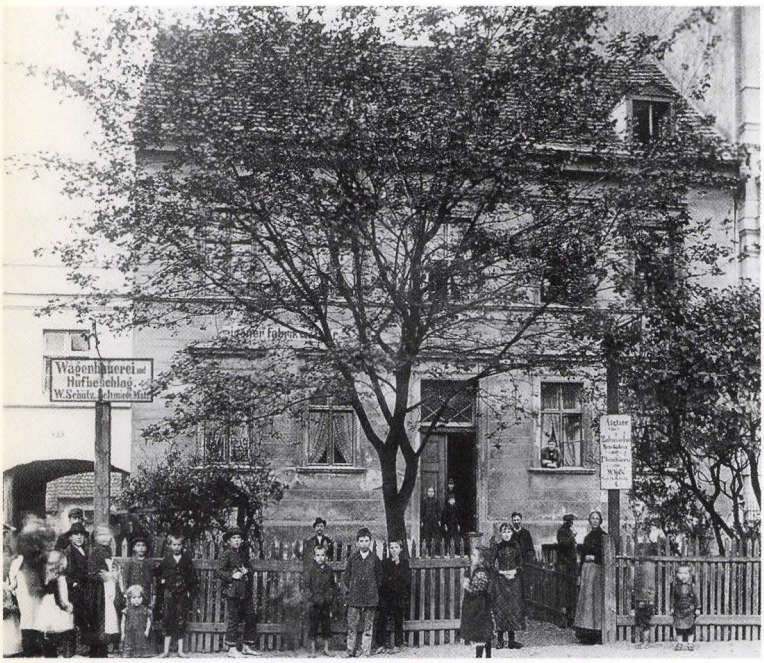
■ Altersstruktur

Die standesamtlichen Eintragungen der jüdischen Einwohner des späteren Prenzlauer Berg von 1874 verweisen darauf, daß allgemein die jüngere Bevölkerung überwog. In den hier untersuchten Akten stehen neun Todesfälle gegen sieben Heiraten und 17 Geburten. Die Verstorbenen erreichten nicht das Greisenalter, sondern befanden sich im mittleren Lebensalter. Die vier Männer waren 42 bis 59, die drei Frauen 33 bis 62 Jahre alt.

■ Soziale Lage

Die Akten über verstorbene Männer, Ehemänner und Väter, lassen den Schluß zu, daß sich auf dem Gebiet des Prenzlauer Bergs bis 1874 mittlere und proletarische Schichten ansiedelten, dagegen wenige Reiche und Angehörige des Bildungsbürgertums, auch keine ganz Armen und Berufslosen.
In dieser Beziehung unterschied sich also die jüdische nicht von der übrigen Bevölkerung. Zugleich wird aber auch die damalige besondere jüdische Berufsstruktur deutlich. So fehlte bis auf eine Ausnahme, einem Magistratssekretär, die gesamte Schicht der den Prenzlauer Berg mitprägenden kleinen und mittleren Beamten und Angestellten. Es bleibt zu vermuten, daß auch die Gruppe der Arbeiter unter dem Gesamtdurchschnitt in Prenzlauer Berg lag. Dafür war der Beruf des Kaufmanns außerordentlich häufig. Es liegen insgesamt von 37 Männern Berufsangaben vor. Davon waren 19 Kaufleute, also über 50 Prozent, während 1871 in ganz Berlin nur 12,48 Prozent der Berufstätigen in den Bereichen Handel und Verkehr arbeiteten. Insbesondere die Gruppe der Ältesten – also der verstorbenen Männer, der Ehemänner und Väter von Verstorbenen – bestand, bis auf eine Ausnahme, aus Kaufleuten. Unter ihnen gab es zwei wohlhabende, solche mit mittlerem Einkommen und solche mit unterem Einkommen (Handelsmänner – darunter ein Analphabet –, Kleiderhändler) sowie ganz Arme, von denen einer und seine Ehefrau frühzeitig an Armutskrankheiten verstarben. Zu den Besonderheiten jüdischer Population ist auch zu

rechnen, daß ein Wechsler und ein Geldmakler zu finden sind.[7] Zur Gruppe der Gutsituierten sind mit Sicherheit zwei Kaufleute (einer davon wohnte im eigenen Haus, und der andere war der Sohn eines Arztes aus dem Tiergarten), ein Rentier, ein Korbwaren- sowie ein Lederwarenfabrikant zu zählen. Zu den Gut- bis Mittelsituierten kann man in der Regel auch Handwerksmeister rechnen. Meister ihres Handwerks waren: zwei Schneider, ein Glaser, ein Maler. Bei weiteren vor allem handwerklichen Berufen ist die Grenze zwischen selbständigem Handwerker oder Unternehmer und sich als Angestellter oder Arbeiter in Heimarbeit oder in der Fabrik Verdingendem nicht auszumachen, wie bei: Mützenmacher, Droschkenkutscher, Schlosser, Tapezierer und Dekorateur, Schuhmacher, Uhrmacher, Zigarrenmacher.
Auf jeden Fall mußten die nicht in oder bei ihrer Wohnung Arbeitenden weniger Gutsituierten längere Fußwege in Kauf nehmen, denn es verkehrte lediglich einmal in der Stunde ein Pferdeomnibus vom Prenzlauer Tor nach Pankow und ab 1876 dann eine Pferdebahn. Wer Geld besaß, konnte sich eine Droschke leisten.



Schönhauser Allee 63, 1892

■ Religion, Erziehungs- und Gesundheitswesen
Weitere Fußwege waren auch zu absolvieren, wenn die Synagoge besucht werden sollte, da sich die nächstgelegenen Synagogen in Mitte befanden. Der neue jüdische Friedhof Berlins befand sich für alle in unmittelbarer Nähe, in der Schönhauser Allee 23–25.
1874 gab es vier Volksschulen im Prenzlauer Berg. In der Volksschule Kastanienallee 82 wurde auch jüdischer Religionsunterricht erteilt.[8] Außerdem befanden sich seit 1897 in der Schönhauser Allee 162, zuvor Oranienburger Straße 38, die jüdischen „Baruch-Auerbach'schen Waisen-Erziehungs-Anstalten".[9]

Ein Problem dieser Zeit war die hohe Kindersterblichkeit. Von den 17 im Jahre 1874 geborenen Kindern jüdischer Familien im Prenzlauer Berg starben zwei noch im gleichen Jahr. Unter den Verstorbenen im Berlin dieser Jahre waren auffallend viele Kinder bis zum vierten Lebensjahr. Der Prozentsatz jüdischer Kinder war zwar ebenfalls hoch, lag jedoch unter dem christlicher Kinder.[10] Sowohl die Kinder- als auch die gesamte Sterblichkeitsrate hing sehr stark mit den sozialen und hygienischen Verhältnissen in dieser Zeit zusammen. 1866 hatte es in Berlin eine Cholera- und 1871 eine Pockenepidemie gegeben. In den großen Alleen des Prenzlauer Berg staute sich in den Seitengräben noch lange Zeit übelriechendes Schmutzwasser. Erst Anfang der siebziger Jahre wurde mit dem Bau von Entwässerungssystemen begonnen, der sich zwanzig Jahre lang hinzog.

■ Herkunftsorte

Schließlich geben die standesamtlichen Akten von 1874 interessante Auskünfte über die Herkunft der frühen jüdischen Einwohner des Prenzlauer Berg. Angegebene Geburts- oder Eheschließungsorte machen deutlich, daß nur zwei der begüterten Familien aus Berlin stammten. Zwei Partner verschiedener Ehen hatten vor der Eheschließung in Mitte gewohnt oder ihre Familien wohnten dort. Die Geburtsorte von vier Heiratswilligen sind unbekannt. Die übrigen stammten aus Nord-, Mittel- und Süddeutschland oder aus den deutschen Ostprovinzen. Auch diese Sicht auf die Akten zeigt keine Besonderheiten der jüdischen Bevölkerung, sondern steht für das allgemeine Wachstum der neuen Reichshauptstadt.

In Zeiten des Booms wuchs Berlin jährlich um 50 000 Einwohner: von 250 000 im Jahre 1830 auf 800 000 Einwohner um 1870 und auf über eine Million von 1875 bis 1880.

Größtenteils war die Zuwanderung nach Berlin eine Binnenwanderung innerhalb Preußens (von den Juden kamen viele aus dem Posener und Bromberger Gebiet) und ein Bestandteil des allgemeinen Zugs in die Städte.[11] Ein Blick auf die jüdische Population des Prenzlauer Berg zeigt, daß es sich hier einerseits nicht um ganz arme, andererseits aber auch um nicht ganz neu Zugewanderte handelte. Auch sonst bildeten die jüdischen Zuwanderer keine besondere zusammenhängende Gruppe unter den Einwanderern und den Erstbesiedlern des Prenzlauer Berg, wie etwa die in und um die Pappel- und Schönhauser Allee herum in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts lebenden Italiener und Slowaken.

Im Prenzlauer-Berg-Gebiet 1888–1922

Weitere Spuren von jüdischen Bewohnern des Prenzlauer Berg finden sich in Aktenbeständen, die uns in die Zeit von der Jahrhundertwende bis zum Ende des Ersten Weltkrieges führen. Das Gesicht Berlins und ganz besonders des Prenzlauer-Berg-Gebietes hatten bis zu diesem Zeitpunkt tiefgreifende Veränderungen erfahren. In Berlin lebten 1910 mittlerweile über zwei Millionen Einwohner.[12] Die Bevölkerung hatte sich also seit 1871 beinahe verdreifacht. Zwischen 1902 und 1905 waren

jährlich etwa 60 000 Menschen zugezogen.[13] Wie die Volkszählungen von 1905 und 1910 ergaben, waren auch Bürger jüdischer Konfession zugewandert, allerdings in geringerem Maße. Ihre Zahl hatte sich von 1874 bis 1910 auf 90 013 (4,3 Prozent) knapp verdoppelt.[14] Wenn man bedenkt, daß 1905 in ganz Preußen nur 409 500 Bürger jüdischer Konfession lebten, war die Zahl jüdischer Einwohner Berlins außerordentlich hoch.[15] In Berlin hatte sich die größte jüdische Gemeinde Deutschlands entwickelt.[16] Mit dem Zuzug verband sich die Hoffnung, daß die sich dynamisch entwickelnde Reichshauptstadt allen Zuwanderern Beschäftigung und wirtschaftliche Möglichkeiten bringen würde. Insbesondere den jüdischen Zuwanderern bot sie durch die offenere Gesellschafts- und Wirtschaftsform eine „Vermischungs- und Angleichungschance" und damit eine Verbesserung ihrer Möglichkeiten auf dem kapitalistischen Markt.[17] Die Einwohnerzahl auf dem Gebiet des späteren Prenzlauer Berg schwankte im Zeitraum von 1900 bis 1919 um 300 000.[18] Die Zahl der jüdischen Bewohner erhöhte sich von etwa 13 000 im Jahre 1910 auf etwa 16 000 im Jahre 1919,[19] womit in diesem Gebiet nunmehr 13,2 Prozent der jüdischen Bewohner ganz Berlins lebten.[20] Mit 6,3 Prozent jüdischem Bevölkerungsanteil lag der Prenzlauer Berg 1910 über dem Gesamtberliner Durchschnitt hinter drei anderen Stadtbezirken mit einem noch höheren Anteil.[21] Allerdings konzentrierte sich die jüdische Bevölkerung im südlichen Teil und betrug dort 9,3 Prozent.[22]

Deutsche jüdische Bürger 1899–1916

Für Schlußfolgerungen über die soziale und wirtschaftliche Lage sowie besondere Lebensumstände jüdischer Einwohner im Prenzlauer Berg mit deutscher bzw. preußischer Staatsbürgerschaft stehen erst wieder für den Zeitraum nach 1899 zusammenhängende Aktenmaterialien zur Verfügung. Spuren solcher Bewohner finden sich vor allem in einem Bestand des Geheimen Staatsarchivs Berlin Dahlem zur Thematik „Namensänderungen"*. Dieser Aktenbestand behandelt in erster Linie die nach 1870 erwachsen gewordene und oftmals in Berlin geborene Generation jüdischer Einwohner.

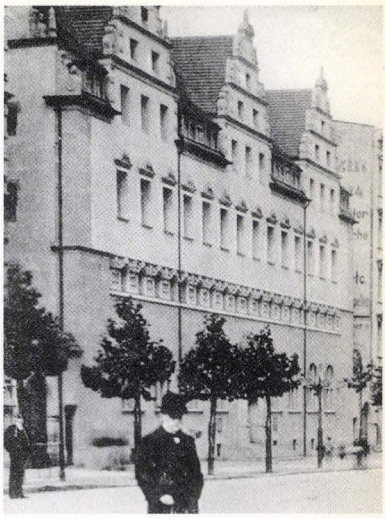
■ Wohnorte

Wie bereits erwähnt, hatten sich im Königstorbezirk besonders viele jüdische Einwohner angesiedelt. Diese Ansiedlung besaß jedoch keinen Ghettocharakter. Die vorhandenen Akten zeigen, daß jüdische Einwohner im nach und nach bebauten Gebiet des neuentstehenden Stadtbezirks Wohnung nahmen. Seit der zweiten Hälfte der siebziger Jahre hatte die intensive massive Bebauung des Prenzlauer Berg begonnen, so daß er zur Jahrhundertwende bis zur Ringbahn bebaut war und sich in den Jahren nach der Jahrhundertwende entlang der großen Chausseen sowie in den Quartieren zwischen Schönhauser und Prenzlauer Allee über die Ringbahn hinaus in Richtung Pankow und Weißensee weiter ausdehnte. Die Vorderhäuser wurden weiterhin für einen einigermaßen gutsituierten Mittelstand angelegt. In den nach der Jahrhun-

*Vgl. Hinze, Namensänderung – Zwang und Wunsch

dertwende errichteten Häusern wurde nun auch in den Hinterhäusern die Innentoilette zum üblichen Standard. Trotz der fortgesetzten lebhaften Bautätigkeit bestand allerdings weiterhin große Wohnungsnot und -überbelegung. Die Straßen waren inzwischen gepflastert und 1908 wurde mit der Fertigstellung des Abwasserpumpwerks in der Carmen-Sylva- (heute: Erich-Weinert-)Straße die städtische Kanalisation im Prenzlauer Berg fertiggestellt. Gaswerk und Viehhof funktionierten als große Produktionsstätten. Ab 1902 lud das Stadtbad in der Oderberger Straße zur Benutzung ein. Im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts wurden das Bötzowviertel, ein beliebtes Wohnviertel von Beamten und Angestellten, und die Gebiete um den Arnim- und Humannplatz errichtet.

Die ausgewerteten Namensänderungsakten enthalten sowohl Adressen jüdischer Einwohner im damals am geschlossensten besiedelten Viertel zwischen Prenzlauer Allee und Rosenthaler Platz nördlich der heutigen Torstraße[23], als auch in Straßen südlich und nördlich des Friedrichshains, im Viertel um die Weißenburger (heute: Kollwitz-)Straße, im neuerbauten Bötzowviertel (Hufeland- und Woldenberger [heute: Dietrich-Bonhoeffer-]Straße), wie auch in der nördlich der Danziger Straße gelegenen Duncker- sowie Kopenhagener Straße. Und wie andere Einwohner zogen auch jüdische, wenn ihre wirtschaftliche Lage ihnen ein besseres Wohnen als im Prenzlauer Berg möglich machte, in südwestliche Stadtbezirke um. Im gesamten Gebiet des Prenzlauer Berg lebten also auch nach 1900 Juden mit den anderen, in der Mehrzahl evangelischen Einwohnern Tür an Tür.



Badeanstalt Oderberger Straße, um 1905

■ Kultur, Bildung, Religion, Lebensweise

In den drei Jahrzehnten zwischen 1870 und 1900 hatten die Stadt oder die Angehörigen der verschiedenen Konfessionen auf dem Gebiet des neuentstehenden Stadtbezirks für medizinische, soziale und Wohlfahrtseinrichtungen, für Bildungsstätten sowie für Orte zur Religionsausübung gesorgt. So waren in den achtziger Jahren das städtische Obdachlosenasyl in der Fröbelstraße und das Städtische Hospital, eine Fürsorgeanstalt für alte gebrechliche Personen, an der Prenzlauer Allee und Fröbelstraße, errichtet worden. Seit 1883 existierte in der Schönhauser Allee 22 das von dem Ehepaar Manheimer gestiftete Jüdische Altersheim. Den Jüdischen Friedhof in der Schönhauser Allee hatte man 1880, nach der Eröffnung des neuen Friedhofs in Weißensee, geschlossen. Allerdings fanden in der Schönhauser Allee weiterhin Beerdigungen in Familiengräbern statt. Nach 1874 bis zur Jahrhundertwende waren zu den bereits bestehenden weitere 17 und von 1900 bis 1914 nochmals 14 Volksschulen neu hinzugekommen. In sechs dieser Schulen wurde jüdischer Religionsunterricht erteilt. Neben zehn evangelischen und vier katholischen Kirchen entstanden bis zum Ersten Weltkrieg die Synagoge in der Rykestraße* mit Religions- und Privat-Volksschule** (vor allem für Kinder von zugezogenen Juden aus dem Ausland). Private Synagogen und Betstuben wurden in der Schönhauser Allee eröffnet: in Nr. 4, Nr. 98, Nr. 162. Der „Synagogen-Verein Aha-

*Vgl. Jerke, „Des Gotteshauses Bedeutung und Berechtigung"

**Vgl. Kirchhöfer, „Ein Gefühl der Geborgenheit"

Postkarte vom Prater, 1905

was Zion" hatte sich 1901 und der „Synagogen-Verein Lew Jehudo e.V." 1908/09 gegründet. Letzterer kam in der Franseckystraße 3 zusammen. In einer der beliebtesten Freizeitstätten in der nördlichen Vorstadtgegend, im „Prater", veranstalteten viele Vereine ihre Feste. Einer der Ausrichter großer Festlichkeiten war der Israelitische Wohltätigkeitsverein „Humanitas".

Was die religiöse Verbundenheit der jüdischen Einwohner anbelangt, deuten die Akten darauf hin, daß sich die meisten mit Selbstverständlichkeit zu ihrem Glauben bekannten. Insgesamt gewinnt man jedoch aus einzelnen Erinnerungsberichten[24] den Eindruck, daß sich der überwiegende Teil jüdischer Bürger auf dem Gebiet des Prenzlauer Berg in erster Linie als preußische Staatsbürger betrachteten und sich in ihrer sozialen Lage, in ihren Wohn- und Lebensverhältnissen, in ihrer Kleidung nicht von der übrigen Bevölkerung unterschieden. Ihre Religionszugehörigkeit wurde von den anderen Bewohnern offenbar akzeptiert. Ein Beispiel dafür ist die Glückwunschkarte, die der Familie des Schneidermeisters Biegeleisen aus der Fehrbelliner Straße 97 anläßlich der Beschneidungsfeier ihres Sohnes Arnold von einem Arbeitskollegen zugesandt wurde. Die vorhandenen Akten lassen den Schluß zu, daß das Bedürfnis, sich völlig von der jüdischen Herkunft zu lösen, selten auftrat.

Eine Polizeiliste über Ärzte aus dem Prenzlauer Berg, denen man vorwarf, mit der Sozialdemokratie zu sympathisieren, gibt folgendes Bild: Unter diesen politisch Engagierten gab es neben zwölf Ärzten mosaischer Religion zwei „Dissidenten", also aus der jüdischen Gemeinde Ausgetretene.[25] Auch bei den Namensänderungsanträgen gibt es nur zwei Fälle, bei denen die Lösung von der jüdischen Religion sichtbar wird. So stellte im Jahre 1908 die damals 24 Jahre alte Marta Rifke Neubaur einen Antrag auf Änderung ihres jüdisch klingenden Vornamens Rifke. Die Tochter eines jüdischen Zahnarztes, der in der Prenzlauer Allee 45 wohnte und praktizierte, war unter Bruch mit ihrem Elternhaus zur katholischen Konfession übergetreten. Sie wollte in ein Kloster (in das katholische Katharinenstift in der Greifswalder Straße 17–19) eintreten. Einer der wohlhabendsten Antragsteller, der seinen Vornamen „Isidor" in „Oskar" gewandelt haben wollte, war der Kaufmann Ruß. Er war schon geraume Zeit vor seiner Antragstellung vom Jahre 1910 zur evangelischen Religion übergetreten. Bis zu seinem Umzug in den Westen Berlins wohnte er in einer großen Wohnung in der Hufelandstraße 47.

■ Berufe

Weitere indirekte, aber auch recht konkrete Hinweise geben die Namensänderungsanträge auf die Berufsstruktur und soziale Lage der Antragsteller. Dabei ist zu beachten, daß durch diese Akten nur eine Minderheit der jüdischen Einwohner beleuchtet wird. Insbesondere war vom Namensänderungsbegehren die ärmste und am wenigsten gebildete Schicht weitgehend ausgeschlossen, da eine solche Änderung Kosten verursachte (100 RM Stempelbetrag), und der Umgang mit den

Behörden eine gewisse Bildung erforderte. Drei wirklich arme Familien aus dem Prenzlauer Berg stellten aber solche Anträge ungeachtet des hohen Stempelbetrages.
Die vorhandenen Akten zeigen, daß die Berufspalette sich erweitert hatte. So erscheinen in den Namensänderungsakten ein praktischer Arzt, ein Zahnarzt und ein Apotheker. Es ist ganz offensichtlich, daß sich mit der Besiedlung des Prenzlauer Berg auch die entprechend notwendige Zahl von Ärzten und Apothekern unterschiedlicher konfessioneller Zugehörigkeit auf dem Gebiet niedergelassen hatte. Bereits das „Verzeichnis der wahlfähigen Mitglieder der jüdischen Gemeinde zu Berlin im Jahre 1883" hatte die Namen von drei praktischen Ärzten enthalten: Dr. S. Alexander, Fehrbelliner Straße 92, Dr. G. Behrendt, Lothringer Straße 22, und Dr. L. Cohn, Schönhauser Allee 85.[26] Unsere Kenntnisse von jüdischen Ärzten im Prenzlauer Berg in der Zeit nach 1900 werden ergänzt durch die bereits erwähnten Polizeilisten über sozialdemokratisch „infiltrierte" Ärzte, in denen über 14 jüdische sowie aus der Jüdischen Gemeinde ausgetretene Ärzte auf dem Gebiet des Prenzlauer Berg Angaben gemacht wurden.[27] Neue Berufe in den Namensänderungsakten sind des weiteren: Angestellter der Jüdischen Gemeinde, Buchhalter, Prokurist, Schriftsetzer. Allerdings blieben die Kaufleute, Händler und Handlungsgehilfen weiterhin eindeutig in der Überzahl.

■ Einkommens- und soziale Struktur

Auch auf die Einkommens- und soziale Struktur geben die Namensänderungsakten Hinweise. Von den 25 aktenerfaßten Antragstellern sind neun dem gehobenen bürgerlichen Mittelstand zuzurechnen, dreizehn sind gut bis mäßig verdienende Bürger, drei Familien dürften wohl zum armen Kleinbürgertum und zur Arbeiterschaft zu zählen sein. Auch wenn in diesen Akten kaum vertreten, ist davon auszugehen, daß sich unter der jüdischen Bevölkerung des Gebietes prozentual etwas mehr Fabrikarbeiter befanden als dieser Aktenbestand annehmen läßt. Solche fanden zum größten Teil nur außerhalb des Bezirks oder zumindest seltener in unmittelbarer Nähe ihrer Wohnung Arbeit. Die

Postkarte „Am Bahnhof Nordring", um 1915

vorangegangene Verkehrsentwicklung ermöglichte jetzt jedoch, im Prenzlauer Berg zu wohnen und woanders zu arbeiten. In Zusammenhang mit der Verlagerung der großen Industrie in die Außenbezirke hatte sich bereits im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts die Ringbahn zur Stadtbahn entwickelt, und die Bahnhöfe Schönhauser Allee und Weißensee (später Greifswalder Straße), Prenzlauer Allee und Landsberger Allee waren gebaut worden. Mittlerweile verkehrten Pferdestraßenbahnen, die zwischen 1896 und 1902 auf elektrischen Betrieb umgestellt wurden. Im Sommer 1913 wurde nach langer Verzögerung endlich die Hochbahnstrecke Alexanderplatz–Schönhauser Allee eröffnet.

■ Herkunftsgebiete

Die Akten verweisen weiterhin auf das Bevölkerungswachstum Berlins und die Ansiedlung vor dem Prenzlauer Tor durch Zuzug aus vielen Teilen Deutschlands, wobei die deutschen Ostgebiete jetzt deutlich im Vordergrund standen. Allerdings wurden sechs der insgesamt 28 Antragstellenden bereits in Berlin geboren.

Einwohner mit fremder Staatsbürgerschaft 1888–1922

Weitere Aktenbestände erzählen von einigen auf dem Gebiet des Prenzlauer Berg wohnenden jüdischen Bürgern, die einstmals aus nichtdeutschen Gebieten zugewandert und in Berlin seßhaft geworden waren.

Auf Grund von juristischer Verfolgung und schwerer sozialer und ökonomischer Unterdrückung, die ihren Höhepunkt in Pogromen in Rußland fanden, wanderten zwischen 1881 und 1914 2,5 Millionen Juden aus Osteuropa (Rußland, Galizien und Rumänien) aus. Deutschland nahm 2,5 Prozent aller Auswanderer auf, davon Berlin 0,7 Prozent im Zeitraum von 1880 bis 1910 (18 729 Personen).[28] Nach der Volkszählung von 1900 lebten im Königsviertel, einem Teil des späteren Bezirks Prenzlauer Berg, 2 089 Ausländer unterschiedlicher Konfessionszugehörigkeit (1,66 Prozent der Bevölkerung des Viertels); die meisten stammten aus Österreich-Ungarn, 335 aus Rußland.[29]

Die Behörden Preußens bzw. des Deutschen Reiches zeigten bis in die achtziger Jahre hinein eine schwankende Haltung gegenüber den russisch-polnischen Einwanderern. Seit 1881 wurde eine ausgesprochen antijüdische Behördenpolitik verfolgt. Sämtliche Erlasse gegenüber Ausländern richteten sich gegen jüdische Einwanderer, und es gab mehrere Ausweisungswellen, die auch seit Jahrzehnten in der Stadt wohnende, subsistenzfähige Ausländer, die nie Wohlfahrtshilfe in Anspruch genommen hatten, gnadenlos betrafen.[30]

Der Tenor dieser Erlasse und Maßnahmen war einerseits unverbrämt antisemitisch und ging andererseits im wesentlichen dahin, keinen proletarischen und armen sowie keinen politisch irgendwie engagierten Menschen ein Seßhaftwerden in Deutschland zu ermöglichen, zeitweise auch erklärtermaßen dahin, ein „Anwachsen des polnischen Elements“[31] in Deutschland zu verhindern. Diese Politik war bis 1921

auch mit einer ständigen Perfektionierung des Grenzregimes verbunden. Die Auslegung der Gesetze ging immer mit den Schwankungen der offiziellen Politik, mit der Position der jeweiligen Innenminister konform, war aber auch immer der willkürlichen, bürokratischen mehr oder weniger antisemitischen und politisch rechten Auslegung durch die jeweiligen Polizeibeamten, Regierungs- und Polizeipräsidenten überlassen. So waren die in Deutschland lebenden Ausländer, selbst nur Durchreisende, immer von Nichtverlängerung ihrer Aufenthaltserlaubnis oder von Ausweisung bedroht und der Willkür der Beamten ausgeliefert. Zum Teil kam es zu großen Härten für Betroffene.

■ Ausweisungen von Einwohnern des Prenzlauer Bergs

Die Akten des Geheimen Staatsarchivs belegen für den Prenzlauer Berg zwölf Ausweisungsbefehle aus den Jahren 1888 bis 1922. Diese zeigen deutliche Anzeichen für einen vermehrten Antisemitismus.

Da ist der Fall des 1849 in Warschau geborenen russischen Staatsangehörigen und der mosaischen Religion angehörenden Zigaretten-Arbeiters Meyer David Lipszyc (Lipschütz). Er hatte sich 1869, vor dem russischen Militärdienst flüchtend, zum ersten Mal in Berlin polizeilich angemeldet, von 1871 bis 1873 arbeitete er in einer Fabrik in Göttingen, danach ununterbrochen in Berlin. 1874 heiratete er eine vierzehn Jahre ältere geschiedene Frau mit zwei Kindern. Aus der Ehe gingen 1875 und 1877 zwei weitere Kinder hervor. Dreimal beantragte er seine Naturalisierung, dreimal wurde diese abgelehnt. Die Eheleute lebten in der Saarbrücker Straße 32. Die Ehe war jedoch eine unglückliche, weshalb die Ehefrau schließlich die Scheidung einreichte. Obwohl sie diese Absicht aber wieder annullierte, verzog der Ehemann in die Metzer Straße 7, später Metzer Straße 29 bei Pommer, schließlich in die Fehrbelliner Straße 17. Da seine Familie sich nach Einschätzung der Behörden nun in hilfsbedürftiger Lage befand und diese befürchteten, daß sie der öffentlichen Armenpflege anheimfallen könnte, wurde die Familie Lipszyc im Juli 1888 von der Landespolizei aus dem Gebiet des preußischen Staates ausgewiesen. Als Begründung wurde angeführt, die Familienangehörigen seien „lästige Ausländer". Lipszyc selbst sowie auch sein in Berlin geborener fünfzehnjähriger Sohn Willy, Angermünder Straße 3, Lehrling in einem Konfektionsgeschäft, baten bis zum Frühjahr 1892 mehrmals in Ersuchen an den Innenminister, an den Reichskanzler sowie an den Kaiser untertänigst um die Aufhebung der Ausweisung. M. D. Lipszyc führte zu seinen Gunsten an, sich nichts Strafrechtliches zuschulden kommen gelassen zu haben, immer seine Steuern bezahlt, seine Kinder ernährt und deutsch erzogen zu haben. Er verwies darauf, daß sein Stiefsohn sich einer Militärkommission gestellt habe und voraussichtlich im nächsten Jahr eingezogen werde. Seine Bitte unterstrich er auch mit dem verzweifelten Hinweis, daß er nicht mehr in seine ehemalige Heimat zurückkehren könne, wo er als verschollen galt, keine Anverwandten mehr besäße, die ihn legitimieren könnten, wo er sich nach fast zwanzigjährigem Aufenthalt in Deutschland nicht mehr auskenne, und wo er als Militärdienstflücht-

Vier Ausweisungen aus dem Jahre 1906
Der 51 Jahre alte Handlungsreisende Jakob Rosenblum, Schönhauser Allee 9 a, wurde mit der Begründung ausgewiesen, daß er zum Proletariat gehöre. Er hatte 34 Jahre mit seiner russischen Staatsbürgerschaft in Berlin und Leipzig gelebt und war zum zweiten Male mit einer deutschen Frau verheiratet. Durch Gesuche konnte er eine mehrmalige Verlängerung seiner Aufenthaltsfrist erreichen.[34]
Der Schäftezuschneider Arthur Rosenberg und seine beiden Schwägerinnen, unbekannter Staatszugehörigkeit, wohnhaft Kastanienallee 12, konnten nur einen Aufschub der Ausweisung um drei Monate erlangen.[35]
Vom Zigarettenfabrikanten, dem russischen Staatsbürger Selman Josef Radzik, Choriner Straße 45, liegen nur Akten über dessen Ersuchen auf Aufhebung der Ausweisung vor, der Ausgang des Verfahrens ist nicht ersichtlich.[36]
Für eine Verlängerung der Aufenthaltsfrist um wenige Monate für die in der Hufelandstraße 17 bei Springer vorübergehend wohnende Knopflochnäherin Nechama Rutschstein bis zu deren baldiger Auswanderung nach Amerika engagierte sich mit Erfolg die 1860 gegründete internationale jüdische Hilfsorganisation „Alliance Israélite Universelle".

ling eventuell strafrechtliche Verfolgung zu erwarten habe. Außerdem bedeutete die Ausweisung, die zunächst seine gesamte Familie betraf, für diese völlige Entwurzelung, da sie völlig deutsch war, beziehungsweise bei Ausweisung nur des Vaters, Entzug des Lebensunterhalts für die Familie. Fünfmal wurden die Gesuche abschlägig beschieden. Im Mai 1892 wurde die Abschiebung von M. D. Lipszyc verfügt. Bis dahin hatte er durch den Ehescheidungsprozeß einen Ausweisungstermin hinausschieben können. Für seine Familie bestand nach der Scheidung keine Gefahr der Abschiebung mehr, da seine Frau die deutsche Staatsbürgerschaft besaß.[32]
Die Akten enthalten auch einen Fall aus dem Jahre 1890. Ein jüdischer Schneidermeister Hirschfeld, wohnhaft in der Straßburger Straße 38, war von einem Schneider Simon angezeigt worden. Er verschwand vor der Zustellung des Ausweisungsbefehles.[33]

Eine im Jahre 1906 vermehrt auftretende Häufung von Ausweisungen in Prenzlauer Berg war nicht zufällig und trat nicht nur dort auf. In diesem Jahr gab es eine parlamentarische Anfrage an das Preußische Abgeordnetenhaus über die Massenausweisungen russischer Untertanen. Sich gegen die erhobenen Vorwürfe verteidigend, legte der Minister des Innern Theobald von Bethmann Hollweg[37] die „Grundsätze" dar, die für die Handhabung der Ausweisungsvorschriften maßgeblich sein sollten. Er erklärte, daß nur Leute ausgewiesen würden, die entweder nicht über eine gesicherte materielle Existenz verfügten oder die politisch nicht einwandfrei seien. Allerdings gestand er Fehler untergeordneter Stellen ein, für die er Abstellung versprach.

Trotzdem übte das „Berliner Tageblatt" im Sommer 1906 mehrmals scharfe Kritik daran, daß „die grundlosen und ungerechten Ausweisungen von Russen, speziell russischen Juden, noch immer fortdauern"[38], und zwar in großem Umfang ohne Vorliegen von materieller Not, politischer Unzuverlässigkeit noch sonst eines anderen Grundes für die Ausweisung[39].

Ein weiterer Fall aus dem Prenzlauer Berg ist der des Itzig Lewitan von 1910. Der russische Staatsbürger Lewitan war damals 59 Jahre alt. Er war Kaufmann, seit 25 Jahren in Berlin ansässig und wohnte mit Frau und seinen neun in Berlin geborenen Kindern in der Schivelbeiner Straße 7. Vom Leipziger Schwurgericht war er wegen einer schweren kaufmännischen Verfehlung zu einem Jahr und einem Monat Gefängnis und zwei Jahren Verlust der Ehrenrechte verurteilt worden. Daraufhin erfolgte seine Ausweisung „als lästiger Ausländer" aus Preußen. Die „Alliance Israélite Universelle" setzte sich für ihn ein, da es unwahrscheinlich war, daß er sich an einem neuen Wohnort noch einmal eine Existenz aufbauen könnte. Und obwohl ihm ein entfernter Verwandter in Berlin eine neue Starthilfe geben wollte, bestand der Innenminister auf der Ausweisung.[40]
Weiteren Auftrieb erhielten antisemitische und antiproletarische Positionen bei den mit Amtsgewalt ausgestatteten Gesetzesinterpretatoren durch die nationale Euphorie bei Kriegsausbruch, durch die neuen Wellen von armen Einwanderern aus Rußland (Galizien) und Polen während der Kriegs- und Revolutionszeiten und angesichts von Pogromen in Polen sowie dann auch durch das Elend und den Hunger im Verlaufe und im Anschluß an den Krieg in Deutschland selbst. 1918 waren denn auch Meinungsäußerungen und Anordnungen des Innen-

ministers, des Kriegsministers und des Berliner Polizeipräsidenten von unverhülltem Antisemitismus gegen proletarische jüdisch-polnische Zuwanderer (ihnen Schuld an Lebensmittelknappheit und Seuchen unterstellend) bestimmt. Nachdem viele von ihnen zunächst als Arbeitskräfte für die Kriegswirtschaft geworben worden waren, wurde deren Anwerbung nun nicht nur eingestellt, sondern es wurde auch beschlossen, die polnischen jüdischen Neuzuwanderer generell, die galizischen, mit Rücksicht auf das verbündete Österreich, einzeln bei fehlender Arbeit oder bei Vergehen abzuschieben, die übrigen zu internieren oder zur Zwangsarbeit in der Kriegswirtschaft zu verpflichten.[41] Mit diesen Maßnahmen ging auch eine weitere Verschärfung der Grenzüberwachung einher, und auf dieser Basis erfolgten bis in die zwanziger Jahre hinein Abschiebungen direkt an der Grenze. So wurden auch 1920 und 1922 vier ostjüdische Arbeiter, die eine Adresse in Prenzlauer Berg als Ziel und zukünftige Arbeitsstelle angegeben hatten, direkt an der Grenze aufgegriffen und abgeschoben.[42]

■ Einbürgerungsanträge von Einwohnern des Prenzlauer Berg

Es erscheint folgerichtig, daß derart latent von Ausweisung bedrohte und in Deutschland heimisch gewordene Ausländer sich um ihre Einbürgerung bemühten. Diese war aber im Kaiserreich für polnische und russische Juden nur selten zu erlangen, wie z. B. der Fall des M. D. Lipszyc zeigt. Für polnische Juden war der ersten Generation die Einbürgerung zunächst ganz verwehrt. Später wurde Einbürgerungsanträgen von aus Polen oder Galizien stammenden Juden dann stattgegeben, wenn sie bereits längere Zeit in Preußen lebten, für persönlich einwandfrei befunden wurden und eine auskömmliche Lebensstellung gefunden hatten. Im Krieg wurden den Einbürgerungsanträgen von Personen, die selbst oder deren Söhne als Angehörige des deutschen Heeres am Feldzug teilgenommen hatten, meist ensprochen.[43] Der Innenminister Wolfgang Heine war es, der sich 1918 auch für eine geregeltere, gerechtere und von „Sinnwidrigkeiten" befreite Einbürgerungsregelung einsetzte.[44] Er legte fest, daß „die Einbürgerung solcher Ausländer ohne Rücksicht vorgesehen werden solle, welche als ein in sozialer, politischer und wirtschaftlicher Beziehung erwünschter Bevölkerungszuwachs anzusehen sind".[45] Heine legte am 1. November 1918 auch fest, daß einerseits die Grenzen nach Möglichkeit für weitere Einwanderer gesperrt bleiben sollten, aber andererseits die bereits im Lande befindlichen Ostjuden aus Gründen der Menschlichkeit im Lande zu dulden seien, außer wenn sie gerichtlich verurteilt worden oder ohne Unterkunft oder Beschäftigung seien. Auch für den negativen Fall ordnete er an, daß von Ausweisungen abzusehen sei, wenn eine anerkannte jüdische Hilfsorganisation die Fürsorge übernahm.[46] Heines Nachfolger im Amt, Carl Severing, erneuerte zwar diese Festlegungen einerseits, sorgte aber zugleich für ein noch strengeres Grenzregime und führte im Lande eine strikte polizeiliche Meldeverordnung ein. Er definierte die einzelnen Bestimmungen genau, wobei allerdings der Tenor schon wieder sehr viel weniger human klang. Mit einer wei-

teren Festlegung vom 17. November 1920 wurden die Bestimmungen noch einmal verschärft.[47] Auf Grundlage dieser insgesamt gegenüber dem Kaiserreich günstigeren Politik für in Deutschland bereits lange ansässige jüdische Ausländer fanden viele neuen Mut zur Beantragung ihrer Einbürgerung. Die Akten des Geheimen Staatsarchivs unter dem Titel „Die Einwanderung aus Polen"[48] enthalten aus den Jahren 1920 und 1921 Einbürgerungsanträge polnischer Bürger evangelischer, katholischer und jüdischer Konfession aus ganz Deutschland. Darunter befinden sich zwei Anträge jüdischer Bürger aus dem Prenzlauer Berg. So beantragte der in Berlin 1889 geborene und seitdem dort wohnende Händler Rubin Reich, Lothringer Straße 2, im Sommer 1920 seine Einbürgerung. Er war mosaischer Religion und besaß die österreichische Staatsbürgerschaft. Der unverheiratete Mann betrieb einen Geflügel- und Eierhandel. Die von ihm angegebene jährliche Einnahme von 7500 M ordnete der Polizeipräsident jedoch als ein „bei den jetzigen Teuerungsverhältnissen" nicht ausreichendes Einkommen ein. Damit galt die wirtschaftliche Lage als nicht gesichert, und der Antrag wurde im Februar 1921 abgewiesen.[49] Während dieser Fall symbolisch die seit 1919 beendete, aber bei den Behörden noch nachklingende Kaiserzeit abschloß, gab der zweite Fall schon Ausblick in die Zeit der Weimarer Republik, die freieren und hoffnungsvolleren Jahre für jüdische Bürger: Der 1887 ebenfalls in Berlin geborene Kaufmann Julius Jacobowitz besaß die polnische, früher russische Staatsbürgerschaft, wohnte bei seinen Eltern in der Heinersdorfer Straße 26, hatte sich bei Ausbruch des Krieges beim Militär beworben, war aber als Ausländer abgewiesen worden. Der bei der Firma Gerson Tätige mit einem Einkommen von 30 000 M wurde als völlig deutsch erzogen eingeschätzt und seiner Einbürgerung wurde als wünschenswertem Bevölkerungszuwachs zugestimmt.[50]

Das Gebiet um den ehemaligen Windmühlenberg war seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zu seiner Erklärung zum selbständigen Stadtbezirk Prenzlauer Berg durch Zuzug von deutschen – evangelischen, jüdischen und katholischen – Bürgern aus der Mitte Berlins und allen Teilen des Landes sowie auch von Bürgern anderer Staatsangehörigkeit und unterschiedlicher Konfessionen nach und nach besiedelt worden. Diese Familien gaben Neubauten gemeinsam Leben, die Bestandteil des sich zum politischen, wirtschaftlichen und geistig-kulturellen Zentrum im jungen deutschen Kaiserreich entwickelnden Berlins waren. Sie alle prägten das Gebiet des auf ehemaligem Ackerland entstehenden Stadtbezirks durch ihre Lebensweise und Kultur.
Die Bürger jüdischen Glaubens unter ihnen jedoch waren in außergewöhnlicher Weise einer schikanös-bürokratischen Behandlung durch die Beamten der Polizei und des Staates ausgesetzt.

Christiane E. Müller

Enthüllungen am Guten Ort

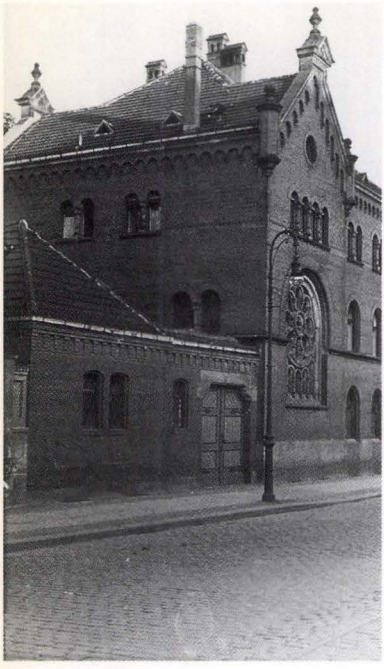
Was die Grabmalinschriften an der Schönhauser Allee 23–25 (ver)bergen

Der jüdische Friedhof an der Schönhauser Allee wurde 1827 eröffnet. Bis zum Jahr 1880, in dem er wegen Platzmangels geschlossen werden mußte, hatte die stark angewachsene jüdische Gemeinde Berlins über zwanzigtausend Gräber und siebenhundert Erbbegräbnisse an diesem Guten Ort angelegt.[1] Auch nach seiner Schließung fanden auf Erbbegräbnisstätten und reservierten Stellen noch lange Beerdigungen statt, die letzte in den siebziger Jahren unseres Jahrhunderts.
Zwischen 1939 und 1945 wurde der Friedhof geschändet. Neben der Demontage von metallenen Grabeinfassungen und Schrifttafeln wurden auch Grabsteine entfernt und zum Straßenbau benutzt; 1945 bediente man sich zahlreicher Grabsteine für eine Panzersperre in der Schönhauser Allee und für die Abstützung von Schützengräben. Weitere Verwüstungen geschahen durch Bombensplitter und Granateinschläge.
Anfang 1988 beschädigten bzw. zerstörten Jugendliche über zweihundert Grabsteine und -denkmäler.[2] *

Pflegeleichte Spuren?

Wenngleich im Schatten der 1880 eröffneten Nachfolgeanlage in Weißensee stehend, erfreut sich der Friedhof an der Schönhauser Allee einer wachsenden Zahl von Besuchern. Schon viele Spaziergänge wurden auf dem Friedhof unternommen, manche zwecks späterer schriftlicher Verarbeitung, andere zur fotografischen Aufnahme von Grabsteinen bekannter Persönlichkeiten oder von Stimmungen. Bereits im vergangenen Jahrhundert kam der Buchhändler Elieser Leiser Landshuth, „ein kenntnisreicher Meister des feingeschliffenen Stils in deutscher und hebräischer Sprache“,[3] mit Papier und Stift, denn „der Geschichtschreiber des Friedhofs Große Hamburger Straße“[4] kopierte auch etliche Inschriften der Schönhauser Allee.
Heute stellt sich dieser Friedhof als eine Oase in der Großstadt dar. Der „Charme“ jüdischer Friedhöfe ist bekannt; schon manche sarkastische Äußerung nahm sich der Begeisterung von Deutschen für die heute pflegeleichten Spuren jüdischen Lebens an. Efeu, die besitzergreifende Kletterpflanze, wurde für uns zum Kennzeichen alter, also meist jüdischer Friedhöfe, wohltuend abgehoben gegen heutige Friedhöfe, auf denen Natur nicht zugelassen zu sein scheint, kein Wachstum, also auch kein Tod. So wird die herrschende Wildnis zum Symbol souveränen jüdischen Umgangs mit dem Tod stilisiert – Zulassen des Todes, Ruhenlassen der Toten, und der Anblick des Totenackers wird nicht weggepflegt.
Und doch könnte im Falle der Schönhauser Allee der Efeu auch Zeigerpflanze für Verlassenes sein. Schließlich soll der Friedhof im vergan-

*Vgl. Dämmig, Neonazis? Rowdys? Frustrierte Jugendliche?



Feierhalle und Verwaltungsgebäude des Friedhofs Schönhauser Allee, vor der Kriegsbeschädigung und der Sprengung im Jahre 1956

genen Jahrhundert von den „Wohlgerüchen aller Blumengärten Berlins“[5] erfüllt gewesen sein.

Was bleibt zu tun nach all den literarischen und fotografischen Spaziergängen, nach der Anstellung etlicher Arbeiter, die den Efeu im Zaum halten. Was finden wir auf dem Friedhof an der Schönhauser Allee neben melancholischer Stimmung und grün gefärbtem Licht? Jüdische Friedhöfe kennen keine Aufhebung der Ruhefristen, denn die Gebeine sollen bis zum Ende der Zeiten in der Erde bleiben. In diesem Ruhenlassen drückt sich die Hoffnung auf eine leibliche Auferstehung aus. Und so finden wir an der Schönhauser Allee alle noch erhaltenen Grabsteine der Jüdischen Gemeinde Berlins aus entscheidenden fünf Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts. Eine wichtige Quelle des Berliner jüdischen Lebens auf unserem Bezirksgebiet wartet auf ihre Erforschung. In der jüdischen Kultur des Erinnerns und Gedenkens sind Namen wichtig, ja geradezu Zentrum des Gedenkens. Also nähern wir uns diesem Ort und begeben uns zugleich in sein Zentrum – die verzeichneten Namen und Texte, die Inschriften.

Nur ein kleiner Stein, Feld A, Nr. 924

Hebräische Grabinschriften wurden über die Jahrhunderte nach einem erstaunlich einheitlichen Grundschema verfaßt. In der Antike überwiegend griechisch gehalten, wurde etwa ab dem 9. Jahrhundert das Hebräische in den Grabinschriften wieder beherrschend. Trotz der Spuren, die jede Epoche in den Texten hinterließ, verblüfft doch neben der großen formalen Einheitlichkeit auch die inhaltliche Kontinuität.[6]

Die vielen kleinen Steine auf dem Friedhof Schönhauser Allee, die jenseits der ausgetretenen Wege stehen oder liegen, bisher ungezählt und lange nicht mehr gelesen, beschränken sich oft auf dieses Schema, wie der Stein für Chaja.[7]

פ״נ
בתולה חיה
בת כ״ה איצק הילדסהיים
שהיתה ממשפחה יקרה
נפט׳ ב׳ דפסח ונקב׳ עש״ק ח״י ניסן
תקצ״ה לפ״ק
תנצב״ה

Inschrift für Chaja Hildesheim, gest. 1835

Hier ist begraben
die Jungfer Chaja,
Tochter des geehrten Herrn Izek Hildesheim,
die aus einer geachteten Familie stammte,
verschieden (am) Zweiten des Pessachfestes und begraben (am)
Rüsttag des heiligen Schabbat, 18. Nissan
595 nach der kleinen Zählung.
Ihre Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens

Die Inschrift beginnt mit einer Einleitungsformel: P"N (po nikbar/nikbera/po nitman/nitmena),[8] hier ist begraben/hier ist geborgen, wohl die am häufigsten zu findende hebräische Einleitung auf dem Friedhof. Doch die Bewegung, die im vergangenen Jahrhundert in die Grabmalgestaltung kam, läßt daneben auch verschiedenste andere Einleitungsformeln finden. Alte, lange nicht mehr gebrauchte Formeln wurden wiederbelebt, verändert, neu zusammengesetzt, und man schrieb z. B.: *po temunot azamot* (hier sind verborgen die Gebeine), *maskeret ewen* (Gedenkstein), *mazewet kwurat* (Grabstele), *haewen hasot tihje leeda ulemazewa* (dieser Stein sei zum Zeugen und zur Stele), oder einfach: *zijun* (Zeichen)[9].

Darauf folgt der Name, eingeleitet von einer Statusangabe und häufig begleitet von einem lobenden Attribut, wie beispielsweise „der geehrte Herr", „die teure Frau", „der Junggeselle", „die Züchtige und Anmutsvolle", oder wie hier: „die Jungfer". Männer und Frauen werden traditionell über den Vatersnamen identifiziert. Auch der Name des Großvaters wird, wenn er besondere Bekanntheit erlangt hat, manchmal genannt. So werden die Verstorbenen in die Generationenfolge eingeordnet. Ab dem 16. Jahrhundert kommt bei verheirateten Frauen auch zunehmend der Name des Gatten hinzu.

Die Angabe des Vatersnamens kennzeichnet diesen Stein deutlich als einen des 19. Jahrhunderts: Izek Hildesheim, denn bürgerlich wird der Vor- und der Zuname gegeben. Vor 1812 hätte es nur „Izek" geheißen, oder „Izek aus Hildesheim". 1812 jedoch wurde in Preußen das Recht zur Einbürgerung mit der Pflicht zu festen Familiennamen verbunden. Izek ist vom biblischen Jizchak (Isaak) abgeleitet.

Nach diesen Daten kann eine Eulogie, eine Lobrede, ganz variabler Länge folgen. Das Fehlen einer Eulogie bedeutet aber nicht, daß nichts Lobenswertes zu berichten gewesen wäre. Die Länge einer Grabinschrift sagt unter Umständen mehr über die soziale Stellung der Familie als über den Charakter des Verstorbenen aus. In der Inschrift für die vielleicht jung verstorbene Chaja bezieht sich das ausgesprochene Lob auf die Familie: Sie stammte aus einer geachteten, einer „teuren" Familie.

Die nun folgenden Sterbe- und Begräbnisdaten geben ohne Kenntnis des jüdischen Kalenders Rätsel auf. Nach jüdischem Kalender begann am 14. September 1996 das Jahr 5757, denn seine Jahre werden traditionell „nach der Erschaffung der Welt" gerechnet, die auf das Jahr 3760 vor unserer Zeit datiert wird. Im Jahr 1240 christlicher Zeitrechnung war so nach jüdischer Rechnung das Jahr 5000 erreicht. Seitdem wird die Jahrtausendzahl in der Regel weggelassen und durch den Zusatz *LP"K (lifrat katan),* nach der kleinen Zählung, ersetzt. Dabei werden die drei Buchstaben, wie hier auf den Steinen für Josef und Elke Israel,[10] gern ineineinander verschlungen eingeritzt.

Grabstein für Chaja Hildesheim

Alle Buchstaben des hebräischen Alphabets haben einen Zahlenwert; so werden die Jahreszahlen und Monatstage durch Buchstaben wiedergegeben. Die meisten Wochentage haben keinen eigenen Namen, sondern werden von 1 bis 5 durchgezählt; der sechste Tag der Woche heißt meist – wie hier – *ES"K (erew schabbat kodesch),* Vorabend oder Rüsttag des heiligen Schabbat. Der siebente Tag ist eben der heilige Schabbat. Gern werden auch die Festtage, die stets auf dasselbe Datum fallen, zur Datumsangabe verwandt. So heißt es hier auf dem Stein für Chaja nicht 16. Nissan, sondern Zweiter (Tag) des Pessachfestes 595 (=15. April 1835).

Diese schlichte Inschrift für Chaja, Tochter von Izek Hildesheim, offenbart doch bereits etwas von den vielfältigen Möglichkeiten solcher Datumsangabe in Buchstaben: Die Verstorbene wurde am 18. Nissan beerdigt. Die Zahl 18 wird im Hebräischen durch die Buchstaben *jud-*

chet ausgedrückt. Dreht man die beiden Buchstaben um, wie hier geschehen, bleibt der Zahlenwert derselbe, aber es ist nun auch das Wort *chai,* lebendig, zu lesen – ein schöner Euphemismus, den man in Grabmalinschriften häufiger finden kann. Hier klingt das *chai* zudem an den Namen *Chaja* an.

Den Abschluß der Inschrift bildet ein Segenswunsch, wobei sich die Fülle der Möglichkeiten im 19. Jahrhundert längst auf eine Standardformel reduziert hatte: *TNZB"H (tehi nafscho/nischmato/nafscha/nischmata zerurah bizror hachajim),* seine/ihre Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens (angelehnt an 1 Samuel 25,29). Im Unterschied zu den Eingangsformeln wurde hier auch nicht variiert und neu kombiniert, zu unangefochten war dieser schöne Segensspruch schon seit Jahrhunderten. Erst die deutschen Inschriften wurden hier mit religiösen und noch mehr mit areligiösen Sprüchen erfinderisch, beispielsweise mit folgenden: „Auf Wiedersehen", „Ehre ihrem Andenken", „Sanft ruhe seine Asche", „Dem Auge fern, dem Herzen ewig nah", „Tief betrauert von den Hinterbliebenen", „Aus verweslicher Saat ragst du unsterblich empor" oder „Es heißt nicht sterben, lebt man in den Herzen der Menschen fort, die man verlassen hat". Im Unterschied zu den Einleitungsworten deutscher Inschriften, die häufig an die gängigen hebräischen Formeln anklingen, wurde das *TNZB"H* nur selten ins Deutsche übersetzt. Es wich entweder einem deutschen Spruch oder wurde als hebräische Abkürzung *TNZB"H* zum oft einzigen Hinweis darauf, daß es sich um einen jüdischen Grabstein handelt.

Emanzipation und deutsche Sprache ...

Das 19. Jahrhundert war für die Juden Deutschlands eine Zeit radikaler Veränderungen. Aus geduldeten, auch gebrauchten, aber dennoch oft vertriebenen Außenseitern wurden schrittweise Bürger, die den Christen zumindest formal gleichgestellt waren. Die alte, traditionelle Lebensform in der abgegrenzten Gemeinschaft bot keine befriedigende Antwort auf die grundsätzlich neue Lebenssituation. Das Emanzipationsedikt von 1812, in dem die Juden Preußens zu Staatsbürgern erklärt wurden, kennzeichnet sozusagen äußerlich, rechtlich, für die Juden Berlins eine neue Epoche, die geistig schon eher begonnen hatte. Nach der rechtlichen Gleichstellung jedoch setzte ein früheren Jahrhunderten unvergleichbarer Akkulturationsprozeß ein. Nun kamen die ganzen Gemeinden in Bewegung – auf die sie umgebende Gesellschaft zu. Nun pflegten nicht nur, wie im 18. Jahrhundert, die reichen „Münzjuden" Berlins einen assimilierenden Lebensstil, nun stritten nicht nur die Maskilim, die Aufklärer, für und über Reformen auch im Kultus.

Zu dieser Bewegung der Angleichung gehörte ein sprachlicher Umbruch. Wenn auch Goethe eigens Hebräischunterricht nahm, um das „barocke Judendeutsch" zu erlernen,[11] mag das von den aschkenasischen Juden gesprochene Jiddisch für Deutsche verständlich gewesen sein. Dennoch waren kleine Unterschiede im Klang, im Satzbau, auch im Wortschatz ausreichend, um zu trennen, zudem ja noch anderes, wie getrennte Wohnviertel und spezifische Kleidung, hinzukam.

Gerade die Sprache wurde wohl von beiden Seiten als herausragende Trennung empfunden, die auch lange von beiden Seiten erwünscht war. Für die Deutschen natürlich als Abgrenzung von den „anderen", aber auch für die Juden als Abgrenzung von den Gojim, den Völkern, einerseits und als einigende Sprache des in Aschkenas verstreuten (jüdischen) Volkes andererseits.

Für die Bedürfnisse des Handels war, wie im Osten etwa Polnisch oder Russisch, so im Westen Deutsch oder Französisch geläufig, aber eben nur als Werkzeug für den Broterwerb. Wann und aus welchen Antrieben heraus Juden im deutschen Sprachraum begannen, „freiwillig" Deutsch zu lernen, ist schwer zu sagen, denn die verschiedenen Quellen lassen kein klares Bild erkennen und ihre Interpretation ist ideologisch überlagert. Am Ende des 17. Jahrhunderts muß jedenfalls der Wunsch zum Erlernen des Deutschen und Französischen bereits recht verbreitet gewesen sein. Dabei werden übrigens in jüdischen Quellen beide Sprachen, auch das viel verwandtere Deutsch, als *leasim,* Fremdsprachen, bezeichnet. Zu dieser Zeit begannen die Beschwerden darüber, daß die Väter keine Sorge mehr darum tragen, daß ihre Kinder die heilige Sprache lernen, sondern daß sie Deutsch lernen. Es scheint nicht wenige Christen und auch Konvertiten gegeben zu haben, die zum Unterrichten in die jüdischen Häuser kamen (und natürlich auch aus christlichen Büchern lesen ließen). Nicht nur in den Kreisen der Hofjuden, auch unter Händlern, Ärzten und Studenten verbreitete sich das Sprachenlernen; auch einzelne Rabbiner (beispielsweise Jakob Emden, 1697–1776) nahmen daran teil.[12]

Parallel zum Bildungsinteresse in den Kreisen der Reichen und Wohlhabenden näherte sich im 18. Jahrhundert in Deutschland das Jiddische allmählich ans Deutsche an. Nun stellt solch eine Wandlung einen komplexen Prozeß dar, denn zwischen purem Jiddisch und reinem Hochdeutsch gibt es viele Zwischenstufen. Hilfreich bei der Analyse ist das Protokollbuch der Berliner Gemeinde, das wie in aschkenasischen Gemeinden seiner Zeit üblich teilweise auf Hebräisch und teilweise auf Jiddisch geschrieben ist.[13] Steven M. Lowenstein analysierte das Buch hinsichtlich des Jiddischen und konnte folgende Entwicklung konstatieren: Zunächst, in den zwanziger Jahren des 18. Jahrhunderts, ist das Jiddische nicht so verschieden von dem anderer norddeutscher Gemeinden, wenn es auch eine gewisse Anzahl von hochdeutschen Wörtern enthält. In den vierziger Jahren lassen sich einige Änderungen, Annäherungen ans Deutsche feststellen und ab den fünfziger Jahren bewegt sich die Grammatik zielgerichtet auf die der deutschen Sprache zu. Die achtziger Jahre schließlich lassen ein Hochdeutsch in hebräischen Buchstaben mit regelmäßig eingesprengtem hebräischem Vokabular und gelegentlichen grammatischen Irrtümern sehen.[14] Das Phänomen des Hochdeutschen in hebräischen Buchstaben tauchte erst etwa 1760 auf, um dann einige Dekaden lang anzuhalten. Zwar wurde die deutsche Schrift in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts gebräuchlicher, dennoch scheint es, daß zur Zeit von Moses Mendelssohns deutscher Bibelübersetzung (1778–1783), die in hebräischen Let-

tern gedruckt ist, noch viele Juden lediglich diese lesen konnten. Bücher und Korrespondenz der Gemeinde wurden bis 1812 so geführt. Wie das Berliner Bürgerbuch beweist, waren auch nach 1809 nicht alle Juden der lateinischen Buchstaben mächtig.[15] Auf jeden Fall läßt sich sagen, daß die kleinen Veränderungen und Angleichungen ans Deutsche ab den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts zu einem qualitativen Umschwung führten. Das Jiddische, zunächst von außen als „Jargon" diffamiert, wurde auch in weiten jüdischen Kreisen zunehmend als „Ghettosprache" empfunden. Der Versuch, sich die hochdeutsche Sprache zu eigen zu machen, begonnen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts unter anderem von Mendelssohn, gelang. Nun diente die deutsche Sprache nicht mehr nur den Notwendigkeiten des Handels und Wandels oder der Stillung des Bildungsinteresses, sondern sie war zur Muttersprache geworden.

Blick über den Friedhof

Die Etablierung des Deutschen kann kaum getrennt von der Stellung des Hebräischen gesehen werden. Möglicherweise kann man von einer parallelen Entwicklung sprechen, Aneignung des Deutschen und „Abwerfen" des Hebräischen. Klar ist, was zunächst nicht gelang: die Etablierung des Hebräischen als Literatursprache, begonnen von einigen Aufklärern,[16] denn die Modernen wollten Deutsch lesen und die Traditionellen lasen ohnehin keine verdächtigen Aufklärer.

Das innergemeindliche Ringen nach 1812 um eine Reformierung des Kultus drehte sich auch um die hebräische Sprache. Doch war es wirklich so, daß nur für die Modernen nun schlagartig das Hebräische keine Bedeutung mehr hatte? Stellte der Lehrplan der Aufklärer, der Tanach und hebräische Grammatik durchaus vorsah, wenn auch die Landessprache ungleich höhere Bedeutung hatte, wirklich eine Verdrängung des Hebräischen dar? Wie war es überhaupt um die Kenntnis des Hebräischen bestellt? Die heilige Sprache war Gottesdienstsprache, war die Sprache auch der religionsgesetzlichen Diskussion. Aber

jenseits der Gelehrten, war sie etwas Lebendiges? Handelte es sich beim Bedeutungsverlust des Hebräischen nicht vielleicht um einen viel älteren und durchaus lagerübergreifenden Prozeß, wobei nur die Konsequenzen unterschiedliche waren in den verschiedenen Lagern? David Friedländer schrieb 1812 in einer Denkschrift, in der er sich für Reformen in Kultus und Erziehung einsetzte: „Ebensowenig wie der Inhalt genügt die Sprache, das Hebräische ist dem großen Theile der Betenden, vor Allem der Jugend, fast gänzlich unbekannt. (...) Unsere Muttersprache ist die deutsche. Die hebräische Sprache kann für Keinen mehr diese heilige, das Gemüth erhebende sein; wer sie versteht, den müssen die meisten Gebete anwidern (...)".[17] Spricht hier ein „Pionier der Assimilation" oder eher ein genauer Beobachter der Gegebenheiten? Selbst der preußische König Friedrich Wilhelm III., der 1823 mit einer Order jede Neuerung im Kultuswesen verbot, namentlich in der Sprache und Form der Gebete, mußte sich mit den schlechten Hebräischkenntnissen der Berliner Juden auseinandersetzen. Als Antwort auf die Klage, daß gerade die Jugend den Gebeten gar nicht mehr folgen könne, schrieb er: „Dem Uebelstande, daß die meisten hiesigen Juden die hebräische Sprache nicht verstehen, kann dadurch abgeholfen werden, daß sie sich in der Synagoge eingeführten Gebete und Gesänge ins teutsche übersetzen lassen, um für sich in der Synagoge nachlesen zu können, was laut in der hebräischen Sprache vorgebetet oder abgesungen wird, (...)".[18] Der Konsistorialrat Bellermann, der 1818 für das Kultusministerium ein Gutachten über den Kultus der Juden verfaßte, formulierte darin: „Für die Wissenschaft ist es kein Unglück, wenn der hebräische Jargon der Juden ausstürbe. Christliche und jüdische Gelehrte werden schon für die Erhaltung des wissenschaftlichen Theiles sorgen, da der gemeine Jude, nach eigenem Geständniß, fast nichts davon weiß."[19]

Heute kann man über diese Äußerung bestenfalls lächeln, dennoch spiegelt sie die geistige Welt eines nicht geringen Teils der Juden Deutschlands im vergangenen Jahrhundert wider. Und auch die sprachlichen Realitäten. Denn das Hebräische verlor weiter an Einfluß, so daß neben dem schlechten Deutsch der Rabbiner[20] auch das schlechte Hebräisch der Kantoren[21] beklagt wurde.

... und der Friedhof als Spiegel

Der Friedhof mit seinen überdauernden Steinen macht die Vielfalt des Berliner jüdischen Lebens im 19. Jahrhundert sichtbar. Architektonisch stellt er noch nicht den Höhepunkt des Einfallsreichtums einer Gemeinde im Aufbruch dar – auf seinen älteren Feldern herrscht noch die formale Geschlossenheit, die von jüdischen Friedhöfen früherer Jahrhunderte bekannt ist. Sie prägt das Bild des Friedhofs mehr als die Erbbegräbnisse, die im Vergleich zu Weißensee noch als bescheiden gelten können. Seine sprachliche Vielfalt jedoch blieb später unerreicht. Die widerstreitenden Tendenzen und Interessen – Leben in der Tradition, Aufbruch, Emanzipation, Assimilation, Neue-Orthodoxie – schoben sich gerade in jenen Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts auch sprach-

lich in- und übereinander. In einem produktiven Verhältnis zur deutschen und zur hebräischen Sprache wurde all dies in den Grabinschriften niedergelegt, auf hebräisch, auf deutsch oder zweisprachig. So zeugen die Inschriften unmittelbar vom beschriebenen sprachlichen Wandel. Das Deutsche gelangte zunächst auf die Rückseite der Grabsteine, wanderte dann auf die Vorderseite, die es schließlich ganz ausfüllte. Vor dem Verschwinden des Hebräischen gab es eine kurze Phase der Zweisprachigkeit, in der die beiden Sprachen nebeneinander stehen konnten, einander ergänzend, manchmal auch einander widersprechend. Das Hebräische zeigt die Bemühung, das jüdische Erbe zu bewahren, das nun mit der neuen Muttersprache, auch mit den Idealen der umgebenden Gesellschaft verbunden werden sollte. Die Eulogien der Inschriften wollen die alten sozialen und religiösen jüdischen Werte auch auf deutsch zum Ausdruck bringen. Doch schnell treten an die Stelle der traditionellen Inhalte die in der bürgerlichen Umwelt gebräuchlichen eher subjektiven persönlichen und gefühlsbetonten Äußerungen. Wahrscheinlich verschwand parallel dazu das Hebräische, wobei man aber sehr wohl auch hebräische Umsetzungen der neuen Werteskala und des neuen Stils finden kann. Die zweisprachigen Inschriften sind von besonderem Interesse, da sie von einem bewußten Umgang mit den beiden Sprachen, mit dem eigenen Zustand zwischen Tradition und Moderne, zeugen. Zunächst stellte die Aufnahme des Deutschen durchaus eine Bereicherung dar, die auch das Hebräische befruchtete, den hebräischen Formenkanon bereicherte und überhaupt eine kreative Phase eröffnete. Letztlich aber bedeutete das mit der Verdeutschung einhergehende Verschwinden des Hebräischen natürlich eine große Verarmung. Doch um keinen schnellen Vereinfachungen anheimzufallen, wäre eine sprachliche Analyse gerade der „Mehrsprachigkeit" auf dem Friedhof von höchstem Interesse.

Vielleicht können diese Grabsteine zu einem neuen Blick auf die umstrittene Phase der Emanzipation verhelfen. Vielleicht läßt sich anhand der vielgestaltigen Steine und ihrer Texte unvoreingenommen etwas lernen über eine vielgestaltige, manchmal verwirrte, vor allem aber selbstbewußte Gesellschaft.

Das erste Grab und eine Rede in deutscher Sprache

Der Stein auf dem Grab von Sara Meyer, dem allerersten Grab auf dem Friedhof, ist zweiseitig beschrieben – die Vorderseite deutsch, knapp, nur ihr Name und das Sterbedatum. Und die Rückseite mit der Eulogie ebenfalls deutsch!, wenngleich in hebräischen Lettern:

דעם אנדענקן דער פרויא צירל בענדא
וויטוווע
מאיר
53 יאהר, אים ווירקן העכסתעם אלטר גליין
וואהלטוהן איהרע איינציגע ליידענשאפט
געשוויסטער איהר אללע מענשען
געניגתע זיא זיך זעלבסט נימער

Dem Andenken der Frau Zirel Benda
Witwe
Meir
53 Jahre, im Wirken höchstem Alter gleich
Wohltun ihre einzige Leidenschaft
Geschwister ihr alle Menschen
Genügte sie sich selbst nimmer

Zur Nacheiferung für alle
TNZB"H
gestorben am Zweiten des Neumonds Tammus und begraben am Tag 6, 4. desselben
587
Ihre Hüll[e]...

צור נאכאייפערונג פיר אללע
תנצב"ה
מתה ב' דר"ח תמוז ונקברת ביום ו' ד' בו
תקפ"ז
איהרע היללן[ע] ...

Deutsche, hebräischbuchstabige Inschrift für Sara Meyer, gest. 1827

Grabstein für Sara Meyer

Zirel Sara Meyer starb am 26. Juni 1827 und wurde am 29. Juni beerdigt. Interessant, daß in der Kopfzeile der hebräisch-buchstabigen Inschrift der Name der väterlichen Familie als Familienname steht, dann erst der Gattenname – also eher nach hebräischer Art. Auf der deutsch-buchstabigen Seite steht in „deutscher" Reihenfolge Sara Meyer geborene Benda. Und ein „Mischdatum": 26. Juni 5587.

Zur Zeit des Todes von Sara Meyer war das Deutsche die Umgangssprache, auch überwiegende Schriftsprache der Juden Berlins. Doch zumindest für Sara Meyers Nachkommen waren die hebräischen Buchstaben vielleicht vertrauter als die lateinischen. Auf eine ehrwürdige hebräische Inschrift wurde jedoch verzichtet. Ob sich darin eine bewußte Absage an das Hebräische ausdrückt oder eher nur der unreflektierte Wunsch, die Inschrift etwas näher an sich heranzuholen, heraus aus dem religiösen Bereich, der mit dem eigenen Leben nicht mehr so viel zu tun hatte? Die kurze deutsche Beschriftung kann auf jeden Fall als Blick in die Zukunft verstanden werden, in der die hebräische Schrift den Juden Berlins, jedenfalls einem Teil der Alteingesessenen, zunehmend fremd werden sollte.

Angesichts dieser so selbstverständlich hochdeutsch formulierten Inschrift (nur die Datumszeile ist hebräisch) erscheint der Aufruhr um die auf Deutsch gehaltene Rede, die der Rabbinatsassessor Jacob Joseph Oettinger anläßlich der Friedhofseröffnung am 29. Juni 1827 hielt, als merkwürdig unangemessen. Oettinger mußte später dem Königlichen Polizeipräsidium auf Anfrage erklären, daß er diesen anstößigen Vortrag gehalten habe, „und zwar ganz in derselben Art und Sprache, wie alle meine Vorgänger hier und sämmtliche Rabiner in den gesammten Judengemeinden ihre Reden bisher gehalten haben, nähmlich in der deutschen Sprache, wie diese meine Unterhaltungssprache ist (...). Da ich nun ein geborener Deutscher aus Glogau gebürtig bin, so mag wohl meine Mundart von der meiner polnischen Glaubensgenossen abweichend sein und sich der hochdeutschsten Sprache mehr nähern."[22] Dabei hatte Oettinger wohl wahrlich kein Hochdeutsch gesprochen, denn seine dialektgefärbte Sprache mußte im Gegenteil für manchen Witz herhalten. Aron Hirsch Heymann, Berliner Bankier, jahrzehntelanger Vorsteher der jüdischen Gemeinde und 1869 Mitbegründer der orthodoxen Separatgemeinde Adass Jisroel, goß in seinen Lebenserinnerungen freundlichen Spott über Oettingers „ungezwungenen jüdisch-deutschen Jargon" aus, der nach Heymann den Synagogenbesuchern als Amüsement diente.[23] So sollte man vielleicht die Vorstellung korrigieren, daß sich Oettinger mit seiner vielzitierten deutschen Rede als Vorkämpfer für Kultusreformen ins Gespräch bringen wollte.

Die Geschichte zeigt eher, daß angesichts der strikten und ignoranten Durchsetzung des Reformenverbots von 1823 selbst der harmlose „Reb Jaakauw Jausseif"[24] in den Geruch verbotener Reformen kam.[25]
Ebensowenig ist Sara Meyers deutsche Inschrift als Programm für den Friedhof zu verstehen, denn ihr folgen unzählige ausschließlich hebräische Texte. Zwar war im vergangenen Jahrhundert das Ankommen in der deutschen Sprache das Leitmotiv, die Inschriften sträuben sich jedoch gegen eine schnelle Systematisierung – etwa eine lineare Abnahme des Hebräischen gegenüber einer linearen Zunahme des Deutschen und in der Mitte die Zweisprachigkeit. Und hinsichtlich der Inschriften schien Ludwig Geiger zu irren, als er 1871 sagte: „Es ist eigenthümlich, daß keine gottesdienstliche Handlung so viele Kämpfe hervorgerufen hat, als dieser nach dem Lebensabschlusse mit dem Körper vorgenommene Akt. (...) erst seit ganz kurzer Zeit haben deutsche Rede und deutsche Inschrift hier an der Stätte des Todes ihr Bürgerrecht erlangt."[26] Oder muß man die frühen deutschen Inschriften, meist durch hebräische Lettern getarnt, doch als Zeugnisse subversiver Tätigkeit ansehen?

Anstoß an Oettingers Vortrag hatte übrigens nicht nur die preußische Obrigkeit genommen, sondern auch der – je nach Blickwinkel – „altgläubige" oder „religiös-konservative" Teil der jüdischen Gemeinde, der in den gewünschten religiösen Reformen der „Reformsüchtigen" eine große Gefahr für den Fortbestand der Gemeinde als einer jüdischen sah. Und beim Streit um die Oettinger-Rede ging es eigentlich nicht um die Rede des selbst ja recht konservativen Oettinger. Nein, es ging letztlich um nicht weniger als um die Frage, ob die heilige Sprache Gottesdienstsprache bleiben sollte oder ob das Deutsche, die Umgangssprache, auch vom religiösen Lebensbereich Besitz ergreifen würde.

Jenseits von Polizeipräsidium und Polemik sprechen die Inschriften unangefochten ihre eigene Sprache, d. h. ihre Sprachen. Da gibt es ehrwürdig-hebräische Lobreden, wehmütig-deutsche Predigten, aber auch hebräisch inspirierte deutsche Würdigungen, fast modern anmutende areligiöse hebräische Dichtungen ...

Und wie wertvoll diese Dokumente sprachlicher Vielfalt auf dem Friedhof, ein Schatz mitten in unserer Stadt. Welche andere Quelle bewahrt schon die Äußerungen von „kleinen Leuten" auf!

Einer von tausend Frommen

Die Grabsteine der Eheleute Josef und Elke Israel tragen beide nur hebräische Inschriften. Leider läßt der Stein für Frau Elke nur noch wenig Text erkennen und die Eulogie im unteren Teil des Steines (etwa acht Zeilen) ist fast vollständig verwittert. Dagegen ist der noch lesbare Text des Steins für Herrn Josef einer Betrachtung wert, wenngleich auch in seiner Inschrift etwa sechs Zeilen bereits verdorben sind.

זכר צדיק לברכה
מצבת
אדם אחד מאלף חסיד בדורו הטה אזנו לשמוע תורה
רץ למצוה ירא אלהים בכל לבב ועבדהו בכל כוחו
גם עמל ביגיע כפו וזיעת אפו לכלכל את ביתו באמונה
החבר ר' יוסף
בן כ"ה קאפפעל פאטצדאם ז"ל
גולד ... [אב] תקנ"ד
ונפטר ביום א' י"א ניסן תר[כ"ד?] לפ"ק
...
... בשרו פה [טמ]ון ונפשו בשמים
...
תנצב"ה

Inschrift für Josef Israel, gest. nach 1848

Das Andenken des Gerechten zum Segen
Stele
eines Mannes, (der war) einer von tausend Frommen seiner Generation, die Lehre zu hören neigte er sein Ohr,
er eilte zum Gebot, fürchtete Gott mit ganzem Herzen und diente Ihm mit ganzer Kraft.
Auch mühte er sich mit dem Ertrag seiner Hände und im Schweiße seines Angesichtes, sein Haus in Treue zu ernähren,
der toragelehrte Herr Josef,
Sohn des geehrten Herrn Koppel Potsdam, sein Andenken zum Segen,
geboren ... [Aw] 554
und verschieden am Tag 1, 11. Nissan 6[24?] nach der Kleinen Zählung
...
... sein Fleisch ist hier verborgen und seine Seele im Himmel
...
Seine Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens

Bei der Lektüre immer wieder neuer hebräischer Inschriften, die immer wieder gleiche Themen berühren, wird deutlich: Der Erfolg eines Lebens spiegelt sich einzig in der Beziehung zu Gottes Geboten – wer sie erfüllte, wer Gott ehrfürchtete, Seine Tora lernte und barmherzig zu den Bedürftigen war, hat gut gelebt. Die Erfolge eines bürgerlichen Lebens hingegen spielen nur dann eine Rolle, wenn sie auch für die Gemeinde von Bedeutung sind.

Auch die Eulogie für Josef Israel klingt vertraut: In traditionellen Formulierungen werden traditionelle Werte gelobt. Und doch gleichen all die vertraut klingenden Texte sich nicht. So selbstständig, wie man sich in einer Sprache eben bewegen kann, die nicht die Umgangssprache ist, sondern immer noch die „heilige", wird auch für Josef Israel ein durchaus individueller Nachruf kreiert. Notwendigerweise voller Anspielungen, aber doch mit dem Anspruch, nicht einfach nur zu zitieren, sondern auch neu zu formulieren.

Die Inschrift für Josef beginnt mit einem Segenswunsch aus den Sprüchen 10,7, der häufig den Namen verstorbener Gelehrter und Frommer beigegeben wird. „Die tausend Frommen seiner Generation" in Zeile 3 hingegen sind neu. Doch wenn wir die Zeilen 1 und 3 in Beziehung setzen, kommen wir der Intention des Verfassers vielleicht auf die Spur. „Ein gerechter Mann in seiner Zeit" war Noah (Genesis 6,9) – also findet sich in der Inschrift ein sozusagen fragmentiertes Bibelzitat. Und in Verbindung mit dem Zadik, dem Gerechten, sind andere Zahlen geläufig: In Genesis 18,26 sagt Gott Abraham zu, daß er wegen fünfzig Gerechter Sodom verschonen würde. Darauf bezogen sagen die Weisen: Gibt es fünfzig Gerechte auf der Welt, so hat die Welt Bestand – wegen ihrer Gerechtigkeit (Pirke Rabbi Elieser 25,13). Davon spricht die Inschrift aber nicht direkt. In ihr wird dagegen die Vorstellung belebt, daß in jeder Generation tausend Fromme leben. Wer kann auch

Grabsteine für die Eheleute Josef und Elke Israel

schon von sich oder seinem Nächsten sagen, daß er zu den fünfzig Gerechten seiner Zeit zählt. Also wählte man die Tausend-Zahl – nicht zu anspruchsvoll, aber doch ein besonderes Lob. Meinte man, in einer Gemeinde von etwa zwanzigtausend Menschen (1861 wurden in Berlin 18 953 Juden gezählt)[27] wäre das eine genügend herausragende und doch nicht zu unbescheidene Anzahl?

In Zeile 5 geht es um das Tagewerk des Josef. Keine Berufsbezeichnung läßt sich finden. Dies scheint sogar weniger aussagekräftig als in früheren Jahrhunderten zu sein, wo die Handelstätigkeit durch ein Zitat aus dem babylonischen Talmud häufig ausdrücklich genannt wurde: Du handeltest und wandeltest in Treue (Schabbat 31a). Allerdings deutet der „Ertrag seiner Hände" (Anspielung auf Psalm 128,2) indirekt doch auf die Handelstätigkeit hin, denn nicht selten begegnet diese Formulierung auf Grabsteinen im Zusammenhang mit Handel und Wandel. Auch die „Treue" am Ende der Zeile läßt das Talmudzitat anklingen. „Im Schweiße seines Angesichtes" drückt etwas von der Last des menschlichen Lebens aus. So heißt es in Genesis 3,19: Im Schweiße deines Angesichtes ißt du Brot. (Und das Ende des Verses ist gleich mitgedacht: Denn Staub bist du, und kehrst zum Staub zurück.) Dies heißt wohl weniger, daß Josef Sorge um das tägliche Brot haben mußte, sondern eher, daß er hart arbeitete. Ganz unvermögend kann er nicht gewesen sein, denn er wurde 1828 als Mitstifter der Altenversorgungsanstalt genannt.[28] Aber es ist durchaus denkbar, daß er als dritter von vier Brüdern weder so „gutgestellt" war wie sein ältester Bruder Meyer, der das Haus und möglicherweise auch die Kleiderhandlung des Vaters erbte, noch wie der Zweitälteste, Nathan, der Begründer des bis 1939 existierenden „Kaufhauses N. Israel"[29]. Andererseits war auch Josef als Tuchhändler möglicherweise am Geschäft des Vaters beteiligt.[30]

Josef Israel wurde 1793 in Berlin geboren.[31] Sein Familienname zeugt vom Traditionsbewußtsein der Familie: Josefs Vater, Jacob Israel, wollte auch nach seiner Einbürgerung Jacob Israel bleiben, ernannte also seinen zweiten Namen zum Nachnamen der Familie. Dabei war sein zweiter Name, altem Brauch folgend, der erste Name seines Vaters, Israel Jacob, der die Familie in Berlin heimisch gemacht hatte.[32] Das genaue Sterbedatum von Josef Israel ist nicht bekannt. Bei Jacobson heißt es: „gest. nach 1848".[33] Letzte Klarheit kann die Inschrift nicht mehr bringen, da die entsprechende Zeile stark verwittert ist. Am wahrscheinlichsten erscheint für das Sterbejahr die Lesung 624 (der 11. Nissan 624 würde dem 17. April 1864 entsprechen).[34]

Josefs Gattin Elke ist die Tochter von Josef Albu (Rabbiner in Prenzlau), die bei Jacobson „Eline" heißt.[35] Geboren 561 (1800/01), starb sie nach ihrem Gatten, auch ihr genaues Sterbedatum wurde bereits von der Verwitterung ausgelöscht. Sie wird traditionell als Hausfrau und Mutter belobigt. Ein Namensakrostichon[36] „Elke" ist im unteren Teil noch zu erkennen, mehr dann aber nicht.

Eine angesehene und würdige Frau

... Stele
Hier ist [verborgen]
die angesehene und würdige Frau, freigebig,
Frau Rösl Weigersheim,
Tochter unseres Lehrers, des Meisters, Herrn Michel Fränkel,
das Andenken des Gerechten zum Segen,
Gattin des Arztes am Hof des Königs,
unseres Lehrers und Meisters, Herrn Nathan Weigersheim,
geboren (im) Jahr 564,
gestorben (am) 20. Tewet 622 nach der kleinen Zählung.
Sie tat Gutes und Barmherzigkeit in ihrem Leben
und hinterließ einen Grundfonds,
(um) am Lernen der Tora festzuhalten ihre Lernenden,
Nackte zu kleiden von der Frucht ihrer Hände,
für die Ausstattung von Bräuten der Armen ihres Volkes,
und diesen Stein errichteten zum Zeugnis auf ihrem Grab
ihr trauriger Gatte und die Vorsteher der Gesellschaft.
Ihre Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens

... [We]igersheim
Tochter des Banquiers
... Levin Fränkel
Gattin des Königl. Hof Arztes
Dr. Weigersheim
geb. 16. October 1803,
[gest.] 22. December 1861.
... gebildet lebte sie fromm und gut,
... ein unvergängliches Denkmal
... sie unter ander'n namentlich
... für Ausstattung armer Bräute,
... Miethe Unterstützungen und
... kleidung reichlich bedacht hat,
... von ihrem Gatten und dem
... ständen dieser Denkstein
gesetzt worden.
Sanft ruhe sie.

Die hebräische Inschrift für Rösl Weigersheim läßt den Ton einer traditionellen Inschrift hören. Unpathetisch wird von den Verdiensten der Frau Rösl an den Bedürftigen der Gemeinschaft berichtet. Für die jüdische Gemeinde war die Armenfürsorge ein wesentliches Anliegen, es gab dafür ein Netz von Vereinen wie z. B. den Miete-Unterstützungsverein, den Aussteuerverein und den Holzspendeverein. Rösl Weigersheim war eine wohlhabende Frau, die auch gern abgab von dem Ihrigen und in solchen Vereinen aktiv war. Das von ihr für wohltätige Zwecke hinterlassene Erbe, das die Inschrift erwähnt, muß beträchtlich gewesen sein.

... מצבה
פה ט[מונה]
האשה החשובה והיקרה נדיבת לב
מ' ריזל וויגערסהיים
בת מהה"ר מיכל פרענקעל זצ"ל
אשת הרופא בחצר המלך
מוהר"ר נתן וויגערסהיים
נולדה שנת תקס"ד
מתה כ' טבת תרכ"ב לפ"ק
עשתה טוב וחסד בחייה
והניחה קרן קיימת אחריה
לתלמוד תורה להחזיק לומדיה
להלביש ערומים מפרי ידיה
להכנסת כלות עניי עמיה
וירימו האבן הזאת לעדות על קברה
אישה העצוב וגבאי החברה
תנצב"ה

Inschrift für Rösl Weigersheim, gest. 1861

Der trauernde Gatte erscheint zwar in der Inschrift, aber ohne ein persönliches Wort der Klage. Rösl heiratete 1846 den praktischen Arzt und späteren Hofarzt Dr. Nathanael Weigersheim, Sohn von Aron Weigersheim (Oberlandesrabbiner aus Büdingen).[37]

Wie der hebräische Text bleibt auch die deutsche Inschrift auf dem Boden der Tatsachen. Um das Leben der Verstorbenen geht es, nicht um ihre Vergänglichkeit oder auch Unsterblichkeit. Wohl selten findet man an der Schönhauser Allee eine deutsche Inschrift, die von so „profanen" Dingen wie Miete, Kleidung oder der Ausstattung von Bräuten spricht. Sonst liegt das Schwergewicht in den deutschen Inschriften eher auf der Befindlichkeit der Seele, sei es auf der Seele der Verstorbenen, sei es auf jener der Hinterbliebenen. Hier hingegen geschieht auch die Erwähnung des Gatten wie im Hebräischen sachlich, hat nichts Subjektives an sich, wie auch die ganze Inschrift eher eine öffentliche Würdigung darstellt als einen wehmütigen Nachruf der Hinterbliebenen.

Schon rein äußerlich ist zu erkennen, wie das Hebräische den deutschen Text prägte. Rösl heißt nicht „geb. Fränkel", wie im Deutschen üblich, sondern es wird der volle Vatersname gegeben. Natürlich wird nicht wortwörtlich übersetzt, sondern das Deutsche wirkt etwas „bürgerlich" abgeschwächt. Aus „angesehen und würdig" wird „fromm und gut". Die „Nackten" klangen sicher ungewohnt, gar anstößig, so wurde dieses Liebeswerk von Rösl im Deutschen als Kleiderspende (o.ä., der Text ist verdorben) definiert. Allerdings fehlt im Deutschen nun auch der Reichtum an Anspielungen. Gerade das „Nackte kleiden" hat ein ganzes Geflecht von Stellen aus hebräischer Bibel und Talmud hinter sich, das dem Schriftkundigen – und der Schreiber dieser Inschrift war ein solcher – auch immer parat ist. Im babylonischen Talmud (Sota 14a) wird daran erinnert, daß Gott, dessen Handlungen man nachahmen soll, Adam und Eva bekleidete (Genesis 3,21) und es heißt: Wie Er die Nackten kleidet, (...) (so) kleide auch du die Nackten (vgl. auch den entsprechenden Dankvers im Morgengebet). Der deutsche Text mit seiner „... kleidung" erweckt dagegen ganz andere Assoziationen (Kleidersammlung, Altkleiderspende etc.) und wird damit noch prosaischer – während die heilige Sprache dies im vergangenen Jahrhundert nie sein konnte, zu stark war noch ihre Bestimmung als Sprache des religiösen Lebens.

Vom Kurbad zum Paradiesquell

Hier ist begraben
eine teure Frau, Krone ihres Gatten,
Frau Sara,
Tochter des alten Rabbani,
unseres Lehrers, des Meisters, Chaim Rawitsch,
Frau des Teuren,
des geehrten Herrn Chaim Borchard
aus der heiligen Gemeinde Exin,
verschieden unterwegs auf der Rückkehr vom Bade

פ"נ
אשה יקרה עטרת בעלה
מרת שרה
בת הרבני הישיש
מו"ה חיים ראוויטש
אשת היקר
כ"ה חיים בארכארד
מק"ק עקצין
נפטרה בדרך בשובה ממרחץ

לביתה בת ארבע וחמישים שנה
ביום א׳ דסכות תר״ל לפ״ק
שרה אשה יקרה עלתה השמימה
ביום החג לראות פני האדון שמה
תשובתה למעונה בארץ חשבה
חיש קראה אל ולמעון שמים שבה
יצאה נשמתה באדמה נכריה
ילל ונהי שבו לביתה עם הגויה
מעשי טובה הכינו דרכה לשמים
נשמת״ה בעד״ן תנו״ח בצל עין החיים
תנצב״ה

Inschrift für Dorothea Borchard, gest. 1869

zu ihrem Hause, 45 Jahre alt,
am ersten Tag von Sukkot 630 nach der kleinen Zählung.
Sara, eine teure Frau, stieg himmelwärts auf,
am Tag des Festes dort das Angesicht des Herrn zu schauen.
Sie dachte zu ihrer Wohnung auf der Erde zurückzukehren –
eilends rief Gott sie und sie wandte sich zur Himmelswohnung.
Ihre Seele ging aus auf fremder Erde,
Heulen und Klagen kehrten mit dem Leichnam zu ihrem Haus zurück.
Taten des Guten bereiteten ihren Weg zum Himmel vor,
ihre Seele möge ruhen in Eden im Schatten des Quells des Lebens.
Ihre Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens

Hier ruht in Gott
Frau
Dorothea Borchard
geb. Rawitzer
geb. am 11. Februar 1815
(1. Adar 5575)
gest. am 20. September 1869
(15. Tischri 5630)
Heil zu schöpfen aus des Heiles Brunnen,
An des Berges Sonne Dich zu sonnen,
Zogst in Bädern du hinaus.
Ach, verödet ist das Haus!
Du gingst und kehrtest nicht mehr wieder,
Blickst vom Himmel jetzt hernieder.
Du warst des Hauses edle Krone,
Seligkeit wird Dir zum Lohne.
Friede ihrer Asche!

Ohne Zeile für Zeile zu analysieren, wird uns doch deutlich, daß zwischen dieser Inschrift und den beiden vorangegangenen – alle aus ein und demselben Jahrzehnt – Welten liegen. Hier dreht es sich nicht um die drei Säulen der Welt, Tora, Gottesdienst und Wohltätigkeit, nicht um das gottgefällige Leben der Frau Sara, denn dies wird nur in zwei, drei Wendungen angetippt. Die „teure Frau" und „Krone ihres Gatten" (Sprüche 12,4) sind dem „Fundus" entnommen; daraus wird im Deutschen eine „edle Krone". Doch eigentlich geht es um etwas anderes: Die Inschriften erzählen das Drama um den Tod der Frau Sara Dorothea Borchard. Eine zentrale Rolle spielt dabei ihre Seele, die klagenden Angehörigen sind eher Nebenfiguren. Die genauen Umstände allerdings bleiben – hebräisch wie deutsch – im Nebelhaften. Im Deutschen wird fast noch mehr verraten, wohl wollte sich Sara in einem Heilbad erholen, und starb dort, oder auf dem Rückweg, wie nun wiederum die hebräische Inschrift nahelegt. Die hebräische „fremde Erde" könnte auf eine Auslandsreise hindeuten. Der schwere Schlag für die Familie, ihr Erschrecken, spricht deutlich aus den Zeilen der hebräi-

Grabstein für Dorothea Borchard

schen Inschrift. Doch das Drama bietet mit seinem Höhepunkt zugleich Trost: Sara weilt nun nicht mehr im Heilbad, sondern an einer ungleich stärkenderen und erfrischenderen Quelle – am „Quell des Lebens", dies gar keine geläufige Bezeichnung, sondern eigens für Sara gewählt, die einer heilenden Quelle so dringend bedurfte.
Gut sind hier die verschiedenen Arten der Datenangabe zu sehen: im Hebräischen ihr hebräischer Name, dann der Vatersname, dann der Gattenname mit Herkunftsangabe, dann das Sterbedatum. Im Deutschen: (Assimilations-)Name und Familienname, Geburtsname, Geburts- und Sterbedatum. Dabei das jüdische Datum in Klammern. Auch hier wieder wirkt der hebräische Text gewichtiger, obwohl er wie der deutsche Endreime aufweist, die ja manchmal die Textqualität mindern. Der deutsche Text, gemäßigter und privater, umgeht auch religiöse Äußerungen, nur das „Himmel" in der 14. Zeile spricht etwas konkreter von den Hoffnungen und dem Glauben der Angehörigen. Im Hebräischen gibt es einen reichen Schatz an Namen für den Gott mit dem unaussprechlichen Namen und auch für seinen Wohnort, nunmehr auch jener der aufgestiegenen Seele: „der Herr", „Gott", „Himmel", „Himmelswohnung", „Eden", „Quell des Lebens". Also zumindest in diesen Fragen eindeutige Überlegenheit der hebräischen Sprache?

Weitere Spuren von Familie Fränkel

Manchmal ergeben sich beim Lesen von Inschriften familiäre Zusammenhänge, auch jenseits der bekannten Familien Meyerbeer und Liebermann, die auf dem Friedhof ruhen. Und auch jenseits der Wege, mitten in den Grabfeldern mit den vielen, mindestens schon halb verwitterten Steinen. Auch wenn von vornherein klar ist, daß Teile der Inschrift, vielleicht damit auch wichtige Daten verloren gegangen sind, lohnt das Lesen immer. Wobei auch eine Bestattung in der Ehrenreihe, herausragenden Persönlichkeiten des Gemeindelebens vorbehalten, nicht immer vor Verwitterung bewahrt: In der Inschrift für Michel Fränkel (Ehrenreihe A), den Vater von Rösl Weigersheim, gest. am 10. Januar 1840, fehlen zwischen Sterbedatum und dem TNZB"H bereits 7 oder 8 Zeilen.

יד ושם
להצדיק המפורסם
מו"ה יחיאל מיכל
פרענקל
נפטר בעש"ק ה' שבט בשנת ... ת"ר
...
תנצב"ה

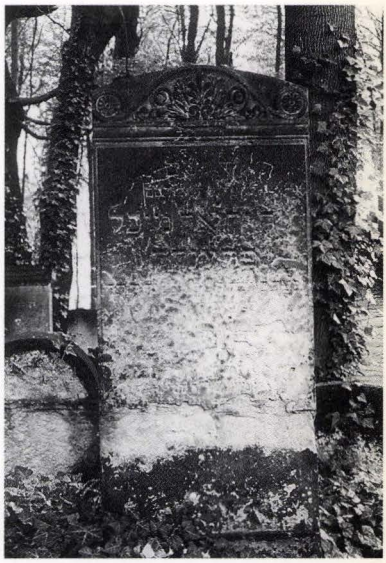
Inschrift für Michel Levin Fränkel, gest. 1840

Denkmal und Name
dem berühmten Gerechten,
unserem Lehrer und Meister Jechiel Michel
Fränkel,
verschieden am Rüsttag des heiligen Schabbat, 5. Schwat
im Jahre ... 600.
...
Seine Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens

Hier ruhet in Gott
Michel Levin
Fränkel

gest. im 80sten Lebensjahre
...Januar 5600
Friede seiner Asche

Die verbleibenden Zeilen sind dennoch aussagekräftig. Michel Fränkel, der „berühmte Gerechte", kam aus einer Familie von Berühmten. Sein Vater Jehuda Löb (gest. 1806) heißt in seiner Inschrift „der große, der berühmte Meister"[38]. Er ist wiederum der Sohn des „überragenden, berühmten Gelehrten"[39] David Hirsch Fränkel (gest. 1762), des Rabbiners (1737 Landesrabbiner in Anhalt-Dessau, ab 1743 Oberlandesrabbiner in Berlin) und verehrten Jugendlehrers von Moses Mendelssohn. Auch Michels Mutter Bela (gest. 1784), Tochter von Schmuel Hellmann (Rabbiner in Mannheim und Oberrabbiner von Metz) wird, für eine Frau recht ungewöhnlich, als „die berühmte Frau"[40] geehrt.
Die Grabinschriften für Michel Levin Fränkels Eltern, auch jene für seine erste Frau Riekel[41] (gest. 1801), für deren Vater Feibel Riess[42] (gest. 1797) – für die Generationen eben, die auf dem Friedhof Große Hamburger Straße (1672–1827) begraben wurden – sind durch Abschriften von Elieser Leiser Landshuth aufbewahrt, geborgen. Der uns schon bekannte „gelehrte Autodidakt" Elieser Leiser Landshuth kopierte sämtliche Inschriften des 1943 zerstörten Friedhofs. Im Jahr der Schließung der Anlage Große Hamburger Straße reißt diese Aufbewahrung jedoch ab. Für den älteren Teil des Friedhofs Schönhauser Allee ist auch kein Register erhalten. So bleibt unbekannt, ob für Rösls Mutter Riekel (Tochter von Israel Löb Riess), Michels zweite Gattin (gest. 1854), ob für seine anderen vier Kinder, soweit in Berlin gestorben, noch Grabsteine auf dem Friedhof stehen oder ob sie zu den geschändeten und entfernten Steinen gehören.
Doch noch einmal Landshuth, der ja auch einen kleinen Teil der Schönhauser Inschriften aufbewahrte: In seinem 1867 erschienenen „Gebet- und Andachtsbuch" veröffentlicht er auch 79 Inschriften vom Friedhof Schönhauser Allee, zum Teil mit Erläuterungen zu den Familien der Verstorbenen. Hier finden sich wunderbarerweise auch die Inschriften von Michel Levin Fränkel und seiner zweiten Frau Rieckel Fränkel, geb. Riess.[43] Michels Eulogie lobt traditionelle Werte, in sorgfältig gewählten und durchaus ungewöhnlichen Worten: „Ehre der Tora, Glanz der Freigebigkeit hörten auf, (...) geachteter Ratgeber, Weiser, wo ist er? Wunderbares tat er, Wohltaten, wo fänden wir ihn? Wer ehrte Kenner der Religion, den Fremdling und den Armen mit seinem Geld?" Seine zweite Frau Riekel hatte, wie ihre Inschrift hören läßt, im Leben Leiden zu tragen: „Last und Grab war dein Schicksal auf Erden, jetzt hörten die Sorgen auf, gibt es keine Not mehr, (...)". Wird auf eine Krankheit angespielt oder auf die Trennung von ihrem verstorbenen Ehemann?
Von den drei Söhnen aus erster Ehe David Michael[44] (geb. 1786), Hellmann[45] (geb. 1792) und Hirsch[46] (1797 bis 1864), alle Berliner, jedoch keine Spur. Das heißt, eine Spur findet sich, auf einem weiteren Spaziergang ohne festes Ziel, zwischen den verwitterten Sandsteinen, im



Verwitterter Sandstein – Grabinschrift für Michel Levin Fränkel

Gestrüpp von Feld D. Aus Jacobson, Bürgerbücher, ist bekannt, daß der Tuchhändler Hellmann Fränkel, Sohn von Michel Levin Fränkel und also Bruder von Rösl Weigersheim, in zweiter Ehe 1825 Rebecca heiratete, Tochter des Kaufmanns Salomon Abarbanell in Bojanowo.[47] Und die hebräisch beschrifteten Steine von Hellmanns Schwiegereltern, den Eheleuten Rachel und Schlomo Abarbanell, stehen in Feld D. Schlomo Abarbanell, Sohn des Fraustädter Rabbiners Jaakow, geb. in Fraustadt (Großherzogtum Posen), wohnte dann länger in Bojanowo (Posen), bevor er 1838 als Wollhändler in Berlin eingebürgert wurde. Die Trauung seiner Tochter Rebecca mit Hellmann Fränkel wurde von seinem Vater Jaakow, in Schlomos Inschrift als „große Leuchte" geehrt, vollzogen.

Dergleichen Funde sind noch Zufall. Genealogische Zusammenhänge würden sich wohl nach dem Vorliegen aller Inschriften zuhauf finden lassen. Doch auch viele andere Aufschlüsse, religions-, kultur- und sozialgeschichtlicher Art, ließen sich aus diesen einzigartigen Quellen gewinnen. Und natürlich auch für das Vorhaben, etwas Licht in die verwirrende und schwer entwirrbare sprachliche Vielfalt der Inschriften zu bringen, wäre ein solches Corpus eine unschätzbare Hilfe.

Wandel der Werte, der Sprache – und auch der Formen

Vertrautes Bild jüdischer Friedhöfe bis zum 19. Jahrhundert sind in Mittel- und Osteuropa die hochrechteckigen Stelen[48] aus Sandstein. Die schlichte Sandsteinstele mit abgeflachtem Giebelabschluß, wie beim Stein für Chaja Hildesheim gesehen, ist auch die Form unzähliger Steine auf dem Friedhof Schönhauser Allee. Die Einheit, die sich in dieser Gleichförmigkeit zu spiegeln scheint, war möglicherweise schon immer eine Fiktion. Dennoch ist unumstritten, daß im Zuge der Emanzipation die jüdische Gesellschaft sich nicht nur stärker diffenzierte, sondern gleichsam auseinanderdriftete, was dann auch die formale Einheit, die auf den Friedhöfen doch geherrscht hatte, sprengte. Zwar lassen sich auch auf den mittelalterlichen Friedhöfen feine Differenzierungen finden, z. B. hinsichtlich der Mühe, die auf die Texte verwendet wurde, oder auch, allerdings sehr dezent, hinsichtlich Größe und Schmuck der Stelen. Doch im 19. Jahrhundert tauchten nun auch neue Formen von Grabmälern, neue Dimensionen, neue Materialien auf. Zu einfach wäre es, nur von einer Übernahme christlicher Vorbilder zu sprechen. Auch hier vermischen sich Eigenständigkeit und Akkulturation, wollen gesehen und gedeutet werden.

Sandsteinsäule für Schalom

Die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufgekommene und oft gebrauchte Form der gebrochenen Säule symbolisiert ein „abgebrochenes" Leben, einen zu frühen Tod. Die schon stark verwitterte Sandsteinsäule für den „teuren Junggesellen" Schalom, gest. 636 nach kleiner Zählung/1876, zeigt, daß solch klassizistische Form des Grabmals nicht zwingend mit einem Traditionsbruch einhergeht. Die Säule ist mit schlichten Worten und zweisprachig beschrieben, die Daten werden nach jüdischem und bürgerlichem Kalender gegeben.

Anders hingegen die Grabsäule aus schwarzem Granit für Isaak Nachmann, gest. 1870. Bürgerliches Repräsentationsbedürfnis nun auch auf dem Friedhof, ausgedrückt durch einen großen Sockel, durch teureres und dauerhafteres Material, durch glänzende Goldbuchstaben. Keine traditionelle Einleitungsformel, kein alter Segenswunsch sind der Inschrift beigegeben. Das Datum wird nicht einmal mehr nach dem jüdischen Kalender gegeben. Darin drückt sich doch ein starker Traditionsbruch aus, denn das jüdische Datum ist unabdingbar, um das jährliche Totengedächtnis, die Jahrzeit, für den Verstorbenen zu halten. An dem nach dem jüdischen Kalender berechneten, alljährlich wiederkehrenden Todestag der Eltern oder der nächsten Verwandten betet der Sohn oder nächste Verwandte das Kaddisch.

Vielleicht das einzige auf diesem Friedhof übriggebliebene Grabmal aus Metall ist das zweisprachig beschriebene für den „angesehenen Junggesellen" Mosche Grunauer. Ungewohnt ist das Material, etwas fremd zwischen den Sandsteinen, doch am vertrauten Hebräisch wurde festgehalten. Über der hebräischen Inschrift findet sich ein Magen David, ein Schild Davids, der in der Neuzeit zum vielleicht bedeutendsten Symbol des Judentums wurde. Die gebrochene Ähre auf der deutschen Seite weist auf das niedrige Lebensalter des Verstorbenen hin. Was von der hebräischen Inschrift blieb, läßt als Todesdatum den Elul 623 erkennen (August 1863), während auf der deutschen Seite 1865 zu lesen ist. Seltsam läßt der Rost die Buchstaben noch einmal hervortreten, bevor sie bald endgültig abblättern werden.

Vielerorts beliebt waren im 19. Jahrhundert Pultsteine in Buchform. Die offenen Bücher mit den Namen auf den steinernen Seiten lassen eine talmudische Tradition (Talmud bawli, Rosch haSchana 16b, bezogen auf Psalm 69,29 und Exodus 32,32, vgl. auch Jesaja 4,3) assoziieren, nach der am Neujahrstag drei Bücher geöffnet werden: Die Gerechten werden sofort in das Buch des Lebens und die Frevler zum Tod eingeschrieben. Die Mittelmäßigen hingegen „schweben" bis zum Versöhnungstag, nach dem Maß der Umkehr wird ihr Schicksal dann zum Leben oder zum Tod entschieden. So heißt auch ein Neujahrswunsch: Zu einem guten Jahr mögest du eingeschrieben werden.

Diese Pultsteine sind deutsch beschrieben. Links „ruht der Kgl. Kreisphysikus Dr. M. J. Jacobi", gest. 1866/5627; der rechte Stein wurde für Caroline Jacobi geb. Sachs, gest. 187[0]/5631 aufgestellt. Merkwürdig ist, daß auf der Rückseite des Sockels ihres Steines eine kurze hebräische Inschrift für ihren Mann eingeritzt ist: „Hier ruht unser Lehrer, der Meister Mosche Jacobi. Seine Seele sei eingebunden in das Bündel des Lebens".

Wie jeder Spaziergang etwas Neues offenbart, so auch ein Rundgang im Oktober 1995. Die Pultsteine der Eheleute Jacobi, im August 1995 entdeckt und gelesen, sind bis auf die Sockel scheinbar verschwunden. Dann finden sie sich unter dem Herbstlaub am Boden. Plötzlich erklärt sich die Sockelaufschrift für Mosche Jacobi unter dem Stein für Caroline Jacobi. Der „falsche" Sockel zeugt davon, daß die beiden Steine mindestens schon einmal auf dem Boden lagen. Diese kleinen

Granitsäule für Isaak Nachmann

Grabmal aus Metall für Mosche Grunauer

Heruntergestoßene Pultsteine für die Eheleute Jacobi

Pultsteine, zumal sie am Gang stehen, scheinen geradezu dafür bestimmt zu sein, von ihren Sockeln gestoßen zu werden.

Auch diese hochrechteckige Stele mit Sockel, deren schlichter Giebel eine Bekrönung in Form einer Urne trägt, fällt aus dem Rahmen traditioneller Grabsteine. Die Urne scheint nicht recht auf einen jüdischen Friedhof zu passen, doch war dies derzeit einfach ein beliebter, „stimmungsvoller" Schmuck auf jüdischen wie christlichen Friedhöfen. Der so geschmückte Stein für Friederike, Tochter von Schlomo, Frau von Jona Julius Nelke, gest. 1861/5621, ist zweisprachig beschrieben. Während ihr Stein auch auf der deutschen Seite die Jahre nach dem jüdischen Kalender gibt, trägt der Stein für ihren Gatten Julius Nelke, gest. 1874, nur noch eine ganz kurze hebräische Inschrift, seinen Namen und das TNZB"H, aber kein jüdisches Datum enthaltend – also gab es keine Nachkommen, die seiner Jahrzeit gedacht hätten. Der Grabstein für seine zweite Frau Emma Nelke geb. Paderstein, gest. 1908, ist auf der „hebräischen" Seite völlig leer geblieben.

Stein mit Urnenschmuck für Friederike Nelke

Auf dem Friedhof Große Hamburger Straße hatte es sie noch nicht gegeben – Erbbegräbnisse. Ihr Vorhandensein auf dem Friedhof Schönhauser Allee zeugt von einem Wandel des Lebensgefühls. Seßhaftigkeit, Verwurzelung war nicht nur ein Wunsch, sondern schien Realität geworden zu sein. Und so sind es auch die Familiengräber, die diese schreckliche Täuschung sichtbar werden lassen. Plötzlich bricht die Generationenfolge ab. Die reservierten Plätze bleiben leer. Und gerade die Fehlenden scheinen so bedrückend anwesend zu sein.

Das Erbbegräbnis der Familie Veit Simon, nüchtern gestaltet, birgt Gräber aus über einem Jahrhundert. Dazu Gedächtnis-Tafeln für sechs Familienmitglieder, denen in Theresienstadt, in Mauthausen, in Auschwitz das Leben genommen wurde.

Denkmal und Name in der Mitte unserer Stadt

Der Friedhof an der Schönhauser Allee spiegelt in weiten Teilen das Bild einer blühenden, sich religiös und sozial zunehmend differenzie-

renden Gemeinde. Dennoch bleibt uns keine Chance, unser Jahrhundert auszublenden.

Jad waschem, Denkmal und Name. Auch diese auf dem Friedhof manchmal, so bei Michel Fränkel, gesehene Einleitungsformel wirft uns auf unser Jahrhundert zurück, ist doch Yad Vashem der Name der israelischen Gedenkstätte für die Opfer der Shoa. Auch *jad waschem* hat einen biblischen Hintergrund – in Jesaja 56,5 heißt es: „Ich gebe ihnen in meinem Haus und in meinen Mauern Denkmal und Name, besser als Söhne und Töchter, einen ewigen Namen gebe ich ihnen, der nimmer getilgt wird". In der hebräischen Bibel geht es oft um Namen. Nicht nur um den Gott mit dem unaussprechlichen Namen. In ihren Texten ist etwas von der Erkenntnis aufbewahrt, daß der Name, daß unsere individuellen Namen etwas Zentrales unserer Existenz darstellen. So hängen „Gedenken" und „Namen" zusammen, und der schlimmste Fluch heißt: „Getilgt sei sein Name" (vgl. Psalm 109,13). Der Segensspruch „Das Andenken des Gerechten zum Segen", den wir aus der Inschrift für Josef Israel kennen, hat noch eine Fortsetzung: Und der Name der Frevler wird verfaulen (Sprüche 10,7). „Name" ist übrigens auch für die deutsche Sprache „eins unsrer urtümlichsten Wörter".[49]

Wesentlicher als Steine sind für das Erinnern und Gedenken natürlich die Söhne und Töchter – das in der Generationenfolge weitergegebene Gedächtnis. Dennoch wurde schon im vergangenen Jahrhundert das Setzen eines Steins von folgenden Worten begleitet: „(...) aber dieses äußere Zeichen innerlicher Achtung und Verehrung (...) möge auch allen Denen, die nach mir kommen, Zeugniß ablegen, (...)".[50] Dazu kommt noch, daß die Steine heute ja eine andere Funktion erfüllen als ursprünglich geahnt werden konnte. Da die Steine letzte Zeugen sind, bieten sie auch die letzte Möglichkeit, der sonst Namenlosen zu gedenken. Und wir, die heutigen Einwohner Berlins, wären wohl die Letzten, die die Stelen als überflüssig erklären dürften, weil das Andenken auch ohne „Denkmal und Name" bewahrt sei.

Es wäre eine Lüge, über den Friedhof zu sprechen, und nicht über seinen Verfall. Die Lücken in den Inschriftentexten repräsentieren sozusagen den Gesamtzustand des Friedhofs. Die Restaurierung einer zunehmenden Anzahl von Wandgräbern hilft der Tatsache nicht ab, daß namentlich die Sandsteine durch Luftverschmutzung und Efeuüberwucherung akut beschädigt sind. Die meisten Sandsteine, also vor allem der ältere Grabmälerbestand, aber auch die oft nur flach eingehauenen Texte der Hartgesteine, sind von Unlesbarkeit der Inschriften und der Auslöschung aller Namen und Daten bedroht.

Die auf dem Friedhof an der Schönhauser Allee Begrabenen waren überwiegend keine Bewohner des Prenzlauer Bergs, da ihre Lebenswege meist schon ihr Ende auf dem Friedhof fanden, als das Stadtviertel noch nicht existierte. Doch ob sie nun Bewohner des Prenzlauer Bergs waren wie Baruch Auerbach*, der in der Ehrenreihe des Friedhofs begraben liegt, oder nicht – ihre Lebenswege, deren eine oder andere Spur auf den Steinen an der Schönhauser Allee verzeichnet ist, verdienen unser Interesse.

*Vgl. Frühauf, Ein Elternhaus für Waisen

Sibylle Hinze

Namensänderung – Zwang und Wunsch

Jüdische Bürger des späteren Prenzlauer Bergs 1899–1916 im Ringen mit den Behörden

Bereits im Beitrag „Juden und Nichtjuden lebten Tür an Tür“* bildete unter anderem ein Aktenbestand mit Namensänderungsanträgen eine wichtige Grundlage. Dort wurde die wirtschaftliche und soziale Lage jüdischer Bürger des Prenzlauer Berg dargestellt.

Der hier ausschließlich zugrunde liegende Aktenbestand reicht von 1866 bis 1916. Adressen aus dem späteren Bezirk Prenzlauer Berg konnten jedoch nur von 1899–1916 aufgefunden werden. Es handelt sich um Anträge auf Änderung sowohl der Nach- als auch der Vornamen.[1]

In diesem Beitrag soll untersucht werden, warum Anträge auf Namensänderung überhaupt gestellt wurden, welche Schicksale sich hinter den Anträgen verbergen, und die Anträge sollen im Lichte des damaligen Antisemitismus betrachtet werden.

Namensänderungsanträge und preußischer Antisemitismus

Zum besseren Verständnis ist ein Rückgriff notwendig. Mit der Anerkennung der in Preußen lebenden Juden als Staatsbürger hatten diese ihre Namen festlegen müssen. Sie besaßen zwar freie Namenswahl, aber diese erfolgte in den einzelnen Provinzen nach unterschiedlichen Gesichtspunkten. In Brandenburg z. B. nahmen die Juden einen dort üblichen Namen an. In Berlin gab es in den Jahren 1812 bis 1814 eine erste Flut von Namensfestlegungen bzw. Namensänderungen. In den darauffolgenden Jahren stellten Juden oftmals den Antrag auf Namensänderung in Zusammenhang mit einem Religionswechsel. Als die preußische Verfassung 1850 juristisch alle Preußen unabhängig von ihrem Glaubensbekenntnis gleichstellte – was 1869 auf den Norddeutschen Bund und 1871 auf das Deutsche Reich ausgeweitet wurde –, verband sich damit jedoch noch immer keine gesellschaftliche Gleichstellung. Insbesondere erschwerte man Juden weiterhin den Zugang zur Beamtenschaft und damit zur Tätigkeit als Richter, Polizist oder Lehrer. Bis 1918 gelangten sie selten in höhere Ränge im Militär und Beamtentum und damit in Positionen im eigentlichen Herrschaftsapparat. So waren sie mit all ihren Talenten und Fähigkeiten vor allem auf den wirtschaftlichen Bereich verwiesen. Dadurch gehörten Juden in der Regel zum bürgerlichen Mittelstand, ergriffen freie und akademische Berufe oder betrieben Kleingewerbe. Proletarische oder landwirtschaftliche Tätigkeiten kamen selten vor. Politisch bezogen sie im allgemeinen liberale Positionen. In den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts entwickelten Adolf Stoecker und Heinrich von Treitschke den politischen Antisemitismus, der eine angeblich „rassisch-biologische“

*Vgl. Hinze, Juden und Nichtjuden lebten Tür an Tür

Verschiedenheit behauptete. Konservativ-radikale politische Kräfte nahmen diese Gedanken auf und verbreiteten sie.[2] Dieser Antisemitismus bewirkte, daß sowohl Juden als auch Deutsche mit jüdisch klingendem Namen diesen als Stigma empfanden und deshalb Anträge auf Namensänderungen stellten. Nach 1900 nahmen solche Anträge zahlenmäßig sprunghaft zu. Nur ein Drittel der Anträge auf Änderung sogenannter „jüdischer Namen" stammte von Juden, hingegen zwei Drittel von Nichtjuden.[3] Damit besaß die Hysterie, mit der von den antisemitischen Kräften seit den achtziger Jahren gegen die Namensänderungen durch jüdische Bürger Stimmung gemacht wurde, keinerlei realen Boden. Dennoch wurden Juden bei Anträgen auf Namensänderung von den Behörden schlechter gestellt als Nichtjuden. Schon immer waren die jüdischen Bürger von der preußischen Regierung mit Argwohn behandelt worden. So wurde dem Polizei- und Regierungspräsidenten 1903 vom Innenminister ein Erlaß Friedrich Wilhelms III. vom 9. Juli 1825 absichtsvoll in Erinnerung gebracht, in dem der König bemerkte, daß seit einiger Zeit die Juden Namen annähmen, durch welche sie als Juden nicht mehr zu erkennen seien. Dies sollte nach Möglichkeit verhindert werden, da er nicht wollte, daß sie sich den Schein gäben, als ob sie Christen wären.[4] Am 18. Mai 1900 hatte der Preußische Innenminister verordnet, daß die Regierungspräsidenten, bei denen Namensänderungsanträge in der Regel zu stellen waren, bei Änderungswünschen von Staatsbürgern jüdischer Religion oder „jüdischer Abstammung" (!) einen ausführlichen Bericht an sein Ministerium zu geben hätten. 1904 weitete er diese Bestimmung auch auf alle diejenigen jüdischen Bürger aus, die einen Antrag auf Vornamensänderung stellten.[5] Damit wurden die Anträge der Juden vom Ermessen der höchsten Behörden abhängig gemacht. Die Genehmigung der Namensänderung hing nun von der behördlichen Einschätzung ab, ob sie der „Verschleierung der jüdischen Abkunft" dienen sollte. Zustimmung erfolgte meistens nur, wenn nach Meinung der Behörden keine Verschleierungsabsicht vorlag.

Antragsstellung in Preußen, Gesamtberlin und Prenzlauer Berg

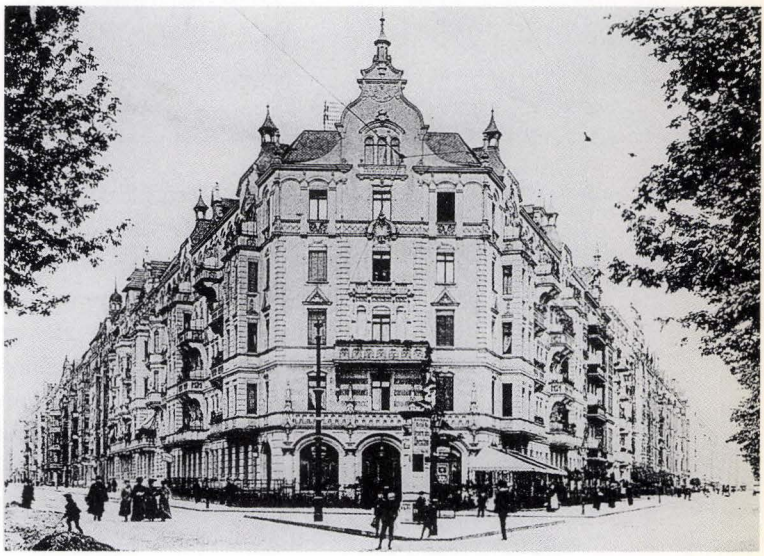
1913 verpflichtete der Preußische Innenminister die Regierungs- und Polizeipräsidenten zur Abfassung von Übersichten über alle Juden, deren Name seit 1900 geändert worden war. Während die 36 preußischen Regierungspräsidenten zusammen nur 114 Fälle benennen konnten, wurden in der Berliner Liste 141 Fälle aufgeführt. Die hohe Anzahl in Berlin läßt sich sowohl damit erklären, daß es hier eine große Zahl jüdischer Bürger gab, als auch damit, daß es für Kaufleute und andere im öffentlichen Bereich Tätige notwendig war, als Konkurrenten gleichberechtigt auftreten zu können. Die für Berlin erstellte Liste macht außerdem deutlich, daß nur etwa die Hälfte der 141 Namensänderungsanträge wegen ihrer antisemitischen „Besetzung" erfolgte, es bei einem knappen Fünftel um die geforderte Abänderung polnischer Namen ging, und daß die neuen Namen von fast einem Sechstel wie-

der als jüdische Namen galten.[6] In dieser Liste sind 14 der 21 insgesamt aus dem Prenzlauer Berg aufgefundenen Nachnamensänderungsanträge enthalten. Von diesen 21 Anträgen war nur ein Antrag auf die Eindeutschung eines polnischen Namens, und nur zwei Anträge (9,5 Prozent) waren auf die Änderung eines antisemitisch belegten Namens gerichtet. 18 (86 Prozent) Namensänderungen resultierten aus familienrechtlichen oder amtlichen Erschwernissen und hatten meistens wieder jüdisch klingende Namen zum Ziel. Von sieben Anträgen aus dem Prenzlauer Berg, die auf Änderung des Vornamens hinausliefen, waren zwei auf die Änderung eines jüdischen Vornamens gerichtet. Insgesamt deuten diese Zahlenverhältnisse darauf hin, daß aus dem Prenzlauer Berg noch weniger Anträge, die auf die Annahme nichtjüdisch klingender Namen gerichtet waren, als aus Gesamtberlin kamen. Das könnte darauf zurückzuführen sein, daß in diesem Stadtteil weniger Juden einen Drang zur Angleichung verspürten; denn im hier ansässigen weniger begüterten Mittelstand erfolgte die Ausgrenzung von Juden aus dem gesellschaftlichen Leben offensichtlich seltener. Der Wunsch zur vollständigen Akzeptanz und damit Assimilierung nahm in der Regel mit der sozialen und wirtschaftlichen Stellung zu.

Genehmigung oder Ablehnung

Interessant ist das Verhalten der Behörden. Genehmigt wurden 18 der 21 Prenzlauer Berger Anträge mit der Begründung, daß es sich um keine „Verschleierung der jüdischen Herkunft" handele. Zwei der Anträge wurden abgelehnt, weil angeblich eine solche beabsichtigt war. Für die beiden Betroffenen bedeutete das eine besondere Härte. Da ist der Fall des in der Choriner Straße 58 wohnenden vierzigjährigen Schneidermeisters Robert Haase. Er war zum zweiten Male verheiratet und wohnte mit seiner Frau und seinen beiden zehn und vierzehn Jahre alten Kindern in einer Zwei-Zimmer-Wohnung mit Küche. Sein Monatsverdienst betrug etwa 15 RM. Eigentlich war sein Antrag eher eine Beschwerde, denn plötzlich wurde ihm und seiner Familie die Weiterführung seines Familiennamens streitig gemacht. Es wurde von ihm verlangt, den Mädchennamen seiner Mutter (Bernstein) zu führen.[7] Vier weiteren Antragstellern aus dem Prenzlauer Berg ging es ähnlich: 1906 dem damals achtundvierzigjährigen Zigarrenhändler David Schachmann aus der Straßburger Straße 9[8], 1908 der damals 71 Jahre alten Witwe und Mutter von fünf Kindern Johanna Marcus aus der Münzstraße 3 (ihr Sohn Nathan Moses wohnte in der Raabestraße 10),[9] 1909 dem Buchhalter Paul Landmann, Am Friedrichshain 28[10] und 1910 dem damals dreiunddreißigjährigen Glasermeister Hermann Barnas aus der Wörther Straße 25.[11] Bei allen fünfen, in den östlichen deutschen Gebieten Geborenen, hatten die Behörden entdeckt, daß ihre Eltern oder Großeltern „nur" nach jüdischem Ritus und nicht in der gesetzlich vorgeschriebenen standesamtlichen Form getraut worden waren. Ganze Familien sollten plötzlich den Mädchennamen der Mutter oder einer Großmutter tragen. Im Falle von Schneidermeister Robert Haase/Bernstein, der 1909 seinen ersten vom Berliner Polizei-

präsidenten ablehnend beschiedenen Antrag gestellt hatte, empfahl der Polizeipräsident dem Innenminister 1910 unnachgiebig die Abweisung der Beschwerde über die Ablehnung. Er erklärte, daß „durch Genehmigung einer Namensänderung (nicht) (eine Verdeckung der jüdischen Herkunft) gefördert werden soll (...), zumal aus dem Umstande, daß jemand einen ihm nicht zustehenden Namen unbeanstandet längere Zeit geführt hat, noch kein Anspruch darauf hergeleitet werden kann, daß ihm die Weiterführung dieses Namens auch behördlich gestattet werde."[12] Die Anträge der anderen vier wurden positiv beschieden.



Straße Am Friedrichshain, Ecke Bötzowstraße um die Jahrhundertwende

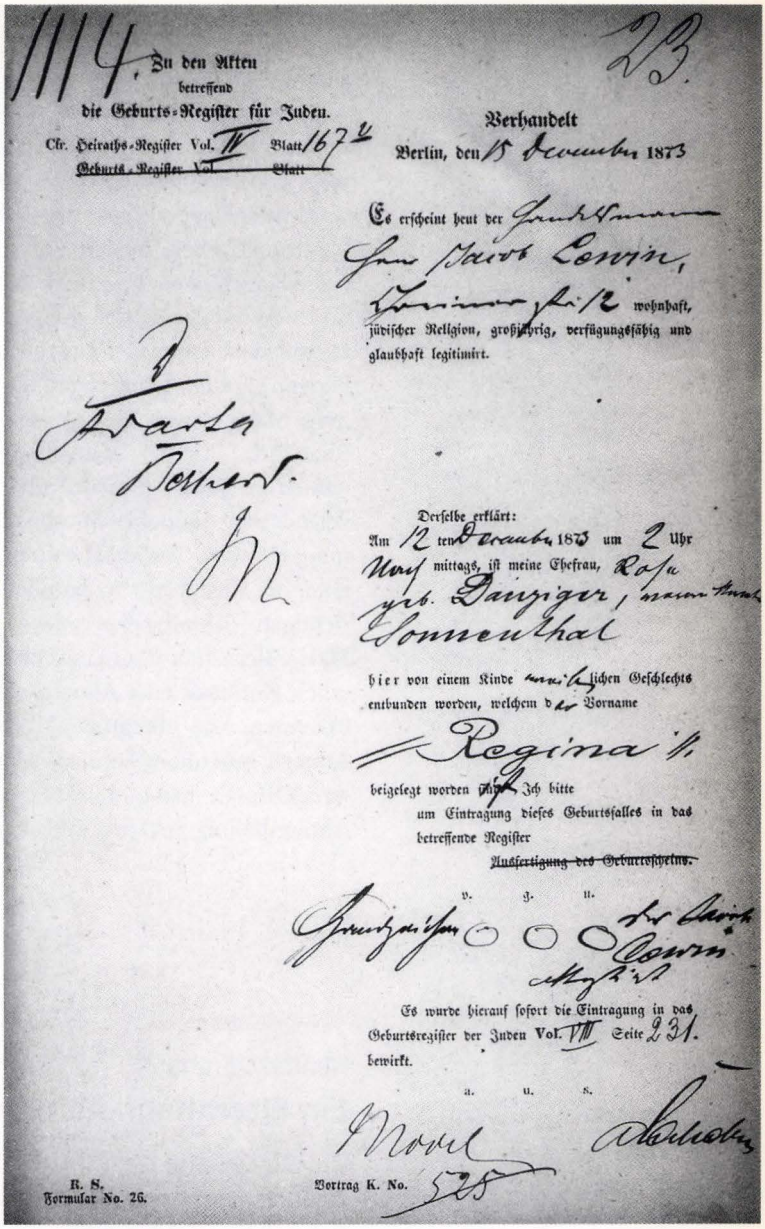
Der zweite abgelehnte und ein bezeichnender Fall ist der des damals 50 Jahre alten Alexander Itzig aus dem Jahre 1914. Der in Bromberg geborene preußische Staatsangehörige lebte seit 30 Jahren in Berlin, wo auch seine drei Kinder geboren waren. Mit seiner Frau und der jüngsten Tochter wohnte er 1914 in der Immanuelkirchstraße 32. Als Prokurist bei der Firma „Adler & Oppenheimer Lederfabrik AG" hatte er ein Jahreseinkommen von etwa 8 800 RM. Geschäftlich war er nur unter dem Namen „Marx" bekannt, und seine Prokura war deshalb im Handelsregister unter dem Namen „Itzig genannt Marx" eingetragen. Nun hatte er 1914 für sich und seine Familie die offizielle Änderung seines Namens in „Marx" beantragt. Hier empfahl der Polizeipräsident dem Innenminister die Zustimmung: „Der Name Itzig, der auch in jüdischen Kreisen als Spottname gilt, kann wohl, wie Euere Exzellenz bereits mehrfach entschieden haben, als ein anstößig klingender und zu frivolen Wortspielen Anlaß gebender Name angesehen werden, der geeignet ist, für seine Träger eine Quelle dauernder Widerwärtigkeiten zu bilden."[13] Der Minister antwortete, daß er nur die Änderung in einen ähnlich klingenden Namen, wie z. B. Ising gestatten würde. Die Änderung in „Marx" wurde abgelehnt.[14]

Von den Vornamensänderungsanträgen wurden drei aus ähnlichem Grund abschlägig beschieden: 1903 der des Apothekers Hannibal Chro-

Postkarte „Gruß aus Berlin", 1902

nik aus der Metzer Straße 12, der seinen Vornamen in Hans geändert haben,[15] 1905 der des Kaufmanns Louis (Leib) Pottlitzer, der Leo heißen,[16] und 1910–1912 der des Kaufmanns Isidor Ruß,[17] der darüber hinaus Oskar genannt werden wollte. Letzterer war 1871 in Jarotschin, Provinz Posen, geboren worden. Er wohnte zum Zeitpunkt seiner ersten Antragstellung mit seiner Ehefrau und seiner dreizehnjährigen Tochter in einer aus vier Zimmern bestehenden gutbürgerlich eingerichteten Wohnung in der Hufelandstraße 47 im Vorderhaus. Die Wohnung kostete 1100 RM Miete im Jahr. Isidor Ruß betrieb ein Konfektionsgeschäft en gros, bezahlte jährlich 52 RM Einkommensteuer und besaß etwa 30 000 RM Vermögen. Sein Antrag wurde durch den Polizeipräsidenten befürwortet, aber letztendlich durch den Minister des Innern abgelehnt. I. Ruß sandte daraufhin ein Bittschreiben an den Innenminister, in dem er „ganz untertänigst" bat, sein Gesuch zu genehmigen. Er wies darauf hin, ein guter deutscher Staatsbürger zu sein, nichts vom Judentum zu halten, an Gott und seinen Sohn zu glauben, gesellschaftlich in angesehenen christlichen Familien zu verkehren und sein Kind in diesem Sinne zu erziehen. Mit dem Namen Isidor käme er nicht zum Ziel seiner Wünsche, ein guter Deutscher und braver Christ zu werden, außerdem führe die Tatsache, von seinen Freunden Oskar genannt zu werden, zu postalischen Pannen. Als er im Sommer 1911 noch immer ohne Antwort vom Minister war, erneuerte er seine Bitte. Inzwischen war er in den Westen Berlins, in die Klopstockstraße 51 (Tiergarten) verzogen. Nach Bestätigung der Ablehnung wandte er sich 1912 untertänigst an den Königlichen Staatsminister von Dallwitz persönlich. Die Akten enthalten keine Antwort.[18]

Besondere Brisanz hatte der Fall Pottlitzer. Obwohl in der Geburtsurkunde von 1862 in Freystadt, Kreis Rosenberg, als Louis (Leib) eingetragen, hörte der spätere Kaufmann von Kindheit an auf den Rufnamen „Leo". Ab etwa 1887 besaß er ein Geschäft in Bromberg und eine Fabrik in Landsberg an der Warthe, die handelsgerichtlich als „Firma Leo Pottlitzer" eingetragen waren. Mit dieser Firma hatte er sich einen



1114. Zu den Akten
betreffend
die Geburts-Register für Juden.
Cfr. Heiraths-Register Vol. IV Blatt 167 2
~~Geburts-Register Vol. Blatt~~

23.

Verhandelt
Berlin, den 15 December 1873

Es erscheint heut der Handelsmann
Herr Jacob Lewin,
Weinmeister 12 wohnhaft,
jüdischer Religion, großjährig, verfügungsfähig und
glaubhaft legitimirt.

Derselbe erklärt:
Am 12 ten December 1873 um 2 Uhr
Nachmittags, ist meine Ehefrau, Rosa
geb. Danziger, [illegible]
Sonnenthal
hier von einem Kinde weiblichen Geschlechts
entbunden worden, welchem der Vorname
Regina
beigelegt worden ist. Ich bitte
um Eintragung dieses Geburtsfalles in das
betreffende Register
~~Ausfertigung des Geburtsscheins.~~

v. g. u.

Handzeichen der Jacob Lewin
Mitgeschrieben

Es wurde hierauf sofort die Eintragung in das
Geburtsregister der Juden Vol. VIII Seite 231.
bewirkt.

a. u. s.

Moore

R. S.
Formular No. 26.

Vortrag K. No. 525

Geburtsanzeige des Handelsmannes Lewin

guten geschäftlichen Ruf erworben. Ende 1904 gründete er ein Engrosgeschäft unter seinem Firmennamen in Berlin und zog in die Winsstraße 2. Für das neue Geschäft ließ er für mehrere tausend Mark Schilder und Drucksachen herstellen. 1905 erhielt er vom Berliner Polizeipräsidenten die Aufforderung, den Namen „Leo“ nicht mehr zu führen. Sein Namensänderungsantrag erfolgte, weil er seine Existenz gefährdet sah, da er sich unter dem Namen Leo Pottlitzer Vertrauen in der Geschäftswelt erarbeitet hatte. Trotzdem beschied der Polizeipräsident den Antrag ablehnend. Er empfahl auch dem Innenminister, das danach an ihn gerichtete Gesuch abzulehnen, was der Minister auch tat.[19]

Der Wunsch ist die Ausnahme

Unabhängig von der Einschätzung durch die Behörden, die nicht von antisemitischen Vorurteilen und bürokratischen Spitzfindigkeiten frei war, verfolgten lediglich zwei der insgesamt 28 aus dem Prenzlauer Berg gestellten Namensänderungsanträge das Ziel, die Merkmale jüdischer Herkunft abzulegen. Es handelte sich dabei um den mit Abstand wohlhabendsten aller Antragsteller Isidor Ruß sowie um Marta Rifke Neubaur[20]. Diese beiden waren die einzigen, die bereits lange zuvor zur evangelischen bzw. katholischen Konfession übergetreten waren und sich mit dieser Religion voll identifizierten. Isidor Ruß definierte zudem sein nationales Zugehörigkeitsgefühl als das eines mit ganzem Herzen „guten Deutschen". Bei dem bereits erwähnten Alexander Itzig/Marx, dessen Antrag abgelehnt wurde, und bei dem Kaufmann Elias Judas aus der Woldenberger Straße 13, der 1913 seinen Nachnamen in „Juras" geändert erhielt,[21] handelte es sich lediglich um die Abänderung jüdischer Spottnamen. Sie gingen nicht mit einer Leugnung jüdischer Herkunft einher. Auch alle anderen Namensänderungsfälle, bei denen es um familienrechtliche Dinge, um Festlegung der richtigen Schreibweise oder des richtigen Namens ging (Robert Haase/Bernstein u. a., Leo Pottlitzer), lassen keine Leugnung der jüdischen Herkunft oder Absicht, sich vom jüdischen Glauben zu trennen, erkennen. Die übergroße Mehrheit der Anträge wurde gestellt, um Ämtern gegenüber familienrechtlich eindeutige Verhältnisse zu schaffen. Oftmals hatten bürokratische Pedanterie oder Schlendrian die Antragstellung erst erforderlich gemacht.

Matthias Frühauf

Ein Elternhaus für Waisen

Die Geschichte der Baruch-Auerbach'schen Waisenerziehungsanstalten von 1832 bis 1942, Schönhauser Allee 162

Baruch Auerbach war Lehrer einer Talmud-Tora-Schule in Berlin und unterrichtete auch Waisenknaben, die für ein Entgelt von drei Talern monatlich bei jüdischen Familien beköstigt wurden. Diese Jungen erzählten ihm von den Diensten, die sie für die Familien leisteten. Teilweise mußten sie für die selbst verarmten Obdachgebenden betteln gehen. Dies war im damaligen Preußen nicht unüblich, waren doch auch die Kinder in den Militärwaisenhäusern billige Arbeitskräfte der Textilindustrie und wurden nicht unterrichtet. Baruch Auerbach sah

das elende Leben seiner Schüler und gründete eine Notkasse für deren Bekleidung. Doch es war nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Deshalb beschloß er, da sich die Jüdische Gemeinde dazu nicht in der Lage sah, das Leid auf eigene Faust zu lindern, wenigstens für vier Zöglinge. Das war der Anfang für die späteren „Baruch-Auerbach'schen Waisenerziehungsanstalten"[1].

Meine Beschäftigung mit diesem Thema resultiert aus einer Notiz im Buch „Wegweiser durch das jüdische Berlin", in dem bedauert wird, daß an dieses Waisenhaus heute nichts mehr erinnert: „Bis 1925 wurden hier über 800 Kinder aufgenommen. Das Waisenhaus wurde 1942 geschlossen, die Kinder und Erzieher wurden ins Konzentrationslager deportiert. Heute befindet sich hier eine Schule, eine Gedenktafel gibt es nicht."[2] Da über diese achthundert Kinder und Jugendlichen und ihren Alltag im Heim nichts bekannt war, beschloß ich, mich mit diesem Teil der Geschichte in Prenzlauer Berg näher zu beschäftigen, zumal es sich bei der Schönhauser Allee 162 nicht um die Schule, sondern um ein nach 1945 erbautes Wohnhaus handelt. Leider ist die entstandene Chronik immer noch unvollständig und bruchstückhaft.

Heutige Ansicht des Grundstückes Schönhauser Allee 162

Der Gründer Baruch Auerbach

Baruch Auerbach wurde am 14. August 1793 in Hohensalza/Posen, heute Inowrocław in Polen geboren. Sein Bruder war der Rabbiner Dr. Isaac Levin Auerbach (21. 3. 1785 – 5. 7. 1853), der in Berlin als Direktor („Dirigent") der Dina-Zaduck-Nauen-Cohn'schen Erziehungsanstalt in der Spandauer Straße 48 wirkte. Baruch folgte seinem Bruder nach Berlin und wurde 1817 Lehrer der Talmud-Tora-Schule. Gleichzeitig löste er Isaac als Direktor der Erziehungsanstalt ab, da sich dieser stärker seinen Aufgaben als Prediger und Lehrer widmen wollte. 1826 wurden beide Brüder Mitglieder des Lehrerkollegiums der neu gegründeten Gemeindeknabenschule in der Rosenstraße 12. Drei Jahre später übernahm Baruch Auerbach die Direktion dieser Schule und führte den Religionsunterricht ein, der vorher an der Talmud-Tora-Schule erteilt worden war.[3]

Im November 1831 bat Baruch Auerbach die Jüdische Gemeinde um die Genehmigung, im Hinterhaus der Rosenstraße 12 zwei Räume für die Waisen zu mieten. Dies wurde im Juli 1832 mit der Maßgabe gewährt, daß keine weiteren Kosten auf die Gemeinde zukommen dürften, denn der Vorstand befürchtete zu Recht, daß es nicht bei vier Waisenkindern bliebe und die Verpflegung schließlich von der Jüdischen Gemeinde zu leisten sei. Trotz aller Bedenken setzte Auerbach sein Vorhaben in die Tat um und eröffnete am 30. April 1833 das Knabenwaisenhaus mit vier Zöglingen. In der Zwischenzeit hatte er bei vielen begüterten Familien um Unterstützung gebeten und eine Anzahl von Ehrenmüttern gefunden, die sich für die Jungen verantwortlich fühlten und jährlich Geld spendeten, damit die Arbeit der Anstalt fortgeführt werden konnte. Der Gründer beschreibt in den jährlich erschienenen Jahresberichten, welche Schwierigkeiten er überwinden mußte, um die vier Plätze zu erhalten.

Schon im Jahre 1834 erhöhte er die Zahl der Zöglinge auf sieben. Die Jüdische Gemeinde ihrerseits versuchte, ein Moses-Mendelssohn-Waisenhaus einzurichten und fragte Auerbach, ob nicht eine Zusammenlegung günstig sei. Der lehnte jedoch in Übereinkunft mit den Ehrenmüttern ab, da man sich nicht vereinnahmen lassen wollte. Daraufhin durften die Jahresberichte nicht mehr im Namen der Jüdischen Gemeinde erscheinen. Fortan hießen sie: „Jahresberichte über das jüdische Waisen-Erziehungs-Institut zu Berlin". In den Sommerferien desselben Jahres besuchte Baruch Auerbach einige andere Waisenhäuser in Deutschland, um dort mehr über die Ausstattung und Arbeitsweise zu erfahren. Die wichtigste Station waren die damals berühmten Francke'schen Stiftungen in Glaucha bei Halle. Der pietistische Pfarrer August Hermann Francke (1663–1727) hatte bereits im Jahre 1695 das erste Waisenhaus in Deutschland gegründet. Es wurde für Baruch Auerbach zu einem Vorbild hinsichtlich des Stiftungswesens.

Sein Wahlspruch lautete: „Waisenkinder sind nicht arme Kinder, denen man blos Obdach und Brod zu reichen hat, sondern Waisenkinder sind elternlose Kinder, die vor Allem elterliche Liebe, ein Vater- und ein Mutterherz bedürfen, darum muß das Waisenhaus, wenn es seinem wahren Zwecke entsprechen soll, ein Elternhaus für Waisen sein."[4]

Diesen Anspruch versuchte er zeit seines Lebens durchzusetzen, wenngleich er aus heutiger Sicht in seinen Erziehungszielen sehr konservativ blieb. Dies zeigte sich besonders in seiner Haltung zur Ausbildung von Mädchen. Er machte große Unterschiede zwischen den Geschlechtern und hielt auch nichts von gemeinsamer Erziehung.

Im Jahre 1836 kündigte ihm die Jüdische Gemeinde die Räume in der Rosenstraße 12. Zwar bekam er Aufschub, doch weitere Zahlungen der Gemeinde entfielen ab 1839. Zum Glück erhielt die Anstalt am 22. April 1838 per Order Seiner Majestät des Königs von Preußen die Rechte einer „moralischen Person", d. h. die Waisenerziehung wurde offiziell genehmigt. Dies bedeutete, daß Grundstückskäufe und die Erweiterung durch ein Mädchenhaus möglich wurden.

Am 20. April 1843 erhielt das Mädchenheim Korporationsrechte, am 13. November 1843 wurden im Haus nebenan, Rosenstraße 11, die ersten beiden Mädchen aufgenommen.

Baruch Auerbach schreibt im 10. Jahresbericht von 1843 über die „Schwierigkeiten der Erziehung des weiblichen Geschlechts im Allgemeinen": „Die Bestimmung des Mädchens ist, Gattin sein und Mutter werden (...) und es wohl möglich ist, echte weibliche Bildung mit der treuesten Erfüllung der häuslichen Pflichten zu vereinigen und daß in der Regel die wahrhaft hochgebildeten Frauen zugleich die tüchtigsten Hausfrauen, die zärtlichsten, aufopferndsten und vernünftigsten Gattinnen und Mütter sind."[5]

Es sei aber noch schwieriger, Waisenmädchen zu erziehen als Waisenknaben, denn man müsse sie „durch alle großen Gefahren im Kindesalter glücklich hinführen", die „Jungfrau zu ihrer Bestimmung führen" und schließlich auch für ihre Verheiratung sorgen. Aus diesem Grund wurden für die Mädchen nicht nur Sparkassenbücher angelegt wie für

die Knaben, sondern auch ein Aussteuerfond für einen angemessenen Brautschatz begründet.[6]
Die Mädchen mußten nicht nur im eigenen Gebäude saubermachen, Fenster putzen, waschen, plätten, schneidern lernen, sondern mußten dies auch im Knabenwaisenhaus tun. Über diese Tradition klagten besonders die Mädchen, die ab 1929 das Sophie-Goldschmidt-Heim durchliefen. Auch sie mußten noch für die Jungen Strümpfe stopfen.

1852 flackerten die Streitigkeiten mit der Jüdischen Gemeinde wieder auf. Die Nutzung der Räume in beiden Häusern wurde endgültig untersagt. Deshalb beschloß der Vorstand, ein neues Haus in der Oranienburger Straße 38 zu kaufen und für beide Waisenanstalten zu nutzen. Am 1. April 1853 war es soweit, genau zwanzig Jahre nach der Gründung zog Auerbach mit seinen Zöglingen in das neue Gebäude um. Viele Spender hatten dies ermöglicht, nicht zuletzt Direktor Lenné aus Sanssouci, der acht Obstbäume, 24 Stachelbeer-, 24 Johannisbeer- und 30 Himbeersträucher für den Garten schickt, sowie drei Linden und sechs Kugel-Akazien für die Straßenbepflanzung.[7]
Und noch eine Spende sei erwähnt, weil sie heute wieder in der Neuen Synagoge in der Oranienburger Straße zu sehen ist: Zwei silberne Sabbatleuchter, die am 30. September 1853 aus Anlaß des Todes von Herrn Meno Burg, Königlich-preußischer Major der Artillerie und Lehrer an der Königlich-Vereinigten-Artillerie-Ingenieur-Schule, Ritter des Rothen-Adler-Ordens 4ter Klasse und Mitvorsteher der Waisenanstalt, von seiner Schwester Johanna Bendix, geborene Burg, gespendet wurden.[8]
Am 22. Januar 1864 starb Baruch Auerbach. Er wurde auf dem Jüdischen Friedhof in der Schönhauser Allee beigesetzt.

Intermezzo

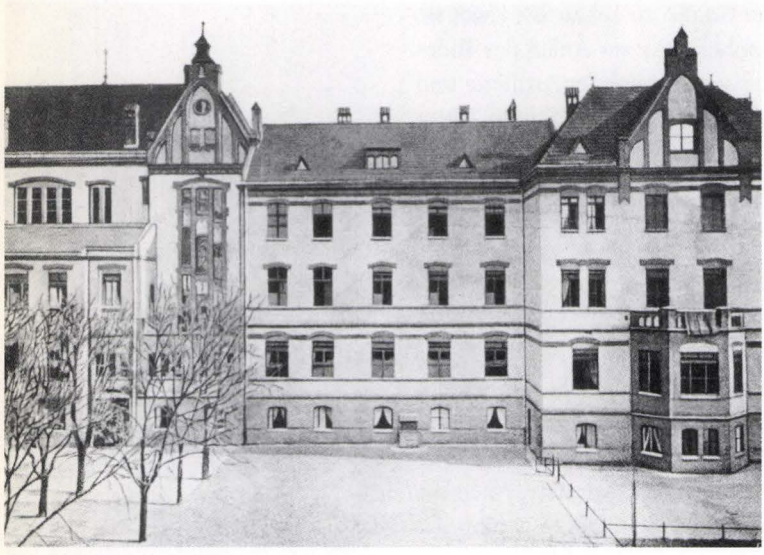
Nach dem Tod des Vaters übernahm Leonhard Auerbach, geboren am 22. Januar 1839, die Leitung der Erziehungsanstalten. Seine Mutter, Emma Auerbach, geborene Heller (1816–1878), unterstützte ihn, bis er im Jahre 1869 Ida Dalheim, geboren in Salzwedel, heiratete. Auch die Jahresberichte führte Leonhard Auerbach weiter. Das 50. Jahr der Gründung der Baruch-Auerbach'schen Waisenanstalten 1883 wurde im April groß gefeiert. Seine Kaiserlich-Königliche Hoheit Kronprinz Friedrich – der spätere Kaiser Friedrich III. –, der 1888 nur kurze Zeit regierte und im Gegensatz zu seinem Sohn als judenfreundlich galt, hatte das Protektorat über die Anstalten übernommen und war bei der Feier persönlich anwesend. Er verlieh den Königlichen Kronen-Orden IV. Klasse an Leonhard Auerbach.
Doch die Freude währte nicht lange. Im Juli 1883 legte dieser sein Amt nieder, da er sich finanziell übernommen hatte. Seine Freunde und Wohltäter beglichen seine Schulden. Um den Schaden gering zu halten, ging er mit seiner Familie nach Brüssel. Die antisemitisch eingestellte Presse nahm diese „Flucht" jedoch zum Anlaß, über das Waisenhaus üble Gerüchte zu verbreiten. Aus diesem Grund wurde eine poli-

Grabstätte des Ehepaares Auerbach auf dem Jüdischen Friedhof Schönhauser Allee

zeiliche Ermittlung eingeleitet, die zu dem Ergebnis kam, daß die Verleumdungen jeglicher Grundlage entbehrten.[9]
Die Leitung des Waisen-Erziehungs-Instituts wurde vom Erzieher der Knabenanstalt Dr. Hermann Oberneck übernommen, der im März 1884 vom neuen Direktor Dr. Markus Brann (1849–1920) abgelöst wurde. Er kam aus Breslau, war dort Prediger und Religionslehrer gewesen und leitete das Haus bis Ende des Jahres 1884. Dann ging er als Rabbiner nach Pleß.
Als neuer Direktor wurde Dr. Abraham Strelitz aus Rostock berufen. Unter seiner Leitung, die er bis 1916 innehatte, blühten die Baruch-Auerbach'schen Waisenanstalten auf, wovon Neubau und Umzug in die Schönhauser Allee 162 Zeugnis ablegen.

Der Neubau in Prenzlauer Berg

Das Haus in der Oranienburger Straße 38 war schon lange für die inzwischen sechsundsiebzig Knaben und Mädchen zu klein geworden. Deshalb wurde im Jahre 1889 der Beschluß gefaßt, ein größeres Grundstück zu erwerben und ein modernes Waisenhaus zu konzipieren.



Hofansicht des Baruch-Auerbach'schen Waisenhauses, Zeichnung im Fünfundsechzigsten Jahresbericht von 1898

Eigens dafür richtete man den „Kaiser-Friedrich-Baufond" ein, der bald ein beachtliches Vermögen aufwies. Für dreihunderttausend Mark wurde das Gelände in der Schönhauser Allee 162 erworben. Nochmals vierhunderttausend Mark kostete der Neubau, der durch die Architekten Johann Hoeniger und Jakob Sedelmeyer entworfen und von der Firma Josef Fränkel ausgeführt wurde. Begonnen wurde im November 1895, die Rohbauabnahme fand am 5. September 1896 statt, am 6. April 1897 war der Bau vollendet. Der Umzug der Zöglinge erfolgte wenig später.[10]
Die Gebäude bildeten ein nach Süden offenes U, bestehend aus dem Hauptgebäude oder Knabenhaus, dem Quergebäude, wo das Mädchenhaus untergebracht war, und der Turnhalle sowie den Toiletten. Vor

dem Eingang stand ein Kaiser-Friedrich-Denkmal, das vom Generalkonsul Herrn Eugen Landau gestiftet worden war.
Der Hof, der durch die Gebäude begrenzt wurde, bestand aus Spielplatz, beschattet von zwei Reihen Kastanienbäumen, und einem Garten mit Laubhütte, einer Stiftung von Hermann Israel.

Spenden und Stiftungen

Eine große Rolle spielt im jüdischen Glauben die Verpflichtung der Zedaka, gerecht gegenüber jedem zu sein und den Ärmsten Hilfe und Unterstützung zu geben. Dieser Verpflichtung verdankt das Baruch-Auerbach-Waisenhaus seine Entstehung, seine Erweiterung und Neuorganisation, ohne auf staatliche Hilfen angewiesen zu sein.
Die Gönner und die Vielzahl der Spenden halfen zu allen Zeiten, daß die „Waisenerziehungsanstalten" überleben konnten. Ende des vorigen Jahrhunderts zählte man etwa hundert Stiftungen, Legate und Schenkungen, die mit dem Waisenhaus in Verbindung standen.[11]

Kampf gegen Geldnot und Kriegsfolgen

Der Ausbruch des Krieges 1914 brachte nicht nur äußere Einschränkungen mit sich, sondern auch Veränderungen im Hause selbst, da ein Teil der Erzieher und einige ältere Zöglinge eingezogen wurden. Viele von ihnen wurden verwundet, einige davon mehrmals. Jonas Plaut, der spätere Direktor, listete die Namen der Toten in seinem Manuskript auf. „Den Tod fürs Vaterland starben":[12]

Manfred Haase	Martin Pollack
Georg Itzig	Max Cohnke
Harry Korn	Rudolph Grünberg
Erich Roth	Alfred Lichtenstein
Alfred Roth	Leo Lichtenstein
Ernst Löventhal	Martin Lubowski
Josef Krisch	Rudolph Stern
Kurt Wedel	Alfred Weiss

Nur über einige der Gefallenen konnten bisher Angaben ermittelt werden.

Ehemalige Zöglinge des „Auerbach" – im Ersten Weltkrieg gefallen:

Manfred Haase
Geboren am 14. Juni 1887 in Berlin, gefallen am 12. September 1915; 1896: 20.– Mark Wilhelm-Levin'sches Legat; 1898: Zinsen mit Wally Behrend aus der Selma-Bejach-Stiftung; 1903: Zinsen der Bertha-Hellborn'schen Stiftung zusammen mit Frieda Weinkeller und Selly Luft; Soldat im Gardefüsilier-Regiment.

Georg Itzig
Geboren am 20. März 1894 in Berlin, gefallen 9. Mai 1915; 1903: Zinsen der Emil-Philipp-Meyer Stiftung; 1903: mit Henriette Zickel

Einige der wichtigsten Stiftungen für das „Auerbach":
Die Bertha Hellborn'sche Stiftung für männliche und weibliche Waisen
Bertha Heymann, geboren am 3. August 1810, war die Tochter des Rabbiners Nechemjoh und wegen ihrer Schönheit in Berlin berühmt. Als sie die Bekanntschaft von Philipp Hellborn (2. 5. 1787 – 30. 7. 1853) machte, war der von ihrer Schönheit derart geblendet, daß er um sie warb, obwohl er 23 Jahre älter als sie war. Doch er hatte ein riesiges Vermögen, ein schönes Haus. . ., geheiratet wurde, auch wenn die religiösen Anschauungen von Hellborn denen seines Schwiegervaters widersprachen. Bertha Hellborn wurde Ehrenmutter des Baruch-Auerbach-Waisenhauses. Sie starb sehr früh, am 24. September 1838, einen Tag nach der Geburt ihres ersten Kindes. Ihr Mann stiftete 1853 ein Grundkapital von 3 000 Mark für das Knaben- und 6 000 Mark für das Mädchenwaisenhaus. Die Zinsen wurden jährlich statutengemäß am 24. September an mehrere Zöglinge vergeben.

Adolf-und-Rina-von-Liebermann-Stiftung für Knaben und Mädchen
Adolph Ritter Liebermann von Wahlendorf wurde am 13. November 1829 als Sohn des Kattunfabrikanten Joseph Liebermann und dessen Frau Marianne geboren. Er war ein Onkel von Max Liebermann und hatte schon früh dessen künstlerisches Talent erkannt. Im Gegensatz zu seinen Brüdern übte Adolph keinen kaufmännischen Beruf aus, sondern widmete sich der Kunst und seinen umfangreichen Sammlungen. Darum wurde er vom österreichischen Kaiser Franz Joseph 1873 in den Ritterstand erhoben. Am 11. November 1859 rief er die o. g. Stiftung ins Leben – anläßlich der glücklichen Entbindung seiner Gattin Rina von Liebermann, geborene Strauß, von einem Sohn. Diese Stiftung wurde eine der reichsten des Waisenhauses und war im Jahre 1912 auf 38 741 Mark angewachsen. Rina von Liebermann, geboren am 10. März 1838, starb am 30. Januar 1880, weshalb ihr Mann seine gewaltige Kunstsammlung im selben Jahr auflöste. Er starb am 30. Januar 1893.

Theodor-Herz-Königsberger-Stiftung für Knaben
Diese Stiftung wurde von Herz Königsberger testamentarisch zum Andenken an seinen Sohn Theodor am 25. August 1876 eingerichtet. Theodor, am 20. Mai 1851 geboren, war als Soldat im Deutsch-Französischen Krieg 1870/71 gewesen und dort so schwer verwundet worden, daß er am 10. Dezember 1872 an den Folgen starb. Die Stiftung beinhaltete ein Grundkapital von 1 200 Mark, dessen Zinsen alle drei Jahre einem Zögling zuerkannt werden sollten, der „sein Militärjahr als Einjährig-Freiwilliger mit einem wenigstens nicht schlechten Atteste abgedient hat".

Hermann-und-Philippine-Demuth-Stiftung für Knaben und Mädchen
Hermann Demuth, geboren am 5. Februar 1801, dessen hebräischer Vorname Hirsch lautete, war der Sohn des Pfandleihers Joseph Demuth. In Berlin geboren, diente er ein Jahr im Freiwilligen Detachement des 20. Landwehr-Infanterie-Regiments. Er wohnte in der Weinmeisterstraße 18, arbeitete als Manufakturwarenhändler und war Mitglied der Repräsentantenversammlung der Jüdischen Gemeinde und Ehrenmitglied der Gesellschaft jüdischer Handwerker. Zwölf Jahre lang wirkte er als Vorsteher der Baruch-Auerbach-Erziehungsanstalten. Anläßlich seines Todes am 18. Mai 1879 stiftete seine Witwe, Philippine Demuth, geborene Flatau, je 2 500 Mark Grundkapital für das Knaben- und Mädchenwaisenhaus. Die Zinsen sollten auch hier „alle drei Jahre je einem früheren Zögling beider Anstalten zuerkannt werden".

Emma-von-Bleichröder-Stiftungen für Knaben und Mädchen
Gerson-von-Bleichröder-Stiftung
Gerson von Bleichröder, geboren am 22. Dezember 1822, war einer der Söhne von Samuel Bleichröder (1779–1855) und seiner Frau Johanna Bleichröder, geborene Aron Meyer (1799–1846). Er übernahm nach dem Tod seines Vaters das Bankhaus und führte es zu internationalem Ruhm. Als Geheimer Kommerzienrat und 1872 in den erblichen Adelsstand erhoben, durfte er sich nun Baron nennen. Er war damit aber nicht der erste adlige Jude, wie oft angenommen wird. Bleichröder förderte nicht nur deutsche Industrieunternehmen, z. B. Eisenbahngesellschaften, und beteiligte sich am Bau des Gotthardtunnels, sondern involvierte auch in italienischen Banken und wurde Großritter des italienischen Königreiches. Er beteiligte sich am Aufbau der rumänischen Petroleumindustrie, der rumäni-

Zinsen aus der Emma-von-Bleichröder-Stiftung; 1904: mit Käthe Knopfmacher Geld aus der Selma-Bejach-Stiftung; Gefreiter im Reserve-Infanterie-Regiment 206.

Harry Korn
Geboren am 29. Januar 1894 in Eberswalde, gefallen am 29. Juli 1917; 1902: mit Ernst Sochaczewer Zinsen der Julius-Gebert-Stiftung; Gefreiter im Reserve-Infanterie-Regiment 82.

Erich Roth
Geboren am 20. März 1889 in Berlin, gefallen am 27. Mai 1918; 1904: Zinsen der Adolf-und-Rina-von-Liebermann-Stiftung; Leutnant im Reserve-Infanterie-Regiment 130.

Alfred Roth
Geboren am 16. April 1890 in Berlin, gefallen am 30. März 1916; 1903: mit Alice Philippi Zinsen der Selma-Bejach-Stiftung; 1903: mit Arthur Levy Zinsen der Fritz-Schlochauer-Stiftung; Vizefeldwebel der Pionierkompanie 249.

Ernst Löventhal
Geboren am 15. Januar 1889, Berlin, wohnte Große Hamburger Straße 13; gefallen 1. Mai 1918; 1903: Zinsen der Emil-Lövinson-Stiftung; Kanonier der 2. Batterie der II. Ersatzabteilung im Feldartillerie-Regiment 54.

Josef Krisch
Geboren 16. November 1891 in Rogowo, gefallen 13. April 1918; 1898: mit Rudolf Schreiber Zinsen aus dem Hartwig-Hirschfeld'schen-Legat; 1904: mit Käthe Knopfmacher Geld aus dem Hermann-Herz'schen-Legat; 1905: Zinsen aus der Adolf-und-Rina-von-Liebermann-Stiftung; 1905: mit Nathan Wolke einen Geldbetrag der Fritz-Schlochauer-Stiftung; arbeitete 1912/13 als Lehrer an einer jüdischen Knabenschule in Berlin; Unteroffizier im Fußartillerie-Bataillon 142.

Kurt Wedel
Geboren am 24. Januar 1889 in Stolp/Pommern (heute Słupsk), gefallen am 10. Oktober 1914; 1898: Zinsen der Michael-Wolff-Fränkel-Stiftung; 1903: Zinsen der Martin-Lövinson-Stiftung; 1904: Zinsen der Zally-und-Florette-Saulmann-Stiftung; 1904: mit Rosa Schwarz die Zinsen des Samson-und-Auguste-Sklower'schen-Legats; 1905: den Geldbetrag der Meyer-Brock-Stiftung für Knaben; Soldat des Gardefüsilier-Regiments.

Martin Pollack
Geboren am 19. März 1899 in Schoppinitz bei Oppeln/Oberschlesien, gefallen am 23. März 1918 im Alter von 19 Jahren; 1910: Geld aus der Theodor-Rosenbaum-Stiftung; 1913: mit Rosa Blauzwirn Zinsen der

Selma-Bejach-Stiftung; 1913: Zinsen der Emil-Lövinson-Stiftung und der Louis-Pollack-Stiftung; 1. MG-Jäger-Regiment des Reserve-Jäger-Bataillons 1.

Diese wenigen Angaben sagen so gut wie nichts über die Menschen aus, nichts über die Trauer der Angehörigen.[13]

Direktor Prof. Dr. Abraham Strelitz ließ sich im Oktober 1916 in den Ruhestand versetzen, da er die Leitung nach mehr als dreißig Jahren nicht mehr weiterführen konnte. Die wirtschaftlichen und personellen Nöte waren zu groß geworden. Mit ihm gingen die beiden ältesten Erzieher, Herr Georg Stamper und Fräulein Dina Bril. Neuer Direktor wurde Dr. Gustav Altmann. Er konnte den Niedergang nicht aufhalten, denn nach dem Krieg kamen Wirtschaftskrise und Inflation. Das Mädchenwaisenhaus mußte geschlossen und als Fabrikgebäude vermietet werden. Die verbliebenen Mädchen zogen ins Haupthaus um. Hinzu kam, daß es Gustav Altmann und seiner Frau auch gesundheitlich nicht gut ging, so daß oftmals Vertretungen durch die Rabbiner Hermann Falkenberg* und Josua Falk Friedlaender notwendig wurden. Im April 1922 starb Dr. Altmann, seine Frau verschied einige Monate später.

Blütezeit – Wo die Not am höchsten ...

Am 1. Oktober 1922 übernahmen Direktor Jonas Plaut (23. 8. 1880 – 11. 10. 1948) und seine Frau Selma die Leitung der Baruch-Auerbach'schen Waisenerziehungsanstalten. Er schreibt dazu: „Daß wir trotz des noch dichteren Nullenschleiers unser Vermögen zum allergrößten Teil schon damals eingebüßt hatten, ergab sich daraus, daß zwar der Zinsertrag des Anstaltsgutes mit etwa 130 000 Mark nominell fortbestand, in Wirklichkeit aber auf wenige Goldmark zusammengeschmolzen war. Das Personal war nicht der verkleinerten Belegzahl entsprechend abgebaut worden. Wir glichen einem verarmten, früher sehr reichen Manne, der noch in seiner großen Wohnung saß und aus dem äußeren Rahmen nur schwerlich herauskonnte (...). Alles in allem aber blieb es ein verzweifeltes Unternehmen, eine große Anstalt nur durch Spenden aufrechterhalten zu wollen (...). In den außergewöhnlich kalten Tagen um die Jahreswende 1923/24 versagte die seit langer Zeit schon vernachlässigte Heizungsanlage vollständig. Das Haus lag bei 20 ° Kälte in Nacht und Eis. Aber wo die Not am höchsten, ist Hilfe am nächsten ..."[14]

Dank vieler Spenden aus dem In- und Ausland wurde ein neuer Anfang gemacht. Der Bankier Goldschmidt gab aus Anlaß des Todes seiner Frau Sophie die Mittel, um das Fabrikgebäude zurückzukaufen, zu renovieren und als „Sophie-Goldschmidt-Mädchenhaus" einzurichten. Der Erziehungsstil veränderte sich allerdings nicht, es ging streng hierarchisch und preußisch-korrekt zu, wie in allen derartigen Anstalten im damaligen Deutschland. Im Vergleich zu den anderen großen Waisenhäusern der Jüdischen Gemeinde in Berlin hatte aber das „Auer-

schen und bulgarischen Banken und an der Tabakregie-Gesellschaft in Konstantinopel. Seit 1851 war er mit Emma Guttentag (1830–1881) verheiratet. Sie war achtzehn Jahre lang Ehrenmutter der Baruch-Auerbach'schen Anstalten, weshalb ihr Mann anläßlich ihres Todes am 30. November 1881 die o. g. Stiftung mit einem Grundkapital von 4 500 Mark gründete. Die Zinsen wurden jährlich je einem Jungen und einem Mädchen zugesprochen. Gerson von Bleichröder starb am 19. 2. 1893. Seine Kinder riefen im selben Jahr zum ehrenden Gedächtnis die Gerson-von-Bleichröder-Stiftung ins Leben. Ihr Grundkapital betrug 10 000 Mark, die Zinsen gingen an entlassene Zöglinge zur Unterstützung während der Lehr- oder Studienzeit.

*Vgl. Dämmig, Die Liberale Synagoge Norden

bach" – wie es häufig genannt wurde – einen sehr guten Ruf, da nicht geschlagen und weniger gestraft wurde, und auch die materielle Unterstützung der Zöglinge besser war.
Die etwas liberalere Haltung von Direktor Plaut führte auch zur Einstellung von fortschrittlichen Erziehern. So berichten ehemalige Zöglinge noch heute begeistert von Dr. Alice Haas, einer Erzieherin im Mädchenhaus, die nicht nur viele Fahrten und Wanderungen organisierte, sondern die Mädchen auch an Literatur, Kunst und Musik heranführte. Im Alltag gestattete sie kleine Freiheiten, sehr zum Leidwesen von Frau Direktor Plaut, die sich gern in die Erziehung der Mädchen einmischte. Eigentlich oblagen ihr nur die Ökonomie und Verwaltung (Küche, Wäsche usw.), doch im Mädchenhaus erschien sie öfter unangemeldet, um zu reglementieren und zu strafen.[15]
Sie hatte ein Kontrollbuch für alle Mädchen angelegt, darin stand als Überschrift:
„Heilige Ordnung, segensreiche Himmelstochter".
Darin wurden alle Vergehen aufgezeichnet, auch Kleinigkeiten: wenn jemand sein Taschentuch verloren hatte, das Bett nicht richtig gebaut war. Für jedes „Vergehen" bekamen die Mädchen einen Ordnungsstrich, bei drei Strichen in der Woche wurde der Ausgang am Sonntag verboten. Das war für die Verwandten der Kinder eine harte Strafe. Die Reaktionen der Mädchen ließen nicht lange auf sich warten, sie protestierten, schütteten ihr Leid bei Fräulein Dr. Haas aus und starteten sogar eine „Revolte". Das hatte es im „Auerbach" noch nie gegeben. Frau Direktor war mit ihrem Latein am Ende. Deshalb beschwor sie ihren Mann, Dr. Alice Haas zu kündigen, was auch geschah.[16]

Speisesaal im Knabenhaus mit Erzieher Frank

Im Knabenhaus ging es verständlicherweise auch nicht ohne Konflikte ab. Auch hier gab es drei Gruppen, die „Kleinen" im Alter von 6 bis 10 Jahren, die „Mittleren" von 11 bis 13 Jahren und die „Großen" von 14 bis 18 Jahren. Gestraft wurde mittels „Sonntag"- oder stundenweisem

Ausgehverbot. Es wurde sehr auf Sauberkeit und Ordnung geachtet. Jeder Knabe hatte zwei Schulanzüge und zwei Hausanzüge, die jede Woche gewechselt wurden, weiterhin einen Sonntagsanzug, einen Sonntags- und einen Alltagsmantel. Um den Parkettfußboden zu schonen, mußten die Jungen Turnschuhe tragen. Seine Ämter mußte man täglich vor dem Frühstück verrichten.[17]

Höhepunkte des Jahres waren die Fahrten im Sommer mit einem Erzieher oder einer Erzieherin, sowie die Chanukka-Feiern. Jedes Jahr wurde unter Leitung von Frau Direktor Plaut eine Aufführung eingeübt, z. B. Lessings Komödie „Minna von Barnhelm oder das Soldatenglück", von Molière „Die gelehrten Frauen", von Kleist „Der zerbrochene Krug" oder „Der Biberpelz" von Hauptmann. Die Jungen gründeten einen eigenen Verein, der auch eine Zeitung herausgab: „V. A. Z." (Verein Auerbach'scher Zeltlager), in Erinnerung an die Reise nach Canow in Mecklenburg. Diese Zeitung schlief bald wieder ein und wurde durch das „A. U. B." (Auerbach-Unterhaltungsblatt) abgelöst.

Die Machtergreifung Hitlers 1933 brachte anfangs keine großen Veränderungen im Alltag der Zöglinge, nur, daß die Reisen nicht mehr durchgeführt werden konnten. Aber die jüdischen Feste wurden weiter gefeiert, der Hof in der Schönhauser Allee 162 war eine ruhige Oase inmitten der Wüste. Zu Chanukka 1934 wurde sogar ein selbstgeschriebenes Stück einstudiert: „Auerbach-Metamorphose", dessen Text ich leider nicht kenne. Lediglich die Einleitung liegt vor, aus der ich zitiere: „(...) Denn die Fragen unserer Zeit lassen niemand unberührt, und jeder versucht sie so gut, wie er kann, zu lösen. Die Fragen sind ernst, und wir nehmen sie ernst. Dennoch tanzen wir, machen Musik und sind lustig. Denn wir haben den Glauben an unsere jüdische Zukunft!" Das Stück endet mit dem 8. Bild „Auerbach in Palästina".[18] Dies sind neue Töne, die darauf hindeuten, daß zionistische Gedanken im Heim Einzug fanden. Viele der abgehenden Zöglinge wollten sich nach Palästina aufmachen, auch einige Erzieher wanderten aus.

Der 9. November 1938

Eine ehemalige Erzieherin, die namentlich nicht erwähnt werden will, erinnert sich an die für sie schlimmsten Stunden in ihrem Leben: Schon am Morgen des 9. November war eine Horde Jugendlicher und Männer gekommen, die ins Haus stürmten und den Betsaal verwüsteten. Sie waren auch im Büro des Direktors und zerschlugen dort alles. Herr Plaut war gewarnt worden und für diese Zeit untergetaucht. Nach dem Anschlag schlossen die Anführer den Betsaal ab und nahmen die Schlüssel mit. Im Laufe des Vormittags kamen Polizeibeamte aus der Wörther Straße. Sie hatten ein Schlüsselbund dabei und fragten, ob dies Schlüssel zum Waisenhaus seien. Die Frau des Hausmeisters bestätigte dies, die Beamten öffneten den Betsaal und stellten Gasgeruch fest. Die Eindringlinge hatten das ewige Licht zerschlagen, das Gas strömte aus. In letzter Minute konnte eine Explosion verhindert werden, indem das Gas abgestellt wurde.

Arbeitszimmer von Direktor Plaut, neben ihm sein jüngerer Sohn und die Wirtschafterin Frau Kanter

Die Erzieherin beobachtete dann, wie die christlichen Angestellten ihre Sachen aus dem Vorderhaus in Sicherheit brachten. Vermutlich hatte sie von Gerüchten gehört, daß in der Nacht irgend etwas passieren könnte. Frau Plaut übergab abends den beiden Erzieherinnen die Schlüssel zum Knaben- und Mädchenhaus und wollte versuchen, ihren Mann zu finden. Die jüngste Erzieherin hatte damit die Verantwortung für alle zu tragen.

In der Nacht kam ein Behördenwagen und hielt vor dem Gebäude, vier SS-Männer stiegen aus und fragten nach dem Direktorehepaar, der Synagoge und den Kindern. Ob es ihnen gut gehe und alle Kinder laufen könnten. Die Erzieherin antwortete, daß die Schlafsäle der Kinder neben der Synagoge lägen, daraufhin fuhren die SS-Männer wieder ab. Vielleicht hatte die Erzieherin durch ihr geistesgegenwärtiges Handeln das Abbrennen der Synagoge verhindert?

Am nächsten Morgen erfuhr man von den Zerstörungen in ganz Deutschland. Die Kinder durften nicht zur Schule gehen, jeweils ein Junge und ein Mädchen wurden bestimmt, aufzupassen und zu beobachten, ob sich auf der Straße etwas ereignet. Das Telefon klingelte ununterbrochen, denn viele Verwandte riefen an und fragten nach den Kindern.[19]

Direktor Plaut und seine Frau gingen im Frühjahr 1939 nach England. Die Söhne waren schon vorher in die USA ausgewandert. Das Waisenhaus bekam eine neue Direktorin, Frau Grete Timendorfer, die die Leitung beider Häuser übernahm. Einige Zeit später erhielt die Erzieherin die Einreisegenehmigung nach Indien und konnte am 1. April 1939 auswandern. Vorher hatte sie noch ihre Nachfolgerin, Fräulein Joseph, eingearbeitet.

Frau Direktorin Timendorfer

Über Direktor Plauts Nachfolgerin, Margarete Timendorfer, ist nur wenig bekannt. Sie hatte die schwierige Aufgabe übernommen, nach seiner Flucht die Geschäfte zu leiten. An eine Erziehung im Sinne des Gründers Baruch Auerbach und seiner Nachfolger war nicht mehr zu denken. Es galt lediglich, Behördengänge zu übernehmen, neu ankommende Kinder auf die Gruppen aufzuteilen und einigermaßen Ordnung zu halten. Im Laufe des Frühjahrs 1939 wurde das Reichenheim'sche Waisenhaus der Jüdischen Gemeinde am Weinbergsweg aufgelöst. Die restlichen Zöglinge, die noch nicht ausgewandert waren, kamen in die Schönhauser Allee 162. Das gab wieder erhebliche Unruhe, da die neuen Erzieher, die mit hinüberwechselten, sich wenig auf die Bedürfnisse der Kinder einstellen konnten. Direktor Oskar Friedmann setzte alle Hebel in Bewegung, daß „seine" Jungen und Mädchen noch auf Kindertransport kamen.[20]

In einem Brief von Frau Timendorfer vom 20. Juni 1939 hieß es dazu: „(...) neben unserer augenblicklich in Auswanderung bestehenden Arbeit. Aber es macht doch viel Freude, wenn sich auch Erfolge abzeichnen. Besonders hat sich Herr Direktor Friedmann für alle Reichenheimer Kinder eingesetzt, so daß nach und nach alle wegkonnten.

Leider muß ich für die abgehenden Kinder größtenteils Ersatz aufnehmen, den mir die Gemeinde schickt. Im Moment ist das Haus mit 104 Kindern besetzt. Fräulein Joseph, Ihre Nachfolgerin, hat viel Mühe mit den Kindern, gibt sich zwar Mühe, ist aber unerfahren. Die neuen Angestellten haben sich nicht ganz reibungslos in die Arbeit gefunden. Nachdem ich mich zwei Monate mit Frau Hanff ständig gequält habe, habe ich nun an dieser Stelle eine Frau, die sich große Mühe gibt, den schweren Posten auszufüllen. Schreiben Sie dann bitte recht bald wieder..., da Briefe aus Indien für uns alle ein Erlebnis bedeuten, wenn auch im allgemeinen die Welt für uns auch schon ziemlich zusammengerückt ist."

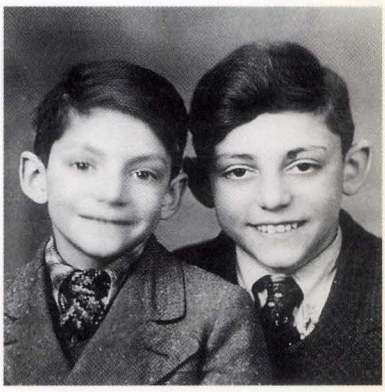
Wann Frau Timendorfer das Heim verließ, ist nicht bekannt, vermutlich jedoch erst im Krieg, nachdem auch das Pankower Waisenhaus der Jüdischen Gemeinde aufgelöst wurde. Die Jungen kamen mit ihren Erziehern nun ebenfalls ins „Jüdische Kinderheim Auerbach-Pankow, Berlin N 58, Schönhauser Allee 162, Fernruf: 458381", so lautete die neue Adresse.[21]

Im Jahre 1942 wurde auch das Kleinkinderheim in der Gipsstraße geräumt (vorher Säuglings- und Kleinkinderheim Niederschönhausen in der Moltkestraße). Die dort lebenden Kinder zogen ebenfalls in die Schönhauser Allee 162 um. Die Wohlfahrts- und Jugendpflegestelle der „Jüdischen Kultusvereinigung zu Berlin e.V.", wie sich die Jüdische Gemeinde nennen mußte, ging von einer Kinderzahl von inzwischen zweihundertsiebzig aus.[22] Auch aus anderen Waisenhäusern Deutschlands, z. B. aus Breslau, wurden Kinder nach Berlin geschickt.

Deportation und Vernichtung

Nach Margarete Timendorfer übernahm Kurt Crohn die Leitung des Auerbach'schen Jüdischen Kinderheims.[23] Er war am 22. Januar 1896 in Köslin in Pommern (heute Koszalin) geboren worden, hatte früh seine Eltern verloren und kam deshalb in das Waisenhaus der Jüdischen Gemeinde in Pankow bei Berlin. Nach Beendigung der Schule begann er eine Lehrerausbildung, wurde Soldat im Ersten Weltkrieg und wegen einer Verwundung am 15. Juni 1916 aus dem Heer entlassen. Danach studierte er weiter und ging nach Abschluß des Studiums als Lehrer an das Waisenhaus Pankow zurück. Seine Frau, Susanne Crohn, geborene Ritterband, war am 21. Februar 1898 in Osterode (Ostpreußen) geboren worden. Beide heirateten vor der Nazizeit und hatten eine Tochter Renate, die am 30. August 1932 in Berlin zur Welt kam. Im Jahre 1936 übernahm Kurt Crohn das Direktorat in Pankow und kümmerte sich darum, daß einige Kinder nach Holland, England und Frankreich auswandern konnten. Nach der Beschlagnahme des Hauses in der Berliner Straße 120/121 zog er mit seiner Frau, seiner Tochter und den Zöglingen in den Prenzlauer Berg. Er konnte für die Kinder nichts mehr tun und mußte mit ansehen, wie sie im Oktober 1942 deportiert wurden.[24]

Hans Rosenthal, dessen Bruder Gert noch im Heim lebte und mit dem 21. Osttransport nach Riga verschleppt wurde, schreibt in seiner Auto-

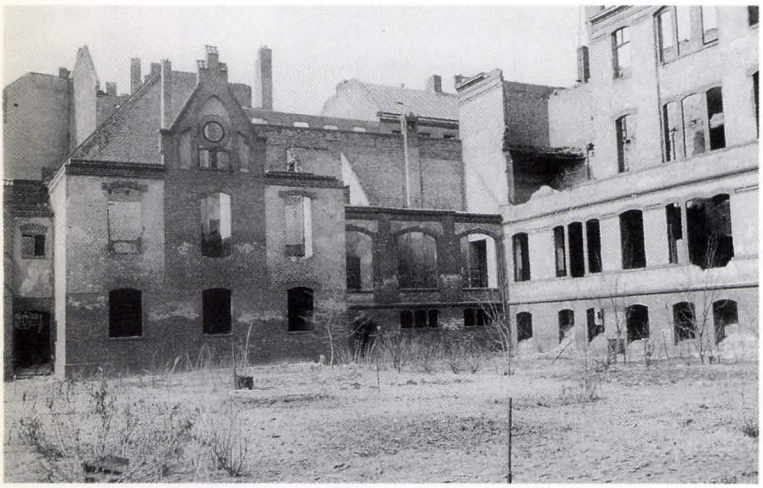


Die Brüder Gert und Hans Rosenthal, 1940

biographie: „Als ich ein letztes Mal ins Waisenhaus ging, um Abschied zu nehmen, hatte Gert von seinen Ersparnissen 50 Postkarten gekauft. Er hielt sie stolz in der Hand und zeigte sie mir: ‚Hansi, auf diesen Postkarten steht schon deine Adresse. Ich habe sie alle vorbereitet. Alle zwei Tage werde ich dir schreiben, wo ich bin und wie es mir geht.' – Ich habe nicht eine dieser Postkarten bekommen."[25]
Der 21. Osttransport verließ Berlin am 19. Oktober 1942. Ob er in Riga ankam und wie die Kinder umgebracht wurden, ist nicht bekannt.
Kurt Crohn mußte mit Frau und Kind in die Landshuter Straße 4 umziehen. Er wurde von der Jüdischen Gemeinde als Ordner in der Rosenstraße eingesetzt. Dort hatte die Gestapo eines der berüchtigten Sammellager eingerichtet. Am 1. Juli 1943 wurde auch die Familie Crohn vom Lager Große Hamburger Straße 26 nach Theresienstadt deportiert. „Wohnung am 11. August 1943 geräumt", so ein handschriftlicher Vermerk in der Deportationsakte. Im KZ wurde die Familie zerrissen. Kurt Crohn verschleppten die Nazis im September 1944 nach Auschwitz, er ist dort ermordet worden. Seine Frau und die Tochter konnten überleben und sind nach dem Krieg nach Israel ausgewandert.

Die Zerstörung des Hauses

Das Haus in der Schönhauser Allee 162 erhielt die Hitler-Jugend (Gebiet Berlin – 3).[26] Es wurde im Krieg zerstört. Heute stehen auf dem Grundstück Neubauten.*



Hofansicht des zerstörten Waisenhauses, Mitte der fünfziger Jahre

Schüler der 1. Gesamtschule im Prenzlauer Berg, die im März 1995 eine Projektarbeit zum Thema „Hier stand einst ein jüdisches Waisenhaus" durchführten, regten an, am Wohnhaus Nr. 162 eine Gedenktafel mit folgendem Text anzubringen:
„Hier standen seit 1897 die Baruch-Auerbach-Waisen-Erziehungsanstalten für jüdische Knaben und Mädchen. Wir erinnern an die jüdischen Kinder und ihre Erzieher, die 1942/43 in die Vernichtungslager deportiert worden sind. Die 10/21 der 1. Gesamtschule Prenzlauer Berg."

*Vgl. Jung, „Ich werde mich wehren."

Tauba Bienenstock: Fünf Kinder im Stich zu lassen . . .

Mein Vater war Weber in Tomascow-Masowietzky in der Nähe von Łodz, das war bis 1918 russisch, wurde danach erst polnisch. Er hieß Mendel Bienenstock und kam ursprünglich aus Radom. Beide Eltern haben sehr früh geheiratet, sie kannten sich vor der Hochzeit nicht, das war damals so üblich. Meine Mutter – Sarah Bienenstock – hat fünf Kinder geboren. Die älteste Schwester wurde Ruscha genannt, das ist Rosa. Sie wurde am 28. August 1910 geboren. Dann kam meine Schwester Pessi im April 1912 auf die Welt. Sie hat später ihr Geburtsdatum verändert, weil sie noch nicht so alt sein wollte. Dann Leibel, auf jüdisch Ari, geboren im Januar 1914. Ich wurde am 10. Februar 1916 geboren und Towa genannt, das ist die „Gute", als Kind wurde ich immer Täubchen gerufen. Schließlich Daniel Bienenstock, geboren am 16. 12. 1917. Das hätte so weitergehen sollen, doch das Kriegsende bereitete auch dem „Kindersegen" ein Ende. Meine Eltern beschlossen, nach Berlin zu gehen, wo wir als Flüchtlinge in einem Heim in der Auguststraße in Berlin-Mitte unterkamen. Meine Mutter hat uns eines Tages verlassen, weil sie genug von uns Kindern hatte und einen anderen Mann kennengelernt hatte. Sie ging zurück nach Polen. Ich habe ihr das nie verziehen, daß sie uns im Stich gelassen hat.

Vater war nicht in der Lage, uns Kinder zu versorgen. Deshalb wurden wir auf verschiedene Heime aufgeteilt, was ich rückblickend für völlig falsch halte. Ruscha und ich kamen 1922 ins Baruch-Auerbach-Waisenhaus für Mädchen. Pessi mußte zu Pflegeeltern in die Pfalz, sie hatte es am schwersten, da sie aus allem herausgerissen wurde. Leibel blieb im Kinderheim „Ahawah" in der Auguststraße und Daniel kam nach Pankow, da er noch sehr klein war, zuerst in ein Kleinkinderheim, dann ins Waisenhaus in der Berliner Straße.

Mein Vater war ein sehr gutherziger und weicher Mann, der mit den Problemen des Lebens nicht fertig wurde. Er hatte zwar anfangs eine Arbeitsstelle in Luckenwalde, doch nachdem er sich ein Bein gebrochen hatte, war er lange Zeit arbeitslos. 1938 wurde er von den Nazis nach Polen abgeschoben, da er polnischer Staatsbürger war. Doch die Polen wollten die aus Deutschland kommenden Juden nicht aufnehmen, so daß sie im Niemandsland dahinvegetieren mußten, bis sie schließlich in ein Lager kamen. Ich hörte dann nur noch, daß mein Vater ins Ghetto von Warschau geschickt wurde, wo er sicher umgekommen ist.

Als ich 1922 ins Auerbach kam, waren Jungen und Mädchen noch in einem Gebäude untergebracht. Wir hatten einen großen Speisesaal, wo wir zusammen gegessen haben. Auch Völkerball haben wir oft gemeinsam gespielt. Wir hatten sehr viele Anregungen, hatten Musikabende, haben Klavier gespielt, haben viele Ausflüge gemacht. Auf unserem Hof habe ich Fahrradfahren gelernt, noch heute kann man meine Narbe am Knie sehen, weil ich gestürzt war.

Lesestunde im Mädchenhaus

Wir hatten eine gute Bibliothek im Heim. Das Lesen wurde von unserer Erzieherin Frau Dr. Haas sehr gefördert. Leider war sie nur von 1926 bis 1928 bei uns. Sie wurde entlassen, weil sie einen zu großen Einfluß auf uns Mädchen ausübte. Das paßte Frau Direktor Plaut nicht, die uns sehr streng erziehen wollte.

Die Schule ist mir immer leicht gefallen. Zuerst ging ich nebenan in die Volksschule, dann in die jüdische Mädchen-Mittelschule in der Kaiserstraße. Als ich 10 Jahre alt war, kam ich auf das Sophien-Real-Gymnasium, später auf das Viktoria-Oberlyzeum, wo ich 1934 das Abitur ablegte. Fast hätte ich vorher abgehen müssen, da die Nazis 1933 die Freistellen für jüdische Schüler an staatlichen Schulen aufhoben. So hätten wir Schulgeld zahlen müssen; da ich Ausländerin war, hätte ich doppeltes Schulgeld bezahlen sollen, was nicht möglich war. Zum Glück hat aber ein Vater einer Klassenkameradin das Geld für mich bezahlt.

Nach dem Abitur wurde ich von Direktor Plaut in eine Margarinefirma gesteckt, wo ich lernen sollte. Doch daran war ich nicht interessiert. Deshalb bemühte ich mich um eine Ausbildung für jüdische Kindergärtnerinnen bei Nelly Wolffheim in Berlin-Charlottenburg.

Das war eine sehr schwere Zeit, weil wir keine Ausbildungshilfe erhielten und ich auch nicht im Heim bleiben konnte. Doch ich habe die zwei Jahre in einem kleinen Zimmer in Halensee überstanden. Danach arbeitete ich als Haushaltshilfe bei einem jüdischen Arzt, Dr. Hans Damm, in der Stromstraße in Moabit. Von dort habe ich mich als Dienstmädchen in London beworben. Das war eine deutsch-jüdische Familie, die schon ausgewandert war und jemanden für die Kinder suchte. Die Frau hatte mehrere Angebote und ging mit den Briefen zu einem Graphologen, um das beste Mädchen herauszusuchen. Ich bekam die Stelle und ein Visum für England, so wurde ich gerettet.

An die Eisenbahnfahrt von Berlin nach Holland kann ich mich noch genau erinnern, als wenn es gestern gewesen wäre. Ich hatte eine wahnsinnige Angst vor der Grenzkontrolle. Mein Sitzplatz war in einem Coupé voller Nazis. Ich war die einzige Frau, gerade 22 Jahre alt. Ich habe während der ganzen Zugfahrt kein einziges Wort gesprochen, die haben bestimmt gedacht, ich könne kein Wort Deutsch. Ich habe einfach die Augen zugemacht und so getan, als ob ich schlief, habe einfach nicht reagiert. An der Grenze wurde ich als Einzige aus dem Abteil geholt. Alle meine Sachen wurden aus dem Koffer genommen, alles wurde durchwühlt. Mir wurden tausend Fragen gestellt, wo ich gewohnt hatte, wer noch in Berlin sei usw. Dann haben sie mich aber laufen lassen. Ich mußte schnell alles wieder in den Koffer stopfen, damit ich meinen Zug noch bekam. Das Gefühl der Befreiung, als ich auf der anderen Seite ankam, kann sich keiner vorstellen.
Im Krieg habe ich als Sekretärin für die britische Armee gearbeitet und bin dann auch mit den Alliierten nach Deutschland gegangen. Zuerst war ich Übersetzerin bei den Amerikanern in Hoechst bei Frankfurt/Main, danach habe ich für die Zivilverwaltung in Bielefeld in der Britischen Zone gearbeitet. 1948 bin ich nach London zurückgekehrt. Für ehemalige Armeeangehörige gab es eine Regelung, daß sie eine verkürzte Ausbildung erhalten konnten. Deshalb habe ich noch einmal die Schulbank gedrückt und bin Lehrerin geworden. Im Jahr 1950 habe ich meinen Mann geheiratet. Wir haben zwei Töchter, weshalb ich meinen Beruf aufgegeben habe und Hausfrau geworden bin.
Zum Judentum habe ich heute keine Beziehung mehr. Doch bin ich dem Baruch-Auerbach-Heim trotz aller Strenge sehr dankbar, denn ohne die Erziehung, die wir dort genießen konnten, wäre ich heute nicht das, was ich bin.

Erwin Panthauer: Ich hatte sieben Leben

Siebenmal mußte ich mein Leben völlig von vorn anfangen.
Geboren wurde ich am 26. März 1925 in Berlin. Mein Vater war Reisender für eine Herrenkonfektionsfirma, heute würde man Vertreter sagen. Er starb, als ich 10 Jahre alt war. Da meine Mutter uns drei Kinder nicht alle versorgen konnte, gab sie meine Schwester Ruth und mich ins Baruch-Auerbach-Waisenhaus. Mein älterer Bruder blieb bei ihr in Schöneberg, in der Feurigstraße 34.
Anfangs konnte ich mich im Heim nur schwer eingewöhnen, alles war fremd, alles passierte in der Gruppe. Der Tagesablauf war sehr streng geregelt. Nach der Schule mußten wir Schularbeiten machen und unsere Dienste erledigen. Erst dann hatten wir Freizeit, haben Schallplatten gehört, gelesen, Schach gespielt. Ich war Schammes (Shammash) in der liberalen Synagoge, die in unserem Haus war. Jeden Freitagabend und Samstagmorgen habe ich die Karten an die Leute verteilt, die zur Tora gerufen wurden. Unser Rabbiner hieß damals Herr Graf, der predigte jeden Sabbat in der Hermann-Falkenberg-Synagoge. Als ich am 26. 3. 1938 Bar Mitzwah wurde, bat ich vorher Herrn Direktor Plaut, ob mich nicht der Rabbiner Swarsensky einsegnen könne, der

Jungen beim Beten

war Prediger in der Prinzregentenstraße. Er hatte meinen Vater beerdigt und war auch bei meinem Bruder zur Bar-Mitzwah-Feier. Herr Plaut hat das auch für mich arrangiert.

An die „Kristallnacht", die Nacht vom 9. zum 10. November 1938 kann ich mich noch gut erinnern. Im Haus selbst war es ruhig, doch da wir gewarnt waren und Direktor Plaut untergetaucht war, hatten wir doch große Angst, was passieren würde. Ich bewundere noch heute unsere Erzieherin, die ganz allein die Verhandlungen mit der SS führte.

Nach dem Weggang von Direktor Plaut und seiner Frau verstärkte man die Bemühungen, Kinder ins sichere Ausland zu bringen, jedenfalls glaubte man damals noch, daß Holland, Belgien und Frankreich sicher seien. Ich wurde in einen Kindertransport eingeteilt, der am 12. Januar 1939 Berlin verließ. Warum meine Schwester nicht mitfahren konnte, weiß ich nicht. Ich habe mich noch von meinen Verwandten verabschiedet, auch von meiner Mutter und meinem Bruder, habe aber niemanden davon je wiedergesehen.

Meine Mutter war sehr glücklich, daß ich fahren konnte, so war wenigstens ein Kind in Sicherheit, wie wir damals glaubten. Von meiner Familie sind alle umgekommen. Nur meine Schwester hatte das Glück unterzutauchen und den Krieg in Berlin illegal zu überleben. Sie lebt heute in Israel.

Ich glaube, es gab so ein Abkommen zwischen der holländischen Regierung und den jüdischen Gemeinden, daß die Kindertransporte unter Kontrolle der Regierung standen. Zuerst kamen wir nach Weik am See in Holland, von dort ging es nach Grotefend und Gouda. Schließlich kamen wir nach Amsterdam. Das waren solche Auffanglager für jüdische Kinder aus allen Teilen Deutschlands und Österreichs. Am 10. Mai 1940 begann auch für Holland der Krieg, der nach 4 Tagen am 14. 5. 40 mit der Kapitulation endete. Am 15. Mai wurde ich abgeholt und ins KZ Westerbork gebracht, da war ich 15 Jahre alt. Im KZ

mußte ich wie alle anderen auch arbeiten, habe Flugzeugteile auseinandergenommen, Batterien zerlegt, teilweise auch in der Landwirtschaft gearbeitet.
Dreimal kam ich auf die Transportliste für Auschwitz, denn Westerbork war nur ein Durchgangslager. Jede Woche gab es ungefähr ein bis zwei Transporte. Da wir wußten, wohin die Züge fahren, haben wir uns keine Illusionen gemacht. Ich habe mir gedacht, ob ich nun hier erschossen werde oder dort, das spielt keine Rolle. Also bin ich durch die Luke im Güterwagen geklettert und in der Nacht beim Halt auf freier Strecke abgesprungen. Sie haben es nicht bemerkt. Erst später haben sie mich gefaßt und nach Westerbork zurückgebracht.
Beim zweiten Mal bin ich auch abgehauen, aber nicht weit vom Lager aufgegriffen worden, das war 1943. Dann kam ich noch einmal auf die Transportliste, das muß Mitte 1944 gewesen sein. Sie hatten aber mehr Leute im Transport, als sie brauchten. Deshalb haben sie mich zur Arbeit zurückgeholt.
Am 12. April 1945 wurden wir von den Alliierten befreit. Wir hatten die Geräusche von den Panzern schon lange gehört, bevor sie kamen. Dann waren sie endlich da. Sie wußten nicht, was das für ein Lager war. Auf dem ersten Panzer saß ein Soldat, der uns fragte, was das sei. Wir sagten ihm, es wäre ein jüdisches Konzentrationslager. Er kam aus Frankreich, war auch Jude und hatte wohl so etwas noch nicht gesehen. Er war völlig erschüttert, stand dort auf dem Turm seines Panzers und weinte.
Wir haben dann besseres Essen bekommen, auch Obst, wir wußten schon gar nicht mehr, was das ist, so lange hatten wir kein Obst gesehen. Ich nahm die Weintrauben und aß alle auf einmal. Das war natürlich ein Fehler, ich mußte gleich ins Krankenhaus und wurde dort langsam an eine vernünftige Ernährung herangeführt.
Später haben wir eine Gruppe gebildet und beschlossen, illegal zu versuchen, nach Palästina zu kommen, denn eine legale Einwanderung war damals wegen der restriktiven Bestimmungen der Britischen Mandatsregierung unmöglich. Wir sind über Belgien nach Frankreich gegangen und haben in Toulon auf ein Schiff gehofft. Wir mußten dort warten, bis das amerikanische JOINT-Komitee gegründet war und uns half. Auch das war illegal. Es war ein kleines türkisches Schiff mit einem starken U-Boot-Motor von einem deutschen U-Boot, für ca. 100 Personen. Wir aber waren 800 bis 900 Leute, das kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen, wie wir dort auf der „Tichai" gehaust haben.
Bis Kreta sind wir gekommen, dann wurden wir von den Engländern entdeckt und geentert. In deren Schlepp mußten wir nach Haifa, von wo wir in ein englisches Lager für illegale Einwanderer nach Athlit kamen. Als wir entlassen wurden, gingen wir in einen Kibbuz Gal-Eith bei Haifa. Dort waren wir 80 bis 90 Leute, die den Kibbuz aufbauten, die meisten waren aus Deutschland.
Später mußten einige von uns nach Sodom am Toten Meer, um dort für den Kibbuz in einer Pottaschefabrik im Rhythmus „drei Wochen

Arbeit – eine Woche frei" schwer zu arbeiten. Ich habe mich dort sehr wohl gefühlt, obwohl die Bedingungen nicht gerade einfach waren. 1948 begann der Krieg. Ich wurde zum Militär eingezogen und mußte mit den anderen bis 1950 das Werk in Sodom verteidigen.
Nach dem Krieg habe ich geheiratet und ging mit meiner Frau nach Texas, wo ich eine neue Existenz aufgebaut habe und nun mein siebentes Leben führe. Ich bin sehr glücklich, daß ich Jude bin, obwohl ich nicht orthodox gläubig bin und nur zu den Hohen Feiertagen in die Synagoge gehe. Wenn man so viel durchgemacht hat wie ich, nimmt man schon die kleinsten Dinge des Lebens als großes Geschenk.

Birgit Jerke

„Wenn Gott nicht das Haus baut, ist die Mühe umsonst . . ."

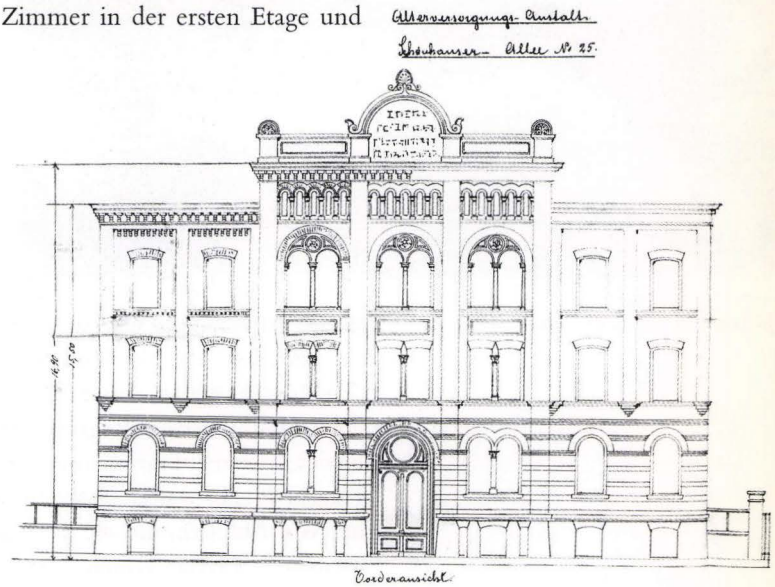
Die 2. Altersversorgungsanstalt der Jüdischen Gemeinde in der Schönhauser Allee 22

Etty Hirschfeld beginnt ihre im Jahre 1935 erschienene Geschichte über „die Altersheime und das Hospital der Jüdischen Gemeinde zu Berlin" mit folgenden Worten: „Ein Grundzug des jüdischen Wesens ist seine Wertschätzung des Alters. In der Erreichung eines hohen Lebensalters sieht das Judentum eine Gnade Gottes, um die es im Gebet bittet. Selbst in den ältesten Zeiten seiner weit zurückreichenden Geschichte findet sich niemals eine Epoche, in der das Volk Israel alte Menschen als lästig empfunden, sie von der Gemeinschaft ausgeschlossen oder (. . .) vorzeitig ihren Tod herbeigeführt hätte. Die Juden räumen dem Alter von jeher einen Ehrenplatz in ihrer Mitte ein."[1]
Und so „war es auch kein Zufall", schreibt Etty Hirschfeld weiter, daß das Ehepaar Bertha und Moritz Manheimer „gerade am Tage ihrer Silberhochzeit, am 2. Dezember 1880, den Entschluß faßte, aus eigenen Mitteln eine zweite jüdische Altersversorgungsanstalt zu stiften"[2], denn die Aufnahmekapazität des ersten und bis dahin einzigen Heimes in der Großen Hamburger Straße 26[3] genügte – trotz mehrfacher Erweiterungen – schon zu Ende der siebziger Jahre den gewachsenen Bedürfnissen nicht mehr.
Und so konnte bereits drei Jahre später, am 11. November 1883, das nach Plänen von Carl Schwatlo[4] errichtete Gebäude in der Schönhauser Allee seiner Bestimmung übergeben werden; der Gemeindevorsitzende, Justizrat Siegmund Meyer[5] hielt die Weiherede, Rabbiner Dr. Pinkus Fritz Frankl[6] hielt die Predigt, und unter Leitung von Musikdi-

rektor Louis Lewandowski sang der Synagogenchor.[7] Die Einweihungsfeier bildete nicht nur für die Jüdische Gemeinde, sondern für ganz Berlin ein Ereignis, zu dem die für ihre Wohltätigkeit bekannte deutsche Kaiserin Augusta der Anstalt „die Bilder des Kaiserlichen Paares" geschenkt hatte, wie z. B. der Berliner Börsen-Courier berichtete.[8] Das Stifterpaar selbst nahm aber an der Feier nicht teil; Bertha und Moritz Manheimer besuchten „an dem Tag in Gommern das Grab des Vaters"[9]. Um sein Fernbleiben von der feierlichen Einweihung zu erklären, schrieb Moritz Manheimer folgende Zeilen: „Ich will den heutigen Tag in aller Stille in meinem Geburtsort zubringen und dort dem Allmächtigen danken, daß er mir die Mittel verliehen hat, auch für andere mich nützlich machen zu können."[10]

Das neue Heim, das sich direkt neben dem im Jahre 1827 angelegten zweiten jüdischen Gemeindefriedhof[11] befand, bot zunächst Platz für mehr als vierzig „Hospitaliten", wie es im damaligen Sprachgebrauch hieß.

Aus der Bauakte geht die ursprüngliche Aufteilung des nach 1945 durch die „Volkspolizeiinspektion Prenzlauer Berg" mehrfach umgebauten Gebäudes hervor. So gab es hier zum Zeitpunkt der Eröffnung neun Zimmer im Erdgeschoß, acht Zimmer in der ersten Etage und



Entwurfszeichnung, Bauakte

dreizehn Zimmer in der zweiten Etage. Die Heimsynagoge sowie ein Versammlungssaal befanden sich in der ersten Etage, und zwei Räume für den Heiminspektor sowie ein Badezimmer waren ebenfalls im Erdgeschoß untergebracht. Im Keller gab es eine Waschküche, eine Roll- und Plättkammer, eine Küche, einen Vorratsraum, die Heizkammer, einen Platz für den Portier und eine Mädchenkammer[12]. Eine Bibliothek mit Lesezimmer kam am Anfang des Jahrhunderts hinzu.

Mit zwölf Insassen war das Heim 1883 eröffnet worden, vier Jahre später wurde mit einem ersten Anbau begonnen und 1892 wurden die Baumaßnahmen mit einem weiteren Anbau abgeschlossen. Etwa 75 bis 80 Heimbewohner verbrachten zu diesem Zeitpunkt hier ihren

Lebensabend. Die Atmosphäre im Heim war freundlich und die medizinische Betreuung und Verpflegung überdurchschnittlich gut; so ist z. B. einer bei Etty Hirschfeld zitierten Tagebucheintragung[13] aus dem Jahre 1884 zu entnehmen, daß der Bierverbrauch der Bewohner zu hoch sei. Daraufhin habe der Vorstand angeordnet, daß „fortan die männlichen Insassen eine Flasche Bier täglich erhalten sollen, die weiblichen jedoch nur vier Flaschen in der Woche."[14]
Um das Wohlergehen der Heimbewohner kümmerte sich besonders Bertha Manheimer. Sie besuchte das Haus täglich, „schaute in Küche und Keller nach, stellte die Speisenfolge auf und sorgte dafür, daß vernünftig und sparsam gewirtschaftet wurde".[15]

Jüdisches Altersheim Schönhauser Allee

Bertha Manheimer war viele Jahre lang auch die erste Vorsitzende eines kleinen Kreises von zwölf Ehrendamen[16], die zusammen mit dem Inspektor und dessen Frau für die Heimverwaltung verantwortlich waren. Über das Engagement der Frauen, von denen einige auch in den anderen Einrichtungen Ehrenämter bekleideten, schrieb Etty Hirschfeld: „Es waren vor allem die Frauen der vielbeschäftigten Männer von Ansehen, die die Verbindung zu ihren hilfsbedürftigen Mitmenschen aufrecht erhielten und die auch mit den Insassen der Altersheime ständig Kontakt pflegten. (...) So hatte sich in den Jahren vor dem Weltkrieg die hübsche Sitte herausgebildet, daß Berliner Familien gelegentlich eines Festes oder Gedenktages schön hergerichtete Schüsseln mit Kuchen und anderen Leckerbissen in ein Altersheim sandten."[17] So wurden z. B. im Jahre 1905 auch alle Heimbewohner der Schönhauser Allee 22 in die Festlichkeiten anläßlich der Goldenen Hochzeit von Bertha und Moritz Manheimer einbezogen.[18]

Das Haus zahlreicher Stiftungen

Ebenso wie viele Wohlfahrtseinrichtungen der Jüdischen Gemeinde wurde auch das Altersheim in der Schönhauser Allee vorwiegend aus Spenden finanziert. Dies betraf nicht nur den Bau, sondern auch die

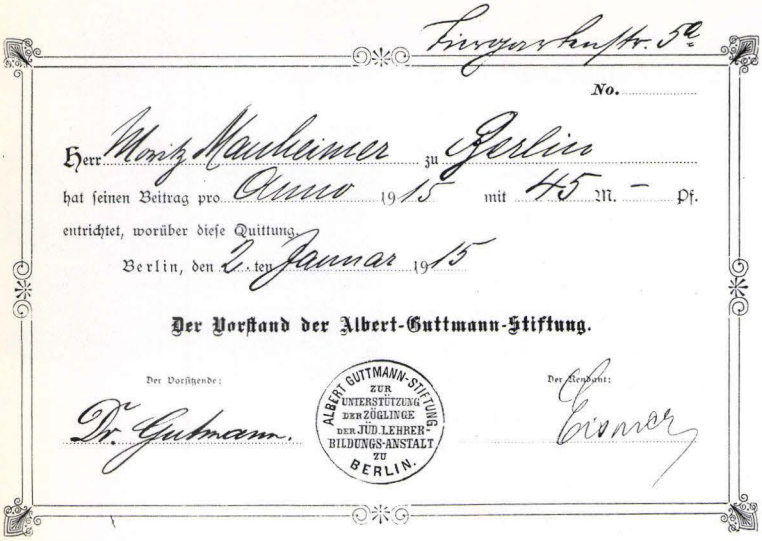
laufenden Kosten für Unterkunft und Versorgung. Neben Sach- und kleineren Geldspenden gab es auch zahlreiche Stiftungen hoher Geldbeträge sowie Stiftungen von Zimmern. Letzteres bedeutete, daß die Stifter, die einen von der Gemeindeverwaltung festgelegten Mindestbetrag gespendet hatten, alle voraussichtlich entstehenden Kosten für einen Heimplatz trugen. In der Regel war es so, daß dem Stifter unbekannte, weniger wohlhabende Menschen in den Genuß eines solchen Heimplatzes kamen, im Bedarfsfall aber konnte der Stifter den Platz aber auch für einen Familienangehörigen oder für sich selbst beanspruchen; über den Zimmertüren befanden sich häufig Tafeln mit den Namen der Stifter und Wohltäter. Über die Einrichtung derartiger Stiftungen informiert die „Allgemeine Zeitung des Judentums" zum Beispiel im Januar 1919: „Der verstorbene Rentier Louis Badt hat letztwillig der Altersversorgungsanstalt ein Vermächtnis von 12 000 Mark zur Errichtung einer Zimmerstiftung auf seinen und seiner Ehefrau Namen mit der Maßgabe vermacht, daß die Verwandten der Eheleute Badt bei der Aufnahme bevorzugt werden sollten." Und einige Zeilen weiter heißt es: Frau Mathilde Priester „hat den Betrag von 25 000 Mark für die Errichtung zweier Zimmer in dem von ihr gestifteten Teile der Altersversorgungsanstalt zum Gedächtnis ihrer Eltern bestimmt, (...) ferner hat sie 10 000 Mark zur festlichen Speisung der Hospitaliten an ihrem und ihres Ehemannes Geburtstag und für notwendige Anschaffungen"[19] gestiftet.

Jüdisches Altersheim Schönhauser Allee (Lesezimmer)

Das Stifterpaar Bertha und Moritz Manheimer

Das Ehepaar Manheimer hatte den größten Teil seines Vermögens für dieses Heim gespendet, darüber hinaus aber zahlreiche weitere Einrichtungen der Gemeinde, ferner private Hilfsvereine und sogar städtische Organisationen großzügig bedacht. An der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums[20] hatte Moritz Manheimer zum Beispiel eine „Moses-Mendelssohn-Toleranz-Stiftung" begründet, die einmal in zwei Jahren „eine Preisarbeit über ein Menschenliebe, Gerechtigkeit und Duldsamkeit behandelndes Thema zur Ausschreibung"[21] brachte. Und Bertha Manheimer hatte neben anderen je eine Stiftung für „hilfsbedürftige, unbescholtene Schneider und Schneiderinnen (...) resp. deren Hinterbliebene" und für „hilfsbedürftige, unbescholtene Mäntelnäherinnen"[22] eingerichtet. Als im Jahre 1899 durch Manheimersche Stiftungen auch das Hospital der Jüdischen Gemeinde in ein größeres Gebäude in der Oranienburger Straße 31 einziehen konnte, wurden dem Stifterpaar als Dank „durch den Vorsitzenden der Gemeinde, Herrn Kommerzienrat Eisner, die Oelbilder von Herrn und Frau Manheimer, die der Gemeindevorstand von Herrn Professor Fechner hatte malen lassen, (...) übergeben und enthüllt".[23]

„Um sich gänzlich den Wohltätigkeitsanstalten widmen zu können", war Moritz Manheimer im Jahre 1872 aus dem Manufakturwarengeschäft seines älteren Bruder Valentin Manheimer ausgetreten, da sich „nach seinem Dafürhalten eine ersprießliche Wirksamkeit in den Gemeindeanstalten mit einer anstrengenden geschäftlichen Tätigkeit


Tiergartenstr. 5a

No.

Herr Moritz Manheimer zu Berlin

hat seinen Beitrag pro Anno 1915 mit 45 M. – Pf.

entrichtet, worüber diese Quittung.

Berlin, den 2ten Januar 1915

Der Vorstand der Albert-Guttmann-Stiftung.

Der Vorsitzende: Dr. Gutmann.

ALBERT GUTTMANN-STIFTUNG ZUR UNTERSTÜTZUNG DER ZÖGLINGE DER JÜD. LEHRER-BILDUNGS-ANSTALT ZU BERLIN.

Der Rendant: Eismer

Spende von Moritz Manheimer für eine Stiftung an die Jüdische Lehrerbildungsanstalt, 1915

nicht gut vereinigen ließ".[24] Aus diesem Grunde hatte er bis dahin auch alle ihm angebotenen Ehrenämter abgelehnt. Am 27. März 1916 verstarb Moritz Manheimer im Alter von neunundachtzig Jahren; nur zwei Jahre später, am 28. April 1918, folgte ihm Bertha Manheimer im Alter von einundachtzig Jahren. Die letzte Ruhestätte des Stifterpaares, das sein ganzes Leben in den Dienst der Wohltätigkeit (hebräisch: Zedaka) gestellt hatte, befindet sich in einem Erbbegräbnis auf dem an das Altersheim unmittelbar angrenzenden Friedhof in der Schönhauser Allee.[25]

Würde trotz Entbehrungen und Verzicht

Bereits 1914, mit Kriegsbeginn, hatte sich auch für die Bewohner des Altersheims in der Schönhauser Allee der Alltag geändert. Wie wir durch Etty Hirschfeld erfahren, gab auch das heute nicht mehr erhaltene Tagebuch über diese Zeiten Auskunft. „Aus den Seiten des Tage-Buches, die nun folgen", zitiert Etty Hirschfeld, „steigt die schmerzliche Erinnerung an jene Jahre bitterer Opfer und willigen Verzichtes herauf. Um auch das Ihre für die Jugend und das Vaterland zu tun, werden an Stelle der Chanukkaharbeiten für die Soldaten Strümpfe, Schals und Leibbinden gestrickt".[26] 1916 waren die Grundnahrungsmittel bereits so knapp geworden, daß trotz Spenden die sonst alljährlich übliche Chanukkabescherung ausfiel. Weitere zwei Jahre später mußte sich die Heimleitung an den Vorstand der Jüdischen Gemeinde wenden und ihn darum bitten, „mit Graupen, Gries, Nudeln und Kartoffeln nachzuhelfen."[27] Ab 1919 mußte die Berliner Jüdische Gemeinde auch erstmals einen größeren Zuschuß in Höhe von 55 160 Mark für den Unterhalt ihrer drei Altersversorgungsanstalten in der Großen Hamburger Straße 26, in der Schönhauser Alle 22 und in der Exerzierstraße 13, einplanen, da diese nicht mehr wie bisher in der Lage waren, sich aus eigenen Stiftungen zu erhalten.[28]

Auch in den zwanziger Jahren, die überwiegend durch die Inflation bestimmt waren, war das Heim auf finanzielle und materielle Spenden angewiesen.
Obwohl es, wie Etty Hirschfeld schrieb, dem Heimvorstand offensichtlich auch noch zu Beginn der dreißiger Jahre gelang, „den würdevollen Stil der achtziger Jahre" zu wahren, war die Zahl der Aufnahmesuchenden stark angestiegen. Zahlreichen Bitten um Aufnahme konnte nicht entsprochen werden und mehr und mehr mußten die Verwandten bzw. die Heimbewohner selbst einen Verpflegungszuschuß zahlen, da auch die städtischen Fürsorgestellen die Bezuschussung reduziert hatten. Ab 1933 fiel der staatliche Zuschuß in Höhe von monatlich 51,00 RM ganz weg, so daß sich der Eigenanteil auf 69,00 RM für ein Einzelzimmer und auf 100,00 RM für ein Doppelzimmer im Monat erhöhte.[29] Den zahlreichen Gesuchen um Reduzierung des Beitrages zum Verpflegungssatz konnte die (1931 eingerichtete) zentrale Verwaltung der Altersheime[30] nicht entsprechen; oftmals blieb ihr nur die Empfehlung, daß die betreffenden Personen einen Antrag auf Beköstigung in einer Wohlfahrtsküche stellen mögen, um dem sonst drohenden Verlust des Heimplatzes zu entgehen.[31] Die meisten der Heimbewohner verzichteten bereits auf ihr einstiges Einzelzimmer und teilten den Raum nunmehr mit einer zweiten Person. Im Jahre 1935 gab es etwa einhundertundzehn Heimbewohner in der Schönhauser Allee, weitere siebenhundertundfünfzig Personen waren in den anderen Heimen der Gemeinde[32] untergebracht. Darüber hinaus wurden auch hier bedürftige alte Leute, die zwar nicht im Heim wohnten, aber eine gewisse Verpflegungspauschale zahlen konnten, sogenannte „Externe", beköstigt.

Zunehmende Existenzbedrohungen

In existentielle Bedrängnis gerieten seit 1933 aber auch zahlreiche kleinere jüdische Firmen, deren bisherige Auftraggeber weitere Geschäftsbeziehungen mit ihnen ablehnten, nachdem seit 1. April 1933 reichsweit zum Boykott jüdischer Geschäfte, Ärzte, Rechtsanwälte usw. aufgerufen worden war. Aus verschiedenen Stadtverwaltungen sind zum Beispiel Schreiben bekannt, in denen es hinsichtlich der Vergabe öffentlicher Aufträge explizit heißt: „Jüdische Firmen (deren Inhaber jüdischer Abstammung sind) sind in Zukunft weder zur Abgabe von Angeboten heranzuziehen, noch bei der Erteilung von Aufträgen usw. zu berücksichtigen."[33] So wandten sich auch in Berlin diese Firmen sowie viele arbeitsuchende Juden nunmehr verstärkt an die zahlreichen Einrichtungen der Jüdischen Gemeinde, in der Hoffnung, für diese tätig werden zu können. In einem der in den Akten erhaltenen Schreiben von der „Groß-Dampfwäscherei Alexander Michel" heißt es zum Beispiel: Wir erlauben uns „hiermit die höfl. Bitte auszusprechen, uns bei der Vergebung von Aufträgen in Zukunft berücksichtigen zu wollen. Durch bekannte Umstände haben wir einen Teil unserer namhaftesten Kunden verloren, deren Bedarf einen wesentlichen Teil unseres Umsatzes ausmachte. Da wir nicht die Möglichkeit haben, uns Ersatz für diesen Kundenabgang zu beschaffen, sehen wir uns in unserer Existenz

bedroht und ersuchen Sie ergebenst um Ihren Beistand. (...) Die Dringlichkeit unseres Ersuchens veranlaßt uns zu der höflichen Bitte, uns möglichst bald einen Bescheid zukommen zu lassen."[34]

Das fünfzigjährige Heimjubiläum

Zu einem besonderen Ereignis trotz dieser schweren Zeit wurde für Bewohner und Angestellte gleichermaßen im November 1933 die Feier zum fünfzigjährigen Bestehen dieses „Hauses zahlreicher Stiftungen", wie Etty Hirschfeld es auch nannte. Die gesangliche Umrahmung übernahm Oberkantor Manfred Lewandowski, ein Großneffe des Chordirigenten an der Neuen Synagoge, Louis Lewandowski, und Rabbiner Malvin Warschauer[35] hielt die Festansprache in der kleinen Heimsynagoge. Er legte seiner Rede das Bibelwort „wenn Gott nicht das Haus baut, dann mühen sich umsonst die Bauleute" aus Psalm 127,1 zugrunde und dankte in diesem Zusammenhang auch den zahlreichen Frauen und Männern, ohne deren Hilfe das Haus nicht hätte geführt werden können. Zu ihnen gehörten in besonderem Maße auch der langjährige stellvertretende Vorsitzende des Gemeindevorstandes, Leopold Badt, und Emil Pincus, Mitglied der Repräsentantenversammlung und des Vorstandes der Altersversorgungsanstalt, die, so die Festredner, all „ihre Kraft dem Dienst am Alter gewidmet haben".[36]

Porträt Bertha und Moritz Manheimer

Zu der Feier am 19. November 1933 waren natürlich auch die Verwandten von Moritz Manheimer und seiner Frau Bertha, geborene Lehwess, eingeladen worden, die ihrerseits das Haus noch einmal mit Geldspenden bedachten. In einem der erhaltenen Dankschreiben heißt es z. B.: „Sehr geehrte gnädige Frau! Herzlichen Dank Ihnen und Ihren Kindern für die unserem Heim gemachte Spende. Wir wollen hoffen, dass es wieder eine Zeit geben wird, in der (...) Manheimers der Gemeinde so grossherzige Stiftungen machen."[37]

Deportationen der Heimbewohner

Nur acht Jahre später begann mit den Massenerschießungen der jüdischen Bevölkerung auf besetztem sowjetischen Gebiet durch vier eigens dafür zusammengesetzte Einsatzgruppen des Reichssicherheitshauptamtes der Massenmord an den europäischen Juden.[38] Wenig später, im Oktober 1941, begannen die Deportationen aus dem damaligen Deutschen Reich. Der erste Transport mit Berliner Juden verließ am 18. Oktober 1941 den Bahnhof Grunewald in Richtung Lodz. Weitere Transporte mit jeweils annähernd eintausend Menschen nach Minsk, Kowno, Riga, in kleinere Ghettos im Distrikt Lublin, in das Ghetto Warschau und ab Spätherbst 1942 nach Auschwitz folgten. Der Zielort einiger Transporte vom Sommer 1942 ist bis heute nicht bekannt. Am 2. Juni 1942 ging der erste Transport nach Theresienstadt, dem mehr als einhundert dieser sogenannten „Alterstransporte" folgten. Zuvor waren die alten Menschen gezwungen worden, das ihnen verbliebene Vermögen für einen sogenannten „Heimeinkaufsvertrag" zu verwenden, um somit angeblich einen Platz in der „Gemeinschaftsunterbringung" in Theresienstadt zu erwerben. Tatsächlich aber diente das vom Reichs-

sicherheitshauptamt verfügte Verfahren zur Finanzierung der Transportkosten und dem Unterhalt des Ghettos Theresienstadt.[39]
Aus den erhalten gebliebenen Transportlisten geht hervor, daß die Mehrzahl der zu diesem Zeitpunkt noch im Altersheim Schönhauser Allee wohnenden Menschen am 17. August 1942 mit dem ersten „großen Alterstransport" (mehr als eintausend Personen) nach Theresienstadt deportiert worden sind. Auch der letzte Leiter des Heimes, Julius Abrahamsohn, der nach dem Tod des langjährigen Heiminspektors Sally Struck dem Heim vorstand, wurde am 18. Mai 1943 nach Theresienstadt deportiert und von dort weiter nach Auschwitz[40], wo er ermordet worden ist.
Wann das Altersheim auf behördlichen Befehl geschlossen wurde, ist derzeit nicht bekannt.

Zwangsverkauf des Gebäudes

Aus den Grundbuchunterlagen geht hervor, daß auch dieses Gemeindegrundstück im Jahre 1939 zusammen mit anderen Grundstücken der Jüdischen Gemeinde zu Berlin mit einer zwangsweisen Sicherungshypothek* belegt worden ist und am 18. Dezember 1942 an den Käufer übergeben werden mußte. Die Verhandlungen führte, ebenso wie für das Synagogengrundstück Rykestraße, stellvertretend für die Reichshauptstadt, der Bürgermeister vom Bezirk Prenzlauer Berg, Karl Bombach. Am 28. Juli 1944 richtete dieser noch ein Schreiben an das Amtsgericht Berlin, mit dem er um die „Kosten- und Gebührenfreiheit für die Auflassung und Umschreibung der Grundstücke an die Reichshauptstadt Berlin" bat, da „die Grundstücke zum Zwecke der Anlage einer Grünfläche erworben worden" sind.[41] Dem Antrag auf Gebührenerlaß ist vermutlich stattgegeben worden, denn bereits einen Tag später wurde die „Reichshauptstadt Berlin" als neuer Eigentümer des jüdischen Friedhofs und des ehemaligen Altersheims in das Grundbuch eingetragen.
Der nächste Eigentümerwechsel ist im Grundbuch erst für den 15. Januar 1968 vermerkt. In der Spalte Eigentümer heißt es fortan: „Eigentum des Volkes".
Spätestens seit 1946 aber war im einstigen Altersheim die Volkspolizeiinspektion Prenzlauer Berg untergebracht; nach der Vereinigung der beiden deutschen Staaten wurde das Gebäude von der Berliner Polizei übernommen und noch heute ist hier der Polizei-Abschnitt 76 der Polizeidirektion 7 untergebracht.

Eingang des ehemaligen Jüdischen Altersheimes, 1995

Heutige Situation

Wie sich aus den Akten entnehmen läßt, sind auf Antrag des „Präsidiums der Volkspolizei, Abt. Bauwesen, Referat II" und unter Zustimmung des Ministeriums für Bauwesen der DDR sowie der staatlichen Bauaufsicht der DDR in den Jahren 1946 bis 1981 umfangreiche Baumaßnahmen im Gebäude des ehemaligen Altersheimes durchgeführt worden. Neben diversen Sanierungsarbeiten wurden auch folgende, aus heutiger Sicht makabre Umbauten, vorgenommen: „1958: Ausbau

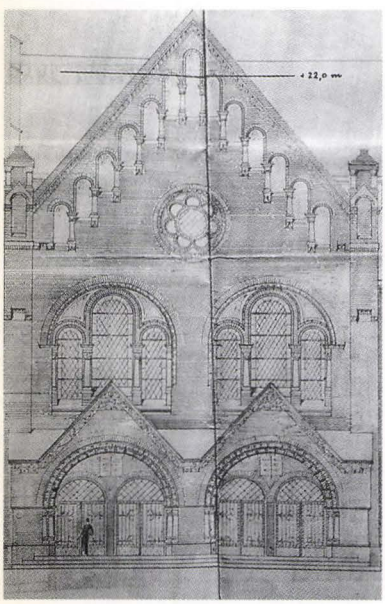
*Vgl. Jerke, „Des Gotteshauses Bedeutung und Berechtigung"

des Dachgeschosses zu einer Waffenkammer; 1971: Einbau eines Schutzraumes mit 1. und 2. Schutzgrad (d. h.: Schutz vor radioaktiver Strahlung und Bomben); 1975: Umgestaltung des Gewahrsraumes mit einem Massivdeckeneinbau". Und schließlich findet sich in den Unterlagen als „Vertrauliche Dienstsache" eine Zeichnung vom Kellerbereich: Anstelle der einstigen Wirtschaftsräume des Altersheimes sind hier nunmehr zwei Archivräume, zwei Fotolabore, Lagerräume, ein Aufnahmeraum sowie acht schmale Einzelzellen untergebracht.
Eine Gedenktafel, die an das Stifterehepaar Bertha und Moritz Manheimer und die Bewohner des II. Altersheimes der Jüdischen Gemeinde zu Berlin erinnert, gibt es an dem Gebäude nicht.

Birgit Jerke

„Des Gotteshauses Bedeutung und Berechtigung"

Aus der Geschichte eines Berliner Gotteshauses und seiner Menschen zwischen 1904 und 1945: die Synagoge in der Rykestraße 53



Baualbum der Synagoge Rykestraße, Eingangsfassade, 1905

Am 4. September 1904 – nach jüdischer Zählung war dies der 24. Elul 5664 – fand die festliche Einweihung einer neuen Synagoge der Berliner Jüdischen Gemeinde statt. In nur einem Jahr war die Synagoge errichtet und rechtzeitig vor dem Beginn des jüdischen Neujahrs 5665 und den folgenden Hohen Feiertagen fertiggestellt worden. Damit war für die im Norden und Osten Berlins lebenden Juden die Teilnahme am Gottesdienst erstmals nicht mehr wie bisher mit langen Fußwegen zu den vornehmlich im Stadtzentrum gelegenen Synagogen verbunden. Mit ihrer Entscheidung, die neue Synagoge hier im dichtbesiedelten Nordosten zu errichten, folgte die Jüdische Gemeinde den bereits seit Jahren geäußerten Forderungen und Wünschen ihrer Mitglieder.
So hatte der „Centralverein für die Interessen der jüdischen Gemeinde" im Jahre 1897 eine erste Petition vorgelegt und darin die Errichtung von drei Synagogen im Norden, Osten und Nordwesten vorgeschlagen. Auch die Repräsentantenversammlung der Gemeinde beschäftigte sich auf ihren regelmäßig stattfindenden Sitzungen mit dieser Problematik. Die Sitzungsprotokolle, die im „Berliner Vereinsboten", dem „Central-Organ für die Jüdischen Vereine Berlins", veröffentlicht wurden, dokumentieren dies ausführlich. Nachdem im September 1898 die von den Architekten Wilhelm Cremer und Richard Wolffenstein entworfene Gemeindesynagoge in der Lützowstraße eingeweiht worden war, wid-

mete sich die Repräsentantenversammlung gezielt dem notwendigen Neubau einer Synagoge im Nordosten der Stadt.

Die Zahl der Berliner Juden nahm auch in diesem Stadtteil ständig zu[1] und besonders zu den Hohen Feiertagen im Herbst wurde deutlich, daß die vorhandenen Synagogen und Bethäuser dem „Andachtsbedürfnis der Menschen und ihrem Wunsch nach Gottesdienst", wie die jüdische Presse wiederholt feststellte, nicht genügten. Zum Ende des 19. Jahrhunderts lebten in Berlin etwa einhunderttausend Juden. Ihnen standen nur fünf Gemeindesynagogen mit etwa elftausend Sitzplätzen zur Verfügung, von denen die in der Oranienburger Straße gelegene Neue Synagoge mit mehr als dreitausend Sitzplätzen die größte war. Auch wenn nicht jeder Jude regelmäßig am Gottesdienst teilnahm, war das Mißverhältnis doch spürbar. Besonders bei jenen Sabbatgottesdiensten, bei denen in einer Synagoge eine Predigt stattfand, waren die Synagogen mitunter überfüllt.[2] Zu den Hohen Feiertagen konnte die Gemeinde trotz Anmietung zusätzlicher Räume der Platznot in der Regel nicht abhelfen; die zahlreichen kleinen Vereins- und Privatsynagogen waren ebenfalls überfüllt. Auch die Anfang der neunziger Jahre unternommenen Versuche, zu Rosch ha-Schana täglich zwei Gottesdienste abzuhalten, brachten keine Lösung. Die Unzufriedenheit blieb. In einem Artikel über „Die Synagogenfrage in Berlin" schrieb die „Allgemeine Zeitung des Judentums" im September 1894 folgendes: „Der erste Gottesdienst (in der Synagoge, B. J.) beginnt für hiesige Verhältnisse zu früh und findet ohne Predigt statt, ist also für einen großen Theil der Gemeindemitglieder nicht anziehend, und zum zweiten Gottesdienst ist nur denjenigen Mitgliedern der Gemeinde der Eintritt gestattet, die so glücklich sind, feste Plätze zu besitzen. Dennoch suchen Viele hier Einlaß, drängen und stoßen sich, müssen oft im Regen vor der Thür in der Hoffnung warten, auch ohne Billet dennoch eingelassen zu werden. (...) Wer sich nicht drängen will, der muß hübsch zu Hause bleiben, auch wenn er es schmerzlich empfindet, daß er an solchen Tagen (...) die Synagoge zu besuchen, gar keinen Versuch machen darf."[3]

Von solch „skandalösen Ereignissen" zu den Herbstfeiertagen wird in der zeitgenössischen Presse wiederholt berichtet. Damit sind wohl die Atmosphäre während der Gottesdienste selbst, zunehmend aber die sich mit dem alljährlichen Kauf und Verkauf von Synagogenplätzen wiederholenden Szenen gemeint. So war es findigen Händlern und Spekulanten mitunter wiederholt gelungen, Platzkarten u. a. für die Neue Synagoge in der Oranienburger Straße zu bekommen und diese dann überteuert weiterzuverkaufen. Ebenso wird berichtet, daß die eigens für die Hohen Feiertage eingerichteten Interimssynagogen vornehmlich eine günstige Einnahmequelle für die Betreiber und Vermieter waren.

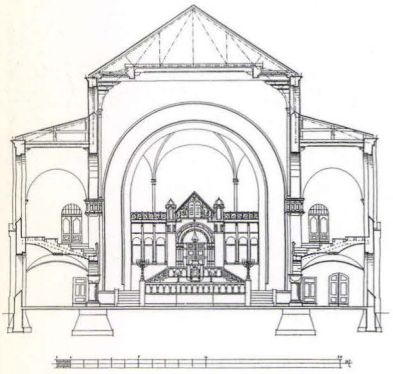
Der größte Teil der Gemeindemitglieder aber mußte auf angemietete Betsäle ausweichen. Hier vermißten sie jedoch aufgrund des häufig wechselnden und durch verschiedenene Traditionen und Gewohnheiten geprägten Publikums oftmals den aus ihren Synagogen bekannten

Zusammenhalt oder liturgischen Ablauf des Gottesdienstes. Das verständliche Bedürfnis nach mehr Gotteshäusern wurde mit dem Bau der neuen Gemeindesynagoge in der Rykestraße zwar nicht befriedigt, sicher aber etwas gelindert.

Bau und Einweihung

Das neue Gotteshaus, das der Architekt Johann Hoeniger im Auftrag der Jüdischen Gemeinde entworfen und gebaut hatte, bot rund zweitausend Besuchern Platz.

Am 24. September 1850 in Zülz, einem kleinen Ort in Oberschlesien geboren, hatte Johann Hoeniger zunächst das Maurerhandwerk erlernt. Später studierte er, unterbrochen von Reisen nach Frankreich und Italien, Architektur an der Berliner Bauakademie. Im Jahre 1881 ernannte die Jüdische Gemeinde den in Berlin lebenden Privatarchitekten zu ihrem Gemeindebaumeister. Als er 1902 mit dem Entwurf für den Neubau einer Synagoge in der Rykestraße beauftragt wurde, hatte er für die Jüdische Gemeinde bereits die Gebäude auf dem Friedhof Schönhauser Allee, das Gemeindehaus in der Oranienburger Straße 29 und in Zusammenarbeit mit Jakob Sedelmeyer die Baruch-Auerbach'sche Waisen-Erziehungsanstalt für jüdische Knaben und Mädchen in der Schönhauser Allee 162* gebaut.[4] Zu seinen weiteren Arbeiten gehörten die Hochschule für die Wissenschaft des Judentums in der Artilleriestraße (heute Tucholskystraße 9) und die nach Entwürfen von Ehrenfried Hessel erbaute Synagoge in der Fasanenstraße sowie verschiedene Wohn- und Geschäftshäuser. Auch die ebenfalls am 4. September 1904 geweihte Synagoge der Israelitischen Synagogengemeinde Adass Jisroel[5] hatte der Gemeindebaumeister entworfen; wie das „Israelitische Familienblatt" berichtete, übergab er zu den Einweihungsfeierlichkeiten symbolisch „den Schlüssel zur Lade an den Vorstand"[6].



Baualbum der Synagoge Rykestraße, Querschnittszeichnung, 1905

Natürlich fand auch die Einweihung der nunmehr sechsten Gemeindesynagoge in der Rykestraße in einer feierlichen Atmosphäre statt. Festlich gekleidete Menschen, unter ihnen Vertreter der Staats- und Stadtbehörden, der Polizei sowie der gesamte Gemeindevorstand, füllten das Gotteshaus bis auf den letzten Platz.[7] Mit einem Präludium von Georg Friedrich Händel wurde die Feier eröffnet. Rabbiner Josef Eschelbacher, er war um 1900 an die Synagogen der Berliner Gemeinde mit altem Ritus berufen worden, nahm die Weihe des Hauses vor. Die Festpredigt über „Des Gotteshauses Bedeutung und Berechtigung" hielt der zu diesem Zeitpunkt an der Neuen Synagoge amtierende Rabbiner Adolf Rosenzweig.[8] Und unter Leitung des bewährten Chordirigenten Alexander Weinbaum verlieh ein aus fünfzig Männern und Knaben bestehender Chor durch seine Psalmeninterpretation der Feier einen besonderen Glanz. Über die Schönheit und architektonische Ausgewogenheit des außen aus märkischem Backstein bestehenden Gotteshauses wurde in den nachfolgenden Wochen in der jüdischen Presse mehrfach berichtet. Weitere interessante Details finden wir auch in dem ein Jahr später vom Vorstand der Jüdischen Gemeinde herausgegebenen Baualbum der Synagoge in der Rykestraße.[9] So erhalten wir z. B.

* Vgl. Frühauf, Ein Elternhaus für Waisen

genaue Auskunft über die Vorgeschichte, über die Wahl des Standortes und den Erwerb des Grundstücks, über die Planung und Ausführung des Baus, ferner über die Mitglieder der Baukommission[10] sowie über die ausführenden Firmen und die entstandenen Kosten.

Bereits im Sommer des Jahres 1902 hatte die Gemeinde auf Empfehlung einer eigens für die Wahl des Standortes eingerichteten Kommission das Grundstück erworben. Ein Jahr später konnte mit dem Bau begonnen werden. Die für Bauten zuständige „Abteilung III des Königlichen Polizei-Präsidiums" erteilte im August 1903 unter der Bauschein-Nummer 2154 der Gemeinde auf deren Bauantrag vom April die Genehmigung zum Bau von Synagoge und Schulhaus. Damit war Johann Hoenigers eingereichter Entwurf bestätigt. Zwei dicke, annähernd einhundert Blatt und mehrere Projektionszeichnungen umfassende Bauakten, die vom „Königlichen", später „Städtischen Polizei-Präsidium" angelegt worden sind, dokumentieren das aufwendige Genehmigungsverfahren.[11] Auflagen der zuständigen „Bauinspection", statische Berechnungen, aber auch Befähigungsnachweise der beteiligten Firmen und der zu verwendenden Materialien und Geräte sowie Einverständniserklärungen der angrenzenden Grundstückseigentümer zum Synagogenbau finden sich in den Bauakten, die inzwischen starke Gebrauchsspuren aufweisen.

Innenansicht, 1991

Die Abnahme des Rohbaus erfolgte in den Monaten März und April 1904. Die aufwendige Innengestaltung mit der farbenprächtigen Malerei, der Einbau des Gestühls, der Fenster und Türen sowie der bronzenen Leuchter und farbigen Gläser erfolgte dann in knapp vier Monaten. Wir können davon ausgehen, daß an der Einweihung des Gotteshauses zumindest die Gemeindemitglieder unter den ausführenden Handwerkern und Firmen teilgenommen haben. Zu ihnen gehörte der inzwischen sechsundsiebzigjährige Josef Fraenkel.[12] Seit vielen Jahren engagierte er sich für das jüdische Handwerk und war aktiv im Vorstand der „Gesellschaft zur Förderung der Handwerke und des Ackerbaus unter den Juden im preußischen Staate" tätig. Seinem Baugeschäft in der Potsdamer Straße war die Ausführung des gesamten Rohbaus

durch die Gemeindebauleitung übertragen worden. Doch der nur wenige Tage nach der Weihe der Synagoge verstorbene Maurermeister Marcus Adler[13] hat an der Einweihung wahrscheinlich nicht mehr teilnehmen können. Auch er war maßgeblich am Bau der Synagoge beteiligt. Sein Wirken für die Gemeinde besonders im sozialpolitischen Bereich würdigte das „Israelitische Familienblatt" in einem ausführlichen Nachruf. Zusammen mit Josef Fraenkel war er seit Jahren in der Baukommission der Gemeinde und in der erwähnten Fördergesellschaft tätig. Des weiteren stand er als aktives Gründungsmitglied der ersten „Jüdischen Arbeiterkolonie in Weißensee" vor, einer Vereinigung zur „Beschränkung der Wanderbettelei und Hebung der wirthschaftlichen und moralischen Lage der jüdischen Armen"[14]. Marcus Adler wurde, wie Jahre später auch Johann Hoeniger, auf dem großen, in den Jahren 1879/80 nach Entwürfen von Hugo Licht[15] angelegten Friedhof der Jüdischen Gemeinde in Weißensee bestattet.

Synthese zwischen Tradition und Gegenwart

Kehren wir an dieser Stelle noch einmal zu dem vom Vorstand der Jüdischen Gemeinde im Jahre 1905 herausgegebenen Album zurück. Bei der Beschreibung der architektonischen Gestaltung des Synagogenhauptraumes findet sich folgender Hinweis: „Der Chorbau ist so groß angelegt, daß neben dem Platz für die Chorsänger auch noch Raum für eine eventuell aufzustellende Orgel verbleibt." Doch die Orgel wurde nicht eingebaut, zumindest nicht in den nächsten Jahren.

Diejenigen Gemeindemitglieder und Synagogenbesucher, die sich den Einsatz einer Orgel im Gottesdienst wünschten, konnten sich gegenüber den sogenannten Orgelgegnern nicht durchsetzen. Hinter diesen Auseinandersetzungen verbarg sich ein bereits lange Jahre schwelender Streit, der sogenannte Orgelstreit. Während die Vertreter der Tradition die Orgel als Kultinstrument im Gottesdienst ablehnten, befürworteten Vertreter einer eher liberalen Auffassung vom Judentum das Orgelspiel am Sabbat und an den Festtagen. In der Berliner Jüdischen Gemeinde wurde die Orgel in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum Streitobjekt, als der Gemeindevorstand den Einbau einer Orgel in die zweite Gemeindesynagoge, die in der Oranienburger Straße gelegene Neue Synagoge, vorsah. Im Kontext der Auseinandersetzung zwischen Orgelgegnern und -befürwortern verfaßten damals mehrere Rabbiner ausführliche Gutachten, von denen einige in den Archiven erhalten sind. Für die Neue Synagoge wurde die Diskussion zugunsten einer Orgel entschieden; auch die wenige Jahre später in Leipzig (1869) und Augsburg (1871) tagenden Rabbinerversammlungen empfahlen die Einführung einer Orgel für den Gottesdienst; religiöse Bedenken stünden aus ihrer Sicht dem Orgelspiel nicht entgegen. Die Verwendung einer Orgel im Gottesdienst führte, wie einst die Einführung eines Chores in die Alte Synagoge in der Heidereutergasse[16], zu einer völligen Um- und Neugestaltung der Liturgie. Neue Kompositionen wurden geschaffen, die vornehmlich von dem Neuerer des Synagogengesangs Louis Lewandowski stammten. Er beschrieb die Orgel

DER VORSTAND DER JÜDISCHEN GEMEINDE
ZU BERLIN

beglückwünscht den Knaben Martin Schreiber
geb. am 8. November 1925 zu Berlin
Sohn des Herrn Abraham Schreiber
und seiner Ehefrau Gilli, geb. Stallberger
zum Tage seiner BARMIZWOH
am Sabbath, den 21. November 1936
An diesem Tage wurde der Thoraabschnitt wajeze
verlesen, der von Jakobs Flucht berichtet.

Möge der Barmizwoh in Treue zum jüdischen Bekenntnis und zur jüdischen Gemeinschaft heranwachsen, unauflösliche Verbundenheit mit Israel, dem Geschick unserer Gesamtheit und unserer Gemeinde bewahren und das Judentum in hohen Ehren halten! Durch die Gnade Gottes bleibe sein Lebensweg beschützt, damit seinem Streben und Wirken auch zur Freude der Seinen Erfolg und Gedeihen werde!

M. Busch

Urkunde für Martin Schreiber zu seiner Bar Mizwa in der Synagoge Rykestraße, 1936

als „das Instrument der Instrumente", die „vermöge ihrer weit ausgebenden Tonfülle allein im Stande (ist), große Massen in großen Räumen zu beherrschen und zu leiten. (...) Die Orgel in ihrer großartigen Erhabenheit und Vielfachheit ist jeder Nuancierung fähig und muß in ihrer Verbindung mit alten Sangweisen von wunderbarer Wirkung sein."[17] Auch die großen, zum Ende des 19. Jahrhunderts errichteten Synagogen der Berliner Gemeinde in der Lindenstraße und Lützowstraße hatten eine Orgel bekommen. Doch für die Rykestraße wurde der Einbau einer Orgel aus Sorge, daß sie eine nicht gewünschte Parallele zum christlichen Gottesdienst herstelle, abgelehnt. Die Rykestraße wurde eine konservative Synagoge mit altem Ritus.[18] Der von den Bauherren vorsorglich belassene Platz für eine Orgel wurde erst Jahrzehnte später auf Wunsch der Gemeindemitglieder und ihres Rabbiners ausgefüllt.* Obwohl der Gottesdienst in der Rykestraße entgegen den ursprünglichen Plänen der Repräsentantenversammlung dem tra-

*Vgl. Jerke, Ein Tempel des Friedens

ditionellen Ritus folgte und auch die Jahrzehnte später wieder unternommenen Versuche zur Änderung des Ritus scheiterten[19], amtierten hier doch viele Rabbiner, die eher eine liberalere Auffassung vertraten. Dieser besondere Umstand wurde sogar in der Presse reflektiert. Im Oktober 1934 schrieb das „Israelitische Familienblatt": „Die Synagoge Rykestraße weist eine Besonderheit auf, die sie zu einer einzigartigen Erscheinung im Berliner Synagogenleben macht. Denn während der Gottesdienst selbst nach altem Ritus stattfindet, amtieren dort – neben einem Rabbiner orthodoxer Richtung – liberale Rabbiner. (...) So ist in dieser Synagoge – dank bewährter Führung – die Synthese zwischen Tradition und Gegenwart geschaffen worden."[20]

Mit der Größe der Gemeinde war natürlich auch die Zahl ihrer Rabbiner gewachsen. Anfänglich waren sie an allen Synagogen als Prediger eingesetzt. Diese Regelung ließ sich nicht mehr aufrechterhalten, als die Anzahl der Gemeindesynagogen zunahm. So amtierten ab 1912 in der Regel an jeder Synagoge drei Rabbiner; an der Rykestraße waren es zunächst jedoch nur zwei, Dr. Markus Petuchowski und Dr. Max Weyl. Ab Ende der zwanziger Jahre wurden in den Gemeindesynagogen wieder häufig wechselnde Rabbiner und Prediger eingesetzt; das geht aus den im „Gemeindeblatt der Jüdischen Gemeinde zu Berlin" veröffentlichten Ankündigungen der Gottesdienste hervor. Gründe werden hierfür leider nicht genannt.

Festliche Höhepunkte im Leben

So manche Predigt eines Rabbiners im Gottesdienst, seine Andacht im Rahmen von Jugendgottesdiensten, seine Entscheidungen in Rechtsfällen oder seine Lehrvorträge zu biblischen oder anderen religiösen Themen ist noch heute in der Erinnerung der Beter aus der Rykestraße lebendig. Gern erinnern sie sich an Persönlichkeiten wie Moritz Freier, Israel Nobel, Max Nussbaum, Markus Petuchowski, Joachim Prinz, Hermann Max Sänger, Manfred Swarsensky und Max Weyl.[21] Auch an den damals noch sehr jungen Erwin Zimet, später auch Rabbiner an der Hermann-Falkenberg-Synagoge in der Schönhauser Allee 162* und an der Neuen Synagoge, sind die Erinnerungen lebendig. Ende Oktober 1938 wurde Erwin Zimet als Jude mit polnischer Staatsangehörigkeit zusammen mit etwa 18 000 polnischen Juden über die polnische Grenze abgeschoben.[22]

Jugendgottesdienst:
Sonnabend, den 24. Februar, nachm. 4 Uhr: A. S.: Rabbiner Nobel; Ryke: E. Zimet; Pesta: cand. Wolff (anschließend Jugendfeier).

Ankündigung für einen Jugendgottesdienst am 24. Februar 1934 mit Rabbiner Erwin Zimet (1912–1991) in der Synagoge Rykestraße

Besonders nachhaltig sind in vielen Berichten auch die Erinnerungen an den Religionsunterricht und die damit verbundene Vorbereitung auf die Bar Mizwa für Jungen oder die damals noch recht seltene Bat Mizwa für Mädchen. Die Bar Mizwa bzw. Bat Mizwa, von den Juden jener Zeit in Anlehnung an den christlichen Sprachgebrauch ihrer Umgebung auch als „Konfirmation" oder „Einsegnung" bezeichnet,

*Vgl. Dämmig, Die Liberale Synagoge Norden

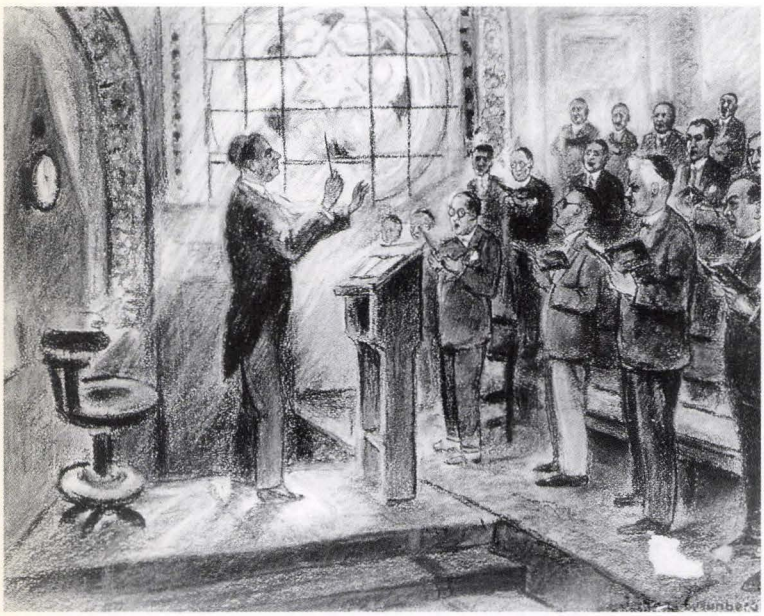
fand in der Synagoge unter Leitung eines Rabbiners statt. Daß auch an dieser konservativen Synagoge in der Rykestraße Mädchen ihre Bat Mizwa erhielten, mag eher verwundern. Doch am 6. November 1925 nennt das „Gemeindeblatt der Jüdischen Gemeinde zu Berlin" z. B. allein zweiundzwanzig Mädchen namentlich, die einige Wochen zuvor, am 7. Juni, „durch Rabbiner Dr. Weyl konfirmiert" worden sind.[23] Wie viele Jungen und Mädchen in der Synagoge Rykestraße Bar Mizwa bzw. Bat Mizwa wurden, läßt sich heute nicht mehr genau feststellen. In manchen Jahren wurden die Einsegnungen in den Gemeindenachrichten bekanntgegeben. Anders bei Hochzeiten. Diese wurden in der Regel nicht in den Gemeindenachrichten festgehalten, es sei denn, das Paar gab seine Vermählung unter der Chuppa, dem Traubaldachin, durch eine entsprechende Anzeige extra bekannt. Es kam auch vor, daß ein Rabbiner das Paar in dessen Wohnung traute. Frau Rita Rubinstein, die heute in Israel lebt, schrieb mir dazu folgendes: „Meine älteste Schwester wurde von Rabbiner Dr. Weyl bei uns zu Hause in der Franseckystraße (heute: Sredzkistraße, B. J.) getraut. Er kam dazu in unsere Wohnung. Ich erinnere mich daran wie heute. Das muß 1927/28 gewesen sein. Meine Schwester ist heute 89 Jahre und lebt im Altersheim. Dann hatte ich noch einen Bruder, der wurde 1933 von den Nazis ermordet, er war gerade 18 Jahre alt. Er wurde am 24. März 1928 in der Rykestraße eingesegnet. Von wem, weiß ich nicht." Das „Gemeindeblatt der Jüdischen Gemeinde" vom April 1928 gibt uns die gewünschte Auskunft: Bei der Bar Mizwa am 24. März 1928 amtierte Rabbiner Moritz Freier, der nach dem Tode von Markus Petuchowski im Oktober 1926 regelmäßig an der Rykestraße wirkte. Moritz Freier setzte auch die hier vornehmlich von Rabbiner Petuchowski geleiteten „Konfirmationskurse" fort.

Zu den besonderen Ereignissen außerhalb des jährlichen Zyklus der Fest- und Gedenktage gehörten neben Einsegnungen und Hochzeiten sicher auch jene Festgottesdienste, die anläßlich von Geburtstags- oder Hochzeitsjubiläen in der Rykestraße zelebriert worden sind.

An die Goldene Hochzeit ihrer Großeltern erinnert sich z. B. Herta Wolf, die seit 1952 – nach ihrer Flucht im Sommer 1940 nach Schanghai und späterer Auswanderung nach Israel – wieder in Berlin lebt. Sie berichtete mir im Sommer 1995: „Meine Großeltern waren sehr religiös. Sie besaßen ein Haus in Weißensee, in der Lothringenstraße. Zu den Hohen Feiertagen wohnten sie bei einem Sohn in der Nähe der Synagoge in der Christburger Straße, um von dort aus zu Fuß in den Tempel gehen zu können. Sie hatten dort feste Plätze. In der Synagoge gab es zwar einen Männerchor, aber keine Orgel. 1934 hatten die Großeltern Goldene Hochzeit. Zu diesem Fest wurden sie von Dr. Weyl in der Rykestraße noch einmal getraut. Dazu wurde symbolisch wieder eine Chuppa aufgestellt. Der Tempel war voll." Der zu diesem Fest amtierende Kantor war der beliebte, zuvor in Lübeck wirkende Oberkantor Leo Ahlbeck[24]. Er war zum Nachfolger von Oberkantor David Stabinski[25] an die Rykestraße berufen worden. An Ahlbecks besonders schöne Stimme erinnern sich noch heute viele der einstigen

Synagogenbesucher, und besonders den damaligen Kindern blieb die „imposante Persönlichkeit mit der Bariton-Stimme" in beeindruckender Erinnerung.

Im gleichen Jahr, im Frühjahr 1934, kam es, vermutlich auf Initiative des „Synagogenvereins Rykestraße", zu einigen Änderungen in der Gottesdienst-Liturgie. Die Umgestaltungen betrafen zunächst den Freitagabend-Gottesdienst, zwei Jahre später auch den Gottesdienst am Sabbat-Morgen. Chordirigenten wie Alexander Weinbaum, Leo Kopf und Jakob Dymont hatten sich bereits seit längerer Zeit um eine lebendigere musikalische Gestaltung des Gottesdienstes bemüht. Das damalige Zeitgefühl beschrieb der Chordirigent der Synagoge Rykestraße, Kurt Buchard, in einem im „Gemeindeblatt der Jüdischen Gemeinde" im Februar 1934 veröffentlichten Artikel. Darin heißt es, daß die bislang tradierte und praktizierte Jahresliturgie von Louis Lewandowski, die sich wie selten ein Werk „besonders in den Herzen der älteren Generation verankert hatte", jedoch „vor allem in den Chorsätzen herzlich wenig an spezifisch jüdischen Gehalt" aufweist.[26] Die vom Chordirigenten Kurt Buchard stellvertretend für viele Juden geforderte und in den Kompositionen Lewandowskis vermißte „Jüdischkeit" kann nicht ohne Blick auf den gesellschaftlichen Kontext und die bereits spürbare Diskriminierung und Ausgrenzung der Juden, auf die bereits verordne-



Chor der Synagoge Rykestraße mit dem Dirigenten Burchard

ten „Maßnahmen" und „Sondergesetzgebungen" des nationalsozialistischen Staates, verstanden werden. So führte die zunehmende gesellschaftliche Isolierung in vielen Bereichen zunehmend zu einer stärkeren Konzentration auf die eigene Gemeinschaft, zu einer bewußten Hinwendung zum Judentum. Das bei vielen Juden wachsende Bedürfnis nach Kenntnis und Verständnis der jüdischen Religion, nach besonderer Thematisierung jüdischer Tradition und Geborgenheit in der

Gemeinschaft, versuchte die Gemeindeleitung in den folgenden Jahren darum auch durch thematische Vortragsreihen, Einführungskurse in Bibel und Talmud, durch Sprachkurse, aber auch durch Konzertveranstaltungen in den Synagogen zu unterstützen.[27] Und so hebt Kurt Buchard an der vom langjährigen Chordirigenten der Synagogengemeinde Adass Jisroel, Jakob Dymont[28], geschaffenen „neuen Freitag-Abendliturgie" auch in besonderem Maße „ihre im absolut Jüdischen wurzelnde Charakterfestigkeit" hervor. Er schreibt: „Aus seiner östlichen Heimat brachte Dymont eine genaue Kenntnis der mehr oder weniger alten traditionellen Weisen, der N'gunim, mit und sie sind die Keimzellen, aus denen seine musikalischen Gebilde wachsen. (...) Andachtsvolle Frömmigkeit, tiefe Inbrunst strahlen sie aus. (...) Aber diese Überschwenglichkeit macht sich nicht Luft in falsch gefühlsvollen, süßlich-weichen Melodien, sondern er steigert die Harmonien bis zu einer Herbheit und Schärfe, wie sie dem Wesen unserer Zeit leider nur zu sehr entspricht."[29] Jakob Dymont schien mit seiner Liturgie den Gefühlen der Menschen jener Zeit sehr nahe zu kommen; fortan wurde sie, zumindest im Gottesdienst in der Rykestraße, recht häufig benutzt und trug auf ihre Weise mit dazu bei, daß das Gotteshaus in den Jahren nach 1933 zu einem wahren Bet ha-Knesset, einem Ort der Sammlung und Versammlung, wurde. Auch die zwei Jahre später erstmals in der Rykestraße aufgeführte Liturgie für den Sabbat-Morgen wurde, den Pressemitteilungen zufolge, freudig angenommen.[30]

Gottesdienste am Peßach

Synagogen	Montag 3. April	Dienstag 4. April	Mittwoch 5. April
Alter Ritus:			
Alte Synagoge		Pred. Dr. Singermann	
Kaiserstraße (Aula)		Pred. Dr. Rosenthal	morgens 8.30 Uhr
		morgens 8.30 Uhr abends 6.45 Uhr	
Münchener Straße	abends 6.45 Uhr	Rabb. Wolff	
Rykestraße 53			morgens 9.00 Uhr
Südost (Thielsch-Ufer)		Wreczinski	
Agudath Achim, Pankow, Mühlenstraße 77		morgens 9.00 Uhr abends 6.45 Uhr	
Neuer Ritus:			
Neue Synagoge Oranienb. Str. 30		Dr. Wiener	
Levetzowstr. 7/8	abends 6.45 Uhr	Nussbaum	morgens 10.00 Uhr
Joachimsthaler Straße 13 (Aula)		Salomonski	
Weißensee, Lothringenstraße 22		morg. 10.00 Uhr abends 6.45 Uhr	

Gottesdienste

in den Gemeindesynagogen in Berlin

Synagogen	Freitag 31. März	Sonnabend 1. April
Alter Ritus: Alte Synagoge Kaiserstraße (Aula) Münchener Straße Süd-Ost, Thielsch-Ufer Agudath Achim, Pankow, Mühlenstraße 77	6.30 Uhr	9 Uhr
Neuer Ritus: Joachimsthaler Str. 13 (Aula)	7 Uhr	10.30 Uhr (Einlaß 10.20)
Weißensee, Lothringen-Straße 22	6.30 Uhr	10 Uhr

Ankündigung der ersten Gottesdienste nach dem Novemberpogrom im Jüdischen Nachrichtenblatt

Schändung des Gotteshauses

Vom Pogrom in der Nacht des 9. zum 10. November 1938 wurde die Synagoge in der Rykestraße nur scheinbar verschont. Richtig ist, daß aus Sorge um die eng angrenzenden Häuser kein Brand entfacht wurde. Doch Demolierung der Inneneinrichtung, Schändung der Torarollen und Zerstörung weiteren Kultgerätes, die Deportation von Rabbinern und Gemeindemitgliedern in das nahe Berlin gelegene Konzentrationslager Sachsenhausen bestimmten auch hier das von den NS-Behörden organisierte Szenarium. Nach einer notdürftigen

Instandsetzung konnte für den Festgottesdienst zu Pessach auch die Synagoge Rykestraße wieder geöffnet werden.[31] Wer jedoch an diesem ersten Gottesdienst am Vorabend von Pessach 1939, am 4. April 1939, in der Rykestraße amtierte, läßt sich den im „Jüdischen Nachrichtenblatt"[32] veröffentlichten Ankündigungen leider nicht entnehmen. Ohne Nennung von Gründen wurde der Gemeinde jedoch Anfang 1940 vorübergehend die Erlaubnis entzogen, weitere Sabbat-Gottesdienste in der Rykestraße abzuhalten. Es wurde lediglich vermerkt, daß „bis auf weiteres" die Sabbat-Gottesdienste in der Schönhauser Alle 162, also in der „Liberalen Synagoge Norden", stattfinden würden. An der Stelle, an der bislang in den Gottesdienstankündigungen die Synagoge Rykestraße 53 aufgeführt war, erschien nunmehr für die Zeit vom 26. Januar 1940 bis 30. März 1940 die Synagoge Schönhauser Allee 162, in Klammern war hinzugefügt: Rykestraße 53. Das bedeutete, daß auf Anordnung der Gestapo die Gottesdienste nicht mehr in der Rykestraße stattfanden. Den Besuchern war es freigestellt, fortan in der „Liberalen Synagoge Norden"[33] Gottesdienst abzuhalten. Die als „Ersatz" vorgesehene Synagoge lag zwar in der Nähe der bisherigen Betstätte, folgte jedoch einem völlig anderen Ritus als die Rykestraße. Für Gottesdienste an den Wochentagen konnte die Rykestraße jedoch noch genutzt werden.

Am 5. und 6. April 1940, einem Sabbat, fanden in der Synagoge die letzten Gottesdienste statt. Danach wurde sie endgültig gesperrt. In der Gottesdienstordnung für die Woche vom 12. bis 19. April 1940 heißt es im „Nachrichtenblatt" der Jüdischen Gemeinde: „In der Neuen Synagoge und der Synagoge Rykestraße findet bis auf weiteres kein Gottesdienst statt."[34]

Mit dieser belanglos klingenden Mitteilung wurde die Beschlagnahme beider Synagogen umschrieben. Während die Neue Synagoge der Wehrmacht vermutlich als Lagerhalle für Textilien und Lederwaren diente, nahm in der „ehemaligen Synagoge" in der Rykestraße die „Heeresstandortverwaltung I Berlin" Quartier als „neuer Mieter". Das vordere Schulgebäude* war „bis auf zwei kleine Wohnungen einer Truppendienststelle der Feldpost" vermietet worden. Diese gewichtigen Angaben sind einer zunächst recht unscheinbaren Notiz vom März 1943 in der Grundbuchakte[35] zu entnehmen. Daß in der entweihten Synagoge auch ein Pferdestall untergebracht war, geht aus den vorhandenen Akten nicht hervor. Doch der heute nahe London lebende Hans Hirschberg, der 1925 Bar Mizwa in der Rykestraße wurde und dem 1939 die Flucht aus Deutschland gelang, schrieb nach seiner Rückkehr nach Berlin folgendes: „Während des Krieges ist die Synagoge als Wehrmachtsmagazin und in den Seitenschiffen als Pferdestall benutzt und entweiht worden. An den Seitenwänden hatte man in ganzer Länge betonierte Freßtröge für die Pferde angelegt. (...) Der für die Synagoge als Warenlager und Pferdestall verantwortliche Vorgesetzte muß immerhin ein Maß an Ehrfurchtsgefühl besessen haben, denn er ließ eine Trennwand zwischen dem Allerheiligsten und dem Synagogenraum ziehen."[36]

*Vgl. Kirchhöfer, „Ein Gefühl der Geborgenheit"

Raub und Zwangsenteignung

Nur kurze Zeit nach dem inszenierten Pogrom wurden unter Beteiligung mehrerer Behörden des NS-Staates weitere „Maßnahmen" durchgesetzt, deren Endergebnis die Zwangsenteignung jüdischen Eigentums bildete. Die einzelnen Vorgänge sind nicht immer ausreichend bekannt und mitunter schwer verifizierbar. Auch die Geschichte der Konfiszierung des Synagogengrundstücks in der Rykestraße 53 läßt sich nur annähernd aus den mitunter recht bruchstückhaften Angaben in verschiedenen Akten und Dokumenten nachvollziehen. Mit Sicherheit ist jedoch davon auszugehen, daß alle Unterschriften, die Vertreter und Angestellte der Jüdischen Gemeinde bzw. der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland nach dem November 1938 auf diversen Eintragungen und Verträgen leisteten, unter Zwang und gegen den Willen der Gemeinde erfolgten.[37]

Am 12. November 1938, zwei Tage nach dem Pogrom, erließ Hermann Göring in seiner Eigenschaft als „Beauftragter für den Vierjahresplan" folgende Verordnung: „Die feindliche Haltung des Judentums gegenüber dem deutschen Volk und Reich, die auch vor feigen Mordtaten nicht zurückschreckt, erfordert entschiedene Abwehr und harte Sühne. Ich bestimme daher (...) das Folgende: Den Juden deutscher Staatsangehörigkeit in ihrer Gesamtheit wird die Zahlung einer Kontribution von 1 000 000 000 Reichsmark an das Deutsche Reich auferlegt."[38]

Dritte Abteilung.

Laufende Nummer der Eintragung.	Laufende Nummer der belasteten Grundstücke.	Betrag.	Hypotheken, Grundschulden, Rentenschulden.	Zur laufenden Nummer der Eintragung.	Betrag.
1.	2.	3.	4.	5.	6.
1	3	4.200.000 RM	Sicherungshypothek bis zum Höchstbetrage von vier Millionen zweihunderttausend Reichsmark für die Deutsche Hypothekenbank (Meiningen) in Berlin. Unter Bezugnahme auf die Bewilligung vom 30. Dezember 1938 eingetragen am 2. Februar 1939 auf Königstadt Band 2 Blatt 173, Band 2 Blatt 174, Band 4 Blatt 304, Band 109 Blatt 5146, Band 24 Blatt 1771, Band 24 Blatt 1772, Band 113 Blatt 5262, Band 126 Blatt 5569, Schönhauser Torbezirk Band 59 Blatt 1751, Band 61 Blatt 1830, Band 92 Blatt 2743, Band 82 Blatt 2443, Moabit Band 153 Blatt 5551, Band 154 Blatt 5591, Band 154 Blatt 5592, Brandenburger Torbezirk Band 10 Blatt 291, Luisenstadt Band 10 Blatt 659, Kottbuser Torbezirk Band 15 Blatt 426 und Berlin Band 24 Blatt 1487 zu gleichem Rang mit der Post Abteilung III Nr. 2. gez. Busse, Bach.	1 2	4.200.000 850.000
				1 2	4.200.000 RM 850.000 RM

Eintrag einer Zwangshypothek auf das Synagogengrundstück Rykestraße sowie andere Grundstücke der Jüdischen Gemeinde zugunsten von Berliner Banken in das Grundbuch mit Datum vom 2. Februar 1939

Sechs Wochen später, am 30. Dezember 1938, wurden auf sechsundfünfzig Grundstücken der Berliner Jüdischen Gemeinde sogenannte Sicherungshypotheken zugunsten von zwei großen Bankgesellschaften eingetragen. In den Eintragungen heißt es, daß die Banken „Ansprüche auf Rückzahlung von Darlehen"[39] geltend machen. Ob mit dieser Formulierung eine Schuld nur behauptet wurde – ein belastetes Grundstück kann nicht problemlos verkauft werden – oder ob die Gemeinde zur Tilgung ihres Anteils an der von Göring geforderten „Sühnelei-

stung" ein Darlehen[40] aufnehmen mußte, muß an dieser Stelle offen bleiben.[41] Festzuhalten aber bleibt, daß mit Hilfe der Banken ein Verfahren eingeleitet wurde, mit dem über formal legal wirkende Kaufverträge der Gemeindegrundbesitz veräußert wurde und an die Stadt oder Einrichtungen des Reiches überging.

Die Eintragung dieser Sicherungshypotheken nahm stellvertretend für die Gemeinde ein Wirtschaftsprüfer vor. Aus mehreren Schreiben geht hervor, daß die Jüdische Gemeinde von verschiedenen Behörden bereits nicht mehr als Verhandlungspartner akzeptiert worden war. So wurde am 21. 12. 1938 im Beisein von einem Notar an den Wirtschaftsprüfer Erich Köhnen die „Generalvollmacht" erteilt, „die Gemeinde in allen vermögensrechtlichen Angelegenheiten zu vertreten". Eine entsprechende Verordnung über den Einsatz von Treuhändern hatte Göring bereits am 3. Dezember 1938 erlassen.[42] Damit war der Gemeinde die unmittelbare Verfügungsgewalt über ihren bebauten und unbebauten Grundbesitz entzogen worden. (Bereits im März 1938 hatte die Jüdische Gemeinde, rückwirkend zum 1. Januar 1938, ihren bisherigen Status als Körperschaft des öffentlichen Rechts verloren, sie war zu einem privaten Verein degradiert worden.) An dieser Stelle sei aus einem Schreiben der Deutschen Hypothekenbank (Meiningen) an den „Stadtpräsidenten der Reichshauptstadt" zitiert, in dem die Rechtlosigkeit der Gemeinde zunächst zynisch umschrieben und letztlich zur Durchsetzung der eigenen Interessen ausgenutzt wird: „Die Organe der Gemeinde sind (...) nach eigenen Angaben unter den obwaltenden Umständen nicht in der Lage, selbst die ordnungsgemäße Verwaltung ihres Grundbesitzes und die Verwertung der nicht benötigten Teile zu bewirken. Bei dem Umfang der Aufgabe und ihrer Schwierigkeit bedarf es hierzu vielmehr eines unabhängigen amtlich bestellten Treuhänders. (...) Die Jüdische Gemeinde hat vorerst noch ihre vom Staat zugewiesene Aufgabe zu erfüllen, insbesondere auf dem Gebiet der Förderung der Auswanderung und der Wohlfahrtspflege für Juden zur Entlastung der staatlichen Fürsorge (Verordnung v. 19. 11. 38 RGBl. I. S. 1649). Sie hat deshalb selbst den Wunsch, daß ein Treuhänder für ihre Grundstücke bestellt wird."[43]

Am 30. 12. 1938 erfolgte die erwähnte Eintragung einer Sicherungshypothek.[44] Der Text der Eintragung lautet: „Der Deutschen Hypothekenbank und der Deutschen Centralbodenkredit-Aktiengesellschaft stehen Ansprüche auf Rückzahlung von Darlehen gegen die Jüdische Gemeinde in Berlin zu. Zur Sicherung dieser Ansprüche soll je eine Gesamtsicherungshypothek im gleichen Range untereinander zum Höchstbetrage von RM 4 200 000,00 für die Deutsche Hypothekenbank (Meiningen), Berlin NW 7, Unter den Linden 30 und zum Höchstbetrage von RM 850 000,00 für die Deutsche Centralbodenkredit-Aktiengesellschaft, Berlin NW 7, Unter den Linden 26–30, auf folgenden der Jüdischen Gemeinde gehörigen Grundstücke eingetragen werden."[45] Zu den aufgeführten Grundstücken gehörte auch das Synagogengrundstück in der Rykestraße 53 sowie das von Bertha und Moritz Manheimer gestiftete Altersheim an der Schönhauser Allee

22* und der an das Heim angrenzende Friedhof. Doch für die hohe „Schuldsumme" von fünf Millionen RM lagen nur fünfzehn bzw. dreiundzwanzig Monate später die Löschungsbewilligungen der Banken vor: Am 4. 3. 1940 verfügte die Deutsche Centralbodenkredit-Aktiengesellschaft die Löschung der eingetragenen Schuld und am 29. 11. 1940 desgleichen die Deutsche Hypothekenbank (Meiningen). Die entsprechenden Mitteilungen ergingen, häufig mit großer Verspätung, an die entsprechenden Amtsgerichte, die dann gebührenpflichtig die Löschung der Schuld in den Akten vornahmen.[46] Für die Rykestraße erfolgte die Löschung jedoch erst auf Antrag der Reichsvereinigung.[47] Am 8. 3. 1943 – ein „Kaufgesuch" des Bezirksbürgermeisters von Prenzlauer Berg lag bereits vor – stellten die Gemeindevertreter den geforderten Antrag an das Amtsgericht. Nach Zahlung einer überhöhten Gebühr von 3 070,00 RM wurde am 9. 4. 1943 die eingetragene Belastung durch die Gerichtsbediensteten gelöscht. Damit stand einem „Verkauf" des unbelasteten Grundstücks nichts mehr entgegen. Der Bürgermeister des Verwaltungsbezirks Prenzlauer Berg, Karl Bombach, hatte sich im Auftrag der Reichshauptstadt Berlin schon im Herbst 1942 um das Synagogengrundstück bemüht. Die Gemeindevertreter hatten auf mögliche Preisverhandlungen jedoch keinerlei Einfluß. Die Preisbildung wurde durch eine eigens für die „Arisierung jüdischen Grundbesitzes" innerhalb der Preisstellen der Bezirksämter 1939 eingerichteten Abteilung übernommen. Gegenüber einem noch im Juni 1940 angenommenen Grundstückswert von fast 500 000 RM sollte der Käufer nach entsprechender Festlegung durch die preisbildende Aufsichtsbehörde nur noch 220 900 RM zahlen.

Um den seitens der NS-Behörden längst verfügten „Verkauf" als scheinbar freiwillige Entscheidung der Jüdischen Gemeinde erscheinen zu lassen, mußte die Reichsvereinigung, stellvertretend für die Gemeinde, einen „Antrag auf Genehmigung zum Verkauf des Grundstücks" beim „Referat IV B 4", das war das für den fabrikmäßigen Mord an Juden zuständige Referat unter Adolf Eichmann im Reichssicherheitshauptamt[48], einreichen. Dies geschah am 6. Mai 1943. Bereits am 30. April hatten die Gemeindevertreter Moritz Henschel und Dr. Kurt Levy auf Anweisung der Behörden den als „Verkaufsangebot" umschriebenen Vorverkaufs„vertrag" unterzeichnen müssen.

Deportationen und Zwangsauflösung

Nur vierzig Tage später, am 10. Juni 1943, wurden auch Moritz Henschel und Kurt Levy zusammen mit den noch in Berlin verbliebenen Angestellten der Gemeinde und der Reichsvereinigung, die nicht durch die Ehe mit einem nichtjüdischen Partner geschützt waren, durch die Gestapo verhaftet und am 16. 6. 1943 mit dem 91. „Alterstransport" nach Theresienstadt deportiert. An jenem Tag, dem 10. Juni 1943, wurden die Gemeindebüros geschlossen, die Reichsvereinigung[49] organisatorisch aufgelöst und damit auch das Vermögen konfisziert. Zu den durch die Gestapo beschlagnahmten und der Aufsicht des Oberfinanzpräsidenten Berlin-Brandenburg unterstellten Grundstücken gehörte

*Vgl. Jerke, „Wenn Gott nicht das Haus baut, ist die Mühe umsonst..."

auch – trotz Vorverkauf an die Reichshauptstadt – die Rykestraße 53. Der Fast-Eigentümer, Bürgermeister Karl Bombach, mußte nun, wiederum stellvertretend für die Stadt, seine Ansprüche auf das Grundstück dem Oberfinanzpräsidenten gegenüber geltend machen. Am 29. 12. 1943 kam es zu einer formalen Verhandlung, in der der Bürgermeister „das Angebot der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland e.V. (...) zum Abschluß eines Kaufvertrages über das Grundstück Rykestraße" annahm.[50]

(Als der gemäß damaliger Sprachregelung als „Angebot" und „Kauf" umschriebene Raub des Synagogengrundstücks am 29. 12. 1943 beurkundet wurde, gab es bereits keine Jüdische Gemeinde mehr in Berlin.)

Der formaljuristisch kaum anfechtbaren „Kaufverhandlung" vom 29. 12. 1943 mußte nunmehr noch der Oberfinanzpräsident zustimmen. So heißt es in der „Genehmigungserklärung" der Vermögensverwertungsstelle aus dem Haus des Oberfinanzpräsidenten unter dem Aktenzeichen 05205–55/35000B: „Ich bin damit einverstanden, daß namens der Reichsvereinigung deren Bevollmächtigter (...) das Grundstück an den Käufer auflässt."[51] Drei Wochen später, am 4. August 1944, erfolgte die Eintragung des neuen Eigentümers in das Grundbuch.

Rabbiner Manfred Swarsensky (1906–1981), um 1936

Es ist ein schwacher Trost, wenn nunmehr wenigstens die von den obersten Reichsvertretern unmittelbar nach dem Pogrom im November 1938 geäußerten Pläne, wonach die Synagogengrundstücke in Parkplätze umgestaltet werden könnten[52], für die Rykestraße nicht mehr umgesetzt wurden. Doch auch zu diesem Zeitpunkt, als die „Reichshauptstadt Berlin" als neuer Eigentümer des Synagogengrundstücks Rykestraße 53 in das Grundbuch eingetragen wurde, rollten noch Züge in die Vernichtungslager; am 10. 8. 1944 der 56. Transport nach Auschwitz und am 11. 8. 1944 der 109. „Alterstransport" nach Theresienstadt; weitere Transporte bis zum März 1945 folgten. Addiert man die von der Gestapo auf den Transportlisten zusammengestellten Namen, für die jeweils eine Transport-Nummer vergeben worden ist, so wurden aus Berlin mehr als 50 000 Menschen verschleppt, von denen die wenigsten überlebten. Ebenfalls nur wenigen Menschen war es gelungen, zu fliehen oder illegal im Untergrund zu überleben. Zu ihnen gehört Edith Gamson, die sich heute noch gern an die besonders festliche Atmosphäre zu den Hohen Feiertagen im Tempel Rykestraße und an die Predigten der Rabbiner Max Nussbaum und Manfred Swarsensky erinnert. Sie war seit 1942 als Zwangsarbeiterin bei Siemens[53] beschäftigt und konnte durch einen in diesem Fall glücklichen Umstand – sie war krank – der Verhaftung durch die Gestapo am 27. Februar 1943[54] entgehen. Ihr gelang es unterzutauchen und in der Illegalität zwei lange Jahre lang zu überleben. Ihre Cousine Herta Fink schaffte es nicht; im April 1942 hatten Herta und ihr Verlobter Heinz Jacobi in einem der Nebenräume der Synagoge Rykestraße geheiratet. Es war wohl die letzte Trauung in dem bereits geschlossenen und entweihten Gottteshaus. Leider ist nicht bekannt, wer die Trauzeremonie vollzog. Es ist jedoch anzunehmen, daß Martin Riesenburger, der ein-

zige in Berlin überlebende Prediger der Jüdischen Gemeinde[55], das Paar traute. Doch das junge Glück währte nur wenige Wochen. Zwar war Herta wegen der bevorstehenden Hochzeit von ihrer Deportation zurückgestellt worden, doch bereits im September wurde sie zusammen mit ihrer schwerkranken Mutter nach Riga deportiert. Für diesen 19. „Ost"-Transport am 5. 9. 1942 hatten die Behörden eine Liste mit fast achthundert Namen zusammengestellt; nur zwei Männer überlebten[56]. Nach ihren Aussagen wurden bis auf einige junge Männer, die zu Zwangsarbeiten eingesetzt wurden, alle Ankommenden – hauptsächlich Frauen, Alte, Kinder – sofort mit Bussen in einen dem Lager nahe gelegenen Wald gebracht und dort erschossen. Wir müssen davon ausgehen, daß auch Herta Jacobi und ihre Mutter dort im September ermordet worden sind. Das letzte Lebenszeichen von Herta war eine Karte an ihre Familie in Berlin: „Wir sind unterwegs nach Riga." Die Karte ist vermutlich aus dem rollenden Zug geworfen und von einem Menschen gefunden worden, der sie freundlicherweise in einen Postkasten steckte.
Viele der Lebensläufe, von denen ich bei meinen Fragen nach der Geschichte des Tempels in der Rykestraße erfahren habe, enden in den Todeslagern der Nationalsozialisten. Nur wenigen gelang die Flucht, die Emigration und ein Neuanfang in einem Land, das ihnen zunächst fremd war und vielleicht immer fremd blieb.

Larissa Dämmig

Die Liberale Synagoge Norden

Schönhauser Allee 162

Zu Beginn der zwanziger Jahre dieses Jahrhunderts gab es in Berlin eine Vielzahl von Synagogen verschiedener religiöser Richtungen. Das Spektrum reichte von der Betstube gesetzestreuer, aus Osteuropa eingewanderten Jüdinnen und Juden in der Grenadierstraße bis hin zur Reformsynagoge in der Johannisstraße, wo ein radikal veränderter Gottesdienst, dem christlichen Wochenende angepaßt, nicht am Sonnabend, sondern sonntags stattfand. Viele dieser Synagogen gingen auf private Initiativen zurück. Sie wurden von Synagogenvereinen unterhalten, die unabhängig von der Jüdischen Gemeinde zu Berlin waren, teilweise aber von ihr finanziell unterstützt wurden. Diese Synagogenvereine hatten einige Dutzend bis einige hundert Mitglieder, die gleichzeitig auch der Hauptgemeinde angehörten.

Die Jüdische Gemeinde zu Berlin unterhielt zu dieser Zeit zehn große Synagogen. Die älteste, die „Alte Synagoge" in der Heidereutergasse, war 1714 eingeweiht worden. Weitere wurden in der zweiten Hälfte des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts errichtet, in einer Zeit, als die religiös-liberale Bewegung zunehmend an Einfluß gewann. Die Forderungen des liberalen Judentums waren weniger radikal als die der oben erwähnten Reformgemeinde und richteten sich auf eine Erneuerung des religiösen Lebens, auf die Gestaltung von Gottesdiensten, die sich an den ästhetischen und inhaltlichen Ansprüchen der damaligen Zeit orientieren sollten. 1895 gründeten Rabbiner und Laien den „Liberalen Verein für die Angelegenheiten der Jüdischen Gemeinde zu Berlin", der sich für die Durchsetzung liberaler Ideen in der Gemeinde und für die Einrichtung liberaler Gottesdienste einsetzte. Zu Beginn der zwanziger Jahre hatte sich die liberale Bewegung zu einer der wichtigsten religiösen Strömungen innerhalb der Berliner Gemeinde entwickelt. In fünf der zehn Gemeindesynagogen wurde dem „liberalen" oder, wie er auch genannt wurde, dem „neuen" Ritus gefolgt. In den stark gekürzten Gottesdiensten wurde die Begleitung des gemischten Chores durch die Orgel eingeführt. Gebete, die die Hoffnung auf eine Rückkehr nach Zion und die Wiedererrichtung des Tempels zum Ausdruck brachten, galten, da Deutschland als Heimat angesehen wurde, als nicht zeitgemäß. Neben dem Hebräischen, das viele nicht mehr verstanden, wurde auch Deutsch als Gebetssprache verwendet und der deutschsprachigen Predigt besondere Aufmerksamkeit geschenkt. Ein Gottesdienst dieser Prägung kann heute noch in der Synagoge in der Pestalozzistraße erlebt werden.

Die Gründung des „Liberalen Synagogenvereins Norden"

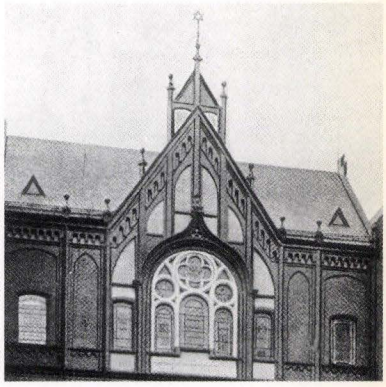
In Prenzlauer Berg, einem Stadtbezirk mit einem relativ hohen jüdischen Bevölkerungsanteil, befand sich eine Gemeindesynagoge in der Rykestraße, die 1904 eingeweiht worden war. Die Gottesdienste dort folgten dem alten Ritus. Als zu Beginn dieses Jahrhunderts mit dem Bau an dieser Synagoge begonnen wurde, gab es den Plan, eine für liberale Gottesdienste erforderliche Orgel einzubauen. Dieses Vorhaben wurde jedoch damals nicht verwirklicht.* Neben dieser Synagoge gab es in Prenzlauer Berg noch einige Privatsynagogen, in denen traditionelle Gottesdienste abgehalten wurden: So hatte beispielsweise der „Synagogenverein Ahawas Zion" in der Schönhauser Allee 4 eine Synagoge eingerichtet, in der Franseckystraße 3 unterhielt der „Synagogenverein Lew Jehudo e.V." eine Betstätte mit einer kleinen Religionsschule.

Als Mitglieder der Ortsgruppe Norden des „Liberalen Vereins für die Angelegenheiten der Jüdischen Gemeinde zu Berlin" am 30. November 1923 einen von nun an regelmäßig stattfindenden liberalen Freitagabendgottesdienst in der Synagoge des „Auerbach'schen Waisenhauses" in der Schönhauser Allee 162 einrichteten**, war dies der erste Gottesdienst in Prenzlauer Berg, der dem liberalen Ritus folgte. Der Synagogenraum war keinesfalls ideal: Ursprünglich beim Neubau des „Auer-

*Vgl. Jerke, „Des Gotteshauses Bedeutung und Berechtigung"

**Vgl. Frühauf, Ein Elternhaus für Waisen

bach'schen Waisenhauses", einem von der Gemeinde unabhängigen jüdischen Kinderheim, 1896 als Aula und Festsaal geplant, lag er ungünstig in der dritten Etage. Seine Längsachse erstreckte sich von Süd nach Nord und nicht, wie es für Synagogen notwendig wäre, von West nach Ost, und die Lichtverhältnisse waren unbefriedigend. Um Berufstätigen und Gewerbetreibenden die Teilnahme zu ermöglichen, begannen die Gottesdienste über das ganze Jahr um 19.15 Uhr und nicht mit Beginn des Schabbat, der sich nach dem Sonnenuntergang richtet. 1924 kamen dann Gottesdienste an den Abenden der Wallfahrtsfeste und Morgen- und Abendgottesdienste an den Hohen Feiertagen hinzu, ab Pessach 1925 wurden auch Morgengottesdienste am Schabbat abgehalten.



Fenster der Liberalen Synagoge Norden im Baruch-Auerbach'schen Waisenhaus

Um die Fortführung und den weiteren Ausbau der Gottesdienste zu fördern, wurde die Gründung eines selbständigen „Liberalen Synagogenvereins Norden" beschlossen, dem 1926 ungefähr 150 Mitglieder, einige Jahre später schon 200 angehörten. Erster Vorsitzender wurde Hermann Falkenberg aus der Lottumstraße 22, auf dessen Initiative hin dieser liberale Gottesdienst, der nun als „Liberale Synagoge Norden" firmierte, ins Leben gerufen wurde. Hermann Falkenberg (1869–1936), der sich mit Überzeugung in der religiös-liberalen Bewegung engagierte, wurde 1869 in Schlochau, einem kleinen Ort in Westpreußen, geboren und kam als Sechzehnjähriger nach Berlin, wo er die Lehrerbildungsanstalt der Jüdischen Gemeinde absolvierte. Danach arbeitete er 45 Jahre lang an verschiedenen Schulen und Religionsschulen der Jüdischen Gemeinde, von 1912 bis zur Auflösung der Einrichtung war er Seminarlehrer an der oben erwähnten Lehrerbildungsanstalt. Er galt als ein „ebenso guter Lehrer des Rechnens und der Erdkunde wie des Deutschen und des Gesangs. Dabei war er ein Mann von inniger, aufrichtiger Religiosität, voll von Ehrfurcht vor der Größe der Bibel und ihrer Helden, von tiefster Empfindung für die Schönheit der Psalmen und mit all dem auch ein Religionslehrer von besonderem Format."[1]

Hermann Falkenberg (1869–1936)

Ein Problem war die Finanzierung der neu geschaffenen liberalen Gottesdienste. In einer Zeit wirtschaftlicher Depression, die Inflation war zum Ende des Jahres 1923 gerade beendet worden, konnten die notwendigen Mittel in einem Stadtbezirk, in dem keine sehr wohlhabende jüdische Bevölkerung angesiedelt war, nur teilweise durch Spenden aufgebracht werden. Die Jüdische Gemeinde stellte daher dem „Liberalen Synagogenverein Norden" jährliche Subventionen zur Verfügung, wenn auch an den religiösen Praktiken und an dem im Vergleich zu Gottesdiensten nach altem Ritus höheren Finanzbedarf durch die Verwendung von Chor und Orgel von konservativer Seite heftig Kritik geübt wurde. Letztlich wurden die Subventionen bewilligt, galt doch in der Repräsentantenversammlung, dem Gemeindeparlament, schließlich der Grundsatz der Nichteinmischung in die religiösen Angelegenheiten der jeweils anderen Partei.

Gottesdienste und Gemeindeleben

Die finanzielle Unterstützung durch die Gemeinde war sicher eine wichtige Voraussetzung zum weiteren Ausbau der Gottesdienste und des Gemeindelebens rund um die Liberale Synagoge Norden. Ab 1925 erschien unter der Redaktion von Hermann Falkenberg regelmäßig zu den Feiertagen die Zeitschrift des „Liberalen Synagogenvereins Norden" – „Die Gemeinschaft. Hefte zur religiösen Erstarkung des Judentums". Schon in der Wahl des Titels kommt das zentrale Anliegen des Vereins, eine kleine Gemeinschaft religiös-liberaler Jüdinnen und Juden innerhalb der anonymen Großgemeinde zu bilden, zum Ausdruck. Der „Gemeinschaft" läßt sich entnehmen, welche Ziele der Synagogenverein verfolgte: Das religiöse Leben sollte sich aus den Bedürfnissen der Mitglieder heraus entwickeln. Es wurde angestrebt, bei der Gestaltung der Gottesdienste die Wünsche der Beterinnen und Beter zu berücksichtigen und sie dazu zu bewegen und zu befähigen, selbst gottesdienstliche Funktionen zu übernehmen. Ein wichtiges Ziel war es auch, bei denjenigen, die dem Judentum fernstanden und über wenig oder kein jüdisches Wissen verfügten, ein religiöses Interesse zu wecken und zu fördern und sie zur Mitarbeit am Aufbau der „Liberalen Synagoge Norden" zu gewinnen.

Die Gottesdienste in der „Liberalen Synagoge Norden" unterschieden sich schon allein dadurch von denen in anderen Synagogen Berlins, daß Frauen und Männer hier zusammensitzen konnten, was offenbar auf die Besucherinnen und Besucher eine große Anziehungskraft ausübte. Viele Frauen erklärten, „hier hätte sie zum ersten Male eine wahrhafte Jaumtauwstimmung[2] erfaßt, da sie an der Seite von Mann und Kind das Gotteswort vernommen hätten", wie Hermann Falkenberg in einem Bericht über die „Liberale Synagoge Norden" aus dem Jahre 1925 schreibt.[3] Sicher ist die Aufhebung der Geschlechtertrennung in dieser Synagoge nur als ein erster kleiner Schritt zu einer gleichberechtigten Teilnahme der Frauen am Gottesdienst anzusehen, wurden doch alle gottesdienstlichen Funktionen nach wie vor von Männern ausgeübt. Es muß aber bedacht werden, wie revolutionär dies zu jener Zeit war, mußten doch in fast allen Berliner Synagogen Frauen immer noch getrennt von den Männer meist auf Galerien sitzen, wo sie dem Gottesdienst nur schlecht folgen konnten. Erst in der 1930 eingeweihten Synagoge in der Prinzregentenstraße in Wilmersdorf wurde zum ersten Mal in einer Gemeindesynagoge die Trennung der Geschlechter aufgehoben.

Der Gottesdienst folgte, wie schon erwähnt, dem liberalen Ritus. Der Kantor, jahrelang wirkte hier Kurt Jakubowski, wurde von gemischtem Chor und Orgel begleitet, wobei dem gemeinsamen Gesang aller ein großer Raum zugewiesen wurde. Die Musik galt als wichtiges Mittel, um eine dem Gottesdienst angemessene andächtige Atmosphäre zu schaffen. Zunächst wurde als Grundlage für die Gestaltung der Gottesdienste das Gebetbuch der Berliner Orgelsynagogen verwendet. Zu Chanukka 1927 konnte den Mitgliedern der „Liberalen Synagoge Norden" ein eigenes kleines Gebetbuch für den Freitagabend, „Das Freitag-

abendgebet", das von Professor Josua Falk Friedlaender zusammengestellt worden war, übergeben werden. Friedlaender, geboren 1871 in Stade, siedelte 1906 nach Berlin über, wo er bis zu seiner vorzeitigen Pensionierung 1933 als Lehrer für neue Sprachen, Latein und jüdische Religion im öffentlichen Schuldienst wirkte. 1942 starb er in Theresienstadt. Er entstammte einer streng orthodoxen Familie, wandte sich aber schon in seiner Studienzeit dem Liberalismus zu. Mit einem umfangreichen jüdischen Wissen ausgestattet, machte er sich zusammen mit Hermann Falkenberg um die Gestaltung der Liturgie für die „Liberale Synagoge Norden" verdient. 1935 erschien dann die zweite veränderte Auflage des „Freitagabendgebets" unter dem Titel „Abendgebete für Sabbat und Festtage"[4]. Sie enthielt eine Einführung in die Entwicklung und den Inhalt des Abendgebets von Hermann Falkenberg, was die Benutzung für diejenigen, die über wenig Wissen zur jüdischen Liturgie verfügten, sicher erleichterte.

Um zu erreichen, daß „Sabbat- und Festgedanken in zu Herzen gehender Weise der Gemeinde offenbart, Verständnis und Gefühl für Bibel und Gebet erschlossen werde"[5], wurde auf die stimmungsvolle Gestaltung des Gottesdienstes ein besonderes Augenmerk gerichtet. Er sollte deshalb nie eintönig sein, sondern jedes Mal von einer Idee getragen werden, die sich wie ein roter Faden durch den ganzen Gottesdienst zog, die Auswahl der Gebete und Psalmen und den Inhalt der Predigt bestimmte. Eine große Bedeutung wurde dabei den deutschen Gebeten beigemessen, die jedoch nicht wörtlich aus dem Hebräischen übersetzt, sondern sinngemäß ins Deutsche übertragen wurden.

Der jeweilige Abschnitt aus der Tora, der innerhalb des Morgengottesdienstes am Schabbat und an den Feiertagen im Mittelpunkt des Gottesdienstes steht und in der „Liberalen Synagoge Norden" auch in den Abendgottesdienst eingefügt worden war, wurde zunächst in deutsch vorgelesen und dann in der traditionellen Weise in hebräisch vorgesungen. Der Umfang der Toralesung wurde jedoch stark gekürzt, denn „an keiner Stelle darf das Gefühl des Müßigseins, der Langeweile erzeugt, nirgends Gelegenheit zur Unterhaltung gegeben werden".[6] Angestrebt wurde, daß jeder der Aufgerufenen seinen Abschnitt selbst vortrug. Normalerweise übernimmt diese Aufgabe der Vorbeter oder Kantor. Diejenigen, die aufgerufen werden, sagen nur die entsprechenden Segenssprüche vor und nach der Lesung, da kaum noch jemand über ausreichende Hebräischkenntnisse verfügt, um den schwer lesbaren Text aus der Torarolle vorsingen zu können. Ob dieses Ziel tatsächlich verwirklicht werden konnte, ist nicht bekannt. Bemerkenswert ist aber, daß Laien hier die Gelegenheit bekamen, Funktionen im Gottesdienst zu übernehmen, die im allgemeinen ausgebildeten Kantoren und Rabbinern vorbehalten waren. Die Möglichkeit der schöpferischen Mitwirkung am Gottesdienst sollte auch das Bedürfnis fördern, sich jüdisches Wissen, das längst nicht mehr völlig selbstverständlich von einer Generation an die nächste weitergegeben wurde, anzueignen. Denn umfassende Kenntnis der jüdischen Tradition befähigte den einzelnen, am Aufbau des religiösen Lebens teilzunehmen, denn wenn „jeder von

Abendgebete

für

Sabbat und Festtage

Gebetbuch der Liberalen Synagoge Berlin

Herausgegeben von der Liberalen Synagoge Norden in Berlin

Aus der Sammlung

DIE GEMEINSCHAFT

Hefte für die religiöse Erstarkung des Judentums

Zweite veränderte und vermehrte Auflage des „Freitagabend-Gebets"

1935

Aufruf von Hermann Falkenberg, abgedruckt in der Ausgabe der „Gemeinschaft" vom 19. September 1925

jedem weiß, daß er ihm etwas hier im Gotteshaus zu sagen hat, dann wächst die Gemeinde zusammen".[7]
Daher sollten auch die Predigten in der „Liberalen Synagoge Norden" von Laien gehalten werden, wurde doch davon ausgegangen, daß „die Nichtrabbiner – Lehrer, Aerzte, Anwälte u. a. – nicht bloß zum Mithören, sondern auch zum aktiven Mitwirken berufen seien und innerhalb eines bestimmten Vorstellungskreises die geistigen und religiösen Nöte ihrer Gemeinschaft oft am eindringlichsten darzustellen vermochten", wie es in einem Bericht über die Liberale Synagoge Norden anläßlich ihres fünfjährigen Bestehens heißt.[8] Allerdings wurde auch angemerkt, daß diese Predigten nicht immer befriedigten.[9] Deshalb wurde 1925 Dr. Martin Salomonski als Rabbiner gewonnen, ihm „ist es zu danken, daß die liberalen Synagogenvereine einen bedeutenden Aufschwung genommen haben, daß sie immer mehr Mitglieder an sich ziehen konnten und so dem jüdischen Leben Berlins eine besondere Note geben konnten".[10] Martin Salomonski, geboren 1881 in Berlin, studierte an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums. 1910 wurde er als Rabbiner nach Frankfurt/Oder berufen, im ersten Weltkrieg wirkte er als Feldrabbiner in Frankreich. Während der Nazizeit war er Leiter des Aufbringungswerks der Jüdischen Gemeinde. Er wurde 1942 nach Theresienstadt deportiert und 1944 in Auschwitz ermordet. Seine Berufung zum Gemeinderabbiner im Jahre 1928 wurde auch als eine Anerkennung der Arbeit der „Liberalen Synagoge Norden" durch die Jüdische Gemeinde angesehen. Durch sein neues Amt wurde das Wirken Salomonskis für die „Liberale Synagoge Norden" eingeschränkt, zunehmend erhielten aber junge Rabbiner und Rabbinatskandidaten die Gelegenheit, dort zu predigen.

Erfolge, Impulse und das Aus

Die 200 bis 250 Plätze umfassende „Liberale Synagoge Norden" wurde, wie zeitgenössischen Berichten aus der jüdischen Presse zu entnehmen ist, gut besucht, wobei auf die Form der wirkungsvoll gestalteten Gottesdienste und die hohe Attraktivität gerade für Familien und diejenigen, die dem religiösen Leben bisher fernstanden, verwiesen wird. Leopold Wolff aus Charlottenburg beschrieb in einem Artikel, der 1925 in der „Jüdisch-liberalen Zeitung" erschien, welchen Eindruck ein Besuch in der „Liberalen Synagoge Norden" bei ihm hinterlassen hatte: „Der Gottesdienst begann gleich feierlich mit weihevollem Spiel und Chorgesang. Nicht so, daß wie vor einem Rumpfparlament ein im übrigen unverständlich bleibender Artist der Lippenbehendigkeit im Schnellzugtempo lange vor sich hin murmelt, nur dann und wann von einen kleinen Kreis Unentwegter unterbrochen, die an Kraftstellen eine mißtönige Zustimmung durcheinander rufen. Nein, schon vom ersten Worte an wirkte der stark gekürzte und inhaltlich wohl erwogene Vortrag der besten Teile unserer Andacht, oft gesteigert durch deutsche und wie ich wohl bemerkt habe, individuell herausgearbeitete Gebete des Rabbiners, erwärmend und erbauend."[11] Als bemerkenswert empfand Wolff die für Synagogen sicher ungewöhnliche

andächtige Atmosphäre, kein Stimmengewirr war zu hören, nur wenige Kinder konnte er ausmachen. Dies ist darauf zurückzuführen, daß Kinder unter sechs Jahren nicht zum Gottesdienst zugelassen wurden, da sie die Andacht stören würden, wie der Antwort auf eine Beschwerde von Max Littwitz aus der Wörther Straße 16 aus dem Jahre 1931 zu entnehmen ist.[12] Ihm war die Teilnahme am Gottesdienst in der „Liberalen Synagoge Norden" in Begleitung seines fünfjährigen Sohnes verwehrt worden.

Für Kinder und Jugendliche wurden spezielle Jugendgottesdienste eingerichtet, der erste fand 1927 zu den Hohen Feiertagen statt. Sie wurden u. a. im Saal des Wohlfahrtsamtes Prenzlauer Berg der Jüdischen Gemeinde in der Metzer Straße 1 und im Gebäude des „Auerbach'schen Waisenhauses" abgehalten, ab 1934 stand auch das neu eingeweihte Jugendheim der „Liberalen Synagoge Norden" in der Schönhauser Allee 31, später in der Nummer 23/25, zur Verfügung. Da den meisten Kindern und Jugendlichen Ablauf und Umfang der Gottesdienste, Inhalt und Sprache der Gebete fremd waren, wurde eine spezielle Agende für die Jugendgottesdienste erarbeitet. Diese Gebetsordnung wurde von der Kultuskommission der Jüdischen Gemeinde übernommen, ein Beispiel, das zeigt, daß die „Liberale Synagoge Norden" der Großgemeinde Impulse für die Jugendarbeit gegeben hat. Die Jugendgottesdienste waren, wie die regulären Gottesdienste, darauf ausgerichtet, die Jugendlichen zur Mitwirkung heranzuziehen. Jungen Männern und sogar Jugendlichen, die noch nicht Bar Mizwa waren, wurde die Möglichkeit geboten, gottesdienstliche Funktionen selbst auszuüben. Außergewöhnlich war sicherlich, daß die 1913 geborene Hanna Gerson als Zwanzig- oder Einundzwanzigjährige die Gelegenheit erhielt, den Jom-Kippur-Jugendgottesdienst zu leiten und eine Predigt zu halten. Unterstützung erhielt sie bei diesem Vorhaben von Erwin Zimet (1912–1991), der als Rabbinatskandidat in der „Liberalen Synagoge Norden" wirkte.

Synagogenraum der Liberalen Synagoge Norden im Baruch Auerbach'schen Waisenhauses

Es war der „Liberalen Synagoge Norden" gelungen, wie ein vierzehnjähriger Jugendlicher im Jahre 1934 schrieb, das Interesse der Jugend für den Gottesdienst zu wecken und „zwischen ihr und dem Gotteshaus ein starkes Band zu knüpfen".[13] Die aktive Teilnahme an den Gottesdiensten sollte durch Hebräischkurse, Bar-Mizwa-Kurse für die Jungen und Konfirmandinnenkurse für die Mädchen gefördert werden. Das erste Mal wurden Mädchen im Rahmen des Gottesdienstes zum Laubhüttenfest im Jahre 1926 eingesegnet. Die Konfirmation, sie wurde durch die Reformbewegung bereits zu Beginn des 19. Jahrhunderts eingeführt, war eine Form der Aufnahme in die Synagogengemeinschaft. Die wichtige Rolle der Frau innerhalb der jüdischen Gemeinschaft sollte mit dieser Zeremonie gewürdigt werden, praktisch hatte aber diese Feier noch keine Auswirkungen auf die Stellung der Mädchen und Frauen im Gottesdienst.

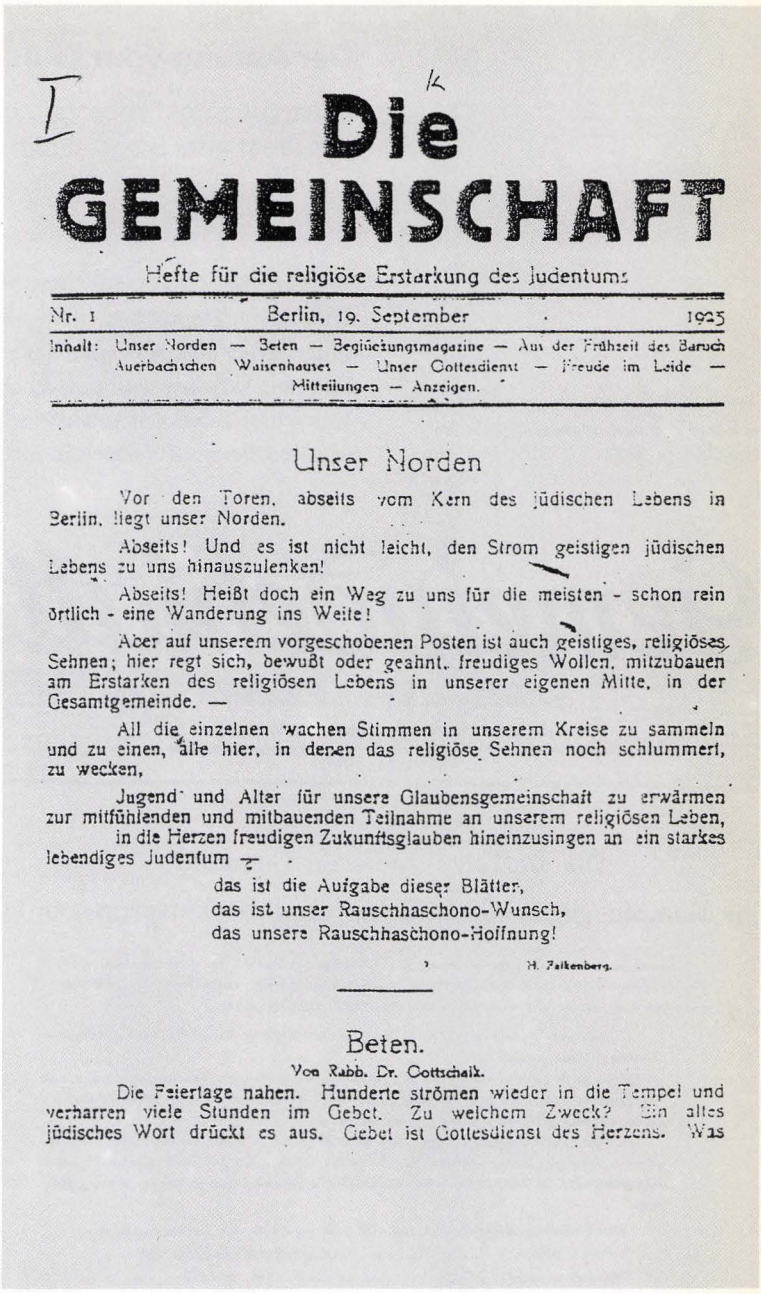
Der Erfolg der Arbeit der „Liberalen Synagoge Norden" läßt sich auch daraus ersehen, daß schon bald in anderen Stadtteilen liberale Gottesdienste, oft in Schulaulen, nach dem Vorbild der „Liberalen Synagoge

Norden" eingerichtet wurden – so 1927 in Wilmerdorf, dieser Gottesdienst existierte bis zur Einweihung der liberalen Gemeindesynagoge Prinzregentenstraße im Jahre 1930, 1928 in Westend, ein Jahr später in der Aula der Mädchenschule in der Kaiserstraße. 1929 schlossen sich die Synagogenvereine, die diese Gottesdienste unterhielten, zur „Liberalen Synagoge Berlin" zusammen. Den Synagogenvorständen dieser Synagogen gehörten auch Frauen an.

1933 konnte der Liberale Synagogenverein auf eine zehnjährige fruchtbare Tätigkeit zurückblicken, anläßlich des Jubiläums fand ein Festgottesdienst in der „Liberalen Synagoge Norden" statt. In seiner Festpredigt betonte Rabbiner Martin Salomonski, daß „es gerade die Ausgestaltung des Gottesdienstes im religiös-liberalen Sinne gewesen sei, die sehr vielen Juden die Synagoge nahegebracht hätte. Die verständliche und vereinfachte Form dieses Gottesdienstes erst habe viele wieder in das Gotteshaus geführt, habe sie dort in wirklicher Andacht verweilen lassen und habe ihnen zu wahrhaftem Gebet verholfen."[14] Es wurde festgestellt, daß sich um die „Liberale Synagoge Norden" eine feste Gemeinschaft interessierter und engagierter Frauen und Männer gebildet hatte. Dazu trugen nicht nur die einprägsamen Gottesdienste, sondern auch die Synagogenkonzerte und die Gemeindeabende mit Vorträgen und Diskussionen zu verschiedenen Aspekten der Gemeindearbeit und zu religiösen Themen, zu denen regelmäßig eingeladen wurde, bei.

In ihrem Jubiläumsjahr gehörten der „Liberalen Synagoge Berlin" bereits sechs Synagogen an. Einige der Gottesdienste mußten aber wieder aufgegeben werden oder wurden in Privatwohnungen verlegt, weil nach 1933 die Aulen der städtischen Schulen für jüdische Gottesdienste nicht mehr zur Verfügung standen. Nach dem Tod von Hermann Falkenberg am 18. März 1936 wurde die „Liberale Synagoge Berlin" in „Hermann-Falkenberg-Synagoge" umbenannt. In der jüdischen Presse erschienen lange Nachrufe, in denen das Wirken Falkenbergs für die Berliner jüdische Gemeinschaft und für die religiös-liberale Bewegung gewürdigt wurde. Zweieinhalb Jahre später wurden in der letzten Ausgabe des „Gemeindeblatts der Jüdischen Gemeinde zu Berlin", das einige Tage vor der Pogromnacht am 9./10. November 1938 erschien, zum letzten Mal Gottesdienste in der „Hermann-Falkenberg-Synagoge Norden" angekündigt.
Im „Jüdischen Nachrichtenblatt", dem einzigen jüdischen Presseorgan, das nach dem Pogrom erscheinen durfte, wurden erst wieder zu den Hohen Feiertagen im Herbst 1939 von der Gemeinde veranstaltete Gottesdienste nach liberalem Ritus in der Synagoge des „Auerbach'schen Waisenhauses" angezeigt. Ab Februar 1940 wurden dann dort statt in der Synagoge Rykestraße regelmäßig Gottesdienste nach altem Ritus abgehalten. 1943 wurde das „Auerbach'sche Waisenhaus", nachdem fast alle Kinder deportiert worden waren, durch die Reichsjugendführung des Gebietes Berlin in Besitz genommen.*

*Vgl. Frühauf, Ein Elternhaus für Waisen



Die GEMEINSCHAFT

Hefte für die religiöse Erstarkung des Judentums

Nr. 1 — Berlin, 19. September — 1935

Inhalt: Unser Norden — Beten — Begüterungsmagazine — Aus der Frühzeit des Baruch Auerbachschen Waisenhauses — Unser Gottesdienst — Freude im Leide — Mitteilungen — Anzeigen.

Unser Norden

Vor den Toren, abseits vom Kern des jüdischen Lebens in Berlin, liegt unser Norden.

Abseits! Und es ist nicht leicht, den Strom geistigen jüdischen Lebens zu uns hinauszulenken!

Abseits! Heißt doch ein Weg zu uns für die meisten - schon rein örtlich - eine Wanderung ins Weite!

Aber auf unserem vorgeschobenen Posten ist auch geistiges, religiöses Sehnen; hier regt sich, bewußt oder geahnt, freudiges Wollen, mitzubauen am Erstarken des religiösen Lebens in unserer eigenen Mitte, in der Gesamtgemeinde. —

All die einzelnen wachen Stimmen in unserem Kreise zu sammeln und zu einen, alle hier, in denen das religiöse Sehnen noch schlummert, zu wecken,

Jugend und Alter für unsere Glaubensgemeinschaft zu erwärmen zur mitfühlenden und mitbauenden Teilnahme an unserem religiösen Leben,

in die Herzen freudigen Zukunftsglauben hineinzusingen an ein starkes lebendiges Judentum —

das ist die Aufgabe dieser Blätter,
das ist unser Rauschhaschono-Wunsch,
das unsere Rauschhaschono-Hoffnung!

H. Falkenberg.

Beten.

Von Rabb. Dr. Cottschalk.

Die Feiertage nahen. Hunderte strömen wieder in die Tempel und verharren viele Stunden im Gebet. Zu welchem Zweck? Ein altes jüdisches Wort drückt es aus. Gebet ist Gottesdienst des Herzens. Was

Titelblatt des von Hermann Falkenberg 1935 herausgegebenen Gebetbuches

Das Gebäude des „Auerbach'schen Waisenhauses" wurde im Krieg zerstört und später abgerissen. Viele der Frauen und Männer, die sich der „Liberalen Synagoge Norden" verbunden fühlten, wurden deportiert, nur wenige überlebten. Die Ideen, die sie in dieser Synagoge zu verwirklichen versuchten, wurden nach der Schoah in keiner der wenigen noch existierenden Berliner Synagogen wieder aufgegriffen.

Sibylle Hinze

Der Anfang vom Ende

Zerstörung der Lebensgrundlagen jüdischer Bürger des Prenzlauer Bergs in den Jahren 1933–1936

Werden die judenfeindlichen Maßnahmen der nationalsozialistischen Diktatur angesprochen, so denkt man im allgemeinen zuerst an die Nürnberger Gesetze vom September 1935 und die ihnen folgenden Verbote, Aktionen und gesetzlichen Regelungen. Aber bereits vor 1933 war schon vereinzelt Judenfeindlichkeit von Nachbarn aufgetreten. So erwähnt Petra Grubitzsch in ihrer Geschichte des Prenzlauer Bergs bei-

Aufruf der Reichsvertretung der deutschen Juden und des Gemeindevorstandes der Jüdischen Gemeinde zu Berlin

Gemeindeblatt

Das Blatt wird sämtlichen Mitgliedern der Jüdischen Gemeinde zugestellt. Für Nichtmitglieder beträgt der Bezugspreis jährlich Mk. 6.— für die einfache Ausgabe, bzw. Mk. 12.— für die Kunstdruckausgabe. Das Blatt erscheint am 1. Freitag jeden Monats.

der Jüdischen Gemeinde zu Berlin

Amtliches Organ des Gemeindevorstandes

Bestellungen auf das Blatt sind zu richten: a) für Gemeindemitglieder an den Vorstand der Jüdischen Gemeinde, Berlin N 24, Oranienburger Straße 29; für Nichtmitglieder an den Verlag Ost und West, Leo Winz, Berlin-Charlbg. 2, Knesebeckstraße 32.

23. Jahrg. APRIL 1933 Nr. 4

Die Berliner Jüdische Gemeinde im Kampfe gegen Greuelhetze und Boykottpropaganda

Gemeinsam mit der Reichsvertretung der deutschen Juden hat der Gemeindevorstand am 29. März den nachstehenden Aufruf erlassen, der durch die großen Telegraphenbüros, viele Tageszeitungen und auszugsweise auch durch den Rundfunk verbreitet wurde:

„*Die deutschen Juden sind tief erschüttert von dem Boykottaufruf der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei.*

Wegen der Verfehlung einiger weniger, für die wir nie und nimmer Verantwortung tragen, soll uns deutschen Juden, die sich mit allen Fasern ihres Herzens der deutschen Heimat verbunden fühlen, wirtschaftlicher Untergang bereitet werden.

In allen vaterländischen Kriegen haben deutsche Juden in dieser Verbundenheit Blutopfer gebracht. Im großen Kriege haben von fünfhunderttausend deutschen Juden zwölftausend ihr Leben hingegeben. Auf den Gebieten friedlicher Arbeit haben wir mit allen unseren Kräften unsere Pflicht getan.

Den Greuel- und Boykottfeldzug im Ausland haben die jüdischen Organisationen Deutschlands mit äußerster Anstrengung und erfolgreich bekämpft. Sie haben hierfür alles getan, was in ihrer Kraft stand und werden es weiter tun.

Trotzdem sollen jetzt die deutschen Juden, als die angeblich Schuldigen, zugrunde gerichtet werden. Wir rufen dem deutschen Volke, dem Gerechtigkeit stets höchste Tugend war, zu:

Der Vorwurf, unser Volk geschädigt zu haben, berührt aufs tiefste unsere Ehre. Um der Wahrheit willen erheben wir feierlich Verwahrung gegen diese Anklage. Wir vertrauen auf den Herrn Reichspräsidenten und auf die Reichsregierung, daß sie uns Recht und [illegible]möglichkeit in unserem deutschen Vaterlande nicht nehmen lassen werden.

Wir wiederholen in dieser Stunde das Bekenntnis unserer Zugehörigkeit zum deutschen Volke, an dessen Erneuerung und Aufstieg mitzuarbeiten unsere heiligste Pflicht, unser Recht und unser sehnlichster Wunsch ist.“

•

Zum Zwecke der Unterrichtung ausländischer Stellen hat der Vorstand der Jüdischen Gemeinde zu Berlin an das Präsidium der Jüdischen Kultusgemeinde, Warschau, an das American Jewish

spielsweise, daß schon 1932 der „Synagogenverein Lew Jehudo e.V." seinen seit 1908/09 genutzten Versammlungsort in der Franseckystraße 3 wegen der antisemitischen Haltung der Hausbewohner aufgeben und in die Schönhauser Allee 31 umziehen mußte.[1]

Im folgenden sollen die Maßnahmen aufgezeigt werden, die sofort nach Errichtung der NS-Herrschaft, nach dem 30. Januar 1933, zum Tragen kamen und schwerwiegend die berufliche und damit materielle Existenz jüdischer Bürger in Frage stellten.

Nach dem Januar 1933 wurden umgehend staatliche und nichtstaatliche Existenzeinschränkungen für jüdische Bürger verschiedener Berufsgruppen wirksam, oft noch ehe diese durch entsprechende Nazigesetze legalisiert wurden.

Schwerwiegend waren sowohl erste staatliche Maßnahmen als auch das Aufgreifen des staatlich propagierten Antisemitismus dort, wo er

Der Boykott jüdischer Geschäfte am 1. April 1933

benutzt werden konnte, um in größerem Maßstab (Berufsverbände) oder in kleinerem Maßstab Konkurrenten in freien Berufen, im Handel oder im Kampf um einen Arbeitsplatz loszuwerden.

Ein Teil der Betroffenen reagierte mit Emigration. Während 1933 im Prenzlauer Berg noch 18 051 Bürger jüdischen Glaubens lebten, waren es im Mai 1939 nur noch 9 577.[2] Über etwa zweihundertundvierzig der im Zeitraum von 1933 bis 1936 offiziell ausgewanderten jüdischen Bewohner des Bezirks liegen im Brandenburgischen Landeshauptarchiv in Potsdam Akten des Oberfinanzpräsidenten vor, die von der Autorin teilweise eingesehen werden durften.[3]

Warum nicht alle betroffenen Prenzlauer Berger rechtzeitig auswanderten – so daß in den vierziger Jahren schließlich noch 6 756 in die Ver-

Bezirksstadtrat und Leiter des Bezirksjugendamtes Walter Friedländer, um 1930

nichtungslager deportiert werden konnten[4] –, hat viele Gründe, die hier nur angedeutet werden können: Unterschätzung der Gefahr, nicht so rasche wirtschaftliche Betroffenheit, fehlende Geldmittel zur Auswanderung, Furcht vor einem Neuanfang in einem fremdsprachigen Land, Nichterteilung von Einreisebewilligungen durch viele Länder, Heimatverbundenheit, Alter und Krankheit, Resignation, Opferbereitschaft, Kampfbereitschaft... Die Akten der Ausgewanderten und die Erlebnisberichte von Emigranten machen den großen materiellen und sozialen Verlust deutlich, den die Auswanderung umgehend mit sich brachte. Alle diejenigen, die auswandern und irgendeine Summe Geldes mitnehmen wollten, mußten dazu Anträge beim Oberfinanzpräsidenten stellen und bekamen willkürlich festgelegte, häufig sehr begrenzte Geldsummen bewilligt. Vom Tag der Ausreise an galten sie als Devisenausländer. Ihre zurückgelassenen Geldmittel kamen auf ein Sperrkonto, waren für sie kaum noch zugänglich und verfielen letztendlich dem Staat. Daß diese Devisenbeschränkungen sofort greifen konnten, war darauf zurückzuführen, daß sie bereits im Mai 1932, also noch in der Weimarer Republik, zum Gesetz erhoben worden waren.[5]

Die Entlassungen der jüdischen Beamten

Als erste wurden im Rahmen der vor allem gegen Kommunisten und Sozialdemokraten gerichteten unlegalisierten „Säuberungsaktion" der Nationalsozialisten sieben der acht Stadträte des Bezirksamtes Prenzlauer Berg entlassen. Darunter war der jüdische Stadtrat Walter Friedländer (SPD). Im Februar 1933 knapp seiner Verhaftung entgangen, nutzte er im März den Besuch einer Internationalen Konferenz zur Jugendwohlfahrt in Genf, um sich in Sicherheit zu bringen.[6]

Wie es sich für die Beamten weiterentwickelte, schildert Petra Grubitzsch in ihrem bereits genannten Buch: „Mit dem Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933 schufen sich die Nationalsozialisten eine Grundlage für ihre Entlassungsaktion jüdischer und marxistischer Mitarbeiter in den Verwaltungen. Im Bezirksamt wurden 17 Beamte in den Ruhestand versetzt, 23 Beamte, 210 Angestellte und 31 Arbeiter entlassen. (...) Von der ‚Säuberungsaktion' auf unterer Ebene war vor allem das Jugend- und Wohlfahrtsamt betroffen. Zahlreiche jüdische Mitarbeiter im sozialen und medizinischen Bereich wurden aus rassischen und politischen Gründen entlassen, wie die Juristen Otto Reinemann und Arthur Gottschalk, der Fürsorger Hans Nathansohn, der Arzt Hans Birnbaum, Lydia Ehrenfried und Trude Aschner. Ein Teil der Entlassenen und Verfolgten verließ Deutschland und ging ins Exil, wie Otto Reinemann, Arthur Gottschalk, Hans Birnbaum und die aus der KPD ausgeschlossene Ruth Fischer (Golke)[7], die zeitweise im Jugendamt Prenzlauer Berg gearbeitet hatte."[8]

Von dem damals 31 Jahre alten Juristen Dr. Otto Reinemann, der in der Jäckelstraße 17 (ab 1933 Kemmelweg, seit 1952 Sodtkestraße) wohnte, liegen im Bestand des Oberfinanzpräsidenten Akten vor.[9]

Abschrift

Stadt Berlin
Bezirksamt Prenzlauer Berg

Berlin NO 55, Oktober 1933
Danziger Str. 64
Fernruf: Kgst. 6981

Przl. Berg. H. B. 5 R. 54

Zeugnis:

Herr Dr. Otto Reinemann, geb. am 10. 10. 1902 in Frankfurt a. M., war vom 2. Januar 1929 als juristischer Hilfsarbeiter und vom 2. Juli 1929 ab als Magistratsrat bei uns beschäftigt. Herr Dr. Reinemann hatte die juristischen Dezernate des Volksbildungsamtes, der Deputation für das Gesundheitswesen, Hausverwaltung, Baupolizei, Baudeputation und des Wohlfahrtsamtes.

(...)

Herr Dr. Reinemann hat alle ihm übertragenen Aufgaben zur Zufriedenheit ausgefüllt. Sein Verkehr mit dem Publikum war einwandfrei. Herr Dr. Reinemann scheidet gemäss § 3 des Gesetzes zur Wiederherstellung des Berufbeamtentums vom 7. 4. 1933, Reichsgesetzblatt S. 175 (nicht arischer Abstammung) mit Ablauf des Monats Dezember 1933 aus städtischen Diensten.

gez. Dr. Krüger
(Stempel) Staatskommissar zur Wahrnehmung der Geschäfte des Bezirksbürgermeisters

Zu den Akten.
2. 1. 1934

Sofort nach seiner Versetzung aus den städtischen Diensten in den Ruhestand ohne Gewährung eines Ruhegehaltes bereitete er noch im Oktober 1933 mit seiner Frau Hertha die Auswanderung vor. Da er auch Dozent an der Volkshochschule Groß-Berlin gewesen war, fand er – zunächst für ein Jahr – eine Gelegenheit zur Lehrtätigkeit und Fortbildung an der Quäkerhochschule Pendle Hill in Wallingford bei Philadelphia in den USA. Beim Oberfinanzpräsidenten beantragte er die Genehmigung zum Transfer und zur Mitnahme eines Geldbetrages, der ein Überleben für einige Wochen sichern sollte. In diesem Antrag beantwortete er die Frage nach seiner Staatsangehörigkeit mit „Preuße". Am 18. Januar 1934 verließ das Ehepaar Deutschland. Die Ersparnisse, die auf den Namen seiner Frau zurückblieben, dürfte das Ehepaar wohl nie wiedergesehen haben.

Die Ausschaltung der jüdischen Kassenärzte

Zur gleichen Zeit entledigte sich der Standesverband der Ärzte[10] rigoros seiner jüdischen Konkurrenten, in dem er ihnen – ohne staatlichen Zwang – bereits im März 1933 die Genehmigung zur Behandlung von Kassenpatienten zum 1. Juli entzog. Die Hauptversammlung der Mitglieder der Städtischen Krankenversicherungsanstalt beschloß am

8. November 1933, sowohl alle „nichtarischen" als auch alle „arischen" Ärzte mit jüdischen Frauen von der Liste der zugelassenen Ärzte zu streichen. Jüdische Ärzte protestierten gegen diesen Beschluß beim Staatskommissar der Hauptstadt Berlin, Dr. Lippert. Dieser oberste Kommissar war im März neu ernannt worden, um die „‚Machtergreifung' in der Reichshauptstadt direkt (zu) koordinieren", wozu er dem preußischen Ministerpräsidenten und Innenminister Hermann Göring unmittelbar verantwortlich war.[11] Lippert wusch seine Hände in Unschuld, erklärte, daß die Städtische Krankenversicherungsanstalt zu Berlin ein Zusammenschluß der Beamten und eines Teils der Angestellten der Stadt Berlin sei und das Recht habe, selbst zu entscheiden, wen sie zur ärztlichen Behandlung zulasse. Eine staatliche Verpflichtung, jüdische Ärzte zuzulassen, würde einen unzulässigen Eingriff in die Rechte der Krankenkassen darstellen. Jedoch soweit auch mit Jüdinnen verheiratete Ärzte betroffen waren, erlaubte er sich dennoch einen Eingriff, beanstandete den Beschluß und ersuchte den Oberbürgermeister, eine Änderung herbeizuführen.[12] Die Ärzteverbände gingen in ihren antisemitischen Maßnahmen weiter, als es vom Staat bis dahin vorgesehen war. So war der Antisemitismus bei Errichtung des NS-Staates sofort abrufbar und wurde umgehend zur Ausschaltung einer großen Anzahl von Konkurrenten genutzt. Der umgehende Entzug der Kassenarztzulassung durch den Kassenarztverband wurde mit dem Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums begründet, obwohl Kassenärzte Freiberufler waren und sind und absolut nicht in die Kategorie von Beamten fallen.[13] Staatlicherseits wurde erst am 13. Dezember 1935 ein Zulassungsverbot für „nichtarische" Ärzte ausgesprochen – was noch immer nicht bedeutete, daß den bereits zugelassenen Ärzten die Kassenarztzulassung zu entziehen sei. Die 2. Durchführungsverordnung zu den „Nürnberger Gesetzen" vom 21. Dezember 1935 legte dann die Entfernung von jüdischen Ärzten, Professoren und Lehrern aus dem Staatsdienst fest.[14]

Eine ganze Reihe von Ärzten aus dem Prenzlauer Berg verließen auf Grund dieser Situation 1933 bis 1936 Deutschland. Sie alle waren deutsche Staatsbürger und schrieben bei der Frage nach ihrer Staatsbürgerschaft in den „Fragebogen für Auswanderer" oft trotzig und stolz: „Preuße". Die Frage nach dem Grund der Auswanderung beantworteten sie in der Mehrzahl der Fälle mit: „Verlust der Kassenarztpraxis", oft auch mit: „wegen vollständigem Verlust der Existenz".[15]

Die meisten Ärzte machten sich keinerlei Illusionen über den neuen Staat. Einzig der Facharzt für Hals-, Nasen-, Ohrenleiden und Plastik, Dr. Erich Lewin, hatte im Sommer 1933 zunächst Einspruch beim Reichsarbeitsministerium gegen seinen Ausschluß aus der Kassenarztpraxis erhoben und seine Ausreise von dessen Entscheidung abhängig gemacht.

Der größere Teil reiste mit einem für einen Neuanfang hilfreichen Betrag in Höhe des vom jeweiligen Einreiseland geforderten Vorzeigegeldes aus. Einige reisten aber auch mit Geldsummen aus, die kaum für den Reiseweg reichten. Auf jeden Fall waren die Bedingungen zur Mit-

Bis zum Sommer 1933 stellten vierzehn Ärzte einen Antrag auf Auswanderung:
- Der Zahnarzt Dr. James Ludwig Krebs, Prenzlauer Allee 50, 1898 in Berlin geboren, Ziel: Palästina.
- Die Fachärztin für Hals-, Nasen- und Ohrenleiden Dr. Elly Ziegler, geb. Friedmann, Weißenburger Straße 23, seit 1928 approbiert, Ziel: Österreich.
- Der Zahnarzt Dr. Alfred From, Schönhauser Allee 19 (am U-Bahnhof Senefelderplatz), 1908 in Rostock geboren, Vater: Damenmäntel-Fabrikant Osias From, Schönhauser Allee 19, Ziel: Palästina.
- Der Facharzt für Beinleiden Dr. Erich Hurwitz, Schönhauser Allee 87, Ziel: Palästina.
- Der Praktische Arzt Dr. Jacob Segall und die Kinderärztin Dr. Julie Segall, Wörther Straße 39, Ziel: Palästina.
- Der Praktische Arzt Dr. Adolf Sissle, Wisbyer Straße 22, Ziel: Palästina.
- Der Praktische Arzt Dr. Eduard Knopf, Danziger Straße 7, 1878 in Posen geboren, nach fünfundzwanzigjähriger Tätigkeit als Wohlfahrtsarzt entlassen, Ziel: Frankreich.
- Der Facharzt für Magen- und Darmkrankheiten Dr. Kurt Freundlich, Weißenburger Str. 26, Ziel: Palästina.
- Der Facharzt für Innere Krankheiten Dr. Ernst Kalisch, Elbinger Straße 66, 1900 geboren, Ziel: Frankreich.
- Der Facharzt für Innere Krankheiten mit Röntgen-Laboratorium Dr. Bernhard Rosenberg, Praxis: Stolpische Straße 1, II. Aufgang, Wohnung: Schönhauser Allee 88, Ziel: Palästina.
- Der Facharzt für Hals-, Nasen-, Ohrenleiden und Plastik Dr. Erich Lewin, Schönhauser Allee 147 a (gegenüber dem U-Bahnhof Danziger Straße), 1899 in Elbing geboren, Ziel: China.
- Der Zahnarzt Dr. Artur Rummelsburg, Schönhauser Allee 101, 1900 geboren, Ziel: Palästina.
- Der Zahnarzt Dr. Wolf Schmerling, Praxis: Neue Königstraße 28–36, Wohnung, Winsstraße 18 als Untermieter, Ziel: Palästina.

nahme von Wohnungs- und Praxiseinrichtungen sowie eines Transferbetrages für diejenigen besser, die sich rasch zur Auswanderung entschlossen. So war Dr. Isaak Bamberger mit mehr Vorsicht an die Auswanderung herangegangen. Zunächst hatte er Englischunterricht genommen. Danach stellten er und seine Frau Mirjam im März 1934 den Antrag auf Ausreise nach Palästina, zunächst für einige Monate, und baten um die Erlaubnis, dazu die nötigen Geldmittel mitnehmen zu dürfen. Nachdem der Geldtransfer ohne ersichtlichen Grund abgelehnt und Schikane mit der Paßvorlage getrieben worden war, reiste das Ehepaar, offenbar entnervt, illegal aus. Danach wurden sie zu Devisenausländern erklärt und ihre zurückgelassenen Geldmittel kamen auf ein für sie nicht mehr verfügbares Sperrkonto. Auf Dr. Louis Sternberg und seine Frau Minna wirkte sich bereits die im Februar 1935 erfolgte Verschärfung der Devisenbestimmungen[16] aus. Beide beantragten im Sommer 1936 die Genehmigung zur Transferierung ihres Restvermögens. Dr. Sternberg hatte einen Beteiligungsvertrag mit einer Klinik in Sao Paulo abgeschlossen. Sein Vermögen war in Wertpapieren angelegt. Zur Erlangung der Mitnahmeerlaubnis mußte er sich verpflichten, vierzig Prozent des Wertes dieser Papiere an die Golddiskontbank „zu Gunsten der Förderung des deutschen Exports" zu zahlen. Auch die Zinsscheine mußten in Deutschland verbleiben. Danach erhielt er die Genehmigung zur Mitnahme des Verbliebenen.[17]
Die meisten der hier benannten Ärzte besaßen Frau und Kinder und reisten mit diesen zusammen aus. Nur Dr. Hurwitz und Dr. Lewin ließen ihre Frauen zurück und wollten zunächst allein eine neue Existenz aufbauen. Harriet Hurwitz gelang es noch im Sommer 1933, ihrem Mann mit einer Geldsumme aus der inzwischen aufgelösten Praxis in Höhe des Vorzeigegeldes nach Tel Aviv zu folgen. Hingegen war Erna Lewin 1934 ziemlich mittellos, zur Untermiete lebend, in Berlin zurückgeblieben. Als ihr Mann anfing, in China Fuß zu fassen, stellte sie im Herbst 1934 den Antrag, ihm mit etwas Wäsche und Geschirr nachreisen zu dürfen. Sie führte einen längeren Kampf mit dem Oberfinanzpräsidenten, der ihr nicht einmal die Mitnahme eines Gegenwertes von 700 RM für die vierwöchige Reise gestatten wollte. Der Ausgang ihrer Bemühungen ist nicht in den Akten enthalten.

Für die nach Palästina ausgewanderten Ärzte wirkte sich für den Aufbau einer neuen Existenz in ihrem Beruf nachteilig aus, daß dorthin sehr viele Ärzte geflüchtet waren. So hatte sich Dr. Jacob Segall in Petach Tikwah (in der Nähe des heutigen Tel Aviv, S. H.) niedergelassen. Aber die Einnahmen aus der Praxis reichten nicht aus, um seine Familie zu ernähren. Er wollte sich deshalb landwirtschaftlich betätigen und beantragte Mitte 1934 die Transferierung des in Deutschland verbliebenen Geldes seiner Frau. Aber nun als Devisenausländer geltend, erhielten die Eheleute erst nach längeren Bemühungen eine Transfergenehmigung für eine begrenzte Summe ihres Geldes. Die Auswanderung in andere Länder bedeutete oftmals, daß die Berufsabschlüsse nicht anerkannt wurden. So mußte Dr. Eduard Knopf, um in

Für das Jahr 1934 sind weitere Anträge auf Auswanderung dokumentiert:
- Dr. Isaak Bamberger, Weißenburger Straße 29 (heute: Kollwitzstraße), 1899 in Burgpreppach geboren, Ziel: Palästina.
- Dr. Peter Beer, Schönhauser Allee 86, Ziel: USA.

1936 beantragte die Ausreise:
- Der Hals-, Nasen- und Ohrenarzt Dr. Louis Sternberg, 1875 in der Petersburger Straße 62 in Berlin geboren und dort bis 1931 wohnhaft, seit Januar 1935 in der Hufelandstraße 1 wohnend, Ziel: Brasilien.

Frankreich wieder als Arzt tätig sein zu können, erneut das Abitur und das medizinische Staatsexamen ablegen. Um sich eine neue Wohnung einzurichten, seine kranke Frau Jenny behandeln zu lassen, seine vierköpfige Familie zu unterhalten und ein dreijähriges Studium aufzunehmen, wurde ihm dann ein begrenzter Betrag zur Mitnahme zugestanden. Weitere Vermögenswerte wurden gesperrt.

Dr. Ernst Kalisch, sah sich, da er in Paris keine Zulassung als Arzt erhielt, gezwungen, einen landwirtschaftlichen Beruf zu erlernen und seine Weiterwanderung in ein überseeisches Land zu betreiben. Um in der Zwischenzeit den Lebensunterhalt für sich und seine dreiköpfige Familie zu bestreiten, beantragte er Anfang 1934 die Genehmigung der Überweisung eines Betrages von seinem in Deutschland verbliebenen, aber gesperrten Konto, auf das seine restlichen Forderungen aus der Kassenarztpraxis inzwischen eingegangen waren. Die Akten enthalten eine Mitteilung des Präsidenten des Landesfinanzamtes Berlin vom 17. Mai 1934 an die deutsche Botschaft in Paris, daß dem Antrag des Dr. Kalisch „mit Rücksicht auf die Devisenlage" nicht entsprochen werden könne. Zu Dr. Kalischs Glück erlaubte allerdings der Präsident des Landesfinanzamtes Schlesien im Mai 1934 dem Vater des Dr. Kalisch, Justizrat Kalisch in Breslau, seinem Sohn einen Betrag zu Existenzgründungszwecken zu überweisen. Auch Dr. Sternberg mußte in Brasilien erst das Staatsexamen neu ablegen. In der Zwischenzeit plante er, in der von ihm mitfinanzierten Klinik als Röntgenologe zu arbeiten.

Es ist selbstverständlich, daß alle jüdischen Ärzte des Bezirks Prenzlauer Berg von der Krankenkassenkündigung betroffen waren. Aber nur die siebzehn oben namentlich Benannten reagierten bis 1936 aktenkundig mit Ausreise. Andere Ärzte wanderten erst später aus, so Sanitätsrat Dr. Paul Samter (Eberswalder Straße, gegenüber dem evangelischen Stift) nach Kuba.[18] Wieder andere mußten illegal das Land verlassen, wie Dr. Bernhard Samter, der nach 1933 bei den Behörden denunziert wurde, darüber einen Hinweis von einem Patienten erhielt, zu Fuß das Riesengebirge überquerte, dabei beinahe erschossen wurde und schließlich mit Unterstützung eines Schwagers in die USA gelangte, Arzt in einer Nervenheilanstalt wurde und mit 72 Jahren starb.[19] Dr. Hermann Abrahamsohn, Danziger/Ecke Schliemannstraße, der in „Mischehe" mit einer Schauspielerin verheiratet war, überlebte Verfolgung und Krieg.[20] Für viele andere dürfte das Schicksal des Praktischen Arztes Dr. Martin Kreyn, Prenzlauer Allee 54, stehen, der im Lager starb. Er lebte unverheiratet in einer großen Wohnung mit Praxis und beschäftigte eine Haushälterin und einen Chauffeur. Mitte der dreißiger Jahre stand er im sechsten Lebensjahrzehnt. Eine nichtjüdische Bewohnerin des Prenzlauer Berg, die sich an ihn erinnerte, suchte ihn in den Jahren nach 1933 als ihren Hausarzt auch weiterhin auf, bis er ihr 1937/38 erklärte: „Es ist besser, wenn Sie nicht mehr zu mir kommen!" Die ehemalige Patientin beobachtete, wie er sein Auto und seinen Chauffeur und später seine Wohnung aufgeben mußte. Zuletzt „wohnte" er nach ihren Angaben im Scheunenviertel, was wahrscheinlich meint: im Sammellager Große Hamburger Straße. Die Patientin

fragte die Haushälterin nach der Adresse, um ihn dort zu besuchen, aber diese riet ihr, dort lieber nicht hinzugehen.[21]

Gegenwehrversuche der jüdischen Geschäftsleute

Die beim Oberfinanzpräsidenten bis 1936 angelegten Akten enthalten auch den Hinweis auf die Auswanderung von jüdischen Ladenbesitzern und Handwerkern in diesen Jahren. Als Begründung für die Auswanderung wurde auch dort in der Regel eine in Deutschland fehlende Existenzgrundlage angeführt. Bei diesen Begründungen ist aber oftmals kein direkter Zusammenhang zur Errichtung der NS-Herrschaft zu erkennen. In vielen Fällen, vor allem im Jahr 1933, dürfte der schlechte Geschäftsgang auf die zwar im Abflauen begriffene, aber noch wirksame Wirtschaftskrise zurückzuführen sein. Noch immer gab es große Arbeitslosigkeit und die Masse der Bevölkerung (Arbeiter und Kleinbürgertum, die im Bezirk Prenzlauer Berg stark vertreten waren) verdiente sehr wenig. Im Handel machte sich das neue Regime zuerst vor allem in Gestalt von Benachteiligung der jüdischen Geschäfte bei städtischen Bestellungen sowie von Nichtzulassung zur Einlösung staatlicher Bezugsscheine bemerkbar. Viele Berliner jüdische Geschäftsleute waren sich jedoch des großen Wirtschaftsfaktors bewußt, den insbesondere die Bekleidungsindustrie in der Stadt darstellte. Sie konnten sich nicht vorstellen, daß die Stadt dem Untergang eines wichtigen Wirtschaftszweiges mit internationaler Geltung tatenlos zusehen würde. Und da nicht umgehend eine schlagartige Zerstörung der materiellen Lebensgrundlagen erfolgte, kam der Versuch von Gegenwehr zustande und setzte keine sofortige massive Auswanderungswelle ein.

So richteten am 20. Januar 1934 über hundert Firmen der Berliner Textilbranche einen „dringenden Appell an die Regierung" (an den Stadtkommissar von Berlin und zugleich an das Berliner Beschaffungsamt).[22] Sie erklärten, daß seitens der Regierung bzw. des beauftragten Reichskommissars angeordnet worden sei, „nichtarische" Firmen von der Entgegennahme von Bedarfsdeckungsscheinen, Wohlfahrtsscheinen und Lieferung des Festanzuges für die Arbeitsfront auszuschließen. Die Folgen bezeichneten sie für „derartig katastrophal, daß sie regierungsseitig unmöglich beabsichtigt sein können"[23]. Die Mindereinnahmen vieler Geschäfte beliefen sich dadurch auf 70 Prozent, zum Teil war jede Einnahme ausgeblieben, obwohl sie sich im gleichen Maße wie die „arischen" Firmen an der Winterhilfe beteiligt hätten und zu Steuern und anderen Sozialabgaben herangezogen würden. Sie verwiesen darauf, daß eine Fortdauer dieser Situation zu vollkommener Vernichtung der „nichtarischen" Konfektion und damit zur Arbeitslosigkeit von mehreren tausend Angestellten und Arbeitern, Millionen von Miet- und Steuerausfällen usw. führen würde. Sie stellten fest, daß „die nichtarische Konfektion (nicht) glaubt, daß die Regierung eine Katastrophe in diesem Umfang wünscht oder billigen würde".[24] Weiterhin verwiesen sie auf eine Bekanntmachung der Industrie- und Handelskammer Groß-Berlin, in der erklärt worden war: „Der Reichswirt-

schaftsminister kennt keinen Unterschied zwischen arischen und nichtarischen Firmen, sondern ist (...) der Auffassung, daß es im Wirtschaftsleben nur einen Unterschied zwischen ehrbaren und nichtehrbaren Kaufleuten gibt"[25]. Daher richteten die unterzeichnenden Firmen „diesen Notschrei an die Regierung mit der Bitte, rasch zu handeln"[26]. Aus dem Prenzlauer Berg hatte die Firma Paul Joseph, Pappelallee 2 am Hochbahnhof Danziger Straße, das Haus der guten Herren- und Knaben-Moden, unterzeichnet. Das Berliner Beschaffungsamt erklärte am 16. Februar dem nachfragenden Initiator des Appells, Herrn Haber von der Firma Baer, lapidar und ungerührt: Auf Grund der Richtlinien des Reichswirtschaftsministers vom 14. 7. 1933 sei der Ausschluß der „nichtarischen" Unternehmungen für Arbeiten und Leistungen für staatliche und städtische Behörden sowie für die Wohlfahrtslieferungen nicht angeordnet, aber ausdrücklich erklärt worden, daß „bei gleichwertigen Angeboten deutschstämmige Firmen zu bevorzugen sind", und solche Angebote habe das Beschaffungsamt in großer Zahl erhalten. Bei der Zulassung von Firmen zur Annahme von Bedarfsdeckungsscheinen für Ehestandsdarlehen und von 25-M-Bedarfsdeckungsscheinen seien nach den Richtlinien des Reichsfinanzministers vom 12. 7. 1933 grundsätzlich nur Firmen zugelassen, deren Inhaber „arischer" Abstammung seien. Bei Firmen mit jüdischen und nichtjüdischen Teilhabern und solchen, bei denen der Inhaber schwer kriegsbeschädigt sei, sollten die Gemeinden entscheiden. Für die Beschaffung des Arbeitsfront-Festanzuges läge dem Amt bisher noch keine Anweisung vor. Herr Haber erklärte daraufhin, weitere Schritte bei den zuständigen Ministerien unternehmen zu wollen.[27]

Kaufhaus Heyn & Goldschmidt, Danziger Straße/Ecke Pappelallee, 1904

Als Einzelfirma versuchte sich die Firma Lamm zu wehren. Das Kaufhaus Lamm befand sich in der Danziger Straße 98 und verkaufte vor allem Textilwaren. Der Inhaber und Geschäftsführer Felix Neumann wandte sich am 31. Januar 1934[28] an das Wohlfahrtsministerium mit der Bitte um Zulassung der Firma zur Belieferung der Hilfsbedürftigen des Wohlfahrtsamtes bzw. zur Einlösung der Bedarfsdeckungsscheine.* Die Akten enthalten kein Antwortschreiben.

Die Verdrängung jüdischer Rechtsanwälte

Bei den Rechtsanwälten erfolgte die Verdrängung aus dem Beruf etwas verzögerter und schrittweiser. Zwar wurden ebenfalls auf Basis des Gesetzes „zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums" vom 7. April 1933 Kommunisten nicht mehr und Juden nur noch beschränkt als Rechtsanwälte zugelassen, aber die meisten der bereits zugelassenen jüdischen Rechtsanwälte wurden nicht, wie die Kassenärzte, umgehend ausgeschlossen. Eine sofortige Ausschließung erfuhren zunächst nur die Patentanwälte und im Mai 1933 die jüdischen Notare (zusammen mit den Honorarprofessoren und Privatdozenten).[29]

Die Rechtsanwaltslisten von 1933 für Berlin lassen nicht die Anzahl jüdischer Rechtsanwälte im Bezirk Prenzlauer Berg erkennen. Es ist aus der Liste lediglich ersichtlich, daß dort im Vergleich zu anderen Berliner Stadtbezirken relativ wenige Rechtsanwälte ansässig waren.

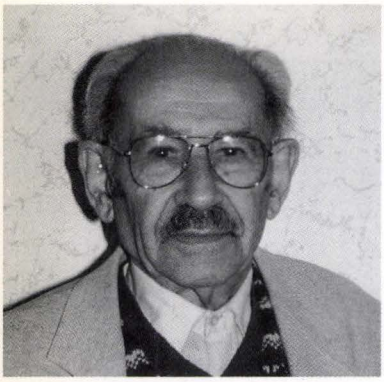
*Vgl. Zunzer, „Die deutsche Geschichte kommt als Gespenst zurück."

Eine Liste von Februar 1936[30] benennt – in diskriminierender Weise – jüdische Rechtsanwälte gesondert. Danach gab es in diesem Jahr noch 15 in Prenzlauer Berg: in der Neuen Königstraße 6 hatte Ludwig Kempner seine Kanzlei, in der Neuen Königstraße 19 c Dr. Rudolf Hoch, Dr. Max Kantorowicz, Dr. Fritz Lewy, in der Neuen Königstraße 39 Dr. Curt Eckstein und Fritz Schwarz und in der Neuen Königstraße 85 Leo Katz. In der Schönhauser Allee gab es die folgenden Rechtsanwaltsbüros: Nr. 6/7 Dr. Richard Meumann und Dr. Franz Selten, Nr. 87 Hermann Leise, Nr. 113 Dr. Georg Hertzberg, Nr. 189 Otto Löwenstein. Außerdem waren laut Liste im Bezirk Prenzlauer Berg noch jüdische Rechtsanwälte zugelassen in der Landsberger Allee 115/116 – Dr. Gerhard Badrian –, Am Friedrichshain 34 – Adolf Loewe – und in der Gleimstraße 62 der katholische Rechtsanwalt Dr. Paul Adam, der ein jüdisches Großelternpaar hatte.

Im Sommer 1938 erfolgten erste einschneidende Maßnahmen. Am 5. August teilte der Reichsminister der Justiz den Landgerichtspräsidenten seine Erwägung mit, daß die noch als Rechtsanwälte zugelassenen Juden zum Ausscheiden gezwungen werden sollten und nur noch als „Konsulenten" zur Betreuung der jüdischen Bevölkerung zugelassen würden.[31] Im März 1939 enthielt eine Liste der „endgültig bzw. noch bis 31. 3. 1939 zugelassenen jüdischen Konsulenten für den Landgerichtsbezirk Berlin" noch einen Namen aus dem Prenzlauer Berg. Er lautete: Robert Israel Schlesinger, Schönhauser Allee 1 (...)[32]

Entlassungen jüdischer Angestellter und Arbeiter

Inwieweit insbesondere Angestellte und Arbeiter weiterer Berufsgruppen von existenzbeschneidenden Maßnahmen betroffen waren, hing in starkem Maße von der Einstellung ihrer jeweiligen Arbeitgeber ab. Damit hing auch zusammen, daß sich bei ihnen die Entscheidung zur Auswanderung nicht auf 1933/34 konzentrierte, sondern im ganzen hier betrachteten Zeitraum, verstärkt ab 1935/36 und wahrscheinlich noch weiter verstärkt in den Jahren danach, oft in letzter Minute – vor Kriegsbeginn – erfolgte. Hier soll das Erleben von Herrn Biegeleisen als Beispiel stehen:[33] Der 1933 zweiundzwanzigjährige Arnold Biegeleisen zog in diesem Jahr mit seiner verwitweten Mutter von der Fehrbelliner Straße 97 in die Carmen-Sylva- (heute: Erich-Weinert-)Straße 113. 1926 war er in eine kaufmännische Lehre bei der Firma Holzer & Co. in der Neuen Königstraße (später in der Memhardstraße) eingetreten und war dort nach der Lehre auch eingestellt worden. Noch 1935 hatten Arnold Biegeleisen, seine Familie und Bekannten über die Nazis gelacht und sie nicht recht ernst genommen. Jedoch im gleichen Jahr wurde die Firma, bei der er angestellt war, „arisiert". Neuer Inhaber wurde der bisherige Geschäftsführer. Dieser tat dies nach Aussage von Arnold Biegeleisen zum Schutz der jüdischen Inhaber und beschäftigte auch Arnold Biegeleisen weiter. Da die Firma Uniformteile für Naziorganisationen herstellte, kamen oft Kunden aus der Münchener NSDAP-Zentrale in die Firma. Arnold Biegeleisen wurde dann jedesmal vom Empfang aufgefordert, sich in der Toilette zu ver-



Arnold Biegeleisen, 1996

stecken. Zweimal klappte das Vorwarnsystem jedoch nicht, und der Geschäftsführer wurde von einem Kunden verdächtigt, Juden zu beschäftigen. Im Dezember 1935 rief der Geschäftsführer Arnold Biegeleisen zu sich und erklärte ihm, fast entschuldigend, daß er getan hätte, was er konnte, die Umstände aber nun so seien, daß es nicht mehr ginge. Ab Anfang 1936 arbeitslos mit einem kaufmännischen Beruf, mit dem man im Ausland nicht viel anfangen konnte, machte Arnold Biegeleisen den Führerschein und befaßte sich mit Auswanderungsplänen. Für viele Länder war es äußerst schwer, eine Einreisegenehmigung zu erhalten. Für die USA brauchte man die Bürgschaft von dort lebenden Verwandten, für Israel einen höheren Vorzeigebetrag. Schließlich fand er ein französisches Reisebüro, welches für 480 RM Einreisevisa und Schiffskarte nach Paraguay über Buenos Aires besorgte. Am 9. November 1936 verließ er Berlin mit einem Koffer, 10 Mark in bar und 20 Mark in Gutscheinen, die nur auf dem Schiff einzulösen waren, mehr durfte er nicht mitnehmen. Er reiste nicht bis nach Paraguay, sondern blieb in Buenos Aires, wo er einen Freund hatte und wo er nach drei Monaten eine ständige Aufenthaltserlaubnis erhielt. Im September 1938 gelang es ihm, mit einer von ihm besorgten Einreiseerlaubnis seine Mutter nach Argentinien nachzuholen. Für eine Tante und einen Cousin, die ihn nach dem Novemberpogrom um Hilfe baten, bekam er keine Einreisebewilligung. Diese Möglichkeit gab es nur für Verwandte 1. Grades.

So wurden die Lebensgrundlagen der jüdischen Bürger auch des Prenzlauer Berg – seit Februar 1933 – systematisch durch den NS-Staat unter Mithilfe nichtjüdischer deutscher Bürger und Verbände, die eine Chance sahen, sich unliebsamer Konkurrenten zu entledigen, zerstört. Duldende Hilfeleistung, passiver Widerstand gegen die antisemitischen Maßnahmen, gar aktive Unterstützung, blieb das Werk von einzelnen.

Birgit Kirchhöfer

„Ein Gefühl der Geborgenheit"

Die jüdische Schule in der Rykestraße 53

Am 4. September 1904 trafen sich im Nordosten Berlins Vertreter der Jüdischen Gemeinde sowie Repräsentanten von Staat und Stadt, um an der Weihe einer im Hinterhof der Rykestraße 53 gelegenen Synagoge teilzunehmen.* Doch nicht nur sie wurde an diesem Tag übergeben, sondern auch ein nach den Plänen des Gemeindebaumeisters Johann Hoeniger fertiggestelltes mehrgeschossiges Vorderhaus, über dessen

*Vgl. Jerke, „Des Gotteshauses Bedeutung und Berechtigung"

architektonische Gestaltung der Gemeindevorstand vermerkte: „Die Strassenfront wird durch die breiten Tore mit den reich geschmiedeten Gittern gegliedert. Durch ein Zusammenfassen der Fenstergruppen ist eine zu grosse Einförmigkeit der oberen Stockwerke vermieden. Der schlichte Bau aus roten Handstrichziegeln ist durch den Verputz der Fensterbrüstungen und durch Hervorhebung des Mittelbaues genügend gegliedert und hebt sich durch seine Einfachheit vorteilhaft von den angrenzenden Mietshäusern ab."[1]

Das Schulhaus in der Rykestraße 53, Mitte der dreißiger Jahre

Die Religionsschule

Die Synagoge und das Vorderhaus in der Rykestraße wurden dringend benötigt. Der starke Zuzug jüdischer Familien in die neuen Stadtteile im Norden und Osten Berlins hatte die Gemeinde veranlaßt, in der unmittelbaren Nachbarschaft Voraussetzungen zur Religionsausübung zu schaffen, und das beinhaltete auch den Religionsunterricht. Im April 1902 war daher die VI. Religionsschule eröffnet worden, 46 Jungen und 29 Mädchen lernten in jeweils zwei Klassen. Da ein eigenes Gebäude nicht zur Verfügung stand, fand der Unterricht zunächst in der 214. Gemeindeschule, einer katholischen Mädchenschule in der Oderberger Straße 57–58 statt. Daß dies nur als Provisorium gedacht war, machte ein Beschluß der mit dem Bau einer Synagoge in der Rykestraße beauftragten Kommission aus Gemeindevertretern auf ihrer ersten Sitzung im Dezember 1902 deutlich: „Es sind Wohnungen für einen Kastellan und für einen Pförtner vorzusehen und wenn möglich die Räume für eine Religionsschule unterzubringen."[2] So erhielt die VI. Religionsschule im September 1904 mit dem Vorderhaus in der Rykestraße 53 ein eigenes Schulgebäude: Acht Klassenzimmer und eine Aula waren für 400 bis 500 Schüler geplant, doch lagen die realen Schülerzahlen bald darüber.

Zum Leiter der VI. Religionsschule hatte die Jüdische Gemeinde im April 1902 den städtischen Lehrer Aron Auerbach berufen. Über ihn und die anderen Lehrer der Schule konnte bislang nur wenig in Erfahrung gebracht werden. Wie aus einem Bericht Aron Auerbachs von 1907 über die Entwicklung der Schule hervorgeht, erhöhte sich ihre Zahl aufgrund der steigenden Schülerzahlen zwischen 1902 und 1904 von vier auf zehn (neun Lehrer und eine Lehrerin).[3]

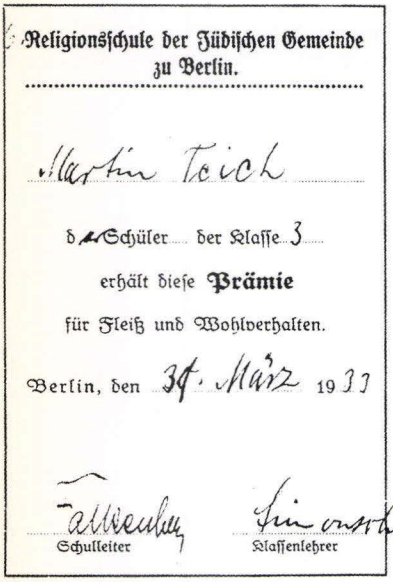
Der Lehrplan der Schule sah für Knaben und Mädchen Unterricht in biblischer und jüdischer Geschichte mit Bibelkunde und Bibellesen, Religionslehre, Hebräisch und Liturgischem Gesang vor. Umfang und Gewichtung des Unterrichts waren für Jungen und Mädchen verschieden, obwohl die wöchentliche Gesamtstundenzahl in beiden Abteilungen gleich war. Für die Jungen kam außerdem noch der Bar Mizwa-Unterricht hinzu. Der Unterricht fand jede Woche an zwei Nachmittagen statt.

Außerhalb des Unterrichts trafen sich Lehrer und Schüler offenbar selten. Aron Auerbach erwähnte 1907 lediglich Chanukkafeiern 1903 und 1904 sowie im Sommer regelmäßig stattfindende Ausflüge. Diese Veranstaltungen wurden von Schülern und Eltern gut besucht.

Interessant ist auch die Aufstellung zur Herkunft der Schüler. Im Winterhalbjahr 1906/07 hatte die Schule 670 Schüler, die sich auf elf Knabenklassen (390 Schüler) und zehn Mädchenklassen (280 Schülerinnen) verteilten. Von den 670 Schülern waren 85 ausländischer Herkunft: 38 stammten aus Österreich, 25 aus Rußland und jeweils 8 aus Galizien und Ungarn. Aus der Türkei und Rumänien kamen jeweils zwei und aus Amerika und England je ein Schüler.

Anhand von Erwähnungen im Gemeindeblatt und im Jüdischen Jahrbuch läßt sich rekonstruieren, daß Auerbach einen Codirektor bekam. Er selbst leitete weiterhin die Knabenabteilung, Rabbiner Dr. Max Weyl die Mädchenabteilung.[4] Unter der Leitung der beiden entwikkelte sich die VI. Religionsschule zur meistbesuchten Religionsschule der Gemeinde. Im Oktober 1931 meldete das Gemeindeblatt : „Die VI. Religionsschule Knabenabteilung und die VI. Religionsschule Mädchenabteilung werden vom 1. Oktober d. Js. zusammengelegt." Gründe für diese Entscheidung wurden nicht angegeben. Insgesamt war die Entwicklung in den späten zwanziger Jahren gegen die Religionsschulen gelaufen. Wenngleich umstritten, reichte vielen Eltern der an den öffentlichen Schulen eingeführte Religionsunterricht aus, und an den jüdischen Profanschulen zählte die Ausbildung in den jüdischen Fächern ohnehin zum Lehrplan. In der Folge blieben den Religionsschulen die Schüler aus, und da die Gemeinde finanzielle Probleme hatte, suchte sie nach Möglichkeiten, Kosten einzusparen. Die Zusammenlegung der beiden Abteilungen der VI. Religionsschule mag eine davon gewesen sein.

Die Leitung der Schule übernahm Hermann Falkenberg*, ein anerkannter Pädagoge, der schon an verschiedenen Schulen der Gemeinde tätig gewesen war. Er gab die Leitung Ostern 1935 wieder ab und starb ein Jahr später in Berlin. Im Wegweiser durch die Jüdische Gemeinde zu Berlin von 1937 findet sich lediglich ein Hinweis auf die VI. Religionsschule. Sie wurde zu diesem Zeitpunkt von einer Frau geleitet, von Blanca Katz. Wie lange sie der Schule vorstand, wie lange die VI. Religionsschule überhaupt noch in der Rykestraße verblieb oder wann sie aufgelöst wurde, konnte nicht in Erfahrung gebracht werden. Auch die Adreßbücher der Stadt Berlin geben hierüber keinen Aufschluß. Sie führten noch in der letzten vor dem Kriegsende veröffentlichten Ausgabe von 1943 eine Religionsschule in der Rykestraße auf, als das Gebäude schon längst beschlagnahmt und der Unterricht für jüdische Kinder generell verboten war.



Religionsschule der Jüdischen Gemeinde zu Berlin.

Martin Teich

d. Schüler der Klasse 3

erhält diese **Prämie**

für Fleiß und Wohlverhalten.

Berlin, den 31. März 1933

Schulleiter Klassenlehrer

Eine Prämie war für jeden Schüler eine große Auszeichnung

Die Schulen des Jüdischen Schulvereins e. V.

Nach dem Ersten Weltkrieg beschäftigte sich die Berliner Jüdische Gemeinde intensiv mit Fragen des Schulwesens. Sie sorgte zwar für den Religionsunterricht, konnte sich aber nicht darüber einigen, ob sie eigene Elementarschulen unterhalten oder vielmehr die Integration in das öffentliche Schulwesen befürworten sollte. Die Liberalen stimmten für das gemeinsame Lernen jüdischer und nichtjüdischer Kinder und sahen keinen Handlungsbedarf, solange ein Religionsunterricht

*Vgl. Dämmig, Die Liberale Synagoge Norden

gewährleistet war. Mit eigenen Schulen, so befürchteten sie, begäbe man sich wieder in ein Ghetto. Den Konservativen und vor allem der Volkspartei reichte das dagegen nicht aus. Bemängelten die Konservativen, daß einige Stunden Religionsunterricht pro Woche unzureichend seien, um eine religiöse Erziehung abzusichern, lag der Volkspartei daran, den Kindern in einer nichtjüdischen Umwelt Judentum und die Idee eines eigenen Judenstaates in Palästina zu vermitteln.

Die Diskussionen zogen sich ergebnislos hin. 1919 ergriffen deshalb überzeugte Zionisten die Initiative und gründeten unabhängig von der Gemeinde den Jüdischen Schulverein e.V. Der Verein, der innerhalb des Judentums keine religiöse oder politische Richtung vertreten wollte und allen Juden und Jüdinnen offenstand, bezeichnete als seine Aufgabe „die Errichtung und Erhaltung von jüdischen Schulen, sowie die Förderung der Kenntnis der hebräischen Sprache und Literatur unter den in Deutschland lebenden Juden".[5] In den Folgejahren wurde der Verein zum Träger wichtiger Einrichtungen und Aktivitäten des modernen jüdischen und hebräischen Erziehungswesens in Berlin (Hebräische Sprachschule, hebräische Kindergärten und Spielnachmittage). 1920 nahm im Berliner Westen die erste jüdische Grundschule des Schulvereins, die spätere Theodor-Herzl-Schule ihre Arbeit auf. Wenig später folgte ihr eine zweite Schule im Nordosten der Stadt. Sie wurde am 1. April 1922 in der VI. Religionsschule in der Rykestraße 53 eröffnet. Neben dem Schulverein hatten an ihrer Gründung die Gruppe Ost der Berliner Zionistischen Vereinigung, der Neue Jüdische Gemeindeverein und die Synagogenvereine in der Nähe der Rykestraße Anteil. Wie und zu welchen Konditionen es zur Überlassung der Räume durch die Jüdische Gemeinde kam, wurde nicht mitgeteilt. Die „Jüdische Rundschau" meldete lediglich: „Am 1. April eröffnet der Jüdische Schulverein seine zweite jüdische Grundschule in Berlin, und zwar in den Räumen der Religionsschule Rykestraße."[6] Anfang April wandte sich der Schulverein erneut an die Öffentlichkeit: „In der untersten Klasse der Jüdischen Grundschule im Osten können nur noch 5 Kinder aufgenommen werden. Für die vorletzte Klasse sind noch 10 Plätze frei."[7] Über die offizielle Eröffnung der Schule am 23. April 1922 berichtete die „Jüdische Rundschau" zwei Tage später: „(...) die Schule ist mit zwei Klassen eröffnet worden, von denen die untere von 30, die obere (von) 18 Schülern und Schülerinnen besucht wird. Damit ist die Frage des Bedürfnisses in bejahendem Sinne beantwortet."[8] Dr. Fritz Löwenstein erläuterte für den Jüdischen Schulverein die Grundprinzipien der angestrebten pädagogischen Arbeit. Es gelte nicht, „ein antiquarisches Wissen jüdischer Vergangenheit zu übermitteln, sondern die Kinder auf der Grundlage der Kenntnis der hebräischen Sprache, der jüdischen Geschichte und der jüdischen Kultur zu lebendigem Verständnis und aktiver Teilnahme am Leben der jüdischen Gegenwart, vor allem auch in Palästina zu erziehen. (...) nicht Wissen, sondern eine sich im Leben bewährende Gesinnung sei das Ziel jüdischer Erziehung."[9] Studienrat Dr. Paul Michaelis, der gemeinsam mit Susanne Lichtenstein die Leitung der Schule übernahm, gab Einblick

in den Aufbau der neuen Schule: Den Eltern werde durch die Wahl von Elternbeiräten ein Mitspracherecht gesichert, ein Schularzt sei einbezogen und für eine Teilnahme an der rituellen Quäkerspeisung Vorsorge getroffen.

Von der Grundschule zur Volksschule

Die Schule profitierte von der großen Anzahl jüdischer Bewohner in Prenzlauer Berg und im nahegelegenen Scheunenviertel in Mitte, unter ihnen viele Flüchtlinge aus Osteuropa, deren Kinder kaum Deutsch sprachen. Vor allem orthodoxe oder zionistisch gesinnte Eltern begrüßten die Schule, aber auch Eltern, die ihren Kindern antisemitische und diskriminierende Erfahrungen durch nichtjüdische Lehrer und Mitschüler ersparen wollten, wählten die Privatschule, die schnell einen guten Ruf hatte. Befriedigt stellten die Eltern fest, daß die Ausbildung in den profanen Fächern nicht durch die verstärkte Unterweisung in Hebräisch und in jüdischen Inhalten beeinträchtigt würde. So wies bereits der erste Rechenschaftsbericht über die Arbeit der Schule Rykestraße auf „besonders erfreuliche Anfänge" hin. Neue Klassen wurden eröffnet, und 1925 besuchten schon mehr als hundert Kinder die zweite Schule des Jüdischen Schulvereins, deren Ausbau fortgesetzt wurde. 1926 erhielt der Verein die staatliche Anerkennung für die Erweiterung seiner Grundschule in eine private Volksschule. Die Direktion übertrug er von Susanne Lichtenstein, die die Schule zuletzt allein geleitet hatte, auf Selma Schiratzki, die für die Entwicklung der Ryke-Schule zur bestimmenden Persönlichkeit wurde.[10]

Obwohl die Schule vor Ort große Anerkennung fand und aus Raummangel gar nicht allen Anmeldungen nachkommen konnte, ging innerhalb der Berliner Jüdischen Gemeinde die Diskussion um die Berechtigung jüdischer Schulen unverändert weiter. Die Gemeindewahlen im Mai 1926 brachten den Oppositionsparteien den Sieg über die Liberale Partei und der Volkspartei den Vorsitz. Sie nutzte ihre Position, um die Durchsetzung ihres Schulprogramms voranzutreiben. Die Repräsentantenversammlung beschloß auf Antrag der Schulkommission im Juli 1926, den Religionsunterricht in der Grundschule Rykestraße zu subventionieren. Die Schule benötigte aber ständig weitere Zuschüsse, die der Jüdische Schulverein auf Dauer nicht allein aufbringen konnte. Das erhobene Schulgeld war niedrig, denn die Kinder kamen größtenteils aus ärmlichen Verhältnissen, und manche Eltern waren nicht einmal in der Lage, dieses Entgelt zu zahlen. Die neue Konstellation in der Gemeinde ließ es dem Verein aussichtsreich erscheinen, mit dem Vorstand wegen einer Übernahme der Ryke-Schule zu verhandeln. Details der Verhandlungen können nur indirekt über die Berichte aus der Repräsentantenversammlung verfolgt werden. Die Volkspartei, der auch Mitglieder des Schulvereins angehörten, war sehr an der Übernahme interessiert und sicherte zu, die Eigenart der Schule zu wahren. Die Liberalen willigten aus rein pragmatischen Gründen und unter der Bedingung ein, daß die Volkspartei in den nächsten Jahren keine weiteren Schulgründungen vornehmen würde. Trotzdem bedurfte es mona-

telanger Debatten, bis endlich am 18. Februar 1929 die Repräsentantenversammlung „den Antrag des Vorstandes (annahm), die Volksschule des Jüdischen Schulvereins in der Rykestraße vom 1. Oktober 1928 in die Verwaltung der Gemeinde zu übernehmen".[11]

Die III. Private Volksschule der Jüdischen Gemeinde zu Berlin

Die Feier zur Übernahme der Schule fand am 7. März 1929 in Anwesenheit von Vertretern des Jüdischen Schulvereins, der Jüdischen Gemeinde, des Elternbeirats und der Jüdischen Kinderhilfe statt. Sie wurde von den oberen Klassen musikalisch eingeleitet. Herr Wolfermann vom Schulverein und Selma Schiratzki umrissen die Entstehung und Entwicklung der Schule, und für die Gemeinde ergriff Dr. Kollenscher das Wort. „Er dankte den Schülern, den Lehrern und den Mitgliedern des Jüdischen Schulvereins und sprach die Hoffnung aus, daß die Schule zum Ausgleich aller Gegensätze, besonders der sozialen führen möge." Die Feier klang mit dem Dank der Eltern aus.[12]

Die Schule nannte sich fortan III. Private Volksschule der Jüdischen Gemeinde zu Berlin. Sie bestand zu diesem Zeitpunkt aus elf Klassen mit insgesamt 374 Schülern (199 Jungen, 175 Mädchen), die von elf Lehrerinnen und fünf Lehrern unterrichtet wurden. Noch 1929 bewilligte die Repräsentantenversammlung mehrere tausend Mark zur Einrichtung einer fünften Klasse, zum Umbau der Aula, für Inventar sowie für die Schaffung einer Schüler- und Lehrerbibliothek. Um der Raumnot der Schule entgegenzutreten, holte das Bauamt der Gemeinde im Sommer 1929 die Erlaubnis zur Errichtung einer Baracke auf dem Hof des Grundstücks ein. Die auf zwei Jahre befristete Genehmigung wurde 1931 verlängert und 1933 dauerhaft genehmigt, da die Gemeinde wegen finanzieller Probleme nicht in der Lage war, eine andere Lösung zu finden und die Baracke für Unterrichtszwecke weiterhin dringend benötigte.[13]

Schulausflug der vier obersten Klassen in den Grunewald, Juni 1931

Die Übernahme der Schule und die finanziellen Zuwendungen bedeuteten keineswegs die Beilegung des Streits um die Berechtigung jüdischer Schulen. Die Schulfrage war vor den Gemeindewahlen 1930 und

Aus der Jüdischen Rundschau vom 14. Februar 1933, S. 63
Am 7. Februar 1933 besuchten Hunderte eine vom Elternbeirat der Ryke-Schule veranstaltete Versammlung, in deren Ergebnis der Repräsentantenversammlung und dem „Schul- und Talmud Thora-Vorstand" eine Entschließung zugeleitet wurde: „Die Eltern verlangen die Fortführung der Schule durch Eröffnung von Aufnahmeklassen zum Ostertermin. Sie verlangen weiter eine gerechte gleiche Behandlung dieser Schule mit anderen Anstalten der Gemeinde. Sie fordern die Anerkennung ihres Willens als Erziehungsberechtigte. Die Auflösung dieser Schule bedeutet für die Eltern einen unerträglichen Gewissenszwang und für ihre Kinder eine schwere seelische Störung und Behinderung an ihrem Vorwärtskommen."[15]

erst recht nach dem erneuten Sieg der Liberalen Partei ein Stein ständigen Anstoßes. Mit dem Hinweis auf Etatschwierigkeiten kürzten die Liberalen den Zuschuß für das Schulwesen und verwiesen darauf, „daß es prinzipiell nicht Sache der Gemeinde ist, ein eigenes privates Schulwesen zu unterhalten, sondern daß es Sache des Staates ist, auch den Bedürfnissen der jüdischen Glaubensgemeinschaft Rechnung zu tragen."[14] Gespräche mit staatlichen und städtischen Behörden über einen Zuschuß oder gar die Übernahme der jüdischen Privatschulen blieben allerdings ohne Ergebnis, und die Volkspartei erreichte zunächst, daß trotz finanzieller Einsparungen das Schulwesen in seinem bisherigen Umfange aufrechterhalten werden sollte. Anfang 1933 nahm die Liberale Partei diese Zusicherung zurück und verabschiedete Maßnahmen zum Abbau des Berliner jüdischen Schulwesens, was die Schule in der Rykestraße am stärksten betraf. Mit der Einstellung neuer Aufnahmeklassen zu Ostern des Jahres sollte der langsame Abbau der Schule beginnen. Selma Schiratzki erreichte dieser Beschluß am Abend des 30. Januar 1933. Die Volkspartei, die jüdischen Schulen und die Elternbeiräte riefen sofort zu Gegenmaßnahmen auf.

Es waren aber nicht diese Proteste, sondern die politischen Ereignisse in Deutschland, die die Jüdische Gemeinde zum Einlenken zwangen. Hatte Selma Schiratzki auf einer Kundgebung für die Jüdische Schule am 28. Mai 1933 noch fordern müssen, die Gemeinde möge an der Ryke-Schule neue Aufnahmeklassen gründen, da gerade im Einzugsgebiet der Schule „die kleinen Kinder (vielfach) ganz schutzlos den Angriffen der Umwelt ausgesetzt seien"[16], machten die Verschlechterungen für jüdische Schüler an den öffentlichen Schulen deutlich, daß es damit nicht getan sein würde. Trotz Erweiterung der bestehenden und Einrichtung neuer Klassen konnte weder die Gemeinde im allgemeinen noch die Ryke-Schule im besonderen allen Anmeldungen nachkommen. Die Schülerzahl stieg hier von 530 Schülern 1932 auf 734 im Jahre 1936. Schulhaus und Baracke genügten auch nach dem Umbau der Aula in zusätzliche Klassenräume nicht aus, um alle Schüler unterzubringen. Im Kinderheim „Ahawah" in der Auguststraße entstand eine Dependance. Die neunjährigen Schülerinnen Blanka Grunau und Gerda Parnes berichteten den bereits nach Palästina ausgewanderten Lehrern und Mitschülern darüber: „Nach den Ferien wurde die Schule sehr vergrößert, und vier Klassen wurden nach einer anderen Straße verlegt. Auch unsere Klasse kam dorthin. Die Schulzimmer gefallen mir dort gut. Etwas ist bloß nicht so schön: der Hof, denn der ist viel zu klein."[17] Eine wirkliche Entlastung trat für die III. Private Volksschule trotzdem nicht ein. Sie hatte so viele Neuanmeldungen, daß sie an die Grenze des Machbaren gelangte.
Die Jüdische Gemeinde wandte sich mit einem Hilfeersuchen an die Stadt Berlin, die ihr Anfang 1938 ein leerstehendes Schulgebäude in der Choriner Straße 74 mietfrei zur Verfügung stellte und sogar für notwendige Reparaturen aufkam. Die Stadt traf diese ungewöhnliche und einmalige Entscheidung nicht uneigennützig. Sie verband damit die

Auf dem Schulhof. In der Mitte Rudi Sonnenfeld, um 1936/37

Auflage, daß die neue Einrichtung aus öffentlichen Schulen in Prenzlauer Berg, Mitte und Wedding beinahe 600 jüdische Schüler aufzunehmen habe.[18]

Selma Schiratzki wurde Direktorin der VI. Volksschule der Jüdischen Gemeinde in der Choriner Straße und verließ mit einigen Lehrern und den Klassen der Oberstufe die Schule in der Rykestraße. Für die ehemaligen Schüler der III. Volksschule änderte sich außer dem Schulweg wenig. Selma Schiratzki leitete die Schule bis zum Ausbruch des Krieges, danach übernahm sie Johannes Wolff. 1940 wurde die Schule durch eine Bombe beschädigt, doch konnte der Unterricht weitergehen. Die Stadt Berlin suchte indes nach Wegen, um den kostenlosen Mietvertrag mit der Jüdischen Gemeinde rückgängig zu machen. Mit der Begründung, daß es Aufgabe der Reichsvereinigung der Juden sei, Volksschulen zu unterhalten, kündigte der Oberbürgermeister am 18. Februar 1942 der Gemeinde zum 24. August 1942. „Ich stelle Ihnen anheim, die Reichsvereinigung der Juden in Deutschland zu veranlassen, mit dem Herrn Bezirksbürgermeister des Verwaltungsbezirks Mitte wegen des Abschlusses eines neuen Vertrages in Verbindung zu treten."[19] Dies passierte nicht und wurde durch die angeordnete Schließung der jüdischen Schulen auch irrelevant. Am 9. Juli berichtete das Schulamt, „nach unserer Kenntnis musste die Jüdische Gemeinde das Grundstück innerhalb 24 Stunden am 30. 6. 1942 räumen. (...) Stadtinspektor Misch hat wegen des Ankaufes der Schulmöbel bereits das Weitere veranlasst."[20]

Nach dem Umzug der Oberstufe verblieben in der Rykestraße die unteren Klassen, und neue Schüler wurden aufgenommen. Im Prinzip wurde die III. Private Volksschule neu gegründet. Die Schule, die Karl Eisemann (1938/39) und Max Sinasohn (1939–1941) leiteten, war hauptsächlich für Kinder aus Mischehen vorgesehen und richtete auch ganze Klassen für sie ein. Die Eingliederung dieser Schüler erwies sich als problematisch, waren doch viele von ihnen in einem

Die Schülerinnen Ruth Aranowitsch und Gerda Schmiedmayer vor der Synagoge in der Rykestraße im Jahre 1941

völlig unjüdischen Milieu aufgewachsen, teilweise sogar nationalsozialistisch erzogen worden. Die zwangsweise Umschulung in eine „Judenschule" und die Gleichbehandlung mit „Judenkindern" kam für Eltern und Kinder einem „Abstieg" gleich, gegen den sie sich wehrten. Den letzten großen Zustrom erfuhren die jüdischen Schulen nach dem 9. November 1938, als die verbliebenen jüdischen Schüler die öffentlichen Schulen verlassen mußten. Geregelter Unterricht war spätestens von diesem Zeitpunkt an nicht mehr zu gewährleisten.

9./10. November 1938

Ehemalige Schüler der III. Volksschule konnten sich nicht erinnern, ob am 10. November 1938 Unterricht stattfand oder die Schule verwüstet wurde. Es scheint allerdings unwahrscheinlich, daß sich die Zerstörungen auf die Synagoge im Hinterhof beschränkten. Selma Schiratzki erwähnte rückschauend nur die Ereignisse in der Choriner Straße. Hier kamen Schüler am 10. November zum Unterricht, der aber vorzeitig beendet werden mußte. Am Nachmittag erreichte sie „die telefonische Mitteilung, daß sich der ‚Volkszorn' nun auch gegen unsere Schule gerichtet habe. 200 Kinder der Choriner Straße – angeführt von einigen Erwachsenen – drangen in das Gebäude ein, zerbrachen alle Fensterscheiben, öffneten Bücherschränke im Lehrerzimmer mit Gewalt und stahlen Musikinstrumente."[21]

Berichte an das Reichssicherheitshauptamt

Über die nächsten Jahre der III. Privaten Volksschule finden sich in den Unterlagen der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland einige Hinweise. Die Schulabteilung der Reichsvereinigung mußte dem Reichssicherheitshauptamt vor allem über die Entwicklung der Schüler- und Lehrerzahlen regelmäßig Bericht erstatten. Hatte die III. Volksschule 1937 in 18 Klassen 742 Schüler gezählt und 29 Lehrer beschäftigt, war die Schülerzahl 1940 auf 353 Schüler (159 Jungen, 194 Mädchen) gesunken. Im August 1941 mußte das Schulhaus in der Rykestraße geräumt werden, da es von der Wehrmacht beschlagnahmt und an eine Truppendienststelle der Feldpost vermietet wurde.[22] Die III. Volksschule zog in das Auerbach'sche Waisenhaus in der Schönhauser Allee 162*, und bestand im Oktober 1941 aus dreihundert Schülern, die auf acht Klassen aufgeteilt von neun Lehrern betreut wurden. Die Einschränkungen im jüdischen Schulwesen war den NS-Behörden nicht genug, zusätzliche Maßnahmen wurden verlangt. Die am 2. Januar 1942 übersandte Schulstatistik bestätigte: „Am Stichtag der Reichsvolksschulstatistik (15. 11. 41) war die III. Private Volksschule der Jüdischen Kultusvereinigung Berlin bereits aufgelöst."[23] Einen Teil der Schüler hatte die Schulabteilung schon in anderen Schulen untergebracht und für die restlichen 130 Schüler wurde nach einer Lösung gesucht. Wenig später beendete die zum 30. Juni 1942 angeordnete Schließung aller noch verbliebenen jüdischen Schulen aber auch diesen Unterricht.

*Vgl. Frühauf, Ein Elternhaus für Waisen

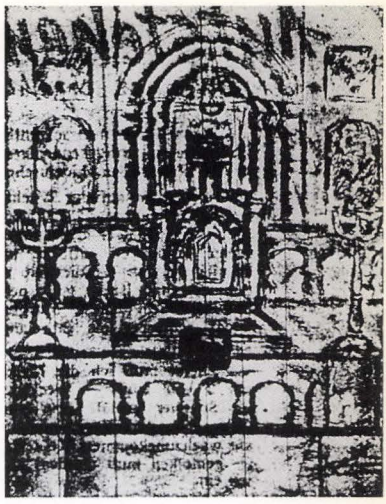
Lehrplan und Erziehung

Die Schulen des Jüdischen Schulvereins nahmen in Berlin eine Sonderstellung ein. Dem Schulverein lag nichts an der Gründung jüdischer Schulen, „die in jeder Beziehung den allgemeinen deutschen Schulen entsprechen, nur daß sie eben an Stelle des christlichen Religionsunterrichtes jüdischen haben und den Sabbath an Stelle des Sonntags halten."[24] Da die Anerkennung als Grund- und später als Volksschule aber voraussetzte, daß der Lehrplan den staatlichen Anforderungen für diese Schulen entsprach, konnte der Unterschied nicht in einer grundlegenden Verschiedenheit der Fächer auf dem Lehrplan bestehen. Die Besonderheit war auch nicht in einer betont religiösen Erziehung zu suchen, sondern basierte auf einer nationaljüdischen Ausrichtung. Die Schulen sollten sowohl allgemeines Wissen vermitteln als auch jüdisches Bewußtsein und Stolz auf die jüdische Herkunft entwickeln.

Schwierig war es, geeignete Lehrer zu finden, denn an den jüdischen Lehrerbildungsstätten existierte keine entsprechende Ausbildung. Jene, die sich der Aufgabe stellten, identifizierten sich mit den Zielen der neuen jüdischen Schule. Es waren „begeisterte Zionisten" (Schiratzki), darunter viele junge Lehrer, die sich auch in der jüdischen Jugendbewegung engagierten und sie als erzieherisches Moment in ihre Lehrtätigkeit einbrachten. „Bis 1933 stellte unser Lehrkörper eine engverbundene, gut zusammenarbeitende Gemeinschaft dar, die Jahr für Jahr durch sorgfältig ausgesuchte neue Lehrer, die dem Geist unserer Schule entsprachen, erweitert wurde."[25]

Die Privatschule in der Rykestraße arbeitete nach modernen pädagogischen Prinzipien, der reformpädagogische Einfluß war unverkennbar. Jungen und Mädchen gingen gemeinsam in eine Klasse. Sie brauchten während des Unterrichts nicht mit gefalteten Händen ruhig dazusitzen, kannten keine Prügelstrafe. Strafen gehörten überhaupt zur absoluten Ausnahme, vielmehr setzten die Lehrer auf Einsicht und Freiwilligkeit. Wenn man berücksichtigt, daß ein großer Teil der Kinder von zu Hause weder an Ordnung noch an Disziplin gewöhnt war, kann man ermessen, daß es die Lehrer viel Geduld kostete. Die Schüler hatten bestimmte Lerneinheiten zu bewältigen und bekamen Zensuren. Besonders die jungen Lehrer, wie zum Beispiel Dr. Erich Eisemann, bauten den Unterricht so auf, daß sich die Schüler Lerninhalte selbst erarbeiteten und Ergebnisse kritisch auswerteten. „Es werden so lange die Gedanken ausgesprochen und besprochen, bis die Klasse sie verstanden hat. Und hierbei sollen die Schüler möglichst aktiv sein. Allerdings greife ich stets so ein, dass im Klassengespräch der Kinder eine Entwicklung vor sich geht, d. h. das Klassengespräch muss eine Aufwärtsentwicklung zur Lösung des Problems zeitigen, sonst wäre es ja nur eine sinnlose Schwätzerei."[26]

Wenn es sich anbot, wurden Themen fächerübergreifend und in verschiedenen Klassenstufen durchgenommen, zu Hause vorbereitete Einzelbeiträge der Schüler in der Schule zu einem Gesamtergebnis zusammengefügt, von dem alle profitierten. Auf meist freiwilliger Basis fertigten ältere Kinder Modelle und Materialien an, die im eigenen Unter-



Ein Jahr lang veröffentlichte die Jüdische Rundschau in ihrer Kinderbeilage für jeden Monat des jüdischen Kalenders eine Zeichnung von Hans Leß (13 Jahre), Schüler der Ryke-Schule. Neben Bildern, die direkt auf den Monat Bezug nahmen, gab es solche, die allgemeine jüdische Themen behandelten, wie das für den Monat Ijar (Mai)

richt oder in anderen Klassen gebraucht wurden. Aktivitäten wie Ausflüge, Schüleraufführungen oder Sportfeste waren in der Rykestraße nie außerschulische Anhängsel, sondern Bestandteil pädagogischer Arbeit. Die gesamte Erziehung zielte sowohl auf die Bildung des einzelnen als auch auf das Zusammenwachsen aller zu einer Klassengemeinschaft, die über den Unterricht hinausreichte und den Lehrer einbezog.

Hebräisch

Ein Eckpfeiler des Erziehungsprogramms war Hebräisch, das in sephardischer Aussprache gelehrt wurde. Hebräisch begann im ersten Schuljahr, zog sich durch die gesamte Schulzeit und war nicht nur Religionsunterricht. Die Schüler sollten befähigt werden, selbständig Toratexte zu lesen. Darüber hinaus sollten sie Hebräisch aber auch als Umgangssprache erlernen, was eine andere Methode des Sprachunterrichts als mechanisches Lesen und Übersetzen voraussetzte. Meta Gutmann beschrieb in der „Jüdischen Rundschau", wie Anfänger zunächst durch Spiele, Lieder, Malen, Basteln und Geschichten in kindgemäßer Weise an Hebräisch als Fremdsprache herangeführt wurden. Im ersten Halbjahr galt es ausschließlich, mit ihnen einen Wortschatz aufzubauen und ihre Sprachfertigkeit zu entwickeln. Erst im zweiten Halbjahr kam das Erlernen der Buchstaben hinzu, benutzten die Kinder eine Fibel. Selbst größere Stoffgebiete wie Sabbat oder jüdische Feste standen auf dem Stundenplan. „Am Ende des ersten Schuljahres ist die Fibel durchgearbeitet. Die Kinder können Hebräisch lesen und haben gleichzeitig einen hebräischen Wortschatz, der weit größer ist als der der Fibel. Sie verstehen leichte zusammenhängende Texte und sind im allgemeinen fähig, auf hebräische Fragen zu antworten und kleine Sätze zu bilden."[27] Hebräische Lieder, Spiele, das jüdische Jahr und wichtige Gebete waren ihnen bekannt. Dem Alter der Schüler angemessen setzte sich dieser Sprachunterricht in den nächsten Klassen fort.[28]

Feste und Feiern

Das gemeinsame Vorbereiten und Feiern jüdischer Feste bildete einen Höhepunkt im Schulablauf und hatte einen festen Platz im Lehrplan. Vor Gedenktagen beschäftigten sich die Schüler intensiv mit dem Leben herausragender Persönlichkeiten der zionistischen Bewegung, und am Ablauf des jüdischen Jahres erfuhren sie vom geschichtlichen Ursprung und der Bedeutung der einzelnen Feste. Große Relevanz erhielt die Behandlung jüdischer Feiertage im Hinblick auf die vielen nichtjüdisch aufgewachsenen Kinder, die nach 1933 einen hohen Anteil an der Schule ausmachten. Sie konnten in leichtfaßlicher Form an Wesen und Werte des Judentums herangeführt werden, und viele Fächer waren einbezogen: Hebräisch, Geschichte, Deutsch, Erdkunde, Musik, auch Rechnen und natürlich Zeichnen und Werken. Zu Chanukka fertigten die Kinder zum Beispiel Chanukka-Leuchter „in Holz, Metall oder in Keramik. Die Hauptfeier in der Schule besteht meist aus einer Theateraufführung (...). Die Zusammenstellung der Kostüme

„Die zwölf Stämme Israels" – Umzug zu Purim 1936 in der Auguststraße

wurde im Zeichenunterricht vorher besprochen und entworfen, alle Requisiten und Embleme wurden von den Kindern selbst hergestellt, desgleichen Programme und Plakate (...)."[29] Die Gestaltung der Feste spiegelte die enge Verbundenheit mit Palästina wider, wie der Bericht der achtjährigen Blanka Grunau über die Feier zum Neujahrsfest zeigt: „Als ich morgens ankam, war schon alles geschmückt; an den Wänden hingen Bilder, natürlich alle von Chamischa-Assar (15. Schwat). Von einer zur anderen Lampe hingen ausgeschnittene Früchte. Auf dem Fensterbrett haben wir palästinensische Bäume aufgestellt: Palmen, Apfelsinenbäume, Kirschbäume usw. Dann haben wir Klassen eingeladen, mit denen haben wir Lieder gesungen. (...) In der nächsten Stunde sahen wir einen Palästina-Film. Nach dem Film las unsere Lehrerin uns vor, wie man hier lebt und wie man in Erez Israel lebt. Es war knorke!"[30]

Sport und Palästina

Die Schule verfügte über keine eigenen Sportstätten und mußte für den Gerätesport in Turnhallen anderer Einrichtungen ausweichen (Auerbach'sches Waisenhaus, Mädchenschule in der Auguststraße). Jeden Morgen aber absolvierten die Schüler vor Unterrichtsbeginn ein Übungsprogramm auf dem Schulhof. Nicht Spitzenleistungen waren gefordert, sondern Ausdauer und das Zusammenwirken im Team. Ideologisch begründete sich der hohe Stellenwert des Sports darin, daß er als Beitrag zur körperlichen Ertüchtigung des jüdischen Volkes galt. Der Bezug auf die in Palästina nötige schwere Arbeit in Landwirtschaft und Handwerk verstärkte sich, als die Auswanderung reale Notwendigkeit wurde. Doch bekannte sich die Schule in der Rykestraße schon vorher dazu, trat sie für eine Berufsumschichtung unter den deutschen Juden ein. Das Bildungsbürgertum wurde abgelehnt, höhere Schulbildung den wirklich Begabten vorbehalten, während der größere Teil der Schulabgänger auf praktische Berufe orientiert werden sollte. Neben

Sport dienten Nadelarbeit und Werken sowie in höheren Klassen auch Hauswirtschaft und Stenografie diesem Ziel.
Die direkte Vorbereitung auf Palästina stand dabei vor 1933 nicht zur Debatte, wohl aber sollten die Schüler über das Land Bescheid wissen, sich eine Vorstellung von den Vorgängen dort machen, sich möglicherweise zur Auswanderung entschließen. Recha Freier warb beispielsweise in den oberen Klassen für das Kinderdorf Ben Schemen, und ein Mann wie Hugo Rosenthal, der vor seiner Lehrertätigkeit in der Volksschule Rykestraße (1929–1933) schon in Palästina gelebt hatte, beeindruckte die Schüler natürlich von vornherein und trug maßgeblich zum Gelingen von Palästinawochen bei. Ein Fach Palästinakunde existierte an der Schule nicht, doch die Klassen besuchten Ausstellungen, sahen Filme und widmeten eben ganze Wochen dem Thema. „Wir machten in der Schule eine Palästina-Woche. Wir schnitten Bilder aus Zeitungen aus und klebten sie auf Pappe. (...) Auf den Gängen, an der Treppe, überall hängten wir Bilder aus Palästina. Im Heimatkundlichen nahmen wir die Karte von Palästina durch und besprachen die Geschichte des Landes. Im Rechnen rechneten wir die Einwohnerzahlen von Erez. Im Zeichnen zeichneten wir Bilder und sangen Lieder von Palästina. (...) Am dritten Tag (...) hörten wir einen Lichtbild-Vortrag über Palästina. (...) Am letzten Tag war eine große Abschlußfeier der ganzen Schule. Es wurden Lieder gesungen und ein Lehrer erzählte von seiner Palästinareise. In dieser Woche haben wir viel von Palästina zugelernt." Georg Spector, 10 Jahre.[31]

Sport in der Turnhalle Großer Hamburger Straße, um 1938

Auswanderung als Unterrichtsziel

Nach der Machtübernahme der Nationalsozialisten wandelte sich die Möglichkeit zur Auswanderung in eine Notwendigkeit, was auch die Arbeit der jüdischen Schule bestimmte. Ihr kam außerdem die Aufgabe zu, das Selbstbewußtsein der jüdischen Kinder in einer ihnen immer feindlicher werdenden Umwelt zu stärken, was in den Richtlinien zur Aufstellung von Lehrplänen für jüdische Volksschulen 1937 ausdrücklich betont wurde: „Das jüdische Kind muß für die Auswanderung, insbesondere nach Palästina, vorbereitet und fähig gemacht werden, den seiner wartenden schweren Lebenskampf aufzunehmen."[32] Die III. Private Volksschule besaß für diese Aufgaben gute Voraussetzungen, insbesondere was die Forderungen nach jüdischer Bildung, Hebräisch oder praktische Fächer betraf, doch problematisch war es allemal.[33] Die Lehrer begaben sich auf eine Gratwanderung. Einerseits konnten sie den staatlichen Lehrplan nicht umgehen, andererseits seine Inhalte nicht vertreten. „Die Tendenzen, die dem neuen deutschen Kulturschaffen innewohnen, verlangen bei uns zwangsläufig eine besonders vorsichtige Behandlung. Diese Teile deutscher Literatur sollen auch unseren Schülern nicht fremdbleiben; es wird aber geboten sein, ihnen eine weniger zentrale Stellung einzuräumen, als ihnen in nichtjüdischen Schulen sicher zugewiesen wird."[34] Es fehlte vor allem an geeigneten Lehrbüchern, und gesucht wurden auch Materialien für den Fachunterricht.

Die jüdische Schule konnte sich einen gewissen Freiraum erhalten, den sie nutzte, um die Kinder vor nationalsozialistischer Propaganda oder antisemitischen Angriffen zu schützen. Sie konnte dies jedoch nicht in jedem Fall leisten, was zu unangenehmen Situationen führte. Selma Schiratzki erwähnte zum Beispiel eine Ansprache zum Tag der Gründung des Dritten Reiches, zu der die Schule verpflichtet wurde. Der Ablauf wurde überwacht. Daß sich Lehrer und Schüler die Rundfunkansprache Adolf Hitlers wie angeordnet anhörten, beaufsichtigten Polizisten des benachbarten Polizeireviers. „(...) so hörten wir – natürlich stehend – auch das Deutschlandlied. Bevor aber das Horst-Wessel-Lied erklang, schaltete ich das Radio ab. Wenigstens das sollte unseren Kindern erspart bleiben."[35]

1934 führte die III. Private Volksschule ein 9. Schuljahr ein, das Schüler freiwillig besuchen konnten, wenn sie nach der 8. Klasse keine Lehrstelle fanden. Das Schuljahr bestand aus theoretischen und praxisbezogenen Fächern, dazu kam ein intensiver Fremdsprachenunterricht.[36] Ziel des 9. Schuljahres war es, die Allgemeinbildung der Schüler zu vertiefen, ihnen den Übergang ins Berufsleben und die bevorstehende Auswanderung zu erleichtern.

In der Schulküche konnten Mädchen, die bereits auf Hachschara gingen, kochen lernen, was ihnen als Ausbildungszeit angerechnet wurde.

An dem Programm, das sich die Schule bei ihrer Gründung gegeben hatte, war in den letzten Jahren ihres Bestehens kaum festzuhalten. Veränderungen im Lehrerkollegium und unter den Schülern, die Notwendigkeiten und Auflagen, die aus der politischen Entwicklung resultierten, konzentrierten die Anstrengungen immer mehr darauf, einen Unterricht so gut es ging aufrechtzuerhalten.

Lehrer und Schüler

Zwischen Lehrern und Schülern herrschte ein offenes und von gegenseitiger Achtung geprägtes Verhältnis. Noch heute erinnern sich ehemalige Schüler und Schülerinnen sehr genau an ihre damaligen Lehrer und Lehrerinnen, heben sie das für eine Volksschule hohe pädagogische Niveau hervor und betonen, daß sie dort viel gelernt haben. „Die Schule hat uns einen guten Grundstein gegeben, um sich zu verbessern, sei es persönlich oder beruflich." (Henry Bick)[37] Die modernen Lehrmethoden schlossen Noten in Betragen, Fleiß und Aufmerksamkeit nicht aus, auch verlangten die Lehrer, daß die Klasse sie als Autorität anerkannte und Anweisungen Folge leistete, doch nicht ohne die Ansichten und Meinungen der Schüler zu prüfen, wie Erich Eisemann in seinem Bericht ausführte: „Erzieherischer Einfluß jeglicher Art beruht auf gegenseitiger Achtung und auf Vertrauen. Der Lehrer muß Vertrauen in die Schüler setzen, er muss sie achten, dann werden auch die Schüler vor ihm Achtung haben und ihm vertrauen."[38]

Bis auf wenige Ausnahmen haben sich alle Lehrer bemüht, den Unterrichtsstoff so zu vermitteln, daß sich der einzelne Schüler angesprochen fühlte. Oftmals gab schon die Persönlichkeit des Lehrers oder der Leh-

Lehrerkollegium um 1936, v. l. n. r. Frau Dr. Lilienthal, Frau Gutmann, Herr Eisemann, Herr Rivkes, Frau Schiratzki (Direktorin), Herr Schreiber

rerin den Ausschlag, sich für bestimmte Fachgebiete zu interessieren und die Leistungen zu steigern. Fielen Schüler durch größeres Interesse oder Talent auf, wurde das vom Lehrer genutzt und gefördert. Ein ehemaliger Schüler erzählte, daß ihm neben Deutsch vor allem Physik, Chemie und Biologie Spaß gemacht hatten, Fächer, die in seiner Klasse Erna Samuel unterrichte. „Ich hatte nachher sogar die Aufgabe bekommen, alle die Utensilien, die dafür notwendig waren, herbeizuschaffen und zu verwahren, also eine besondere Auszeichnung. Und ich war da auch wirklich sehr gut und durfte manchmal den anderen Schülern erklären oder so eine Art Vortrag halten, wie die chemischen oder physikalischen Prozesse abliefen. Ich weiß nicht, ob ich es gut gemacht habe, aber das war sehr, sehr interessant bei Frau Samuel." (Martin Sand)

Selbsterziehung

Es gehörte generell zu den Erziehungsmethoden, möglichst jedem entsprechend seinen Fähigkeiten besondere Aufgaben in der Klasse zu übertragen. Indem den Schülern Verantwortung übertragen wurde, lernten sie, Verantwortung für sich und andere zu übernehmen. Der gesamte Schulablauf war so eingerichtet, daß die Kinder Gelegenheit bekamen, ethische Werte zu verinnerlichen. In den dreißiger Jahren existierte an der Schule ein Verspätungsbuch, in das sich die Schüler selbst eintragen sollten, wenn sie zu spät zum Unterricht kamen. „Das Verspätungsbuch geht erst in der zweiten Schulstunde zur Eintragung durch alle Klassen, da die Kinder in der ersten Stunde (...) Hebräisch (haben) und (...) ihren Leistungen gemäss in Abteilungen aufgeteilt (sind). Deshalb kann der Lehrer, der in der zweiten Stunde in der Klasse ist, nicht wissen, wer zu spät zur Schule gekommen ist."[39] Die Schüler akzeptierten die Regelung, und selten mußten Kinder zum Eintrag aufgefordert werden. Die Strafe für die Zuspätkommenden, wenn man es überhaupt so nennen kann, bestand darin, daß sie sich am Folgetag eine Viertelstunde vor Unterrichtsbeginn vor dem Lehrer-

zimmer einfinden mußten. Die eigentliche Konsequenz betraf dagegen die gesamte Klasse. „Ist in einer Klasse 10 Tage hintereinander kein Kind zu spät zur Schule gekommen, so wird dieses am schwarzen Brett der ganzen Schule mitgeteilt."[40] In der Klasse Erich Eisemanns wollte ein sehr verantwortungsbewußtes Mädchen aus Rücksicht auf die Klasse verschweigen, daß sie am 10. Tag zu spät gekommen war. Die Mitschüler verzichteten aber lieber auf die Ehrung, als unehrlich zu handeln.

Eine andere pädagogische Maßnahme erfreute sich bei den Schülern großer Beliebtheit. Aus den Klassen der Oberstufe wurden jeweils zwei Schüler als Helfer gewählt, die wiederum aus ihrer Mitte einen Oberhelfer bestimmten. Gekennzeichnet durch farbige Armbinden unterstützten die Helfer die Lehrer in den Pausen bei der Aufsicht und sorgten im Schulhaus für Ordnung und Sauberkeit. In der Regel folgten die Schüler den Anweisungen der Helfer, das Eingreifen Erwachsener blieb Ausnahme. Besonderen Erfolg hatte das „Helfersystem" bei jenen, die sich zunächst gegen die Schulordnung sperrten oder unangenehm auffielen.
Die Betonung der Gemeinschaft bewirkte, daß sich die Schüler tatsächlich umeinander kümmerten. Sie übernahmen Nachhilfeunterricht oder kümmerten sich um kranke Mitschüler. Ein großes Problem erwuchs der Schule von jeher aus der Armut und Unterernährung vieler ihrer Schüler. Sie versuchte die Not etwas zu mildern, indem in der Pause gegen ein geringes Entgelt oder völlig kostenlos Kakao und ein warmes Essen ausgegeben wurde.[41] Auch war es kein Einzelfall, daß der Lehrer zum Fürsorger wurde: „Es ist einmal vorgekommen, dass ein Junge seine Hausarbeiten nicht machen konnte, weil der Vater kein Geld für Tinte hatte."[42] Die Armut dieser Kinder erkannten auch die Mitschüler. Sie sammelten Kleidung, gaben Essen oder Geld, damit auch die ärmsten Schüler an Ausflügen oder Theaterbesuchen teilnehmen konnten.
Nicht alle der befragten Schüler konnten bestätigen, daß es in ihrer Klasse Klassengespräche oder einen Klassenbriefkasten gab. Die meisten erinnern sich aber, daß sie mit ihren Lehrern und Lehrerinnen offen über alle Probleme sprechen konnten, selbst wenn es sich nicht um schulische Belange handelte.
Wie weit das Mitspracherecht reichen konnte, hebt eine Schülerin hervor. In ihrer Klasse wurden die Zeugnisnoten vorgelesen und, die Schüler durften sich dazu äußern, wovon auch sie einmal Gebrauch machte. „Unser Geschichtslehrer las uns unsere Noten vor, als er zu mir kam, sagte er: ‚Regina gut.' Ich war sehr betroffen, denn ich wußte, daß ich in Geschichte die Beste in der Klasse war. Also fragte ich ihn: ‚Herr Dr. Eisemann, wieso gut und nicht sehr gut, denn das habe ich verdient?' Darauf antwortete er mir: ‚Ja, das ist wahr. In Geschichte gebührt Dir ein sehr gut. Dein Betragen ist nicht befriedigend.' Die ganze Klasse war empört, und ich bekam das sehr gut, das mir gebührte." (Regina Gerler) Nicht nur ihr blieb dieser Vorfall in Erinnerung, sondern auch

Lehrer und Schüler bereiten eine Ausstellung vor, (v. l. n. r.) vorgebeugt Dr. Erich Eisemann, im Hintergrund Kurt Messerschmidt, Margarethe Fried, Selma Schiratzki, Arnold Rivkes und Irmgard Seligmann

dem Lehrer, der sie darauf ansprach, als sich die beiden nach fünfzig Jahren in Israel wiedertrafen.

Kinder, die von anderen Schulen in die Rykestraße wechselten, fühlten sich in der offenen und gelockerten Atmosphäre sofort wohl. Nicht nur jene, die in der christlichen Schule antisemitische Erfahrungen gemacht hatten, stellten Unterschiede fest. Sicher gab es immer Kinder und Jugendliche, die versuchten, ihre Freiheiten auszunutzen, doch erreichten die Lehrer mit Hilfe der Klasse und gegebenenfalls der Eltern, daß sie den Unterricht nicht boykottierten. Selbst die extremen Schwierigkeiten, die sich aus der zwangsweisen Einweisung christlich erzogener Kinder jüdischer Abstammung ergaben, konnten gemeistert werden, obwohl „wir doch spürbar erleichtert (waren), als ein Lehrer, ein Halbjude christlichen Glaubens, für diese Kinder eine private Grundschule im Missionshaus Oranienburger Straße eröffnete".[43] Den Lehrern, die ab 1933 aus dem staatlichen Schuldienst entlassen wurden und zumeist an höheren Schulen unterrichtet hatten, fiel die Umstellung schwerer. Sie waren in keiner Weise für die Tätigkeit eines Volksschullehrers und schon gar nicht an einer jüdischen Schule ausgebildet. An der III. Privaten Volksschule kamen noch zusätzlich die nationaljüdische Ausrichtung und moderne Erziehungsmethoden hinzu. „Die armen Lehrer, die gezwungenerweise nach '33 zu uns kamen, hatten es nicht leicht. Sie waren nicht gewöhnt, Schüler mitreden zu lassen." (Gustl Horowitz) Die Schulleitung und die erfahrenen Kollegen bemühten sich zu vermitteln und den Neuen zu helfen. „Es war eine Zeit fruchtbarer Arbeit, die uns die tragischen Ereignisse, die wir durchleben mußten, leichter ertragen ließ. Die neuen Lehrer arbeiteten ebenfalls mit viel Eifer, obwohl vielen von ihnen das Judentum völlig fremd war, aber mancher empfand dankbar, wie sehr ihm die Hinwendung zu neuen Idealen und Zielen in einer Zeit half, in der alles das, an was er bisher geglaubt hatte, zerbrach und ihn in einem geistigen Vakuum zurückließ."[44]

„Die Schule war für mich ein großes Erlebnis" (Zwi Abiram)

Die gesellschaftliche Ausgrenzung der Juden im Dritten Reich schränkte ihren Bewegungsraum in der Öffentlichkeit zunehmend ein und ließ die ihnen verbliebenen eigenen Einrichtungen zumindest zeitweilig „aufblühen". Dies gilt in besonderem Maße auch für die jüdischen Schulen. Überlebende Schüler bezeichnen sie oft als Inseln und Zufluchtsstätten, so auch Schüler der III. Privaten Volksschule Rykestraße. Sie gingen gern in die Schule, waren dort fröhlich und behielten so lange wie möglich ihren gewohnten Rhythmus bei. Angesichts der zunehmenden Gefährdung jüdischer Menschen, der Verschlechterung ihrer wirtschaftlichen Verhältnisse und des Verlustes sozialer Bindungen, was Schüler und Lehrer gleichermaßen betraf, gab die Schule ein Gefühl der Sicherheit, was sie in der Realität natürlich nicht einlösen konnte. Viele der Schüler und Lehrer, denen es nicht gelang, auszuwandern, sind deportiert und umgebracht worden, von vielen ist das Schicksal bis heute nicht geklärt.

Treffen ehemaliger Schüler im Juni 1986

Wenngleich die Zeit zweifellos einen erheblichen Einfluß darauf hatte, wie die Überlebenden die III. Private Volksschule in der Rykestraße im Rückblick beurteilen, steht doch außer Frage, daß es die Lehrer und Lehrerinnen vermochten, zu ihren Schülern ein persönliches Verhältnis aufzubauen. Die Schüler nahmen mehr mit als nur Wissen. Viele unterstreichen, daß ihnen die Schule innere Stärke gab, die ihnen in den Jahren der Naziherrschaft half, Schwierigkeiten zu bewältigen, ja zu überleben. Dafür sind sie der Schule, sind sie ihren Lehrern und Lehrerinnen bis heute dankbar. „Die Lehrer und Lehrerinnen lehrten nicht nur, sie brachten uns alles Schöne in der Sprache, in der Literatur und auf allen Gebieten nahe. Sie erklärten und diskutierten und waren Lehrer wie auch Freunde." (Max Nesher)

Das Schulgebäude nach dem Krieg

Das ehemalige Schulhaus in der Rykestraße 53 überstand den Zweiten Weltkrieg ohne größere Schäden. 1946 ging die Verwaltung des Gebäudes an die Jüdische Gemeinde über. Sie vermietete es an die Volkssolidarität, deren Bundesvorstand seine Büros dort hat. Eine endgültige Entscheidung der Eigentumsfrage steht bislang noch aus.

Fünf Lehrerpersönlichkeiten

Selma Schiratzki, die langjährige Direktorin der III. Privaten Volksschule in der Rykestraße, wurde 1890 in Frankfurt am Main als Tochter eines jüdischen Kultusbeamten geboren. Nach dem Abitur besuchte sie das Städtische Lehrerinnenseminar in Frankfurt, das sie 1911 abschloß. Zwischen 1912 und 1924 lehrte sie an mehreren städtischen Schulen, entschied sich dann aber für die Tätigkeit an einer jüdischen Schule. Es war sicher kein Zufall, daß ihre Wahl auf die private Volksschule des Jüdischen Schulvereins in der Fasanenstraße fiel. 1926 erhielt sie die Leitung der zur Volksschule erweiterten zweiten Schule des Jüdischen

Selma Schiratzki, Mitte der dreißiger Jahre

Schulvereins in der Rykestraße. Selma Schiratzki war eine gute Pädagogin und außergewöhnliche Persönlichkeit. „Jeder liebte Frau Schiratzki, keiner fürchtete sie, obwohl sie wirklich bestimmen konnte, was getan werden sollte und das auch ausgiebig getan hat. Jeder konnte, wenn er irgendwelche Probleme hatte, unangemeldet bei Frau Schiratzki in ihrem Büro erscheinen und sie um ein Gespräch bitten, was auch sehr viele Schüler gemacht haben." (Willi Holzer) Selma Schiratzki ging aber auch von sich aus auf Schüler zu, „(...) kannte jeden einzelnen Schüler (...) aufs genaueste. Wir Lehrer fanden das bei den Versetzungskonferenzen vor Ostern heraus, wenn sie uns mit ihrem phänomenalen Gedächtnis und Einfühlungsvermögen in das individuelle Schicksal jedes Schülers und dessen häufig tragische Familienumstände verblüffte. (...)."[45] Selma Schiratzki verließ Deutschland am 4. September 1939 und emigrierte nach Schweden. 1945 wanderte sie nach Palästina aus. Sie blieb pädagogisch tätig und hielt auch Kontakt zu ehemaligen Schülern aus Berlin. Sie starb 1980 in Jerusalem.

Bevor er mit einem Kindertransport im Dezember 1938 nach England ging, erhielt Jack Zajac von Rudi Sonnenfeld 1938 dieses Foto zur Erinnerung

An den Sportlehrer Rudi Sonnenfeld (geb. 1908) erinnern sich selbst Schüler, die nie bei ihm Unterricht hatten. Er war ein heiterer Mensch, ein ausgezeichneter Sportler und für die Jungen ein Idol. Sie bewunderten, verehrten und liebten ihn. Auch unsportliche Schüler konnte er begeistern, weil er ihnen nicht das Selbstvertrauen nahm, wenn sie etwas nicht schafften. Rudi Sonnenfeld „war der Inbegriff des Athleten – blond, blauäugig, brachte er uns im wahrsten Sinne des Wortes zu Höchstleistungen. Ohne Zwang, nur durch den Wettbewerb. Was war ich stolz, als mir am Reck der ‚halbe Riese' gelang. Man vergaß vor Eifer sogar die Angst."[46] Schüler, die mit Rudi Sonnenfeld gemeinsam im zionistischen Sportbund Bar Kochba waren oder von ihm für das Sportfest der jüdischen Schulen trainiert wurden, fühlten eine besondere Verbundenheit mit ihm. Ein Schüler aus der „Ahawah" bekam von Rudi Sonnenfeld oft Geld, um dem Lehrer Schokolade zu kaufen. Wenn er zurückkam, sagte Rudi Sonnenfeld jedes Mal, daß er die Schokolade nicht wolle und der Junge sie aufessen solle. Nach Schließung der jüdischen Schulen mußte Rudi Sonnenfeld als Ordner in der Jüdischen Gemeinde arbeiten. Das Angebot, mit seiner Frau unterzutauchen, schob er auf, „um anderen zur Seite zu stehen. (...) Sie wollten warten, bis sie selbst die ‚Listen' bekamen. Dann war es zu spät, sie mußten mit dem nächsten ‚Transport' mitgehen."[47] Rudi Sonnenfeld kam 1943 in Ausschwitz ums Leben.

Klara Chodowski (geb. 1890), von 1917 bis 1933 als Oberschullehrerin an höheren Schulen angestellt, kam nach ihrer Entlassung aus dem öffentlichen Schuldienst an die III. und später an die VI. Volksschule. Die „Cholle" wie sie von den Schülern genannt wurde, hatte Sinn für Humor und wußte sich zu behaupten. „Sie war eine kleine ältere Dame, etwas verwachsen, mit blauen Porzellanaugen, die von hellblau, wenn sie fröhlich war, bis dunkelblau, wenn der Zorn sie übermannte, was aber selten geschah, funkeln konnten. (...) Sie schuf eine Klassengemeinschaft, die niemand vergessen wird. Sie, die ehemalige Oberstudienrätin, vermittelte uns Wissen, interessierte jeden. Sie feierte mit

uns Feste, jeder Anlaß war recht, immer war sie da. Die ideale Klassenmutter. Die Zeugnisse waren ihr nicht wichtig. Sie sah, was auf uns zukam. Sie wollte uns vorbereiten, ohne uns zu erschrecken. (...) Sie, die ihr Leben bisher damit zugebracht hatte, theoretisches Wissen zu lehren, wollte jetzt aus uns praktisch denkende Menschen machen, die überall auf eigenen Füßen stehen konnten. Wir haben ihr viel zu verdanken. Als sie uns 1939 verließ, um im letzten Moment nach England auszuwandern, weinten wir alle, sie am meisten."[48] Klara Chodowski arbeitete bis zu ihrer Pensionierung als Lehrerin. 1962 starb sie in London. Der dort lebende ehemalige Schüler der „Cholle", Martin Teich-Birken, besucht bis heute ihr Grab, um Kaddisch zu sagen.

Isidor Schreiber (geb. 1892), der zwischen 1927 und 1938 in der Rykestraße Musik und Religion lehrte, gehörte zur älteren Lehrergeneration. Er war streng und benahm sich in den Augen der Kinder seltsam, was als Folgeerscheinung einer Kriegsgefangenschaft gedeutet wurde. Isidor Schreiber war sehr musikalisch, was er auf seine Schüler zu übertragen versuchte. Gelang ihm das nicht, konnte er jähzornig werden. Einige Kinder machten sich einen Spaß daraus, den „dicken Schreiber" zu solchen Ausbrüchen zu provozieren. „Ich kann mich genau erinnern, daß er eine Geige hatte und durch die Schulbankreihen ging und daß er mit seinem Taktstock leicht auf die Hand geschlagen hat. Das ist eine prägende Erinnerung. Aber er war der einzige Pädagoge an der Schule, der überhaupt körperliche Maßnahmen angewandt hat." (Willi Holzer) Wenngleich dieser Charakterzug Isidor Schreibers die Erinnerungen der Schüler dominiert, haben sie nicht vergessen, ihren Lehrer auch von einer ganz anderen Seite erlebt zu haben – väterlich, liebenswürdig und unterhaltsam. Isidor Schreiber wanderte 1939 nach Argentinien aus. Er war dort als Kantor, Lehrer und Chorleiter tätig und starb in den sechziger Jahren in Buenos Aires.

Klara Chodowski, um 1938

Lilli Henoch, geboren am 26. Oktober 1899 in Königsberg, kam mit ihrer Familie um 1918/19 nach Berlin. Sie war schon als Kind eine begeisterte Sportlerin und trat in Berlin dem Berliner Sportclub (BSC) bei, für den sie in den zwanziger Jahren zahlreiche deutsche Meistertitel gewann und mehrere Weltrekorde aufstellte. Lilli Henoch war zu dieser Zeit die bekannteste Sportlerin des BSC und eine der erfolgreichsten deutschen Leichtathletinnen überhaupt. Im August 1933 wurde sie als Jüdin aus dem Club ausgeschlossen und widmete sich von nun an aktiv der Entwicklung des jüdischen Sports. Obwohl sie keine Zionistin war und zum Beispiel keinem zionistischen Sportclub beitrat, begann sie 1933 ihre Tätigkeit als Sportlehrerin in der III. Privaten Volksschule. Zunächst unterrichtete sie offenbar Jungen und Mädchen, doch war sie später aufgrund der hohen Schülerzahlen nur noch für die Mädchen zuständig. Lilli Henoch galt bei ihren Schülern als streng, sie spornte sie zu sportlichen Leistungen an und hatte maßgeblichen Anteil an der Organisation der Sportfeste jüdischer Schulen auf dem Sportplatz Grunewald. 1938 wechselte sie in die Choriner Straße, wo sie bis März 1942 tätig war. Nur wenige Monate später, am 5. September 1942, wurde sie deportiert. Der 19. Transport ging in Richtung

Lilli Henoch, um 1938

Osten nach Riga, wo sich die Spur Lilli Henochs verliert. Wahrscheinlich wurde sie mit den anderen Deportierten gleich nach der Ankunft erschossen.

–

Wenngleich das Schicksal Lilli Henochs Jahrzehnte lang im dunkeln lag, war sie nicht vergessen. In einer New Yorker Synagoge wird Lilli Henochs und ihres ebenfalls umgekommenen Bruders in jedem Jahr am 9. November gedacht. 1990 wurde Lilli Henoch als bislang einzige deutsche Sportlerin mit einem Platz in der Internationalen Ehrenhalle für den jüdischen Sport am Wingate Institut in Israel geehrt. Im Bezirk Prenzlauer Berg erinnert seit 1991 eine Straße an sie, und im Mai 1996 erhielt die Sport- und Werferhalle des Sportforums Hohenschönhausen den Namen Lilli Henochs.[49]

Daniela Zunzer

„Die deutsche Geschichte kommt als Gespenst zurück."

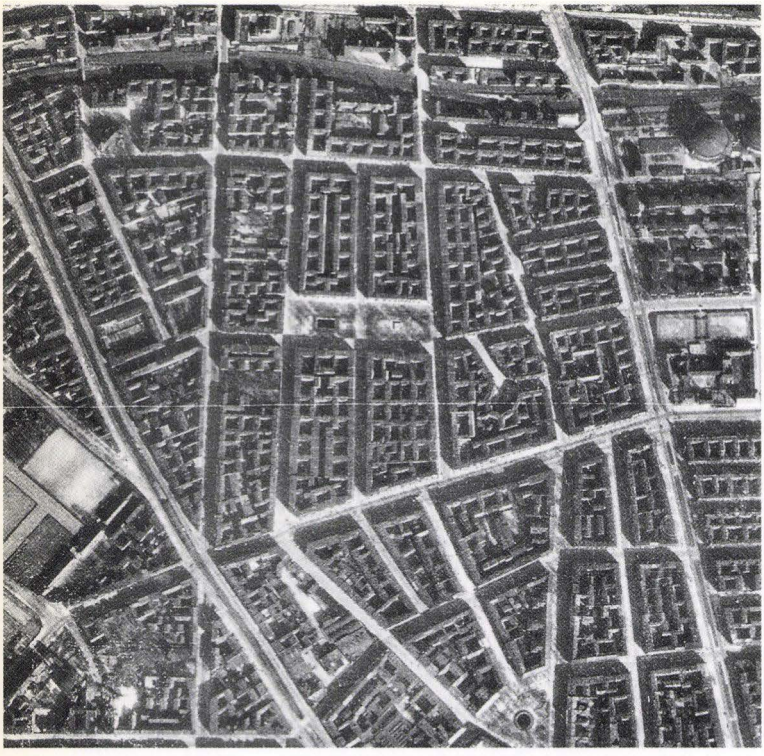
Die „Arisierung" jüdischen Hausbesitzes am Helmholtzplatz

Die „Gemeinsame Erklärung der Regierungen der Bundesrepublik Deutschland und der Deutschen Demokratischen Republik zur Regelung offener Vermögensfragen" vom 15. Juni 1990 legte für den Grundbesitz in den neuen Bundesländern die grundsätzliche Entscheidung „Rückgabe vor Entschädigung" fest und regelte damit die Naturalrestitution des ehemaligen „Volkseigentums" der DDR an die Alteigentümer beziehungsweise deren Erben oder Rechtsnachfolger. Als rechtmäßiger „Alteigentümer" gilt mit einigen wenigen Ausnahmen derjenige, dessen Grund- und Hausbesitz in der DDR enteignet wurde. Die Regelung der Naturalrestitution wurde einige Monate später auch auf jene Eigentümer ausgedehnt, die ihre Immobilien während des Nationalsozialismus auf unrechtmäßige Art und Weise verloren hatten.[1]
Mit dieser Reprivatisierung gehen heute zahlreiche Probleme und Konflikte einher. Besonders bei ehemals jüdischem Grundeigentum treten häufig verschiedene ehemalige Besitzer aus der Zeit des Nationalsozialismus als Konkurrenten um die Rückgabe des Grundstücks auf. Die Aufkäufer des jüdischen Grundbesitzes konkurrieren mit jüdischen oder anderen von den Nazis verfolgten Alteigentümern beziehungsweise mit verstreuten Erbengemeinschaften oder Nachfolgeorga-

nisationen für erbenloses jüdisches Vermögen um die Häuser und Grundstücke.
So läßt dieser Prozeß der Restitution einen Teil nationalsozialistischer Judenverfolgung wieder vermehrt ins Blickfeld rücken: die „Arisierung", die systematische Auslöschung des jüdischen Grundbesitzes. „Die deutsche Geschichte kommt als Gespenst zurück", da die geschilderte Restitutionsregelung es nötig macht, die Eigentumsgeschichte einzelner Häuser bis Anfang der dreißiger Jahre zu rekonstruieren.[2]
Die „Arisierung" oder, wie es in der Terminologie der Nationalsozialisten weitaus häufiger hieß, die „Entjudung" der deutschen Wirtschaft hatte neben der Auslöschung jüdischen Grundbesitzes vor allem die Verdrängung von Juden aus allen selbständigen wirtschaftlichen Tätigkeiten zum Ziel.[3] „Wirtschaft" unterteilte sich in diesem Sinne also einerseits in Gewerbebetriebe und Unternehmen, andererseits in Grundbesitz. Die Verdrängung der Juden aus Angestellten- und Beamtentätigkeiten fiel nicht unter die „Arisierung" der deutschen Wirtschaft. Waren diese Tätigkeiten selbstverständlich auch eine Beteiligung am Wirtschaftsleben, so lag der Unterschied darin, daß Betriebe und Grundbesitz zusätzlich einen Vermögenswert darstellten. Die zur Durchführung der „Arisierung" erlassenen oder dafür herangezogenen Gesetze sollten im Grunde genommen auch zwei Dinge bewirken: die Juden aus den Bereichen Einzelhandel/Gewerbe und Grundbesitz verdrängen und die dadurch freigesetzten Vermögenswerte zugunsten des Reiches einziehen.
Der Prozeß der „Arisierung" wird im folgenden für den Bereich des jüdischen Grundbesitzes, mit Blick auf die gesetzliche Regelung und den zeitlichen Ablauf, für einen Teilbereich von Prenzlauer Berg – das Gebiet um den Helmholtzplatz – dargestellt. Die Nationalsozialisten versuchten, ihre verbrecherischen Ziele bei der „Arisierung" sowie bei nahezu jedem anderen Bereich der Judenverfolgung mit eigens dafür erlassenen gesetzlichen Regelungen vordergründig zu sanktionieren. Das weit darüber hinausgehende kriminelle und erpresserische Vorgehen amtlicher und parteilicher Stellen kann anhand der beiden im Text ausführlicher behandelten Schicksale der jüdischen Eigentümerinnen Betty Lehmann und Chaja Rechla G. nachvollzogen werden.
Zunächst stellt sich hier aber die Frage nach Entstehung und Umfang jüdischen Hausbesitzes am Helmholtzplatz. Die 1933 einsetzende „Arisierung" wird daraufhin entlang gesetzlicher Regelungen in drei Phasen unterschieden: die Phase der „freiwilligen Arisierungen" von 1933 bis in die erste Hälfte des Jahres 1938, die Phase der Zwangsarisierungen ab November/Dezember 1938 bis Ende 1940, und die letzte Phase, gekennzeichnet durch Beschlagnahme und Verfall, ab Ende des Jahres 1940.

Jüdischer Hausbesitz am Helmholtzplatz

Im Gebiet Helmholtzplatz, abgegrenzt durch den S-Bahn-Graben und die Straßen Schönhauser Allee, Danziger Straße und Prenzlauer Allee, befanden sich zu Beginn der dreißiger Jahre mindestens einhundert-



Bildflug 1943, Alliierte Luftbildaufnahme. In der Bildmitte der Helmholtzplatz

zwölf Grundstücke in jüdischem Besitz.[4] Bei einer Gesamtzahl von etwa sechshundert Grundstücken entspricht das einem Anteil von rund 20 Prozent.

Anhand von Zahlen des Steuer- und Katasteramtes aus dem Jahr 1938 lassen sich im gesamten Berliner Stadtgebiet Analogien zwischen den Bezirken mit den höchsten Anteilen jüdischer Bevölkerung und jüdischen Grundbesitzes feststellen. Für den Nordosten und das historische Zentrum Berlins waren das vor allem die Bezirke Mitte und Prenzlauer Berg.[5] Doch auch bei unterschiedlichem Umfang jüdischen Grundbesitzes in den einzelnen Bezirken oder Teilen der Bezirke Berlins dürfte sich die Vorgehensweise der Nationalsozialisten und der zeitliche Ablauf der „Arisierung" jedenfalls für Stadtteile oder Bezirke mit einer vergleichbaren Bebauung und Eigentümerentwicklung kaum unterschieden haben.

Über 80 Prozent der jüdischen Eigentümer oder Eigentümergemeinschaften am Helmholtzplatz hatten die Häuser erst in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts erworben. Knapp die Hälfte hatte während der Hochphase der Inflation 1922/1923 gekauft. Lediglich neun der einhundertzwölf untersuchten Eigentümer waren bereits vor 1922 im Besitz des Grundstücks. Mit zu den ältesten jüdischen Eigentümern zählte etwa Paul Joseph, der 1903 das Haus Pappelallee 2 erwarb und selber im Nachbarhaus wohnte. Später führte er in der Pappelallee 2 ein Bekleidungsgeschäft.[6] Die restlichen jüdischen Eigentümer kauften in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre. Vereinzelt kamen auch noch Käufe nach 1933 vor. Die jüdischen Eigentümer am Helmholtzplatz

gehörten also nur in wenigen Fällen den ersten Eigentümergenerationen der Berliner Mietskasernen an.
Die Jahre der Geldentwertung nach dem Ersten Weltkrieg hatten generell im großstädtischen Mietshausbestand eine weitgehende Eigentumsumschichtung zur Folge. Besonders Inhaber ausländischer Devisen konnten während dieser Jahre durch den rapiden Kursverfall der Mark zu günstigen Konditionen in Deutschland Grundbesitz erwerben. Die Eigentümerstruktur änderte sich in zwei Richtungen: Einerseits traten vermehrt ausländische Käufer auf, andererseits fand eine Anonymisierung der Grundbesitzverhältnisse durch das verstärkte Auftreten von Kapitalgesellschaften mit hohen Verwertungsinteressen statt.[7]
Auch am Helmholtzplatz hatte knapp ein Drittel der jüdischen Eigentümer zum Zeitpunkt des Erwerbs einen ausländischen Wohnsitz, die Hälfte davon in Polen (21), gefolgt von Eigentümern aus der Tschechoslowakei und aus Österreich.
Etwa die Hälfte der jüdischen Eigentümer lebte in Berlin, zumeist in den westlichen Bezirken Charlottenburg, Schöneberg, Wilmersdorf und Tiergarten. Nur wenige (8 der 112 Eigentümer) lebten selbst in Prenzlauer Berg. Bei der scheinbar niedrigen Zahl selbstnutzender Eigentümer bleibt zu berücksichtigen, daß der Besitz weiterer Mietshäuser für die damalige Zeit keine Seltenheit war und die Eigentümer häufig in dem Haus mit der gehobeneren Wohnlage lebten. So war etwa in einem Fall aus den Akten ersichtlich, daß einer der Eigentümer am Helmholtzplatz zugleich Eigentümer eines Wohnhauses in der Eisenacher Straße in Schöneberg war.

Pappelallee 2 im Jahre 1902

Eine Ausnahme unter den Eigentümern am Helmholtzplatz, und auch darüber hinaus in Prenzlauer Berg, stellte der Bankier Julio Metal aus Barcelona dar, der zusammen mit den Teilhabern seines Unternehmens im Gebiet Helmholtzplatz nach 1933 noch sechs Grundstücke besaß. Während der Inflation hatte er in Berlin eine Vielzahl von Grundstücken erworben, einen Großteil davon aber bereits während der Wirtschaftskrise 1932 wieder abgestoßen. Die zentrale Hausverwaltung seiner Immobiliengesellschaft befand sich in der Kopenhagener Straße.

Die „Arisierungen" des Grundbesitzes bis 1938

Gesetzliche Regelungen und in Analogie dazu der Ablauf der „Arisierung" machen eine Unterteilung in die Jahre vor und nach 1938 sinnvoll. Jenes Jahr stellte auch in diesem Bereich nationalsozialistischer Judenverfolgung eine erhebliche Verschärfung dar, v. a. durch den Erlaß jener Gesetze, die den Weg für die Erfassung aller Vermögenswerte und die völlige Ausplünderung der Juden ebneten.
Zum Zeitpunkt der Machtübernahme im Januar 1933 formulierten die Nationalsozialisten die bereits in der Endphase der Weimarer Republik von ihnen propagierte Absicht, den jüdischen Anteil an der deutschen Wirtschaft soweit wie möglich zurückdrängen oder gar beseitigen zu wollen. Mit welchen Mitteln, Instrumentarien und in welchem Zeit-

raum die Verdrängung der Juden aus den genannten Bereichen eingeleitet und vollzogen werden sollte, war noch keineswegs festgelegt.
Die Vorgehensweise der Nationalsozialisten bei der „Arisierung" gerade während dieser ersten Jahre war besonders willkürlich und subtil. Mit undurchsichtigen Methoden und einer im Detail unüberschaubaren Anzahl von parteilichen und amtlichen Akteuren wurden vor allem die jüdischen Unternehmer – aber auch die jüdischen Immobilienbesitzer – während dieser ersten Jahre der nationalsozialistischen Herrschaft auf mannigfache Art und Weise aus ihren Betrieben bzw. von ihren Grundstücken gedrängt. Die Nationalsozialisten setzten dabei bis 1938 auf „freiwillige Arisierungen". Unter „freiwillig" verstanden sie, daß die Juden dem durch die nationalsozialistischen Verfolgungsmaßnahmen ständig wachsenden wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Druck nachgaben und sich von ihrem Eigentum lösten und Deutschland verließen. In weiten Teilen des öffentlichen Lebens erfuhren jüdische Bürger eine zunehmende Ausgrenzung, und die Dezimierung jüdischer Geschäfte oder die Verdrängung aus Tätigkeiten im öffentlichen Dienst und aus akademischen Berufen zerstörte ihre Einkommensgrundlage. Das führte häufig bereits während der ersten Jahre der nationalsozialistischen Herrschaft zu dem Zwang, sich von vorhandenen Vermögenswerten trennen zu müssen, um zu Geld zu kommen – entweder zur materiellen Sicherung des gewohnten Lebensstandards in Deutschland oder für eine geplante Emigration.
Bis 1938 gab es keine umfassende gesetzliche Handhabe, jüdische Unternehmen oder Immobilien zwangsweise in „arischen" Besitz zu überführen. Die „Arisierungen" jüdischer Unternehmen und jüdischen Grundbesitzes bedurften noch keiner gesonderten behördlichen Genehmigungen und waren nicht zentral kontrolliert oder koordiniert. Die juristischen Maßnahmen bis Ende 1937 regelten vielmehr – teilweise in Fortführung entsprechender Gesetzgebung aus der Weimarer Republik – die ständig zunehmenden staatlichen Zugriffsmöglichkeiten auf persönliche Vermögenswerte, vor allem bei einer bevorstehenden Auswanderung.[8] Bereits 1931 waren vor dem Hintergrund der Wirtschaftskrise z. B. Gesetze zur Verhinderung der Kapitalflucht aus Deutschland erlassen worden: das Gesetz über die Devisenkontrolle – alle Finanztransaktionen ins Ausland unterlagen strengen Devisenkontrollen[9] – und das Gesetz über die Reichsfluchtsteuer. Reichsfluchtsteuer mußte entrichten, wer seinen inländischen Wohnsitz nach dem 30. März 1931 aufgab und dessen Vermögen 200 000 RM oder dessen jährliches Einkommen 20 000 RM überstieg.[10] Diese Bemessungsgrenze wurde später gesenkt, was zur Folge hatte, daß sich der Kreis der Steuerpflichtigen erheblich ausweitete. Der Steuersatz lag bei 25 Prozent. Der Geltungsbereich all jener Maßnahmen erstreckte sich grundsätzlich auf alle auswandernden Reichsangehörigen; Juden waren jedoch durch die nationalsozialistische Verfolgung überdurchschnittlich häufig und in besonderem Maße betroffen.
Vom 30. Januar 1933 bis zum Vortag der Pogromnacht, dem 8. November 1938, hatten am Helmholtzplatz mehr als ein Drittel der jüdischen

Eigentümer ihr Haus (zwangs-)verkauft, oder es war zwangsversteigert worden. Die Einschätzung und Beurteilung der Verkaufsmodalitäten und vor allem der Kaufpreise ist für diese Jahre besonders schwierig. Um herauszufinden, inwiefern sich die Verkaufsabschlüsse jüdischer Eigentümer von anderen unterschieden, müßten Vergleichszahlen über Art und Weise der Zahlung, Höhe des gezahlten Betrages usw. vorliegen. Mündlich getroffene Nebenabsprachen, z. B. über zusätzlich gezahlte Beträge, oder die mögliche Intervention und Repression seitens offizieller Stellen können aus den hier benutzten Quellen nicht rekonstruiert werden.

Geschäft von Jehoshua Graf, Gollnower Straße 44, um 1930

1938–1941: Beginn der Zwangsarisierung

Lief die „Arisierung" der deutschen Wirtschaft bis 1937 weitgehend unreguliert und sehr willkürlich ab, waren bereits Anfang 1938 die Vorbereitungen gesetzlicher Maßnahmen für eine „systematische Arisierung", das heißt die zwangsweise und totale Ausschaltung der Juden aus der deutschen Wirtschaft, abgeschlossen. Von zentraler Bedeutung für die weitere „Arisierung" sowohl der Unternehmen wie des Grundbesitzes waren die beiden Verordnungen vom April und Dezember 1938. Ziel war die umfassende und detaillierte Erfassung jüdischer Vermögenswerte – Betriebe, Unternehmen und Grundbesitz sowie persönlicher Besitz wurden nun generell unter „Vermögen" subsumiert.

Nach der „Verordnung über die Anmeldung jüdischen Vermögens" (Anmeldeverordnung) vom 26. April 1938 mußte jeder Jude (und gegebenenfalls auch sein nichtjüdischer Ehepartner) bis zum 30. Juni 1938 sein gesamtes in- und ausländisches Vermögen anmelden.[11] Auf einem mehrseitigen Fragebogen wurden alle Vermögenswerte erfragt mit Ausnahme von persönlichen Gebrauchsgegenständen und des Hausrats. Jegliche Vermögensveränderungen nach dem Stichtag (27. April 1938) mußten gemeldet werden. „Mischlinge" und juristische Personen waren von der Verordnung nicht betroffen, Ausländer nur mit ihrem inländischen Vermögen.[12] Mit dem Erlaß dieser Anmeldeverordnung wurde die Veräußerung oder Verpachtung jedes jüdischen Gewerbebetriebes genehmigungspflichtig. Die zwangsweise Überführung in „ari-

schen" Besitz konnte angeordnet werden. Für Grundstücke wurden noch keine derartigen Regelungen erlassen.
Als Folge auf die Anmeldeverordnung wurde etwas mehr als ein halbes Jahr später, am 3. Dezember 1938, die „Verordnung über den Einsatz jüdischen Vermögens" (Einsatzverordnung) erlassen.[13] Darin wurde der Umgang mit den erfaßten Vermögenswerten gesetzlich geregelt. Die Einsatzverordnung bot die Grundlage für die Zwangsarisierung des gesamten jüdischen Besitzes. Erstmals konnte damit auch ein jüdischer Grundbesitzer gezwungen werden, seine Immobilien innerhalb einer bestimmten Frist zu verkaufen. Kam der Eigentümer dieser Forderung nicht nach, konnte auf seine Kosten ein Treuhänder eingesetzt werden, der den Verkauf gemäß der staatlichen Vorgaben übernahm. Diese Zwangsarisierung sollte im Bereich Grundbesitz nach der Gesetzesvorlage zunächst nur in Ausnahmefällen „besonderen öffentlichen Interesses" Anwendung finden, etwa wenn der Staat oder die Partei selbst ein Grundstück erwerben wollte. Juden durften keine Grundstücke mehr kaufen, und jeder Grundstücksverkauf eines jüdischen Eigentümers bedurfte von nun an einer gesonderten Genehmigung.[14]

Propagandaumzug der „Bismarck Jugend" am 28. März 1933

Bereits drei Tage nach der Pogromnacht vom 9. November 1938 waren drei weitere Verordnungen mit weitreichenden Vermögensrestriktionen erlassen worden.[15] Besonders folgenreich für Gewerbebetriebe war die „Verordnung zur Ausschaltung der Juden aus dem deutschen Wirtschaftsleben". Sie verbot Juden mit dem 1. Januar 1939 u. a. jeglichen Betrieb von Einzelhandelsgeschäften, Handwerksbetrieben, Handel und Dienstleistungen auf Märkten und Messen, sowie die Mitgliedschaft in Genossenschaften. Juden durften nicht mehr Betriebsführer und leitende Angestellte sein.[16] Jüdische Einzelhandelsgeschäfte sollten dann „arisiert", d. h. gemäß nationalsozialistischem Verständnis in nichtjüdischen Besitz überführt werden, wenn das Geschäft zur Sicherstellung der Versorgung der Bevölkerung notwendig war.[17] Von welcher Reichweite diese Maßnahme für die verbliebenen jüdischen Gewerbe-

treibenden war, verdeutlicht die Tatsache, daß allein in Berlin im November 1938 noch rund 3 000 jüdische Betriebe existierten, von denen innerhalb von nur zwei Monaten, bis zum 1. Januar 1939, die meisten aufgelöst wurden! Nur wenige gingen in „arische" Hände über.[18]

Gerade die Ereignisse der Pogromnacht waren ausschlaggebendes Motiv für viele Juden, Deutschland endgültig den Rücken zu kehren. In den folgenden Wochen und Monaten setzte eine Verkaufswelle jüdischer Grundstücke und Häuser ein. Auch am Helmholtzplatz fanden sehr viele Eigentumsübertragungen nach dem 9. November 1938, vermutlich auch ausgelöst durch das Pogrom, statt. Bis Ende 1940, d. h. innerhalb von etwa zwei Jahren, wechselten vierzig Häuser den Eigentümer, die meisten davon bis Ende 1939 (und damit so viele wie in den knapp sechs vorangehenden Jahren zusammen!), einige wenige noch während des Jahres 1940. Danach fanden praktisch keine Verkäufe mehr statt.

Kontrolle und Bürokratisierung

Die Verkaufsmodalitäten änderten sich für jüdische Eigentümer ab Ende 1938 v. a. in zwei Punkten: Kaufpreise und Käufer mußten amtlichen Vorgaben entsprechen, und amtliche sowie parteiliche Stellen wurden verstärkt in den Prozeß der „Arisierung" eingebunden.

Ein Ziel der Einsatzverordnung war eine stärkere Kontrolle der Kaufpreise für jüdische Grundstücke. Entsprach der Kaufpreis nicht den Vorgaben der Behörde, wurde er im Falle eines zu hohen Preises für den jüdischen Verkäufer herabgesetzt. War der Kaufpreis in amtlichen Augen zu niedrig, wurde er für den „arischen" Käufer angehoben, für den jüdischen Verkäufer blieb er unverändert. Die jeweilige Differenz wurde als „Arisierungsabgabe" oder Ausgleichsabgabe erhoben und konnte auch als Sachleistung, beispielsweise als Reparaturauflage verfügt werden.[19] Weiter konnte die Genehmigungsbehörde den Verkauf an einen bestimmten Bewerber als Auflage erteilen. Im Januar 1940 war festgelegt worden, daß Juden, selbst wenn der Kaufvertrag diese Möglichkeit vorsah, nicht mehr vom Vertrag zurücktreten durften, auch oder gerade wenn die behördliche Genehmigung an restriktive Bedingungen, wie Kürzungen des Kaufpreises, geknüpft war.[20]

Die rigide Kontrolle der Kaufpreise bei jüdischen Grundstücken ist an zahlreichen Beispielen abzulesen. So wurde etwa beim Grundstück Danziger Straße 75 der im Kaufvertrag angegebene Kaufpreis von 98 000 RM von der Preisstelle auf 118 000 RM, den „mäßigen Verkehrswert", hochgesetzt. Der jüdische Verkäufer erhielt jedoch nur den vereinbarten Kaufpreis. Die Differenz mußte als „Arisierungsgewinn" an das Reich abgeführt werden.

Es ist anzunehmen, daß in den meisten Fällen der Kaufpreis für den „arischen" Erwerber hochgesetzt wurde, da die meisten Käufer versucht haben dürften, aus der Zwangssituation der jüdischen Verkäufer und dem relativ großen Angebot an Grundstücken im Jahr 1939 durch einen niedrigen Kaufpreis einen möglichst großen Gewinn zu erzielen.

Die Arisierungsabgabe für das Haus Lychener Straße 10

Im Fall des Hauses Lychener Straße 10 wurde der Kaufpreis um insgesamt 14 000 RM hochgesetzt und die Genehmigung unter folgenden Auflagen erteilt:

„1. Der Erwerber hat 4000 RM bis zum 1. Dezember 1939 an die Stadthauptkasse, Berlin C 2, Rathaus, unter Angabe des Grundstücks und meines Aktenzeichens auf Verwahrungskonto „Buchhalterei VI" zu zahlen.

2. Für 10 000 RM wertverbessernde Arbeiten und größere Reparaturen (Verputzen der Hoffronten, Erneuerung der Treppenklosettanlagen, Dachreparatur usw.) außer den laufenden Instandhaltungsarbeiten bis zum 1. 7. 1941 ausführen zu lassen, und den Nachweis der zuständigen Baupolizei zusammen mit dem Wohnungsamte zu führen."

Als Begründung dafür wurde angegeben: „Nach Prüfung der eingereichten Ertragsberechnung liegt der Kaufpreis gegenüber dem mäßigen Ertragswert um 14 000 RM zu niedrig. Da das Grundstück für ca. 10 000 RM Erneuerungsarbeiten und größere Reparaturen erfordert, ist es angebracht, diesen Betrag zu wertverbessernden Arbeiten am Grundstück zu verwenden. Nach § 15,1 der Verordnung vom 3. Dezember 1938 muß der Rest von 4 000 RM als Ausgleichszahlung zugunsten des Reiches abgeführt werden." (Grundbucharchiv Berlin, Grundakte Lychener Straße 10, Genehmigung der Preisstelle für Grundstücke vom 9. 9. 1939)

Danziger Straße 75, 1996

Über die ohnehin geringen Restbeträge der Kaufpreise konnten die jüdischen Verkäufer auch nicht mehr frei verfügen, da ihre inländischen Bankkonten überwacht wurden. Bei einer Emigration blieb nach dem Devisengenehmigungsverfahren und der Entrichtung der Reichsfluchtsteuer von den Verkaufserlösen kaum etwas übrig. Dieser Restbetrag wurde auf ein Sperrkonto überwiesen. Gerade bei jüdischen Verkäufern wurde über die geringen Sperrkontoguthaben noch restriktiv gewacht. Zu jeder Verfügung über das Sperrkonto war eine neuerliche Genehmigung erforderlich. So wurde etwa dem in Zürich lebenden Salomon Obermann untersagt, nach dem Verkauf seines Hauses in der Dunckerstraße von seinem Sperrkontoguthaben 500 RM für neue Kleidung abzuheben![21]

Nach Erlaß der Einsatzverordnung wurden mit dem Ziel einer verbesserten Überwachung zunehmend amtliche Stellen in den Prozeß der „Arisierung" eingebunden. Von seiten der staatlichen Verwaltung war neben den „Preisstellen für Grundstücke" als offizielle Genehmigungsbehörde vor allem die jeweilige Finanzverwaltung involviert. Die Finanzämter lieferten Informationen über Verkäufer und Käufer an die Gauwirtschaftsberater der NSDAP und waren zudem angehalten, möglichst alle Verkäufe u. ä. an Parteistellen weiterzuleiten.[22]

Von Parteiseite aus waren die Gauwirtschaftsberater bei der Auswahl der Käufer nach politischen und wirtschaftlichen Kriterien sowie bei der Frage der Einsetzung von Treuhändern maßgeblich beteiligt bzw. Ansprechpartner für jene Personen, die einen jüdischen Betrieb oder ein jüdisches Grundstück zu übernehmen gedachten. Die parteioffiziellen Gesichtspunkte dabei waren: die Bevorzugung „alter Kämpfer", eine aktive „Mittelstandspolitik", z. B. die Verhinderung unerwünschter Konzernbildungen, das Aufdecken „getarnter" Arisierungen und das Drücken der Kaufpreise. Gegen die Partei konnte bei der „Arisierung" so gut wie gar nicht entschieden werden.

Nicht selten bekleideten die Gauwirtschaftsberater neben ihren Parteiämtern zudem noch Posten in Aufsichtsräten namhafter Unternehmen. So war etwa der Gauwirtschaftsberater von Berlin, Heinrich Hunke, Mitglied des Vorstands der Deutschen Bank. Diese Tätigkeit in Personalunion ermöglichte Einblicke, die finanziell gewinnbringend umgesetzt werden konnten.[23] Die Banken traten einerseits als Erwerber jüdischer Firmen auf, andererseits finanzierten sie „Arisierungen", suchten geeignete Objekte für interessierte Käufer oder umgekehrt – den passenden Käufer für ein Objekt.[24]

Während, wie oben dargestellt, zum 1. Januar 1939 alle jüdischen Gewerbebetriebe zwangsweise aufgelöst bzw. „arisiert" waren, wurden im Bereich des Grundbesitzes von Regierungsseite Anfang 1939 Weisungen erlassen, die eine zwangsweise (Zwang hier verstanden als unmittelbare staatliche Intervention und Fristsetzung) und totale „Arisierung" bis auf weiteres zu unterbinden suchten.[25]

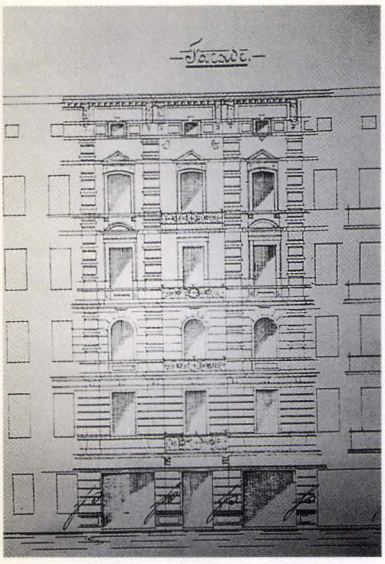
Die nach der Pogromnacht losbrechende Verkaufswelle jüdischer Grundstücke zeigte in den Augen der Nazis unerwünschte Folgen.[26] Eine zuvor bei der „Arisierung" von Geschäften und Betrieben beob-

achtete Entwicklung, nämlich die Bereicherung irgendwelcher Privatpersonen, die zufällig zur richtigen Zeit am richtigen Ort waren, sollte nun für den Grundbesitz verhindert werden. Die von der Partei begünstigten Gruppen sollten fortan stärker zum Zuge kommen. Der Erwerb des noch nicht veräußerten jüdischen Grundbesitzes sollte deshalb diesen „förderungswürdigen" Kreisen vorbehalten sein, beispielsweise den an der Front kämpfenden Wehrmachtssoldaten, deren Bindung an das nationalsozialistische Regime durch Bereitstellung einer ökonomischen Versorgung noch verstärkt werden sollte. Als Belohnung für die im „Kampf um das Vaterland" erworbenen Verdienste war vorgesehen, ihnen mit der Möglichkeit zum günstigeren Erwerb von Immobilien eine Versorgungsgrundlage nach der Rückkehr von der Front zu bieten.[27] „Besonders tüchtige Volksgenossen" sollten währenddessen daran gehindert werden, die Grundstücke an sich zu nehmen, solange ihre Mitbewerber an der Front kämpften.

Ein zweiter Grund für einen Aufschub der Zwangsarisierung von jüdischem Grundbesitz war die Überlegung zu einer „Ghettoisierung" der Juden in sogenannten „Judenhäusern", d. h. Häusern jüdischen Eigentums.[28] Bereits mit dem „Gesetz über die Mietverhältnisse mit Juden" vom 30. April 1939 wurde die Konzentration der Juden in „Judenhäusern" festgelegt.[29] Nichtjüdische Vermieter konnten ihren jüdischen Mietern sofort kündigen. Die Jüdische Gemeinde war gesetzlich dazu verpflichtet, eine andere Unterbringung nachzuweisen. Bei den jüdischen Gemeinden wurden hierzu eigene Wohnungsämter eingerichtet, die sich um die Unterbringung der gekündigten Mieter kümmern mußten. Jüdische Vermieter durften nur noch mit behördlicher Genehmigung vermieten und wurden verpflichtet, jüdische Mieter aufzunehmen.[30] Die tatsächliche Verbreitung dieser „Judenhäuser" variierte regional sehr stark. Gerade für Berlin ist Näheres darüber nur in Ansätzen bekannt.[31]

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß 1938 zwar die gesetzlichen Regularien für eine totale „Arisierung" geschaffen wurden, diese aber für den Grundbesitz zunächst noch nicht in dem Umfang wie bei jüdischen Unternehmen angewendet wurden. Auf den ersten Blick erscheint der Ablauf der „Arisierung" unter Einbeziehung amtlicher Verwaltungsstellen stark bürokratisiert und reguliert. Tatsächlich aber ist zu vermuten, daß der gerade für den Nationalsozialismus charakteristische Antagonismus zwischen Partei- und Amtsstellen auch hier in einen Streit um Kompetenzen und Einflußmöglichkeiten ausgeufert sein wird.[32]

Exemplarisch seien im folgenden die Schicksale zweier jüdischer Eigentümerinnen dargestellt, die sich gegen die diskriminierenden Einschränkungen gewandt bzw. Einspruch gegen die Genehmigung nach der Einsatzverordnung eingelegt hatten und sich beide mehrere Jahre lang gegen eine „Arisierung" ihres Hauses wehrten.



Dunckerstraße 71, Aufrißzeichnung aus der Bauakte

Dunckerstraße 71: Betty Lehmann

Neumann Lehmann und seine Frau Betty aus Berlin hatten das Haus Dunckerstraße 71/Ecke Stargarder Straße 27 bereits 1906 erworben. 1922 veräußerten sie es an einen Kaufmann aus Charlottenburg, vierzehn Jahre später kauften Neumann und Betty Lehmann das Haus zurück. Noch im selben Jahr starb Neumann Lehmann, und seine Frau wurde Alleineigentümerin.

Vor dem Hintergrund der Pogromnacht vom November 1938 beschloß Betty Lehmann, das Haus zu verkaufen, und schloß am 12. Dezember 1938 einen Kaufvertrag ab. Vermittelt durch eine Grundstücksverwaltung, wollte ein Käufer aus Charlottenburg das Haus erwerben. In den Kaufvertrag wurde nachweislich eine Rücktrittsklausel für die Verkäuferin aufgenommen. Einem Schreiben der vermittelnden Grundstücksverwaltung zufolge hatte sich Betty Lehmann bereits im Januar 1939 entschlossen, vom Kaufvertrag wieder zurückzutreten. Der Inhaber des Büros sah darin einen seiner Meinung nach verbreiteten Trend, wie der folgende Auszug eines Schreibens zeigt: „Bis Ende Dezember 1938 strebten alle Juden, unter dem Eindruck der Vorgänge des 9. November 1938, dahin, ihren Grundbesitz abzustoßen. Im Januar 1939 erging die allgemeine Parole, den Grundbesitz, wenn irgendmöglich, zu behalten. Bekannt ist, daß von da ab nur wenige jüdische Häuser verkauft worden sind. Die Juden, die, wie Frau Lehmann, beabsichtigen, in Deutschland zu bleiben, bemühten sich von da ab, die getätigten Verträge rückgängig zu machen, so auch Frau Lehmann."[33]

Die Preisbildungsstelle als Genehmigungsbehörde bearbeitete den Fall trotz des Rücktrittswunsches von Betty Lehmann weiter, und am 20. Mai 1939 wurde der Kaufvertrag unter Auflagen genehmigt. Der Kaufpreis wurde für die Verkäuferin auf 130 000 RM herabgesetzt. Die Käufer mußten 145 000 RM zahlen und den Differenzbetrag von 15 000 RM an die Reichshauptkasse Berlin abführen. Als Begründung für die Herabsetzung des Kaufpreises führte die Behörde an: „Sie (Betty Lehmann, D. Z.) hat das Grundstück erst 1936 für 120.000,-- gekauft. Die Wertsteigerungen, die das Grundstück bis heute erfahren hat, sind auf Maßnahmen der nationalsozialistischen Regierung zurückzuführen. Es ist aber nicht gerechtfertigt, die jüdische Veräußerin an dem Wirtschaftsaufschwung des heutigen Staates teilnehmen zu lassen."[34] Daraufhin erklärte Betty Lehmann am 5. Juni 1939 nochmals, von ihrem Rücktrittsrecht Gebrauch machen zu wollen. Die beim Kauf vermittelnde Grundstücksverwaltung forderte daraufhin die Preisstelle auf, zugunsten des Erwerbers einzugreifen, und ließ ihrem Unmut über die behördliche Genehmigungspraxis und eine angebliche Verzögerung der „Arisierung" sowie über eine vermeintliche Rechtsprechung zu jüdischen Gunsten freien Lauf. „Durch diese Entscheidung derjenigen Behörde, die für die gerechte Arisierung des deutschen Grundbesitzes zu sorgen und diese zu überwachen hat, wird der jüdischen Verkäuferin die Möglichkeit gegeben, das bereits in arische Hände übergeleitete Grundstück wieder dem jüdischen Anteil an deutschem Volksvermögen zurückzuführen. Unterstützt wird dieser

paradoxe Fall durch Rechtsprechungen und Kommentare der deutschen Gerichte, die sich immer noch nicht entschließen können, die Judenfrage vom politischen Standpunkt aus zu entscheiden, sondern bei ihren Entscheidungen stets den jüdischen Fremdling mit dem deutschen Reichsbürger juristisch gleichstellen."[35] Zudem, so heißt es im selben Brief weiter, sei die Suche nach einem Ersatzgrundstück für seinen Kunden sinnlos, „da die Juden Häuser nicht mehr verkaufen". Da Betty Lehmann bei ihrem Rücktrittswunsch blieb, drohte der Stadtpräsident – nicht zuletzt auf Veranlassung des Kaufvermittlers – mit einer Zwangsarisierung. Der Vermittler schilderte die vermeintlichen Absichten von Betty Lehmann mit folgenden Worten: „Frau Lehmann hat mir zu Anfang des Jahres unverhüllt erklärt, dass sie nur unter dem Eindruck des November 1938 sich entschlossen hatte, ihr Haus zu verkaufen. Nach Informationen (...) werde sie sich, ebenso wie alle anderen Juden, dafür einsetzen, dass das Haus ihr bleibt. Sie hat mir gesagt, dass sie sich mit allen Kräften der Übergabe des Grundstücks widersetzen werde, und selbst die hohen Kosten eines Prozesses unter keinen Umständen scheuen werde."[36] Der Stadtpräsident bat daraufhin den Reichswirtschaftsminister um dessen Zustimmung zur „Zwangsentjudung". In der Antwort vom 2. April 1940 verwies dieser ihn auf die mittlerweile erlassene Regelung, daß der jüdische Verkäufer nicht mehr berechtigt sei, vom Kaufvertrag zurückzutreten. Am 31. August 1940 teilte das Wirtschaftsministerium dem Stadtpräsidenten weiterhin mit, „mangels Vorliegens eines öffentlichen Interesses" der „Zwangsentjudung" vorläufig nicht zustimmen zu können. Nachdem der Kaufinteressent bis Mai 1942 noch nicht im Besitz des Hauses war und Betty Lehmann sich bis zu diesem Zeitpunkt erfolgreich gegen den Verkauf wehren konnte, wandte sich der Kaufvermittler schließlich an die zuständige Parteistelle, den Gauwirtschaftsberater. Von diesem erhoffte er sich die Versagung eines Kaufangebots, welches Betty Lehmann mittlerweile an eine andere Frau auf Grundlage des 1938 abgeschlossenen Kaufvertrages gemacht hatte.

Das Beispiel zeigt, daß der Stadtpräsident eine Zwangsarisierung erwog. Das Wirtschaftsministerium als übergeordnete Verwaltungsbehörde lehnte sie jedoch ab. Erst daraufhin wandte sich der Vermittler an den Gauwirtschaftsberater in der Hoffnung, über ihn etwas erwirken zu können, jedoch wiederum ohne Erfolg.

Stargarder Straße 38: Chaja Rechla G.

Die Eigentümerin des Hauses Stargarder Straße 38, Chaja Rechla G., konnte den Zwangsverkauf ihres Hauses gegen ihren Willen letztendlich nicht verhindern.[37] Die aus Polen stammende Eigentümerin hatte das Grundstück 1922 erworben.

Wie aus einem Schreiben vom Januar 1940 erkennbar, fanden 1939 Verhandlungen über einen Tausch des Hauses in der Stargarder Straße mit einem Grundstück in Lodz statt. Da der Tauschinteressent Maximilian F. die Eigentümerin Chaja Rechla G. an ihrem eigentlichen Wohnort Warschau im Dezember 1939 nicht antraf, bestellte er beim Amts-

Stargarder Straße 38, 1996

gericht einen Abwesenheitspfleger, der dem Tausch statt dessen zustimmen sollte. Gleichzeitig hatte aber ein Verwandter von Chaja Rechla G. mitgeteilt, daß ein Tausch nicht in Frage komme.[38] Wie sich herausstellte, lebte die Hauseigentümerin zu dem Zeitpunkt bereits in Triest, Italien. Der dennoch zum Abwesenheitspfleger bestellte Amtsgerichtsrat a. D. M. schrieb der Eigentümerin am 21. Februar 1940, daß er Maximilian F. – ensprechend ihrem Wunsch – mitgeteilt habe, daß ein Grundstückstausch nicht mehr in Frage komme. Da anscheinend von seiten der Eigentümerin wie des Grundstücksverwalters Vorbehalte gegen die Bestellung des Abwesenheitspflegers zum Ausdruck kamen, schilderte dieser mit Schreiben vom 21. April 1940 seine Tätigkeit: „Ich bin nicht zum ‚gerichtlichen Abwesenheitspfleger zur Durchführung des Grundstückstausches' bestellt, sondern mein Wirkungskreis umfasst die Wahrnehmung Ihrer Vermögensangelegenheiten überhaupt. (...) Ich vermag nicht einzusehen, weshalb Sie nun noch eines besonderen Anwalts zur Wahrnehmung Ihrer Interessen bedürfen, ich ja ausdrücklich dazu vom Gericht schon bestellt bin. Von etwaigen staatspolitischen Erwägungen abgesehen, denen aber ein Anwalt genau so unterworfen wäre, wie ich, bin ich dazu berufen und durchaus willens und fähig, ausschließlich Ihre Interessen wahrzunehmen. Sie sehen ja beispielsweise aus der Ablehnung des Abschlusses des Tauschvertrages, dass Sie volles Vertrauen zu meiner Geschäftsführung haben können."
In einem Schreiben an den Tauschinteressenten Maximilan F. äußerte sich der Abwesenheitspfleger dementsprechend, nicht zum Abschluß des Tauschvertrages befugt zu sein. Chaja Rechla G. sah trotzdem nicht ein, wieso der Abwesenheitspfleger weiter eingesetzt blieb.
Mittlerweile hatte sich Maximilan F. an den Stadtpräsidenten Berlin gewandt und beklagte, daß die Grundstückseigentümerin nicht bereit sei, den bereits am 30. Juni 1939 abgeschlossenen Tauschvertrag zu vollziehen. Darüber hinaus verfaßte der Tauschinteressent am 2. März 1940 eine Selbstdarstellung, von der er sich vermutlich ein Eingreifen der Behörde zu seinen Gunsten erhoffte: „Ich selbst bin Rückwanderer, habe mein Geschäft in Lodsch aufgegeben, da der jüdische Boykott (sic!) seit 1933 immer stärker wurde und mein jetziger Wohnsitz in Zoppot stellt eine Uebergangssituation nach Berlin dar, wohin ich noch während der Polenzeit einen Teil meines Vermögens verbrachte. Da sich der genannte Haustausch durch die jüdischen Machenschaften ins Endlose zieht, hänge ich mit meiner Familie sozusagen zwischen Tür und Angel."
Um seiner Forderung nach Zwangsarisierung des Grundstücks Nachdruck zu verleihen, legte er politische Referenzen bei. So findet sich dort neben anderen Unterlagen ein Schreiben der NSDAP-Kreisleitung Gotenhafen-Zoppot vom 14. Februar 1940 mit der Forderung eines radikaleren Vorgehens: „Der V/G. (Volksgenosse, D. Z.) Maximilian F., z. Zt. Zoppot, (...) besitzt in seiner Heimatstadt Lodsch ein Grundstück, das er noch vor dem polnischen Kriege mit der Jüdin Chaja Rechla G. in Warschau, gegen deren Haus in Berlin N., Stargarderstr. 38, tauschte und worüber die entsprechenden amtlichen Geneh-

migungen vorhanden sind. (...) Ich habe den Eindruck, dass die dortigen Stellen durch zu grosse Objektivität, im Gegensatz zu uns hier im Osten, gegen dieses Gesindel gehemmt sind und bitte Sie, in geeigneter Form den V/G. Maximilian F., der hier in der NSV (Nationalsozialistische Volkswohlfahrt e.V., D. Z.) als Blockwalter arbeitet, zu unterstützen und zur raschen Erledigung zu verhelfen."
Das Einschalten der Partei verfehlte hier seine beabsichtigte Wirkung nicht. Nicht selten traten solche Käufer auf, die keine Gelegenheit ausließen, im Kontakt mit Amtsstellen ihre nationalsozialistische Weltanschauung und ihre ehren- oder hauptamtlichen Ämter und Funktionen nach außen zu kehren, um eine zügigere und ihnen wohlwollende Bearbeitung der Anträge zu erwirken. Nicht nur die „Motivation" der Käufer, auch die Auswahlkriterien der Nationalsozialisten – im Spannungsfeld zwischen Partei- und Amtsstellen – hatten ihren Anteil an der Herausbildung spezifischer Eigentümerprofile. Ziel war es, nicht erst durch eine großflächige Zwangsarisierung nach dem Krieg, sondern bereits mittels der stärker kontrollierten und kontrollierbaren Verkäufe ab Dezember 1938 die bevorzugten Eigentümergruppen zu fördern.

Beschlagnahme und Verfall

Ende 1940 begann die letzte und schonungsloseste Phase der „Arisierung". Häuser und Grundstücke jüdischer Eigentümer wurden von nun an beschlagnahmt oder verfielen dem Deutschen Reich. Auch die Vermögenswerte ausländischer Juden wurden mit einbezogen. Eigenhändige Verkäufe jüdischer Eigentümer fanden nicht mehr statt.
Für den hier behandelten Bereich jüdischen Grundbesitzes um den Helmholtzplatz ist angesichts des hohen Anteils polnischer Eigentümer besonders der Umgang mit polnisch-jüdischem Vermögen relevant. Unmittelbar nach der Okkupation Polens wurde das im sogenannten „Altreich" gelegene Vermögen der polnischen Staatsangehörigen vom Deutschen Reich systematisch beschlagnahmt. Als Instrument zur Abwicklung dieses Vorgangs schuf Hermann Göring in seiner Funktion als Vorsitzender der Vierjahresplanbehörde die sogenannte „Haupttreuhandstelle Ost" (HTO).[39] Unter die „Verordnung über das Vermögen von Angehörigen des ehemals polnischen Staates" vom 17. September 1940 fielen alle im Reichsprotektorat lebenden polnischen Staatsangehörigen, die als nicht „eindeutschungsfähig" erachtet wurden.[40] Das betraf vorwiegend polnische Juden. Mit einem eigens hierfür entwickelten Formular wurde für das jeweilige Grundstück die kommissarische Verwaltung angeordnet, was gleichzeitig eine Beschlagnahme bedeutete. Am Helmholtzplatz wurden zwanzig Grundstücke von der HTO beschlagnahmt und ein lokaler Verwalter eingesetzt.
Mit den beginnenden Massendeportationen im Herbst 1941 begann die restlose Erfassung und Einziehung des Eigentums der deutschen Juden. Im November 1941 wurde mit der Elften Verordnung zum Reichsbürgergesetz geregelt, daß sämtliche Vermögenswerte jener Juden, die „ihren ständigen Wohnsitz außerhalb des Deutschen Rei-

ches" hatten, durch Aberkennung der deutschen Staatsbürgerschaft an das Deutsche Reich fielen. In einem formalen Rechtsakt wurde das von Deportierten und Emigrierten zurückgelassene Vermögen dem Eigentümer abgesprochen und ins Eigentum des Reiches überführt. „Erst mit der 11. Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 25. November 1941 hatte man ein Instrument geschaffen, durch das sowohl die bisher Ausgewanderten und schon Verschleppten als auch alle erst zu Deportierenden auf die denkbar einfachste Weise und unter Einhaltung aller aus Gründen der Opportunität oder des Dekorums (Schein, Sittlichkeit, D. Z.) zu wahrenden Rechtsformen ihres Vermögens zu berauben waren."[41] Juden, deren Deportation bevorstand, mußten der Gestapo Vermögensverzeichnisse nach einem bestimmten Vordruck einreichen. Die Einziehungsverfügungen wurden den Juden vor ihrem Abtransport durch einen Gerichtsvollzieher zugestellt. Die Verfallserklärung wurde im Deutschen Reichsanzeiger veröffentlicht, wenn die Verfügung vor der Deportation nicht mehr zugestellt werden konnte.[42] Am Helmholtzplatz verfielen drei Grundstücke gemäß der Elften Verordnung dem Deutschen Reich.

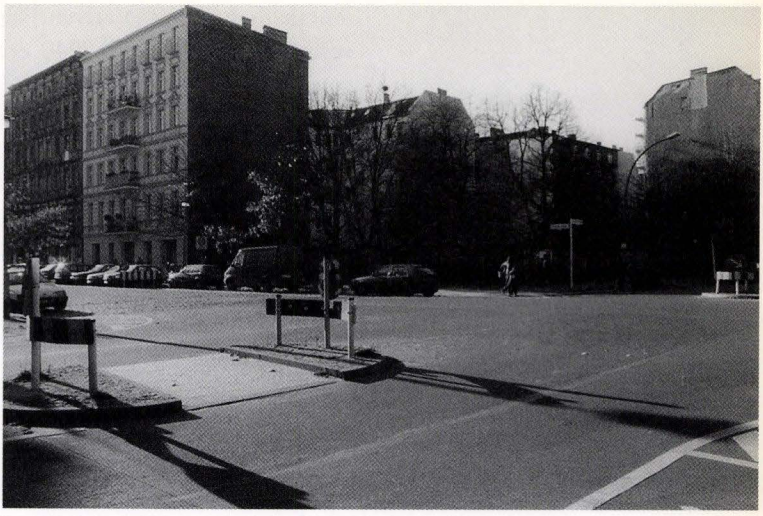
Ein eigenhändiger Verkauf jüdischen Eigentums war nun praktisch unmöglich. Stand die Deportation des Eigentümers unmittelbar bevor, wurde die Genehmigung des Kaufvertrages ausgesetzt. Sie wurde nur erteilt, wenn „mit einem Übergang des Vermögens an das Reich in absehbarer Zeit nicht zu rechnen ist".[43] Die Immobilien derjenigen Juden, die der Deportation nicht mehr entrinnen konnten, verfielen automatisch an das Deutsche Reich. Bei Grundstücken wurde nach dem Verfall an die Reichsfinanzverwaltung diese im Grundbuch als Eigentümerin eingetragen.

Diese an das Deutsche Reich gefallenen Grundstücke deportierter Juden wurden in der Regel nicht weiterverkauft.[44] Auch die von der HTO beschlagnahmten Häuser wurden nur etwa zur Hälfte wieder veräußert. Sie sollten der bevorzugten Käuferklientel vorbehalten bleiben. Da es zu den eigentlich vorgesehenen Verkäufen nicht mehr in allen Fällen kam, blieb bei gewissen Grundstücken das Deutsche Reich bzw. die HTO bis zum Kriegsende Eigentümerin ehemals jüdischer Immobilien.[45]

Wenn einzelne dieser Häuser verkauft wurden, dann zu überdurchschnittlich hohen Preisen. Es galt, hier einen großen Gewinn für den Staat einzutreiben. Nachdem praktisch keine Verkäufe mehr direkt aus jüdischer Hand stattfanden, stiegen die Immobilienpreise, da die Zwangssituation jüdischer Eigentümer die Preise zuvor erheblich hatte sinken lassen. Beispielweise beschlagnahmte die HTO 1941 das Haus Danziger Straße 69. 1943 verkaufte sie das Haus für 190 000 RM, der Einheitswert lag aber lediglich bei 99 900 RM.[46]

Das Ende

Betty Lehmann wehrte sich seit Ende 1938 über fünf Jahre erfolgreich gegen den Verkauf ihres Grundstücks in der Dunckerstraße, Ecke Stargarder Straße. Aber sie schaffte es nicht mehr, Deutschland rechtzeitig



Baulücke Dunckerstraße 71, 1996

zu verlassen und der Deportation zu entkommen. Am 4. März 1944 teilte der Oberfinanzpräsident Berlin mit, daß die „Jüdin Betty (Sara) Lehmann mit der 55. Abschiebungswelle abgeschoben worden" sei und ihr Vermögen, darunter das Grundstück Dunckerstraße 71, nach der Veröffentlichung im Reichsanzeiger Nr. 115 vom 20. Mai 1943 vom Deutschen Reich eingezogen worden sei.[47] Im Gedenkbuch Berlins findet sich, daß Betty Lehmann mit dem 90. Alterstransport vom 28. Mai 1943 nach Theresienstadt deportiert wurde und am 9. Juni 1943 dort gestorben ist.[48] Die zu diesem Zeitpunkt vierundsiebzigjährige Frau konnte ihre vor der Deportation auszufüllende Vermögenserklärung vom 25. Mai 1943 nicht mehr eigenhändig unterschreiben, da sie gelähmt war.[49] Am 31. Juli 1944 wurde das „Großdeutsche Reich, Reichsfinanzverwaltung" im Grundbuch als Eigentümer eingetragen. Das Haus wurde als eines der wenigen Häuser im Gebiet Helmholtzplatz während des Krieges beschädigt und nach 1945 abgerissen.

Im Fall Stargarder Straße 38 war 1940 die HTO eingeschaltet worden. Sie sollte bestätigen, daß von ihrer Seite keine Bedenken gegen den Tausch des Grundstücks von Maximilian F. in Lodz mit dem von Chaja Rechla G. bestehen, sondern sie im Gegenteil ein „öffentliches Interesse" daran bekunden könne, um die Zwangsarisierung durchzuführen.[50] Die HTO antwortete mit Schreiben vom 11. März 1940 prompt, daß von ihrer Seite keine Bedenken bestünden und ein öffentliches Interesse gegeben sei, allerdings nur unter der Voraussetzung, daß das Grundstück in Lodz nach dem Vollzug des Tausches von der HTO beschlagnahmt und, wie sie später ergänzend mitteilte, „anzusiedelnden Deutschen" zugewiesen werden könne. Daraufhin beauftragte die Behörde des Stadtpräsidenten den Abwesenheitspfleger am 13. März 1940, den Tausch binnen dreier Wochen durchzuführen. Da er dieser Weisung nach Ansicht der Behörde nicht folgte, wurde Anfang April 1940 ein „Arisierungstreuhänder" bestellt. Dieser meldete Ende Juni 1940 die Durchführung des Vertrages. Der Abwesenheitspfleger M. hatte sich gegen die Einsetzung des Treuhänders gewehrt und ebenfalls

innerhalb der ihm gesetzten Frist den Tauschvertrag vor einem Notar vollzogen. Am 4. April 1940 erhob Chaja Rechla G. zwar Einspruch gegen den abgeschlossenen Tauschvertrag, aber sie konnte die Umschreibung im Grundbuch nicht verhindern. Die erforderlichen Genehmigungen wurden innerhalb der erstaunlich kurzen Frist von zwei Monaten erteilt.
Die zuvor abgegebene Stellungnahme der Partei aus Gotenhafen-Zoppot und die Tatsache, daß es sich bei dem Tauschinteressenten um einen aktiven Nationalsozialisten handelte, beschleunigte die Zustimmung zur „Zwangsentjudung" und begründete das erforderliche „öffentliche Interesse".
Chaja Rechla G., die wahrscheinlich noch in den vierziger Jahren nach Australien ausgewandert ist, hat per Restitutionsbescheid im Februar 1994 im Alter von neunzig Jahren das Haus Stargarder Straße 38 zurückbekommen: späte Gerechtigkeit für ein vor mehr als fünfzig Jahren begangenes Unrecht! Für Betty Lehmann dagegen kann es nie Wiedergutmachung geben.

Daniela Zunzer

Die „Arisierung" von jüdischem Gewerbe

Das Kaufhaus Lamm in der Danziger Straße 98

Ein grundlegender Unterschied zwischen der „Arisierung" von jüdischen Unternehmen und jüdischem Grundbesitz, trotz weitgehend übereinstimmender gesetzlicher Regelungen, lag in den unterschiedlichen Zeiträumen, in denen sich beide Prozesse vollzogen. Die Lage jüdischer Unternehmen und Gewerbebetriebe hatte sich bis 1938 weitaus deutlicher verschlechtert als die der jüdischen Grundeigentümer. Anfang des Jahres 1938 existierten schon 60 bis 70 Prozent der im Januar 1933 vorhandenen jüdischen Unternehmen nicht mehr, bzw. befanden sich nicht mehr in jüdischer Hand. Bereits mit dem Boykottaufruf zum 1. April 1933 hatten die Nazis den „Startschuß" für die „Arisierung" der Unternehmen gegeben.
Welche Folgen allein die antijüdischen Maßnahmen der Jahre 1933/34 für jüdische Unternehmen hatten, verdeutlicht das Beispiel von Kaufhaus Lamm in der Danziger Straße, Ecke Pappelallee. Kaufhaus Lamm war seinerzeit das einzige dieser Art und Größe in Prenzlauer Berg. Der Kaufhausinhaber Felix Neumann beklagte im Januar 1934 drastische Umsatzeinbußen, da es jüdischen Gewerbetreibenden nicht mehr gestattet war, die vom Staat ausgegebenen Bedarfsdeckungsscheine ein-

152

KAUFHAUS LAMM G. M. B. H.

BANK-KONTO:
Darmstädter u. Nationalbank, Dep.-Kasse
Berlin N 58, Schönhauser Allee 145
Fernsprecher: D 4 Amt Humboldt Nr. 3242

Berlin N 58, den 31. Januar 1934
Danziger Straße 98

132

Betrifft Abteilung No. N/S.
Im Antwortschr. gefl. anzugeben.

Antrag der Firma
Kaufhaus Lamm G.m.b.H.,
Berlin N.58.,Danzigerstr.98

Geschäftsführer Kaufmann
Felix Neumann

auf Zulassung zur Belieferung für Hilfsbedürftige des Wohlfahrtsamts bezw. Einlösung der Bedarfs-Deckungsscheine.

Die Firma Kaufhaus Lamm G.m.b.H., ist bisher von der Befugnis zur Belieferung der Hilfsbedürftigen des Wohlfahrtamtes, bezw. zur Einlösung der Bedarfsdeckungsscheine ausgeschlossen.

Als Inhaber und Geschäftsführer der Firma Kaufhaus Lamm G.m.b.H. bitte ich höflichst die Zulassung der Firma zur Belieferung der Hilfsbedürftigen und zur Entgegennahme der Bedarfsdeckungsscheine gütigst anordnen zu wollen.

Ich erlaube mir, darauf hinzuweisen, dass die Voraussetzungen für diese Zulassung in meiner Person durchaus gegeben sein dürften. Im Alter von 18 Jahren habe ich mich sofort bei Kriegsbeginn freiwillig zur Fronttruppe gemeldet, und stets in vorderster Linie auf fast allen Kriegsschauplätzen im Weltkriege bis zum Friedensschluss teilgenommen. Ich bin bei Cambray verwundet worden, besitze das Verwundeten-Abzeichen und als Kriegsauszeichnung das eiserne Kreuz zweiter Klasse, sowie das bulgarische Kreuz für Tapferkeit vor dem Feinde und bin als Unteroffizier der Reserve entlassen worden. In den politischen Wirren, nach Beendigung des Krieges habe ich bei der Bremer Stadtwehr aktiv an der Niederschlagung des Kommunisten-Aufstandes im Jahre 1919 längere Zeit teilgenommen.
Es widerstrebt mir, mich meiner Verdienste um das Deutsche Vaterland rühmen zu wollen, da ich darin lediglich die Erfüllung meiner vaterländischen Pflichten erblicke. Ich bitte daher höflichst, die vorstehenden Tatsachen lediglich als Anführungen zur Begründung meines Antrages bewerten zu wollen und die Ueberzeugung zu gewinnen, dass ich eines behördlichen Aktes auf Genehmigung meines Antrages würdig sein dürfte.

Die Genehmigung meines Antrages dürfte auch durch die Verhältnisse des Geschäftes selbst begründet sein.

An das
Wohlfahrtsministerium
B e r l i n
Leipziger Platz 3/4

Fl.-Nr. 14.183.34.

Schreiben von Felix Neuman vom 31. 1. 1934, Seite 1

133 / 133

KAUFHAUS LAMM G. M. B. H.

BANK-KONTO:
Darmstädter u. Nationalbank, Dep.-Kasse
Berlin N 58, Schönhauser Allee 145
Fernsprecher: D 4 Amt Humboldt Nr. 3242

Betrifft Abteilung No. .....
Im Antwortschr. gefl. anzugeben.

31.1.34

Berlin N 58, den ..... 192....
Danziger Straße 98

II

Ein grosser Teil der treuen Kundschaft meines Unternehmens ist Empfänger von Bedarfsdeckungsscheinen und auf Wohlfahrtsunterstützungen angewiesen. Dieser sehr erhebliche Teil meiner Kundschaft wird dadurch, dass ihr mein Geschäft zur Deckung ihres Bedarfs z,Zt. verschlossen ist, unangenehm berührt. In ziemlich weitem Umkreise ist mein Geschäft durch seine grosse Auswahl in Textilwaren gerade für diesen Teil des Publikums von grösstem Interesse. Das Publikum ist daher z.Zt. gezwungen, entweder im Geschäften mit ungleich kleinerer Auswahl oder in weiter entfernten Kaufstellen das Bedürfnis an Gegenständen des tägliches Bedarfs zu decken; Dieser Zustand bedeutet z.Zt. gerade für den minderbemittelten Teil meiner Kundschaft eine erhebliche Belastung.
Aber letzten Endes dürfte die Zulassung unseres Geschäftes zur Belieferung der Minderbemittelten auch im Interesse der Angestellten der vorgenannten Firma liegen. Durch einen wesentlichen Rückgang des Umsatzes wäre es der Firma nicht möglich, ihren Geschäftsbetrieb mit der bisherigen Belegschaft weiter aufrecht zu erhalten.

Zum Schlusse möchte ich mir den Hinweis auf folgende Tatsachen erlauben. Gerade die politischen Ereignisse im Winter des vorigen Jahres haben mich veranlasst, den bereits gefassten Entschluss auf Liquidation der Firma fallen zu lassen, im Vertrauen auf den erwarteten Aufstieg der deutschen Wirtschaft. Damit haben etwa 40 Angestellte ihren Arbeitsplatz behalten, obwohl es der Firma bisher nicht gelungen ist, mit Gewinn zu arbeiten.

Unter Berücksichtigung aller dieser Tatsachen, deren Belegung jederzeit erfolgen kann, hoffe ich, die erbetene Zulassung für mein Geschäft zu erhalten.

Ergebenst

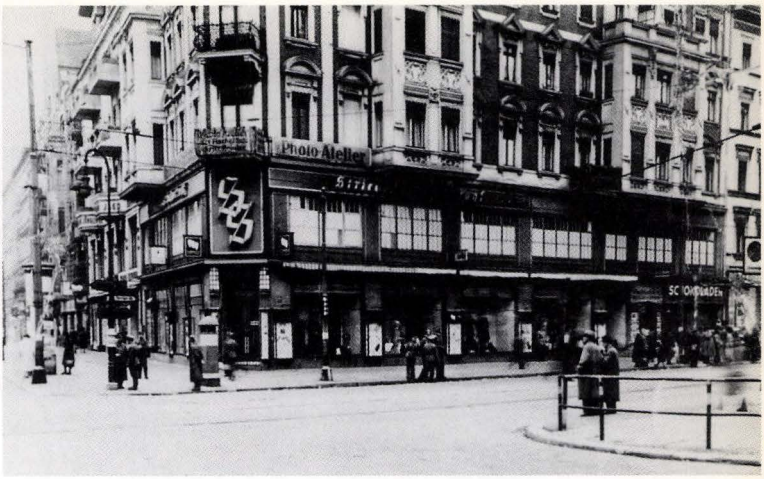
Felix Neumann

i/Fa Kaufhaus Lamm
G. m. b. H.
N. 58. Danziger Str. 98.

An das
Wohlfahrtsministerium
B e r l i n
Leipziger Platz 3/4

zu St.-K. Nr. 183.34,

Schreiben von Felix Neuman vom 31.1.1934, Seite 2



Das ehemalige Kaufhaus Lamm Ende der dreißiger Jahre

zulösen.[1] Ein Gesetz vom Juli 1933 hatte es ermöglicht, einen Teil des Lohnes steuerfrei in diesen Bedarfsdeckungsscheinen für Bekleidung und Hausgeräte auszuzahlen. Diese Scheine durften nur in „arischen" Geschäften eingelöst werden. Der Antrag von Felix Neumann, zur Entgegennahme der Scheine zugelassen zu werden, wurde mit Schreiben vom 23. 2. 1934 abgelehnt.

Das Kaufhaus konnte er daraufhin nicht mehr lange betreiben. Irgendwann zwischen 1934 und 1936 mußte er sein Geschäft aufgeben und es wurde von den Kaufleuten Striegler & Schorkopf übernommen.

Von besonderem Interesse ist das Haus Pappelallee, Ecke Danziger Straße auch deswegen, weil hier eine doppelte „Arisierung" stattfand. Kurz nach der Pogromnacht, im Januar 1939, erwarben nämlich die Kaufleute Striegler & Schorkopf auch das Haus Danziger Straße 98 von der jüdischen Eigentümerin Käthe Wunderlich.

Nach Kriegsende wurden sie auf der Grundlage des „Gesetzes zur Einziehung von Vermögenswerten der Kriegsverbrecher und Naziaktivisten" vom 8. 2. 1949 enteignet.[2]

Ulla Jung

Ein Stern aus Blech, gelb angemalt

Zwangsarbeit in der Rüstungsfirma Ehrich & Graetz

Im Jahre 1988 erhält Vera Bendt, die Leiterin des Jüdischen Museums (damals Abteilung des Berlin Museums), zwei kleine Kartons, die mit zerschnittenen Lohntüten aus Zellophan gefüllt sind. In diesen bereits

vergilbten durchsichtigen Hüllen befinden sich Paßbilder mit Resten eines blauen Stempels am rechten unteren Bildrand und Namen auf der Rückseite. Auch die Fotos sind vergilbt, nur wenige sind mit einer Anschrift versehen.
Die Fotos stammen von Fabrikausweisen, die Juden in den Jahren 1941 bis 1943 ausgehändigt wurden, wenn sie in Berlin zur Zwangsarbeit eingesetzt waren. Solche Ausweise verloren ihre Gültigkeit und mußten abgegeben werden, wenn die Zwangsarbeit endete. Bei den dem Jüdischen Museum 1988 übergebenen Fotos fehlen die Ausweise, die von der Rüstungsfirma Ehrich & Graetz AG, Elsenstraße 87–96 in Berlin-Treptow ausgegeben worden waren. Eine Angestellte hatte die Fotos von den Ausweisen abgelöst, als die im Betrieb zur Zwangsarbeit verpflichteten Juden und Jüdinnen deportiert wurden.

Unter den mehr als fünfhundert Paßbildern befinden sich auch Fotos von Frauen, Männern und Jugendlichen aus Prenzlauer Berg. Was von ihnen bleibt, sind diese Fotos. Wir werden nie erfahren, seit wie vielen Generationen ihre Familien in Deutschland lebten, wer ihre Freunde waren, welche Pläne sie hatten, welchen Beruf sie ausübten. Nichts erinnert daran, daß sie in diesem Stadtbezirk zu Hause waren. Es gibt keine Spuren. Bekannt dagegen sind die Orte ihres Sterbens: Minsk, Riga, Treblinka, Auschwitz.
Einzig anhand des „Gedenkbuchs Berlins der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus", lassen sich familiäre Zusammenhänge erkennen. Frieda Köln aus der Choriner Straße 26 zum Beispiel arbeitete bis zum November 1942 bei der Ehrich & Graetz AG. Am 29. November 1942 wurde sie nach Auschwitz deportiert. Da war sie neunzehn Jahre alt. Etwa zur selben Zeit wurden ihre Eltern und acht Geschwister deportiert. Sie sind alle in Reval umgekommen.
Seit wann hat diese junge Frau bei der Ehrich & Graetz AG gearbeitet, in welcher Abteilung?
Die Ehrich & Graetz AG arbeitet zu dieser Zeit schon für die Rüstung. Granatzünder, Bordfunkgeräte, Funkgeräte für Fallschirmspringer, Minensuchgeräte werden hier produziert. Gegründet wurde die Fabrik 1859 als Metallwarenfabrik. Später, Ende der zwanziger Jahre, werden auch noch Elektro- und Rundfunkgeräte hergestellt. Nach der Enteignung 1949 wird der Betrieb zum VEB Graetz Berlin, später zum Werk für Signal- und Sicherungstechnik. Heute gehört der Betrieb zur Firma Siemens.
Als Frieda Köln dorthin zwangsverpflichtet wird, ist die Ehrich & Graetz AG ein riesiges Unternehmen mit mehr als dreitausend Mitarbeitern.

Ernst Bejach, geb. am 10. 1. 1889 in Berlin, Winsstraße 30
Transport vom 4. 3. 43, Auschwitz, Todesort: Auschwitz, verschollen

Rosa Blaukopf, geb. Olitzki, geb. am 1. 9. 1896 in Berlin
Schönhauser Allee 161a
am 4. 12. 42 Freitod

Die Judenabteilung der Ehrich & Graetz AG

Es gibt kaum Dokumente, die die Situation der jüdischen Zwangsarbeiterinnen und Zwangsarbeiter dieser Firma belegen.
Bekannt ist nur, daß zur Aufhebung des Arbeitskräftemangels am 17. Dezember 1940 eine Judenabteilung eingerichtet wird.[1]

Am 18. Juni 1941 wird in einem vertraulichen Briefwechsel empfohlen, den Urlaub für Juden um drei bis vier Monate zurückzustellen, da noch nicht zu ersehen ist, ob Juden überhaupt Urlaub zuerkannt werden könne.[2]

Am 17. Juli 1941 konstatiert die Geschäftsleitung die Zunahme der Gefolgschaftsziffer des zweiten Vierteljahres 1941 gegenüber dem gleichen Zeitraum 1940 durch die Zuweisung von Juden und Jüdinnen, und am 19. Juli 1941 stellt sie fest, daß die Belegschaft durch den Einsatz von Juden, Kriegsgefangenen und Dienstverpflichteten um etwa 10 Prozent gestiegen ist.[3]

Seit dem 4. März 1941 werden alle arbeitsfähigen Juden auf Grund eines Geheimerlasses von Reichsmarschall Göring zum Arbeitseinsatz zwangsverpflichtet. Gruppenweise und getrennt von den arischen Kollegen.

Die Volkswirtin Elisabeth Freund, die Berlin mit dem letzten Zug jüdischer Auswanderer aus Deutschland Anfang Oktober 1941 verlassen konnte, war die Monate bis zu ihrer Abreise bei der Ehrich & Graetz AG zwangsverpflichtet. Unter welchen Bedingungen Juden in dieser Firma arbeiten mußten, wie differenziert die Behandlung der jüdischen Zwangsarbeiter von nichtjüdischen Arbeitern gesehen wurde, verdanken wir ihren Erinnerungen. Ähnlich wie sie die Zeit dort erlebt, ist es vermutlich auch den Frauen und Männer aus Prenzlauer Berg ergangen, an die nur noch die Fotos erinnern.

Elisabeth Freund arbeitet neun Stunden, bekommt 49 Pfennig Stundenlohn und muß davon noch das Fahrgeld bezahlen. Den Arbeitsplatz darf sie während dieser Zeit nicht verlassen. Sind Gänge durchs Betriebsgelände unvermeidlich, muß sie den Meister um eine arische Begleitperson bitten. Sie erzählt von Jugendlichen, die verprügelt werden, weil sie angeblich bei der Rede eines Parteifunktionärs gelacht haben. Es gibt einen Judeneingang bei der Ehrich & Graetz AG. Nach Arbeitsschluß werden die jüdischen Arbeiterinnen und Arbeiter von einem arischen Arbeiter an das Fabriktor geführt „(...) aber nicht etwa an das Hauptportal, das dicht neben dem Gebäude liegt, wo ich arbeite, sondern durch das ganze, sehr ausgedehnte Fabrikgelände hindurch an einen Ausgang nur für Juden, wo eine besondere Kontrolle für uns ist. Wir sind in einem ‚Wehrbetrieb', auch der Ein- und Ausgang der arischen Arbeiter wird kontrolliert. Bei uns ist nur die Gemeinheit, daß wir einen großen Umweg zu machen haben und daß wir eben von den arischen Arbeitern in diffamierender Weise getrennt werden. Unser Arbeitsweg wird dadurch ganz wesentlich länger. Wir können an die nur zehn Minuten entfernte Station erst eine halbe Stunde nach Arbeitsschluß gelangen."[5]

Elisabeth Freund beschreibt auch Probleme ganz anderer Art. „Nach einiger Zeit will ich die Toilette aufsuchen. Ob es hier ein Klosett für Jüdinnen gibt? (...) Ich werde in die allgemeine Frauentoilette gewiesen. (...) Als ich wieder herauskomme, steht ein Meister vor der Tür, den ich gar nicht kenne. Er hat sich nicht entblödet, extra auf mich zu warten. ‚Was ist das für eine Unverschämtheit, daß Sie das arische Klo-

Die Ankunft bei Ehrich & Graetz

„Montag früh um sieben trete ich zu der neuen Arbeit an. (...) Alles ist ganz militärisch aufgezogen. Werkpolizei an den Eingängen, genaue Kontrolle jedes Passanten. Im Hof stehen Trupps von Kriegsgefangenen unter militärischer Bewachung und Lastkraftwagen der Heeresverwaltung. (...) In der neuen Abteilung werden Metallstücke geprüft. Vor mir steht eine Schachtel mit Schrauben. Ich soll kontrollieren, ob sie die richtige Größe haben. (...) Der Raum, in dem wir arbeiten, ist mit einer Drahtwand von einer größeren Halle abgeschlagen, wir sitzen wie in einem Affenkäfig."[4]

Adolf Caspari, geb. am 10. 6. 1887 in Mickrow, Pommern
Lottumstraße 13
Transport vom 29. 1. 43, Auschwitz
Todesort: Auschwitz, verschollen

Hinda Fischlermann, geb. am 16. 4. 1900 in Warschau
Zionskirchstraße 25
4. Transport vom 1. 11. 41, Lodz
Todesort: Litzmannstadt/Lodz, verschollen

sett benützen! Sie wissen doch ganz genau, daß das verboten ist!' Verhör. Ich erkläre, daß ich nicht Bescheid weiß. Wieder werde ich angeschrien. Die Sache wird untersucht werden, ich werde ja sehen, was mir passiert, wenn ich etwa gelogen habe, und im übrigen soll ich mich nicht unterstehen, so was noch mal zu machen! Aber wo nehme ich eine Toilette für mich her. Ich frage den anderen Meister, als er wieder mal bei mir vorbeikommt. Kommen Sie mal mit, sagt der, wir werden mal eine suchen gehen. Und das soll einem nicht lächerlich vorkommen. Ich laufe wie ein kleines Kind hinter ihm her, er erkundigt sich überall, anscheinend gibt es hier so etwas nicht."[6]
Das nächste Judenklosett findet sich zwei Fabrikhöfe weiter, und Elisabeth Freund muß jedesmal um eine Begleitung bitten, wenn sie dorthin will.

Hertha Hess, geb. am 1. 1. 1924 in Bünde, Ostfriesland
Metzer Straße 23
28. Transport vom 3. 2. 1943, Auschwitz
Todesort: Auschwitz, verschollen

Frieda Köln, geb. am 22. 5. 1923 in Berlin
Choriner Straße 26
23. Transport vom 29. 11. 1942, Auschwitz
Todesort: Auschwitz, verschollen

Von sozialen Gesetzen ausgeschlossen

Am 31. Oktober 1941, Deutschland befindet sich bereits im Krieg mit der Sowjetunion, Elisabeth Freund hat Deutschland schon verlassen, erscheint die „Verordnung zur Durchführung der Verordnung über die Beschäftigung von Juden." Darin steht: „Der Jude ist als Artfremder nicht Mitglied einer deutschen Betriebsgemeinschaft. Eine Reihe von sozialen Gesetzen finden auf Juden keine Anwendung. Sie haben Anspruch auf Vergütung nur für die tatsächlich geleistete Arbeit, keinerlei soziale Rechte, keinen Anspruch auf Lohnzuschläge für Überstunden oder Feiertagsarbeit, Familien- oder Kinderzulagen usw. Juden haben die ihnen von den Arbeitsämtern zugewiesenen Beschäftigungen anzunehmen; sie werden gruppenweise und getrennt von der übrigen Gefolgschaft eingesetzt. Jüdische Jugendliche (zwischen 14 und 18 Jahren) können zu allen Tageszeiten beschäftigt werden. Auch jüdische Schwerbeschädigte müssen die ihnen zugewiesene Arbeit annehmen."[7]
Zu diesem Zeitpunkt haben die ersten Deportationen der Berliner Juden bereits begonnen. Bis zum 27. Februar 1943, bis zur sogenannten Fabrik-Aktion, mit der Berlin judenfrei gemacht werden soll, vergehen gerade noch siebzehn Monate. Es geht dem faschistischen Staat jetzt nur noch darum, die in Deutschland verbliebenen Juden physisch bis zur Erschöpfung in der Rüstungsindustrie zu verschleißen.
Berufsverbote, Massenentlassungen, das Verbot von Handel und Gewerbe, die Enteignungen, die finanzielle Ausplünderung der deutschen jüdischen Bevölkerung durch die Sondergesetze seit 1933 hatten zu sozialer Entrechtung und einer zunehmenden Verarmung geführt. Einer Verarmung, die so nicht erwartet worden war und die mit der bis Mitte der dreißiger Jahre geförderten Auswanderungspolitik kollidierte. Bereits im Oktober 1938 werden im 1. Runderlaß über den Arbeitseinsatz von Juden die Arbeitsämter angewiesen, einen Überblick über Anzahl, alters- und berufsmäßige Gliederung von arbeitslosen Juden zu beschaffen und einen geschlossenen, gruppenweisen Einsatz in die Wege zu leiten. Dabei sollten nur solche Arbeiten bevorzugt werden, bei denen Juden nicht mit Volksgenossen in Berührung kämen. Vorgesehen waren Arbeiten als Hilfskräfte u. a. beim Straßenbau, an Kanal-

und Eisenbahnstrecken, beim Autobahnbau. Jede Beschäftigung mit qualifizierter Arbeit sollte ausgeschlossen sein.
Schon damals waren diese Maßnahmen in die Kriegsvorbereitung mit einbezogen. Schon damals wollte man die in die Arbeitslosigkeit getriebenen Juden als billige Arbeitskräfte mißbrauchen.
Mit der Verordnung vom 31. Oktober 1941, die die jüdischen Zwangsarbeiter der völligen Willkür ihrer Arbeitgeber ausliefert, nimmt auch die finanzielle Ausbeutung zu.
Die Ehrich & Graetz AG beschließt im Mai 1942, daß Russen und Juden 20 Prozent weniger verdienen sollen als es einem mittlerem Akkordlohn entspricht. „Bei der Festsetzung der Akkordpreise für Juden und Russen sind Akkord-Mittelverdienste zugrunde zu legen, welche 20 Prozent niedriger liegen, als die in der Tabelle angeführten Sätze. Die in verschiedenen Werkstätten beschäftigten Holländer und Flamen erhalten dieselben Akkordpreise wie die deutschen Gefolgschaftsmitglieder."[8]
Ebenfalls im Mai 1942 wird in einem Briefwechsel zwischen der Deutschen Arbeitsfront und der Betriebsleitung der Ehrich & Graetz AG über den Einsatz von Juden als Hof-, Transport- und Lagerarbeiter verhandelt. Als Übelstand wird vermerkt, daß diese Juden nicht restlos getrennt von deutschen Gefolgschaftsmitgliedern tätig sind. Um die betreffenden Juden einwandfrei kenntlich zu machen, wird erwogen, Blech-Judensterne zu stanzen und sie gelb anzumalen.[9]
Diese Idee, auf deren Verwirklichung es keine Hinweise gibt, ist um so grotesker, als es seit Anfang September 1941 jedem jüdischen Bürger verboten war, ohne einen gelben Judenstern auf der linken Brust das Haus zu verlassen.
Hätte einer der Juden aus Prenzlauer Berg, deren Paßfotos die Zeit überdauerten, den Krieg überlebt, ihm wäre vielleicht ähnliches geschehen wie dem jüdischen Zwangsarbeiter Kurt Hamel.

Sara Leszkowitz, geb. Garfunkel, geb. am 1. 3. 1912 in Rozwadow, Galizien
Hiddenseer Straße 1
8. Transport vom 13. 1. 1942, Riga
Todesort: Riga, verschollen

Am 21. Mai 1948 wünscht Kurt Hamel aus der Memhardtstraße in Berlin-Mitte eine Lohnbescheinigung zur Anmeldung von Ansprüchen an die Ehrich & Graetz AG. In seinem Brief weist er darauf hin, daß nach dem Wiedergutmachungsgesetz Zwangsarbeitern die Differenz zwischen gezahlten Löhnen und Tariflöhnen nachzuzahlen sind, auch der nicht gewährte Urlaub sei geldlich aufzurechnen. Kurt Hamel droht mit Klage, falls seinen Forderungen nicht entsprochen wird.
Am 2. Juni 1948 erhält er die Antwort von Herrn Ebert, dem Treuhänder der Ehrich & Graetz AG: „Gemäß den Anordnungen der sowjetischen Besatzungsmacht dürfen Zahlungen jeglicher Art für die vor dem 8. 5. 1945 liegenden Verbindlichkeiten nicht geleistet werden. Im übrigen stünden hierfür auch keinerlei Mittel zur Verfügung. (...) Nur der Ordnung halber möchten wir darauf hinweisen, daß verschiedene gegen uns angestrengte Klagen wegen Auszahlung rückständiger Löhne und Gehälter vom Arbeitsgericht nicht weiter verfolgt werden könnten, da die russische Besatzungsmacht die Genehmigung zur Durchführung der Klage nicht erteilt hat. (...)"[10]

Ruth Loewenthal, geb. am 19. 1. 1908 in Berlin
Wörther Straße 21
32. Transport vom 2. 3. 1943, Auschwitz
Todesort: Auschwitz, verschollen

Birgit Jerke

Ein Tempel des Friedens

Die Synagoge in der Rykestraße 53 nach 1945

Über die unmittelbare Nachkriegszeit der Berliner Jüdischen Gemeinde gibt es fast nur mündliche Zeugnisse. Die wenigen bekannten Dokumente thematisieren vornehmlich die äußerst schlechte Versorgungslage und die dringend erforderliche medizinische Betreuung für die überlebenden Juden.

Auskunft über den schwierigen Beginn gibt uns auch eine bisher nicht veröffentlichte Mitteilung des provisorischen Gemeindevorstandes an den Berliner Magistrat über die Einrichtung eines sogenannten Durchgangsheimes auf dem Synagogengrundstück in der Rykestraße 53. In dem undatierten, vermutlich vom Herbst 1945 stammenden Schreiben heißt es: „Die Jüdische Gemeinde zu Berlin hat im Zusammenhang mit der Rückkehr und Durchreise jüdischer Personen aus den Konzentrationslägern zunächst ein Durchgangsheim in Berlin N, Iranische Straße 3, eröffnet. In diesem Heim wurden Juden, die aus den Konzentrationslägern kamen und nach anderen Orten weiterreisen wollten, untergebracht. Die Einrichtung war im Einvernehmen mit dem Bezirksamt Wedding erfolgt.

Im Zusammenhang mit der Rückkehr von rund 650 jüdischen Personen aus dem Konzentrationslager Theresienstadt wurde zur vorübergehenden Unterbringung ein weiteres Heim in Berlin NO, Rykestraße 53, eingerichtet."[1] Das Lager ist vermutlich in den Sommermonaten im einstigen Schulgebäude im Vorderhaus eingerichtet worden. Ab Anfang August[2] trafen die ersten Züge mit Überlebenden aus Theresienstadt ein, wohin allein aus Berlin in der Zeit vom 2. Juni 1942 bis 27. März 1945 mehr als 14 000 Menschen deportiert worden sind.

Bis April 1946 meldeten sich insgesamt 1 628 Überlebende aus Theresienstadt in Berlin; unter ihnen waren jedoch nur wenige, die vor ihrer Deportation in Berlin gelebt hatten.[3]

Im Lager in der Rykestraße, von dem wir kaum Einzelheiten kennen, war auch die „Zentralstelle für Durchgangsheime" der Jüdischen Gemeinde untergebracht, die für die Einrichtung und Organisation der Lager, für die Korrespondenz mit den Militär- und Stadtbehörden sowie die Einstellung von Personal u. a. zuständig war. Zusammen mit den Armeen der Alliierten sowie den Hilfsorganisationen der UNO (UNRRA: United Nations Relief and Rehabilitation Administration) und der amerikanisch-jüdischen Hilfsorganisation (Joint: American Joint Distribution Committee) bemühten sich die Gemeindeangestellten um die Aufnahme aller Juden, die die Lager, die Todesmärsche oder als „U-Boot" versteckt im Untergrund überlebt hatten. Bis Frühjahr 1946 hatte die Jüdische Gemeinde nacheinander folgende fünf Durchgangsheime in ihren Räumlichkeiten eingerichtet: Iranische

Straße 3, Rykestraße 53, Oranienburger Straße 31, Eichborndamm 140–148 und Iranische Straße 4.[4] Und obwohl die Menschen häufig nur kurze Zeit blieben, waren die Heime permanent überfüllt. Als ab Oktober/November 1945 vornehmlich polnische Juden kamen, die aus Angst vor Verfolgung nicht in ihre Heimat zurückkehren wollten, reichten die zur Verfügung stehenden Mittel kaum aus. In einem Bericht des amerikanischen Militärrabbiners Judah Nadich heißt es u. a. zum Lager Rykestraße: „Ein unmittelbares Problem sind 250–300 jüdische ‚Displaced Persons' polnischer Herkunft, die nicht nach Polen repatriiert werden wollen. Überwiegend junge Leute, sind sie in den oben erwähnten Sammellagern (Rykestraße und Iranische Straße 3) unter schlechtesten Bedingungen untergebracht. Beide Lager bedürfen unverzüglicher Reparatur der Fenster, Decken und Dächer. In der Rykestraße sind für 180 Menschen 140 Betten und 80 Decken vorhanden. Je 20 Menschen schlafen in einer Holzbaracke (hierbei handelte es sich um die 1929 zunächst als Provisorium errichtete Schulbaracke auf dem Hof, B. J.), die keine Fensterscheiben hat und im Winter völlig unbeheizbar ist. Die Lebensmittelration beträgt 300 g Brot, $^1/_2$ l Suppe, $1\,^1/_2$ Würfel Margarine wöchentlich und gelegentlich eine Tomate."[5] Mit den hier geschilderten Zuständen korrespondieren die überlieferten Bittgesuche des Gemeindevorstandes an den Berliner Magistrat nach Bereitsstellung von Nahrung, Bettgestellen, Decken, Kleidung und Kerzen, Verbandmaterial, Geschirr und Besteck, aber auch Brenn- und Heizmaterial sowie Materialien zur provisorischen Reparatur von Türen und Fenstern in den Lagern bzw. in den für Gottesdienste genutzten Beträumen und Synagogen.

Synagoge Rykestraße, 1947

Aufbau nach dem Untergang

Erst allmählich entwickelte sich das Selbstverständnis der jungen Gemeinde durch diejenigen, die in Deutschland bzw. in Berlin bleiben wollten von einer sogenannten Liquidationsgemeinde zugunsten einer Gemeinde im „Aufbau nach dem Untergang". Dennoch wurde bereits von Beginn an Sorge für ein religiöses Gemeindeleben und die seelsorgerische Betreuung der Menschen getragen.

Von einem ersten Gottesdienst bereits am 6. Mai, der im Beisein des polnischen Oberrabbiners Kahane, der die sowjetischen Truppen begleitete, stattfand, berichtet Bruno Blau.[6] Und am 11. Mai hielt Martin Riesenburger den ersten öffentlichen Gottesdienst in der notdürftig hergerichteten kleinen Synagoge auf dem Friedhof Weißensee ab. In seinen 1960 erstmals veröffentlichten Erinnerungen „Das Licht verlöschte nicht" schreibt er dazu: „Ich hielt die erste Predigt an dem Vorabend dieses Sabbats, aber ich konnte nicht viel sprechen, da nur ein Weinen und Schluchzen den Raum erfüllte. Jetzt aber trat im Bewußtsein von uns allen die Klarheit zutage, wie groß die Zahl der fehlenden Menschen war."[7]

Martin Riesenburger selbst hatte, geschützt durch seine Ehefrau Klara[8], in Berlin überleben können; denn obwohl sie zum Judentum konvertiert war, galt sie nach NS-Rassedefinition als „arisch". Zunächst

Titelblatt, 1972

Martin Riesenburger bei einer Chanukkafeier 1957, links neben ihm Hermann Simon, heute Direktor der Stiftung „Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum", rechts Heinz Rotholz, heute Mitglied der Repräsentantenversammlung der Jüdischen Gemeinde zu Berlin

amtierte Riesenburger als Prediger und Seelsorger in der Heimsynagoge des Altersheims in der Großen Hamburger Straße. Nachdem am 23. Mai 1942 das Heim durch die Gestapo gewaltsam geschlossen und hier eines der großen Sammellager für die zur Deportation bestimmten Menschen eingerichtet wurde, wirkte Martin Riesenburger auf dem großen Friedhof in Berlin-Weißensee, Lothringenstraße. Gelegentlich konnte er hier im Verborgenen Gottesdienste abhalten und diejenigen noch in Berlin lebenden Juden betreuen. Hauptsächlich aber beerdigte Riesenburger gemäß der jüdischen Tradition zusammen mit wenigen Angestellten jüdische Menschen, darunter viele, die angesichts der bevorstehenden Deportation den Freitod gewählt hatten.[9]

Um so größer waren Hoffnung und Freude, als Martin Riesenburger bei der ersten Bar Mizwa nur wenige Wochen nach der Befreiung, am 28. Juli 1945, amtieren konnte. Die Bar Mizwa fand in der kleinen Synagoge des Krankenhauses statt, leider ist nicht bekannt, wer dieser Junge war, der hier zum ersten Mal in seinem Leben zur Tora aufgerufen wurde.

Und einen Tag später traute Riesenburger in der Synagoge Rykestraße das erste Paar wieder in Berlin. In seinen Erinnerungen lesen wir: „Es war Sonntag, der 29. Juli, (da) traute ich das erste jüdische Brautpaar in Berlin. Das war in der kleinen Synagoge Rykestraße. Zwei Menschen hatten sich bei dem gleichen furchtbaren Leid, inmitten von Mord und Barbarei, im Vernichtungslager Auschwitz gefunden."[10]

In dem kleinen, neben der Hauptsynagoge gelegenen Betraum fanden vorerst auch die Gottesdienste statt. Über das nach Angaben der Jüdischen Gemeinde aus dem Jahre 1946 zu 30 Prozent zerstörte Gotteshaus[11] schreibt Riesenburger: „Ich organisierte einen Pferdewagen und brachte die ersten Kultgegenstände zur Synagoge Rykestraße. In der großen Synagoge sah es finster aus, ein großer Teil der Bänke war verschwunden, denn dort hatten die Nazis eine Möbelkammer eingerichtet."[12]

Die zum Teil widersprüchlichen Ausssagen, wonach der seit 1941 durch die „Heeresstandortverwaltung I Berlin" gemietete große Betraum zu verschiedenen Zeitpunkten als Pferdestall, Eisenwarenlager oder Möbelkammer[13] mißbraucht worden ist, konnten bislang nicht erhellt werden.

Bis Ende August 1945 war es dennoch gelungen, den großen Raum provisorisch herzurichten. Und so konnten bereits im September, zu den Hohen Feiertagen des neuen jüdischen Jahres 5706, Gottesdienste abgehalten werden, an denen auch Angehörige der alliierten Armeen teilnahmen. Der Tora-Bereich war jedoch noch nicht nutzbar, denn „vor dem erhöhten Aufbau zum Allerheiligsten (untere Kanzel) befand sich eine Mauer in halber Höhe des Raumes", wie mir Hans Hirschberg schrieb.[14] Darum war ein Vorbeterpult, auf dem auch aus der Tora gelesen wird, „provisorisch aus Holz gefertigt und in der Mitte des Hauptschiffes", also im Mittelgang, aufgestellt worden. Diese Anordnung, die der lange tradierten und vornehmlich in konservativen Synagogen gebräuchlichen Vorschrift entsprach, wonach das Pult (die Bima

oder der Almemor) in der Mitte des Raumes angeordnet ist, wurde wohl erst mit den umfangreichen Renovierungs- und Restaurierungsarbeiten im Jahr 1953 wieder aufgehoben.
Bis dahin fanden im großen Synagogenraum jährlich die Gottesdienste zu den Hohen Feiertagen sowie zu Chanukka und Purim statt, während der kleine und beheizbare Betraum vornehmlich für die allwöchentlichen Sabbatgottesdienste genutzt wurde. In den intakten Schul- und Beträumen in der Rykestraße wurde außerdem ab Frühsommer 1946 Hebräisch- und Religionsunterricht erteilt und im Frühjahr 1948 ein zweiter Kindergarten der Jüdischen Gemeinde eingerichtet.
Zu den größten Problemen der jungen Gemeinde, die, wie aus einem Schreiben vom Dezember 1946 an die „Sowjet-Russische Zentralkommandantur" hervorgeht,[15] im Ergebnis einer Absprache zwischen „Generaloberst Bersarin mit dem in Berlin (...) wohnhaften jüdischen Zahnarzt Herrn Dr. Martin Blum" offiziell zugelassen war, gehörte für lange Zeit auch das fehlende ausgebildete Personal. Denn als ihre vordringliche Aufgabe betrachtete die Gemeinde es, „die religiösen und sozialen Belange der gesamten in Berlin lebenden Judenheit zu wahren", heißt es im gleichen Schreiben. Doch nach den Jahren der Vernichtung gab es nur wenige Menschen mit der entsprechenden fachlichen Ausbildung, die noch oder wieder in Berlin waren.
Zu ihnen gehörten neben Prediger Martin Riesenburger, der in der ersten Zeit auch häufig in der Synagoge Kottbusser Ufer (damals: Thielschufer)[16] amtierte, die Prediger Hermann Klein, Leo Glück und Rabbinatskandidat Wolfgang Hamburger sowie die Kantoren Paul Hecht, Leo Gollanin, Oskar Ruschin und Estrongo Nachama.
So schreibt Erich Nelhans, Dezernent für Kultus, im März 1946 in der ersten Ausgabe der Berliner „Zeitschrift für Fragen des Judentums": „Wir wollen unsere Brüder zur wahren Religiösität zurückführen und ihnen den Weg zu einem Leben als bewußte Juden weisen. Nach unserer Befreiung fanden wir nur Trümmer. (...) Leider ist es uns noch nicht gelungen, einen Gemeinderabbiner zu gewinnen, aber wir hoffen, daß die Stelle in kurzer Zeit besetzt wird."[17] Doch noch im Frühsommer 1946 beschreibt die Hilfsorganisation „Joint" die Situation in Berlin wie folgt: „Einige der besten Gemeinderepräsentanten und Mitglieder sind bereits nach Amerika emigriert."[18] Und weitere folgten im Laufe der Jahre.
Die mit den amerikanischen Truppen entsandten Militärrabbiner (Jewish Chaplains) hielten daher nicht nur Gottesdienste für ihre jüdischen Soldaten, sondern auch für jüdische Zivilisten in den teilweise wiederhergerichteten Synagogen, u. a. in der Rykestraße, ab. Ihre „Aufgabe war kolossal", denn sie dienten dem „Capatin Center, OMGUS, der jüdischen Gemeinde Berlin und mehreren tausend DPs in den UNRRA-Lagern", wie es im Bericht von Captain Joseph S. Shubow heißt, der im November 1945 nach Berlin gekommen war.[19]
Am 27. Juni 1947 konnte die Berliner Gemeinde endlich ihren ersten Gemeinderabbiner, Dr. Michael L. Munk, begrüßen. Seine Antrittspredigt hielt der im Jahre 1938 aus Berlin emigrierte orthodoxe Rabbiner

Rabbiner Nathan P. Levinsohn mit jüdischen Studenten in Berlin, 1951

am 5. Juli 1947 in der Rykestraße, wo er während seines zweijährigen Aufenthaltes in Berlin mehrfach predigte und amtierte.

Mit Unterstützung der „World Union for Progressive Judaism" wurden auch Steven S. Schwarzschild (1948–1950) und Nathan Peter Levinsohn (1950–1953) als Militärrabbiner nach Berlin entsandt.

Nathan Peter Levinsohn kehrte Anfang August 1950 in seine einstige Heimatstadt zurück, wo er in der Nähe der Synagoge Rykestraße, die er häufig mit seinem Vater besucht hatte, aufgewachsen war.[20] Am Vorabend des Jüdischen Neujahres 5711 (1950) wurde er von Prediger Hermann Klein in der Synagoge Pestalozzistraße in sein Amt eingeführt, und an den folgenden Hohen Feiertagen amtierte er auch in der Rykestraße. Hier, an der Synagoge seiner Kindheit hielt er neben den Predigten auch Lehrvorträge über verschiedene religiöse Themen. In seinen Erinnerungen an diese Zeit schreibt er: „Mit Estrongo Nachama leitete ich auch die Jugendgottesdienste, die wir zusammen mit amerikanischen Soldaten zunächst in den Räumen der Jüdischen Gemeinde, später in den Militärkapellen abhielten. (...) Überhaupt gehörten die vielen Aktivitäten mit Jugendlichen, ob mit Studenten, Schülern oder Heimkindern zu den schönsten Erlebnissen meiner Berliner Zeit. Ich unterrichtete auch im damaligen Ostsektor der Stadt, und der spätere Vorsitzende der Gemeinde in Ost-Berlin, Peter Kirchner, hatte einmal zu meinen Schülern gehört."[21]

Rabbiner Moritz Freier, der in den Jahren 1926 bis zu seiner Emigration nach England im Jahre 1939 als Gemeinderabbiner auch in der Rykestraße amtierte, war ebenfalls für einige Jahre nach Berlin zurückgekehrt. Im Oktober 1949 wählten ihn der Vorstand und die Repräsentanz der Jüdischen Gemeinde zum neuen Gemeinderabbiner, auch an seiner einstigen Wirkungsstätte predigte er wiederholt.

Über die Gottesdienste und Festveranstaltungen, bei denen Martin Riesenburger und Kantor Paul Hecht in der Rykestraße amtierten, berichtete „Der Weg" ebenfalls mehrfach. Und so heißt es z. B. in einem Bericht von Prediger Hermann Klein über eine Chanukkafeier und eine Trauung im Jahre 1950: „Als es am Abend zu dämmern

Neujahr (Rosch ha-Schana) Oktober 1948, Synagoge Rykestraße

begann, begab ich mich in unsere ehrwürdige Synagoge in der Rykestraße. Nur schwer gelang es mir, das Innere zu betreten, denn das Gotteshaus war überfüllt und viele fanden nur im Vorraum einen Platz. Herr Kantor Hecht entzündete an der silbernen Menorah das erste Licht und in freudiger Dankbarkeit sang die ganze Gemeinde die durch die Jahrhunderte getragene Hymne des Chanukkafestes. Dann betrat Prediger Riesenburger die Kanzel. Seine Festansprache war ein Erlebnis. In unser aller Herzen entzündete er aufs neue das neunte Licht: das Licht des Glaubens. (...) Am Schluß des Gottesdienstes überreichten Herr und Frau Wollstein den zahlreichen Kindern Süßigkeiten; mit strahlenden Augen verließen die Kinder dann das Gotteshaus." Und weiter lesen wir: „Im Anschluß an diesen weihevollen Gottesdienst fand eine Stunde später in der mit Alpenveilchen geschmückten Synagoge im Schein des ersten Chanukkalichtleins die Trauung eines jungen Paares statt. Herr Kantor Nachama sang mit tiefer Begeisterung jene alten heiligen Trauungsgesänge, die jedes Paar unter der Chuppa empfangen und hinausgeleiten sollen in das Leben. Die Trauung vollzog, ebenfalls unvergeßlich schön, Prediger Riesenburger."[22] Auch bei den ersten im „Weg" angezeigten Bar Mizwa-Feiern am 6. März 1948 amtierte Martin Riesenburger, ebenso bei den regelmäßig im Rundfunk ausgestrahlten Sabbatfeiern.

Über ein anderes, keinesfalls freudiges Ereignis berichtete „Der Weg" in seiner Ausgabe vom Mai 1948 unter der Überschrift: „Einbruch in der Rykestraße": „Am Morgen des 13. Mai wurde in der Synagoge Rykestraße der Raub sämtlicher silberner Kultgegenstände, und zwar des gesamten Torasilbers sowie der silbernen Leuchter und Becher, entdeckt. Es handelt sich hierbei um rituelle Gegenstände, die während der Nazizeit unter Lebensgefahr zum Teil auf dem jüdischen Friedhof (in Weißensee, B. J.) verborgen gehalten wurden. Die Jüdische Gemeinde zu Berlin hat eine Belohnung von 10 000 RM für die Wiederbeschaffung der unersetzlichen Kultgegenstände ausgesetzt." Es gibt jedoch auch aus den nachfolgenden Jahren keinen Hinweis, daß die geraubten Gegenstände wiedergefunden oder zurückgegeben worden sind.

Schmuckblatt mit Spendenmarken (Titel), Berlin 1949

Schmuckblatt mit Spendenmarken (Innenseite), Berlin 1949

Der „Friedenstempel"

Aus dem Jahre 1949 haben sich einige Exemplare von Spendenmarken erhalten, die die Jüdische Gemeinde „in Erinnerung an die zerstörten Gotteshäuser" herausgegeben hat. Auf den zehn farbigen Marken sind in künstlerischer Ausfertigung verschiedene Berliner Gotteshäuser, wie sie vor ihrer Zerstörung aussahen, abgebildet worden. Der Kauferlös war für die Wiederaufbauarbeit gedacht; die Marken konnten jeweils einzeln erworben werden oder im Satz auf einem Schmuckblatt, das den „Wiederaufbau eines Gotteshauses aus Ruinen versinnbildlicht, wie es schon nach 1945 in mühevoller Arbeit bei den Synagogen Rykestraße und Pestalozzistraße vollbracht worden ist", so die Ankündigung im „Weg".[23]

Umfangreiche Sicherungs- und Restaurierungsarbeiten in der Synagoge Rykestraße fanden jedoch erst 1953 statt.

Und so wurde am 30. August 1953, am Vorabend des jüdischen Neujahrs 5714 der Tempel in der Rykestraße neu geweiht; die aufwendigen Arbeiten hatte der Berliner Magistrat mit 200 000 Mark finanziert.[24] Die erhaltenen Protokolle und Genehmigungsverfahren, die Anträge auf Bereitstellung von Baumaterialien und Technik, vermitteln eine Ahnung von den Schwierigkeiten und vom Umfang der geleisteten Arbeiten.

Vermutungen, wonach die Restaurierungsarbeiten der einzigen, im sowjetischen Besatzungsgebiet gelegenen Gemeindesynagoge erst im Ergebnis der Anfang 1953 erfolgten Spaltung der Gemeinde durchgeführt wurden, können nicht bestätigt werden; erste Pläne sind bereits für das Jahr 1952 belegt. In einem Schreiben des damals für die Jüdische Gemeinde tätigen Architekten Heinz Juliusburger heißt es z. B.: „Im Frühjahr 1952 erging an mich vom Vorsitzenden der Jüdischen Gemeinde, Herrn Heinz Galinski, (...) der Auftrag, die Synagoge in der Rykestraße zu besichtigen und Vorschläge für die Wiederinstandsetzung des Gotteshauses, das sehr unter Kriegseinwirkungen gelitten hatte, auszuarbeiten."[25]

Zur Neueinweihung, an der neben den Mitgliedern der Jüdischen Gemeinde auch Vertreter der DDR-Regierung, der Stadtbehörden und Medien teilnahmen, waren alle 2 000 Plätze besetzt. Ein Chor unter Leitung von Willi Lege, Musiker am Metropoltheater und später Organist an der Rykestraße, umrahmte die Einweihungsfeier. Die Weihe des Gotteshauses als „Friedenstempel" nahm nunmehr als Gemeinderabbiner Martin Riesenburger vor; er war wenige Tage zuvor anläßlich seines zwanzigjährigen Amtsjubiläums vom provisorischen Gemeindevorstand zum Gemeinderabbiner ernannt worden.[26]

Im neuen Nachrichtenblatt der „Jüdischen Gemeinde von Gross-Berlin" wurden fortan alle Berliner Juden verstärkt zum Besuch von Gottesdiensten sowie Purim- und Chanukkafeiern für die Kinder im Tempel Rykestraße aufgefordert. Wie hoch jedoch die Zahl der Beter hier war, läßt sich nicht genau sagen. Es ist jedoch davon auszugehen, daß für die wöchentlichen Gottesdienste auch weiterhin der kleine Betraum ausreichte und der Hauptraum vornehmlich zu den Hohen

Feiertagen bzw. anläßlich von Gedenk- und Konzertveranstaltungen genutzt worden ist. Im Juni 1963 faßte der Gemeindevorstand sogar den Beschluß, daß die Frauen fortan nicht mehr auf der Empore[27], sondern auch im unteren Bereich, von den Männern lediglich durch den Mittelgang getrennt, sitzen sollten. Als Begründung für den Beschluß heißt es im Protokoll: „Der Landesrabbiner unterbreitete vor längerer Zeit dem Vorstand den Vorschlag, die Damen-Empore während der Hohen Feiertage nicht mehr zu benutzen, so daß im Innenraum unten ein geschlossenes Bild unserer Gemeinde sichtbar wird. Auch ritusmäßig war und ist seinerzeit nichts zu beanstanden. (...) 95 Prozent unserer Mitglieder sind mit einem liberalen Gottesdienst stark vertraut und werden keinen Anstoß daran nehmen, (sondern) im Gegenteil diese Handlungsweise begrüßen."[28]*

Statistischen Erhebungen zufolge hatte die Gemeinde im Ostteil der Stadt 1955 etwa 1 000 Mitglieder, von denen die meisten älter als 55 Jahre waren. Für die wenigen, etwa 6 000 Juden, die noch oder wieder in Berlin lebten, gab es fünf große Synagogen und mehrere kleine Gebetsstätten. Um so verständlicher ist es, daß der Vorstand der Ost-Gemeinde neben den Bemühungen um die ausreichende Einfuhr von Gebetsbüchern, Mazze oder koscherem Wein große Anstrengungen unternahm, einen ansprechenden und würdigen Gottesdienst im Tempel Rykestraße auszurichten. Einem Sitzungsprotokoll der Kultus-Kommission vom Oktober 1954 ist zu entnehmen: „Es wurde von Rabbiner Riesenburger moniert, daß wir an den Hohen Feiertagen in der Synagoge Rykestraße einen hohen Verlust an Besuchern hatten, da viele dem Gottesdienst in der Pestalozzistraße beiwohnten, in der Orgel und Chor ist."[29] Daraufhin fanden ab November die Sabbat-Gottesdienste mit einer Harmoniumbegleitung durch Willi Lege statt. Auf Wunsch der Gemeindemitglieder wurde schließlich im Februar 1962 auch eine Orgel eingebaut. Die Mittel hierfür, 25 000 Mark, stellte wiederum der Magistrat zur Verfügung. Damit wurde 58 Jahre nach der Errichtung des Gotteshauses der einst für die Orgel vorgesehene, aber in den folgenden Jahren leergebliebene Platz mit „dem Instrument der Instrumente", wie Lewandowski einst schrieb, ausgefüllt.** Zwar gab es innerhalb des Gemeindevorstandes erneute Bedenken, ob die Orgel für den traditionellen Gottesdienst zuzulassen sei, doch die Befürworter konnten sich durchsetzen. Auch die seit Jahren anhaltenden Überlegungen und Diskussionen um die Änderung der Gottesdienstliturgie, die dringend erforderliche Einstellung eines Kantors sowie die Aufstellung eines Chores sollten nun endlich entschieden werden.

Obwohl der Gemeindevorstand mehrere Anfragen an die jüdischen Gemeinden in Bratislava, Prag, Budapest und sogar Moskau richtete, gelang es lange Zeit nicht, einen geeigneten Kantor zu finden. Die Bemühungen scheiterten vornehmlich aus Sprachgründen, und Kantoren aus dem Westteil der Stadt amtierten nur gelegentlich zu den Hohen Feiertagen oder bei Beerdigungen. Erst 1966 gelang es, Oljean Ingster zu gewinnen; seither wirkt er noch heute engagiert für seine

Einweihung der Synagoge Rykestraße, vorn Rabbiner Riesenburger, 1953

*Vgl. Dämmig, Die Liberale Synagoge Norden

**Vgl. Jerke, „Des Gotteshauses Bedeutung und Berechtigung"

Betergemeinde an der Synagoge Rykestraße und erfüllt in dankenswerterweise die kantoralen Aufgaben.

Am 14. Mai 1965 starb Martin Riesenburger im Alter von 69 Jahren; seit 1933 hatte er als Seelsorger und Prediger für seine Gemeinde gewirkt und die Aufgaben eines Rabbiners[30] vorbildhaft erfüllt. Anläßlich seines 65. Geburtstages war er von der Juristischen Fakultät an der Humboldt-Universität mit der Ehrendoktorwürde ausgezeichnet und von seiner Gemeinde zum Landesrabbiner ernannt worden.[31]

Rabbiner Ödon Singer

Ein halbes Jahr nach Riesenburgers Tod berief die Gemeinde den ungarischen Rabbiner Dr. Ödon Singer zu ihrem neuen Rabbiner. Seine Amtseinführung fand am 15. Dezember 1965 statt. Bis zum Jahre 1969 amtierte Ödon Singer hier ständig, danach nur zu besonderen Anlässen. Seit der Wiedervereinigung der beiden Berliner Gemeinden zum 1. Januar 1991 zur Jüdischen Gemeinde zu Berlin amtierten zumindest zu den Hohen Feiertagen zusammen mit Oljean Ingster wieder Rabbiner an diesem geschichtsträchtigen Gotteshaus, und von Jahr zu Jahr werden im Herbst mehr Karten für Synagogenplätze in der Rykestraße im Büro der Gemeindeverwaltung verkauft.

Ein Sabbat-Gottesdienst mit besonderer Symbolkraft, bei dem Rabbiner Ernst Stein und die Kantoren Oljean Ingster und Simon Zkorenblut amtierten, fand am 29. Juni 1996 in der festlich geschmückten Synagoge statt: Ein dreizehnjähriger Junge aus Bolivien, dessen Großeltern in den zwanziger Jahren Beter der Rykestraße waren, wurde hier Bar Mizwa. Im Kreis seiner aus Bolivien angereisten Familie und der Beter der Rykestraße wurde er erstmals in einem Gottesdienst, wie einst der Großvater hier, zur Lesung aus der Tora aufgerufen.

Ein überfälliger Rechtsakt

Ein juristischer Akt steht noch aus. Die im Februar 1988 (!) auf Veranlassung des „Magistrats von Berlin – DDR" vorgenommene Überschreibung des Synagogengrundstücks an die Jüdische Gemeinde Berlin (Ost) genügt unter den veränderten Verhältnissen nicht; auf der Tagesordnung steht heute die Rückübereignung des Gotteshauses an die seit 1991 wiedervereinigte Gemeinde.

Doch widersprüchlich war auch der Umgang der DDR mit jüdischem Eigentum. Von 1964 bis 1988 war das Synagogengrundstück „Eigentum des Volkes". Nach dem Krieg war das Grundstück als „zwangsveräußerter jüdischer Besitz" zunächst der Aufsicht der „Deutschen Treuhandstelle" zur „Verwaltung des polnischen und jüdischen Vermögens im sowjetischen Besatzungssektor" unterstellt worden. Nach Entlassung aus der Treuhandaufsicht wurde das Grundstück trotz mehrfacher Vorsprachen beim Magistrat nicht an die Jüdische Gemeinde zurückgegeben, sondern der „Berliner Volkseigene(n) Wohnungsverwaltung Prenzlauer Berg" übertragen. Am 3. März 1954 informierte die Wohnungsverwaltung das Grundbuchamt über den neuen Status: „Das o. a. Grundstück wird ab 1. 1. 1954 als stadteigen geführt. Deshalb bitten wir, die Löschung des Verwaltungsvermerkes als ehemaliges jüdisches Vermögen vorzunehmen."[32] Keine Rückgabe, sondern fortgesetzte Liqui-

dation, auch in der sowjetischen Besatzungszone! Genau zehn Jahre später erfolgte folgender handschriftlicher Eintrag ins Grundbuch: „Eigentum des Volkes, aufgrund gemeinsamer Entscheidung des Ministers der Finanzen und des Ministers des Innern vom 11. Oktober 1961 und des Entscheides vom 24. Oktober 1960, eingetragen am 12. Januar 1964."[33]

Das Datum für die noch ausstehende, ursprünglich für 1996 vorgesehene „Rückübertragung" der Eigentumsrechte am Synagogengrundstück Rykestraße 53 an die Jüdische Gemeinde zu Berlin durch den Berliner Senat ist noch nicht bekannt.

Larissa Dämmig

Neonazis? Rowdys? Frustrierte Jugendliche?

Jüdischer Friedhof, Schönhauser Allee 23–25

Am 6. Juli 1988 berichtete das „Neue Deutschland", zu dieser Zeit noch Zentralorgan der SED, über die Verurteilung von fünf Jugendlichen wegen Rowdytums, öffentlicher Herabwürdigung und anderer Delikte. Über die noch minderjährigen jungen Männer hatte das Stadtbezirksgericht Berlin-Prenzlauer Berg Freiheitsstrafen zwischen sechs Jahren und sechs Monaten und zwei Jahren und sechs Monaten verhängt. Den fünf Angeklagten[1] war vorgeworfen worden, daß sie im Februar und März 1988 unter Alkoholeinfluß mehr als zweihundert Grabsteine auf dem jüdischen Friedhof in der Schönhauser Allee umgestoßen und teilweise beschädigt hatten. Dabei sollen sie antisemitische und faschistische Parolen gebrüllt haben.

Bei der Suche nach den Ursachen für diese Straftaten wurde von seiten der Justiz lediglich auf den Einfluß der westlichen Massenmedien verwiesen, denen vorgeworfen wurde, faschistische Ideologien zu verbreiten. Das Gutachten eines renommierten Psychologen[2], der die Tat im Zusammenhang mit dem sozialen und familiären Umfeld der Angeklagten beurteilte, fand keine Berücksichtigung. In der DDR-Presse wurde immer wieder betont, daß die jungen Männer durch ihre Straftaten die Werte und Traditionen der sozialistischen Gesellschaft ignoriert hätten. Nur der Kommentator der „Wochenpost" versuchte, Hintergründe zu benennen: „Vielleicht – das sei nur als Frage formuliert, nicht als Vermutung – verstanden es manche Lehrer auch nicht, bestimmte Erkenntnisse, zum Beispiel aus der deutschen Geschichte, emotional zu vertiefen?"[3] Die Schule, die einige der Verurteilten besuchten, lag dem Friedhof gegenüber. Die Besichtigung dieses Fried-

Blick vom jüdischen Friedhof auf die Schule in der Schönhauser Allee 165

hofes im Geschichtsunterricht wäre naheliegend gewesen, doch sie war im Lehrplan nicht vorgesehen.

Als Salomea Genin von den harten Urteilen gegen die Sechzehn- und Siebzehnjährigen[4] hörte, war sie empört. Geboren 1932 in Berlin, mußte sie 1939, nach der Pogromnacht im November 1938, zusammen mit ihrer Mutter und ihren Schwestern vor dem antisemitischen Terror in Deutschland fliehen.[5] Sie wuchs in Australien auf und schloß sich dort der Kommunistischen Partei an. 1963 kehrte sie nach Berlin, nun Hauptstadt der DDR, zurück, begeistert von der Idee, am Aufbau des Sozialismus teilzunehmen. War sie zunächst glühende Kommunistin, so wurde sie in späteren Jahren immer mehr zu einer Kritikerin des Systems. Salomea Genin glaubte nicht, daß Jugendliche, die in der DDR aufgewachsen waren, eingefleischte Antisemiten sein könnten. Die Aggressionen, die sich auf dem jüdischen Friedhof entluden, empfand sie als ein Zeichen der Labilität und Orientierungslosigkeit der jungen Leute. Sie sah in ihnen nicht nur Täter, sondern auch Opfer der ihrer Überzeugung nach deformierenden Verhältnisse in der DDR. Und sie befürchtete, daß das extrem hohe Strafmaß bei den Jugendlichen erst recht eine antisemitische, rechtsextreme Haltung provozieren könnte. Denn im Gefängnis würden die Jugendlichen gewiß nicht lernen, sich mit ihrer Gewaltbereitschaft und ihrem Rassismus und Antisemitismus auseinanderzusetzen.

Die Berichterstattung über das unter großer Anteilnahme der Öffentlichkeit geführte Gerichtsverfahren hinterließ bei Salomea Genin den Eindruck eines politischen Schauprozesses. Hier ging es offenbar nicht um Klärung der gesellschaftlichen und individuellen Ursachen der Straftaten. Vielmehr konnte sich Salomea Genin des Eindrucks nicht erwehren, daß die harten Urteile dazu dienen sollten, den antifaschistischen Charakter der DDR zu demonstrieren. Gerade 1988, 50 Jahre nach dem Pogrom im November 1938, schien es ihr ein besonders wichtiges Anliegen der Machthabenden zu sein, die DDR als einen Staat darzustellen, in dem die Wurzeln des Faschismus und Antisemitismus ein für alle Male ausgerottet worden waren, wie es im DDR-Jargon hieß. Salomea Genin vermißte einen kritischen Disput über den Erfolg antifaschistischer Erziehung, über die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus oder gar über den Antisemitismus in der DDR, wie er beispielsweise in der Berichterstattung der DDR-Medien über Israel klar zutage trat.

Salomea Genin sah es als ihre Pflicht an, den verurteilten Jugendlichen zu helfen. Mit Unterstützung des Anwalts von Frank L. erhielt sie die Genehmigung, sich mit diesem jungen Mann in Verbindung zu setzen. Frank L. war vom Gericht als Rädelsführer der Gruppe angesehen und deshalb zu der höchsten Strafe, sechseinhalb Jahren, verurteilt worden, einem Strafmaß, das für schwerste Verbrechen angewendet wird. Im Juli 1989 schrieb Salomea Genin ihren ersten Brief an ihn und schlug ihm einen Gedankenaustausch über die deutsche Geschichte, die nationalsozialistische Verfolgung von Jüdinnen und Juden, jüdische und deutsche Identität, über Gott und die Welt vor, ein Angebot, das

Donnerstag, 7. Juli 1988

Unser Gerichtsbericht

Was man bei uns nie und nimmer lernen kann

Anmerkungen zum Prozeß gegen fünf Grabschänder

Gestern haben wir über den Abschluß des Prozesses gegen die fünf jugendlichen Rowdys berichtet, die sich schwerer Ausschreitungen auf dem jüdischen Friedhof in der Schönhauser Allee (und anderer Straftaten) schuldig gemacht haben. Sie wurden vom Stadtbezirksgericht Prenzlauer Berg verurteilt: Frank L. zu

de auch nicht bemerkt, daß der Sohn immer häufiger zur Flasche griff.

Die Sachverständigen, die ein Gutachten über den psychischen Zustand der Angeklagten abzugeben hatten, investierten in den letzten vier Monaten vielleicht mehr Zeit für das persönliche Gespräch als vorher manche El-

Überschrift eines Zeitungsartikels über den Prozeß gegen die fünf Jugendlichen, Berliner Zeitung vom 7. Juli 1988

Frank L. mit Dankbarkeit und Verwunderung annahm. Im Oktober 1989 besuchte Salomea Genin zum ersten Mal Frank L. in der Strafvollzugseinrichtung Ichtershausen bei Erfurt. Sie traf dort einen hilflosen, verwirrten jungen Mann, der nicht zu verstehen schien, was er getan hatte und kaum begreifen konnte, daß Salomea Genin, eine Jüdin, ihm helfen wollte. Er erzählte ihr, daß er nicht gewußt habe, daß es deutsche Jüdinnen und Juden gebe, hatte er doch vermutet, daß sie alle in Israel geboren seien. Schon als ihre eigenen Söhne in die Schule gingen, mußte Salomea Genin feststellen, wie wenig die Kinder dort über jüdische Geschichte und Tradition erfuhren. Es schmerzte sie, daß die Ermordung der jüdischen Bevölkerung Europas während der Zeit

Jüdischer Friedhof in der Schönhauser Allee, 1956

des Nationalsozialismus im Geschichtsunterricht als Thema nur gestreift wurde. Enttäuscht war sie auch darüber, daß die in der DDR lebenden Jüdinnen und Juden von der Öffentlichkeit kaum wahrgenommen wurden.

Um eine Überprüfung des Urteils und die Freilassung von Frank L. und den anderen vier Inhaftierten zu erreichen, wandte sich Salomea Genin nach der sogenannten Wende im November 1989, in den letzen Monaten der Existenz der DDR, an den Generalstaatsanwalt. Um auch die Öffentlichkeit über ihr Anliegen zu informieren, gab sie zahlreiche Interviews für Presse, Rundfunk und Fernsehen, verfaßte selbst Beiträge. Im Februar 1990 gründete sie zusammen mit den betroffenen

Eltern eine Selbsthilfeinitiative. Ein erster kleiner Erfolg ihres unermüdlichen Engagements: Im März 1990 wurden die jungen Männer, nachdem für sie Strafaussetzung auf Bewährung beantragt worden war, aus dem Gefängnis entlassen. Frank L. wurde jedoch aus formaljuristischen Gründen von dieser Regelung ausgenommen, da er noch nicht die Hälfte seiner Haftdauer verbüßt hatte.

Einen Tag nach der Entlassung der vier wurde Salomea Genin zu einem gemeinsamen Frühstück mit den jungen Männern, ihren Eltern und der Mutter von Frank L. eingeladen. Die Unterhaltung kreiste um das Gerichtsverfahren, die ungerechte Behandlung, die den Jugendlichen widerfahren war. Die jungen Männer erzählten, wie sie im Winter 1988 angetrunken nach Grüften auf dem jüdischen Friedhof gesucht hatten. Aus Frust, keine zu finden, warfen sie dann Grabsteine um. Vehement wehrten sie sich gegen die Motive, die ihnen damals vom Gericht unterstellt wurden, denn Nazis seien sie keine. Verbunden fühlten sie sich durch ihren Haß auf alles. Salomea Genin erfuhr von ihrem Stolz, Deutsche zu sein. Und daß sie, hätten sie zu Hitlers Zeiten gelebt, Jüdinnen und Juden nicht umgebracht, sondern „nur" außer Landes vertrieben hätten.

Salomea Genin, 1995

Trotz dieses bitteren Erlebnisses bemühte sich Salomea Genin weiterhin um eine Revision des Gerichtsurteils vom Juli 1988, war sie doch trotz allem der Überzeugung, daß hohe Gefängnisstrafen die falschen Mittel zur Bekämpfung rechtsextremer Ideologien sind. Sie schlug sich durch die Bürokratie, führte ermüdende Gespräche und schrieb unzählige Briefe an die zuständigen Behörden. Im Mai 1990 sollte dann endlich das Kassationsverfahren stattfinden. Einige Tage vor dem Gerichtstermin wandten sich die Eltern der betroffenen Jugendlichen, Stadtjugendpfarrer Hülsemann, zwei Mitarbeiter des Rates des Stadtbezirkes Prenzlauer Berg und Salomea Genin mit einer gemeinsamen Erklärung an die Öffentlichkeit, in der sie kritisierten, daß nicht der politische Charakter des damaligen Prozesses verhandelt werden sollte, sondern lediglich die Strafzumessung: „Diesen Kindern wurde noch vor ihrer Straftat Unrecht getan: von einer Schule, die auf Meinungsunterdrückung und Monolog anstatt Dialog ausgerichtet war und die Unwissenheit über Juden verbreitete, die ihnen in dem Prozeß dann auch noch angelastet wurde; von einer Gesellschaft, die glaubte, vorschreiben zu können, wie sie glücklich zu sein haben; von hilflosen Eltern, die ihren Kindern nicht die Geborgenheit geben konnten, deren sie dringend bedurften."[6] Sie wiesen auch darauf hin, daß dieses Verfahren Anlaß sein sollte, den Umgang von Staat und Gesellschaft mit dem wachsenden Antisemitismus und antisemitisch motivierten Straftaten zu überdenken.

In der Kassationsverhandlung wurden die Urteile revidiert, die Strafen reduziert. Auch die Haftstrafe von Frank L. wurde um zwei Jahre und neun Monate herabgesetzt, so daß eine Strafaussetzung auf Bewährung nun möglich war. Kurze Zeit nach der Verhandlung wurde auch Frank L. entlassen. Salomea Genin hat zu ihm und den anderen jungen Männern den Kontakt aufgegeben.

Michael Kreutzer

Über konzentrierte jüdische Nachbarschaften in Prenzlauer Berg 1886–1931

Eine historisch-statistische Beschreibung anhand von Adreßbüchern und Adressenverzeichnissen

„Bekannt ist, daß die jüdische Bevölkerung von Berlin, die im Gesamtdurchschnitt nur einen geringen Bruchteil der Einwohnerschaft (etwa 4 Prozent) ausmacht, sich nicht gleichmäßig über das ganze Stadtgebiet verteilt, sondern in einigen Bezirken besonders angehäuft ist, in anderen dagegen völlig in den Hintergrund tritt."
(Friedrich Leyden, 1933)[1]

„Vor den Toren, abseits vom Kern des jüdischen Lebens in Berlin, liegt unser Norden.
Abseits! Und es ist nicht leicht, den Strom geistigen jüdischen Lebens zu uns hinauszulenken!
Abseits! Heißt doch ein Weg zu uns für die meisten – schon rein örtlich – eine Wanderung ins Weite!
Aber auf unserem vorgeschobenen Posten ist auch geistiges, religiöses Sehnen; hier regt sich, bewußt oder geahnt, freudiges Wollen, mitzubauen am Erstarken des religiösen Lebens in unserer eigenen Mitte, in der Gesamtgemeinde."
(Hermann Falkenberg, 1925)[2]

Bemerkenswert an diesem Aufruf Hermann Falkenbergs ist nicht nur das religiöse und pädagogische Engagement, das sich darin aussprach. Bemerkenswert sind auch die Wahrnehmung des städtischen Raums in den Schemata des Draußen und Drinnen, der Dichte und der Weite, der Mitte und des Abseits und das Pathos, mit dem diese Wahrnehmung formuliert wurde. Dabei lag dieser hohe Norden allenfalls eine halbe Stunde Fußweg von der Grenze zu Berlin-Mitte entfernt, in der Schönhauser Allee 162, den Baruch Auerbach'schen Waisenerziehungsanstalten, in deren Festsaal die Ortsgruppe Norden des Liberalen Vereins für die Angelegenheiten der Jüdischen Gemeinde zu Berlin seit 1923 ihre Gottesdienste abhielt.

Nun sprach Hermann Falkenberg, ihr Vorsitzender, aus der Perspektive des Pädagogen und Organisators der Kultur- und Jugendarbeit der Gemeinde, vor allem seines Vereins Liberale Synagoge; ein solcher Blick für die lokalen Bedingungen der Gemeindearbeit, für die Dichte der Klientel und für deren Milieu ist natürlich geschärft und außergewöhnlich. Dennoch scheint es, als habe eine ganz ähnliche und mit denselben intensiven Wertungen besetzte „innere Stadtkarte" des Drinnen und Draußen, der Zentren und des Abseits zugrundegelegen, als

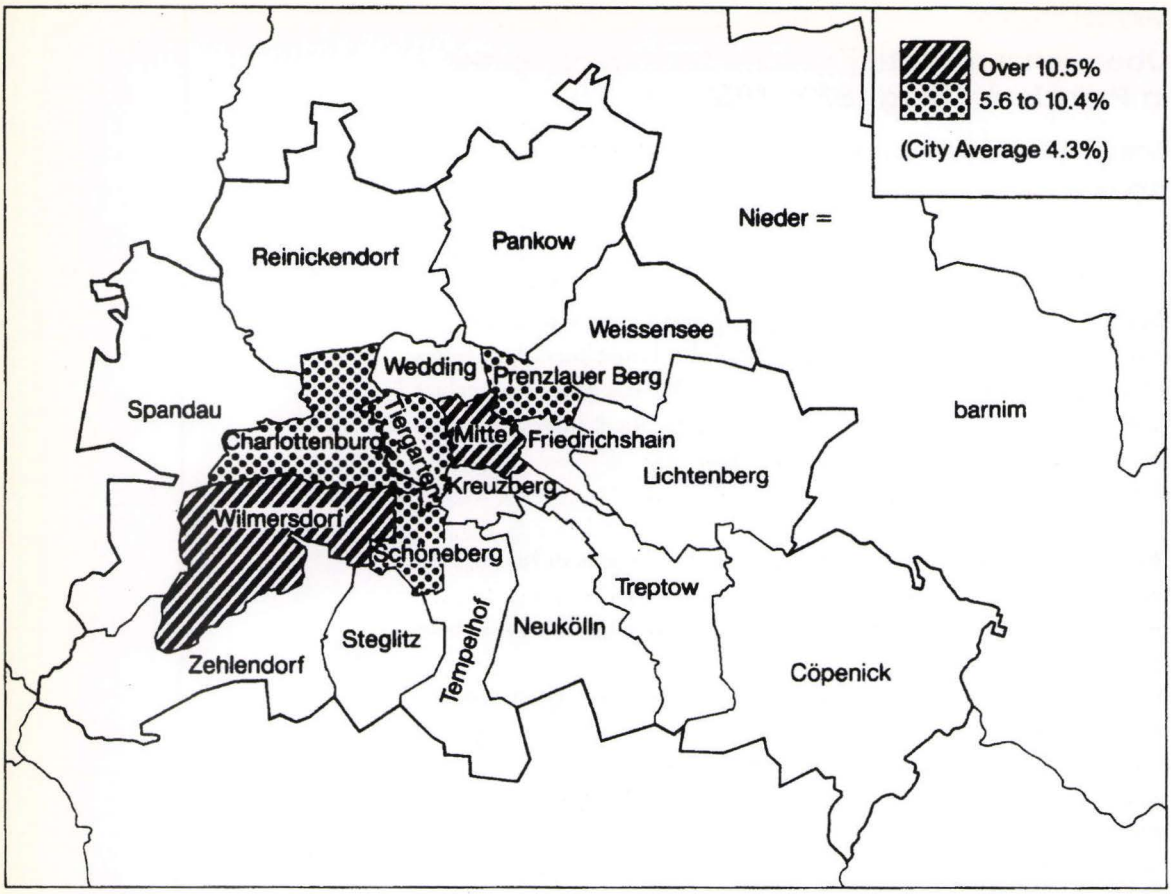


Abbildung 1,
Der prozentuale Anteil der Juden an der Berliner Bevölkerung nach der Volkszählung 1925, aus: Peter Pulzer, Jews and the German State, Oxford & Cambridge 1992, S. XIV

die in Berlin lebenden oder hierher zuwandernden Juden zwischen 1890 und dem Ersten Weltkrieg jene charakteristische Zwei-Zentren-Struktur jüdischer Siedlung in Berlin herausbildeten, die sich dann während der Weimarer Zeit im wesentlichen erhielt.[3]

Noch 1868 lebten knapp 70 Prozent der Berliner Juden in Alt-Berlin und unmittelbar angrenzenden Stadtgebieten (Altkölln, Spandauer Viertel, Königstadt, Stralauer Viertel); hier konzentrierten sich auch die jüdischen Institutionen. Der Expansion der Stadtteile und Vororte im Nordosten, Südosten und Westen des alten Berlin folgte die jüdische Wohnbevölkerung zunächst nur zögerlich. Von 1890 bis 1905 aber wuchs die jüdische Bevölkerung der westlichen Vororte um mehr als das Zehnfache: von 2 112 Personen auf 26 830. Im erstaunlich kurzen Zeitraum von nur fünfzehn Jahren entstand in (Groß-)Berlin das zweite Zentrum jüdischer Siedlung, das dann in den zwanziger Jahren das alte Zentrum an jüdischer Einwohnerzahl überragte.[4]

Entwicklungen wie diese gab es keineswegs nur in Berlin,[5] und sie sind im wesentlichen bekannt: Die Juden Deutschlands haben sich im Laufe des 19. Jahrhunderts viel stärker als die allgemeine Bevölkerung in den Städten konzentriert, dort eher zentrumsnah gelebt und dies recht dicht beieinander, ein Viertel der deutschen Juden auf wenigen Quadratkilometern, wie Peter Pulzer bemerkt.[6] Eher am Rande der

Literatur, die sich damit befaßt, taucht eine andere Beobachtung auf, die der „konzentrierten jüdischen Nachbarschaften" im kleinen: der Siedlungskonzentration unterhalb des Maßstabs der Stadtteile und Bezirke.[7]

Im hier betrachteten Zeitraum war der Prozeß der Akkulturation der Juden an das deutsche (Bildungs-)Bürgertum als einzige Klasse, die ihnen offenstand, im wesentlichen abgeschlossen. Sie unterschieden sich mehrheitlich nicht mehr durch Sprache, „Sitte" und (säkulare) Bildungsferne.[8] Soziokulturelle Unterschiede und Demarkationen zwischen Juden und Nichtjuden in Deutschland haben seit dieser Zeit mit einem Mangel an interkulturellem Fremdverstehen wenig zu tun (in dieser Verknüpfung scheint mir ein – insbesondere im Spektrum der bezirksgeschichtlichen Projekte zur Geschichte der Juden Berlins – verbreiteter gleichermaßen historischer und pädagogischer Irrtum zu liegen). Viel eher als an individuellen Eigenheiten traten Grenzen der sozialen und politischen Integration an Struktur- und Gruppenphänomenen hervor: am mehrheitlich endogamen Heiratsverhalten, an der durchschnittlich geringeren Kinderzahl, der höheren Bildungsneigung, an der inkongruenten Berufs- und Siedlungsstruktur, am abweichenden Wählerverhalten und am hohen Grad der Selbstorganisation in den beiden großen jüdischen Laienorganisationen, dem Central-Verein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens und dem Jüdischen Frauenbund. Die Juden „... erlebten die Integration als *Individuen* (...) Aber als *Gruppe* waren sie nie völlig integriert, sie waren auch nicht zu einem ununterscheidbaren Bestandteil deutscher Kultur geworden."[9]

Ich will in diesem Aufsatz versuchen, zwei dieser Gruppenphänomene – die Asymmetrie der Berufsstruktur, vor allem aber die besonderen jüdischen Siedlungsstrukturen – am Prenzlauer Berger Beispiel quantitativ genauer zu beschreiben, und zwar auf der Grundlage zu diesem Zweck bislang zu wenig genutzter Quellen: des Jüdischen Adreßbuchs (in der Ausgabe von 1931), der Berliner Adreßbücher (von 1931 und 1932), der Wählerverzeichnisse der Jüdischen Gemeinde zu Berlin 1883 bis 1916[10] und der Datei des Berliner Gedenkbuchprojekts[11]. Der Preis der Beschränkung auf diese Quellen – im wesentlichen also Adreßbücher und -listen – ist allerdings hoch, denn sie enthalten, mit Ausnahme der Gedenkbuchdatei, nicht viel mehr als Namen, Adressen und Berufsbezeichnungen.[12] Der Aufsatz beschränkt sich daher auf folgende Fragen:

(1) Gab es bedeutsame Unterschiede zwischen der Siedlungsweise der jüdischen und der nichtjüdischen Bevölkerung in Prenzlauer Berg?

(2) Läßt sich die in der Untersuchung anderer Städte und im zwischenbezirklichen Vergleich gemachte Beobachtung bestätigen oder widerlegen, die Juden hätten bevorzugt in der Nähe der städtischen Zentren gelebt?

(3) Gab es innerhalb des Bezirks Wohngebiete, in denen die jüdische Bevölkerung sich noch über das Durchschnittsmaß des Bezirks hinaus verdichtete?

(4) Wenn sich derartige Besonderheiten in der Siedlungsweise der Juden Prenzlauer Bergs nachweisen lassen: Wie haben sie sich in der Zeit entwickelt? Handelte es sich um flüchtige oder dauerhafte Siedlungsformen?
(5) Wie verhielten sich die Berufsstrukturen der jüdischen und der nichtjüdischen Bevölkerung vor Ort zueinander: Lassen sich die Besonderheiten in der Berufsstruktur der jüdischen Erwerbspersonen, wie sie aus der amtlichen Statistik erhellen, mit Hilfe der Adreßbuchanalyse regional bestätigen und konkretisieren?
(6) Wenn ja: Lassen sich Unterschiede beobachten in der berufsstrukturellen Zusammensetzung der jüdischen Bevölkerung in einzelnen Wohngebieten oder gar Straßen?

Die Siedlungs- und Berufsstruktur der jüdischen Wohnbevölkerung im Spiegel der Jüdischen und Berliner Adreßbücher 1931/1932

Die Jüdischen Adreßbücher von 1929/30 und 1931

Mehr als zehn von einhundert Berliner Juden des Jahres 1925 haben in Prenzlauer Berg gewohnt, über 20 000 der 172 672 Einwohner jüdischen Glaubens in Berlin, die die amtliche Statistik in diesem Jahr zählte. Etwa 6 ¼ Prozent der Prenzlauer Berger Bevölkerung waren ihrer Konfession nach Juden. Zum Zeitpunkt der nächsten Volkszählung, im Juni 1933, hatte sich die jüdische Bevölkerung Berlins um über 12 000 Personen vermindert, die Prenzlauer Bergs um über 2 000. Die Emigration der Juden aus Berlin hatte vor dem Januar 1933 begonnen. Danach stieg sie sprunghaft an.
Zwischen 160 000 (1933) und 170 000 (1925) Juden also haben nach der amtlichen Statistik in Berlin gelebt, als 1929/30 das erste und 1931 das zweite „Jüdische Adreßbuch für Groß-Berlin" erschienen.[13] 70 000 von ihnen sind in der zweiten und ergänzten Ausgabe von 1931 mit Namen und Adresse verzeichnet.
Verlag und Redaktion der beiden Jüdischen Adreßbücher, die in den Vorworten, bereits im Bewußtsein drohender Gefährdung, die Position eines „stammesbewußten" und zugleich patriotischen Judentums vertraten, beschrieben zwar in deutlichen Worten die Ziele ihrer Publikation: die „mehr als 200 000 (!) jüdische Seelen" zählende Judenschaft Berlins geistig zu einigen. Aber sie äußerten sich nur sehr knapp zu ihren Quellen.[14] Amtliches Material, hieß es im Vorwort von 1932, habe der Redaktion nicht zur Verfügung gestanden; man habe aus „öffentlichen uns zugänglichen Quellen" schöpfen müssen. In anderem Zusammenhang verwies die Redaktion auf die zu den Repräsentanten-Wahlen der Jüdischen Gemeinde herausgegebenen Wählerverzeichnisse. Sie waren jedoch weit umfangreicher als die Jüdischen Adreßbücher.[15] Sollten diese auf Basis der Wählerlisten erstellt worden sein, dann nach einem undurchschaubaren Verfahren der Auswahl und Ergänzung. In seinem Vorwort zum Nachdruck (1994) des Jüdischen Adreßbuchs von 1931 ließ Hermann Simon allerdings keinen Zweifel

daran, daß von der Redaktion „als Kriterium der Aufnahme die konfessionelle Zugehörigkeit zum Judentum, nicht aber ein rassistisches Kriterium zugrunde gelegt wurde".
Dennoch: Wie monographische und biographische Studien muß auch die statistische Beschreibung dieser Quelle, die in diesem Beitrag vorgenommen wird, Vorsicht walten lassen. Die hier mitgeteilten Ergebnisse stehen ausdrücklich unter diesem Vorbehalt (er wird im folgenden nicht bei jeder Einzelaussage mitformuliert).
Im Jüdischen Adreßbuch mit seinen fast genau 70 000 Eintragungen sind über 40 Prozent aller Berliner Juden, im Berliner Adreßbuch aber nur ungefähr ein Drittel aller Berliner insgesamt namentlich verzeichnet.[16] Interessanterweise tritt nun diese Differenz für Prenzlauer Berg selbst nicht auf. 6912 Prenzlauer Berger Eintragungen, bezogen auf eine jüdische Bevölkerung zwischen 19 000 und 20 000 Personen, machen auch nur etwa 35 Prozent: Ganz offenbar sind nicht alle Regionen im Jüdischen Adreßbuch gleich stark repräsentiert. Dafür lassen sich mehrere Gründe denken: die ungleiche Verteilung der ostjüdischen Bevölkerung mit ihren durchschnittlich größeren Familien in Berlin, die ungleiche Verteilung der jüdisch-nichtjüdischen „Mischehen" in Berlin, deren weibliche jüdische Ehepartner offenbar zu einem Teil ins Jüdische Adreßbuch aufgenommen wurden, auch wenn sie keine Haushaltsvorstände waren.[17]
Schließlich muß insgesamt bei der Quelle „Adreßbuch" in Rechnung gestellt werden, daß sie bestimmte Personen nicht oder nur zu einem Teil verzeichnet: Personen mit häufig wechselndem Wohnsitz, Untermieter, im selben Haushalt lebende mithelfende Familienangehörige – Personengruppen also, in denen der Anteil der „unteren" sozialen Schichten und Berufsgruppen überdurchschnittlich hoch ist. Der Umfang dieser „Unterschichtung" läßt sich schwer abschätzen. Mitte der zwanziger Jahre mußte mehr als eine unter zehn jüdischen Familien in Prenzlauer Berg vom Jüdischen Wohlfahrtsamt ständig betreut werden.* Insbesondere bei der Wertung der Ergebnisse zur Berufsstruktur sollte man dieses Problem im Auge behalten.

Zur regionalen Verteilung der jüdischen Wohnbevölkerung in Prenzlauer Berg 1931

■ Zentrumsnähe

Da die west-östlichen Linien der Einteilung des Bezirks in Untersuchungsgebiete konzentrisch zur historischen Stadtmitte – und damit zum alten Zentrum der Juden in Berlin – verlaufen, lassen sich zentrumsnahe (1–4), mittlere (5–9) und zentrumsferne Stadtviertel (10–14) für die Zwecke dieser Untersuchung gut unterscheiden.
Fast 80 Prozent der Prenzlauer Berger Juden wohnten in den vier zentrumsnahen Stadtvierteln um den Teutoburger Platz, den Kollwitzplatz (damals Wörther Platz), um die Winsstraße und im Bötzowviertel. Aussagekräftig wird diese Zahl, wenn man sie mit der Verteilung der

*Vgl. Dämmig, Bertha Falkenberg: Eine Spurensuche

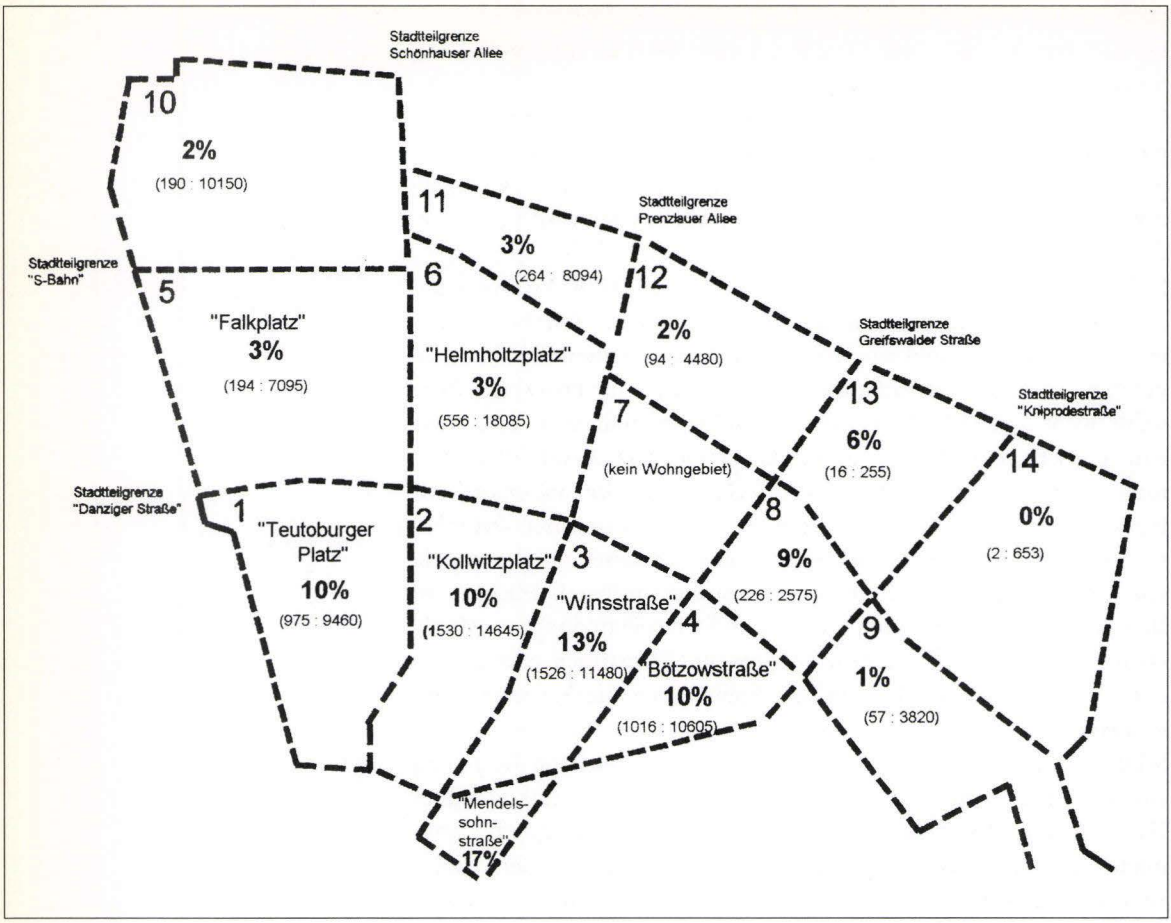


Abbildung 2,
Der prozentuale Anteil der jüdischen Bevölkerung an der Gesamtbevölkerung Prenzlauer Bergs in den einzelnen Untersuchungsgebieten (Stadtvierteln) 1931, Quelle: Jüdisches Adreßbuch 1931, Berliner Adreßbuch 1932, eigene Berechnungen

Gesamtbevölkerung Prenzlauer Bergs vergleicht, wie sie sich aus dem Berliner Adreßbuch ergibt: Nicht einmal die Hälfte der Prenzlauer Berger Gesamtbevölkerung hat in diesen Teilen des Bezirks gewohnt.
Entsprechend hoch war der jüdische Anteil an der Bevölkerung dieser Stadtviertel. Im Durchschnitt lag er bei 11 Prozent, dies entsprach dem durchschnittlichen Bevölkerungsanteil der Juden in Berlin-Mitte 1933. In den übrigen Stadtvierteln lag er durchschnittlich zwischen 2 und 3 Prozent, nur wenig höher als in Weißensee und im Wedding. Im Viertel mit der stärksten Konzentration jüdischer Bevölkerung, dem Gebiet um die Winsstraße zwischen Prenzlauer Allee und Greifswalder Straße, glich der jüdische Bevölkerungsanteil dem Wilmersdorfs (über 13 Prozent), des Bezirks mit dem höchsten jüdischen Bevölkerungsanteil in Berlin.
Sehr hoch waren denn auch die räumliche Dichte und der Bevölkerungsanteil der Juden in den Straßen, die unmittelbar an Mitte grenzen, vor allem in der Lothringer Straße (heute: Torstraße), die diese Grenze markiert. Am höchsten war sie in jenem kleinen und mit weiteren Teilen des Bezirks nur über die Hauptstraßen verbundenen Viertel um die Mendelssohn- und die Meyerbeerstraße (am Neuen Königstor), das heute nicht mehr existiert.

■ Konzentrierte Nachbarschaften

Der Anteil der jüdischen Bevölkerung an der Gesamtbevölkerung nahm allerdings nicht einfach kontinuierlich von Süden nach Norden hin ab. Es scheint, als hätten die Eberswalder und die Danziger Straße im Norden eine Grenze markiert, jenseits deren „man nicht mehr wohnte“[18] – mit Ausnahme der großen Ausfallstraßen, insbesondere der Schönhauser Allee, an der noch nördlich der S-Bahn, bis zur Grenze nach Pankow, gemessen am Bezirksdurchschnitt, überproportional viele Juden gewohnt haben.

Zum anderen aber fallen sehr deutlich Straßen und Blöcke ins Auge, in denen die Eintragungen des Jüdischen Adreßbuchs von 1931 sich stark verdichten. Diese Verdichtungsgebiete jüdischer Wohnbevölkerung befanden sich im Süden der Stadtviertel Teutoburger Platz und Kollwitzplatz – hier vor allem in der Metzer Straße –; im Süden des Viertels um die Winsstraße, in der kleinen Raabestraße vor allem, aber auch im Norden dieses Stadtviertels, hier vor allem in der Jablonskistraße; schließlich im Bötzowviertel: in der Lippehner Straße (heute: Käthe-Niederkirchner-Straße), in der Esmarch- und in der Hufelandstraße nahe der Greifswalder Straße.

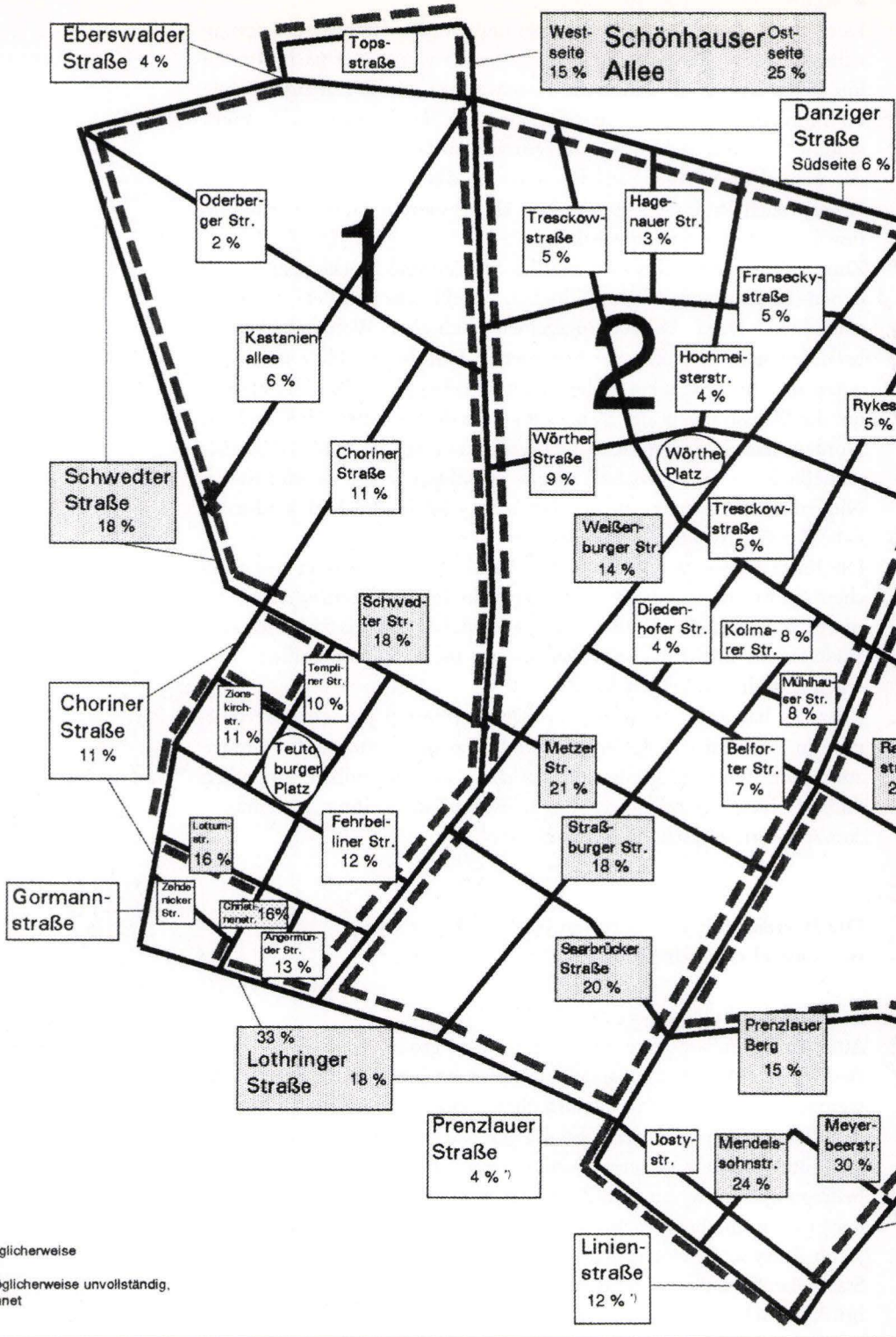
Die Karte 3 zeigt, wie ungleich die jüdische Bevölkerung in den südlichen Stadtvierteln verteilt war: Der jüdische Bevölkerungsanteil variierte zwischen den Straßen noch sehr viel stärker als zwischen den Stadtvierteln und auch sehr viel stärker als im Gesamtberliner zwischenbezirklichen Vergleich.

Kurz: Es hat, 1931, deutliche Verdichtungszentren jüdischer Bevölkerung in Prenzlauer Berg gegeben, und zwar nicht nur auf der Grenze zum alten Zentrum, sondern als durchaus unterscheidbare – nämlich durch Gebiete mit relativ geringer jüdischer Bevölkerung „getrennte“ – „konzentrierte jüdische Nachbarschaften“.

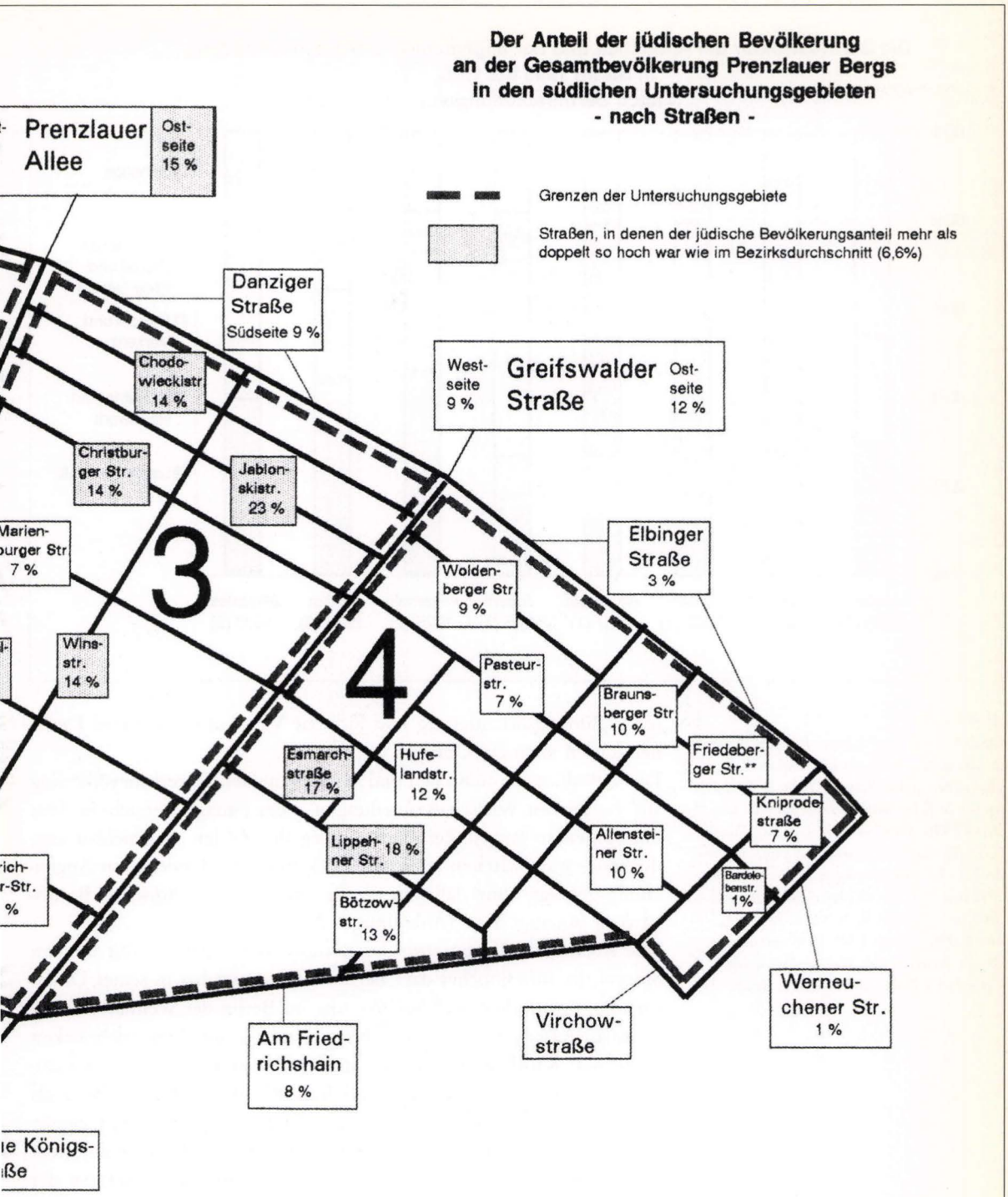
Die Berufsstruktur der Juden in Prenzlauer Berg im Spiegel der Adreßbücher

■ Berufsabteilungen

Auch in Berlin arbeitete 1931 der weitaus größte Teil der Juden in Berufen der Abteilung Handel und Verkehr (über 40 Prozent); sehr wenige arbeiteten im Staatsdienst, überproportional viele in den freien Berufen; in allen Wirtschaftsabteilungen war der Anteil der Selbständigen unter den Juden überproportional hoch. Das hängt, den Ausgangsbedingungen nach, mit dem Zeitpunkt und der Dynamik des „Eintritts der Juden in die bürgerliche Gesellschaft“ zusammen, die insbesondere Jacob Toury so akribisch rekonstruiert hat: die „Mitarbeit der Juden am Staatsleben“ wurde seit der Reaktionszeit nach 1848 mehr oder weniger brüsk zurückgewiesen, der Eintritt in die bürgerliche Klasse aber vollzog sich zu einer Zeit, in der das Handwerk seinen „goldenen Boden“ schon verloren hatte und die erfolgreichen Handwerksbetriebe sich bereits in industrielle und kaufmännische Unternehmen verwandel-



*Auszählung möglicherweise unvollständig
**Auszählung möglicherweise unvollständig, kein Wert berechnet



Quelle: Jüdisches Adreßbuch 1931, Berliner Adreßbuch 1932, eigene Berechnungen

Abbildung 3,
Der Anteil der jüdischen Bevölkerung an der Gesamtbevölkerung Prenzlauer Bergs in den südlichen Untersuchungsgebieten 1931 – nach Straßen

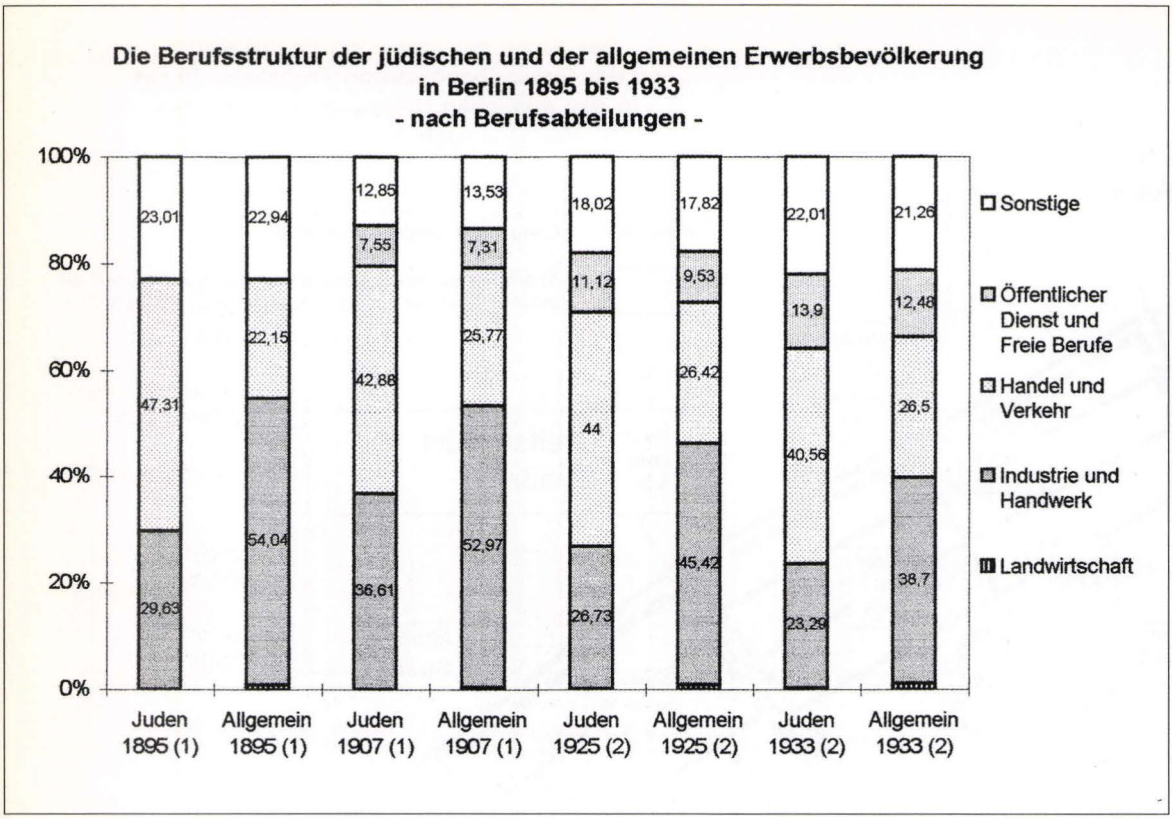


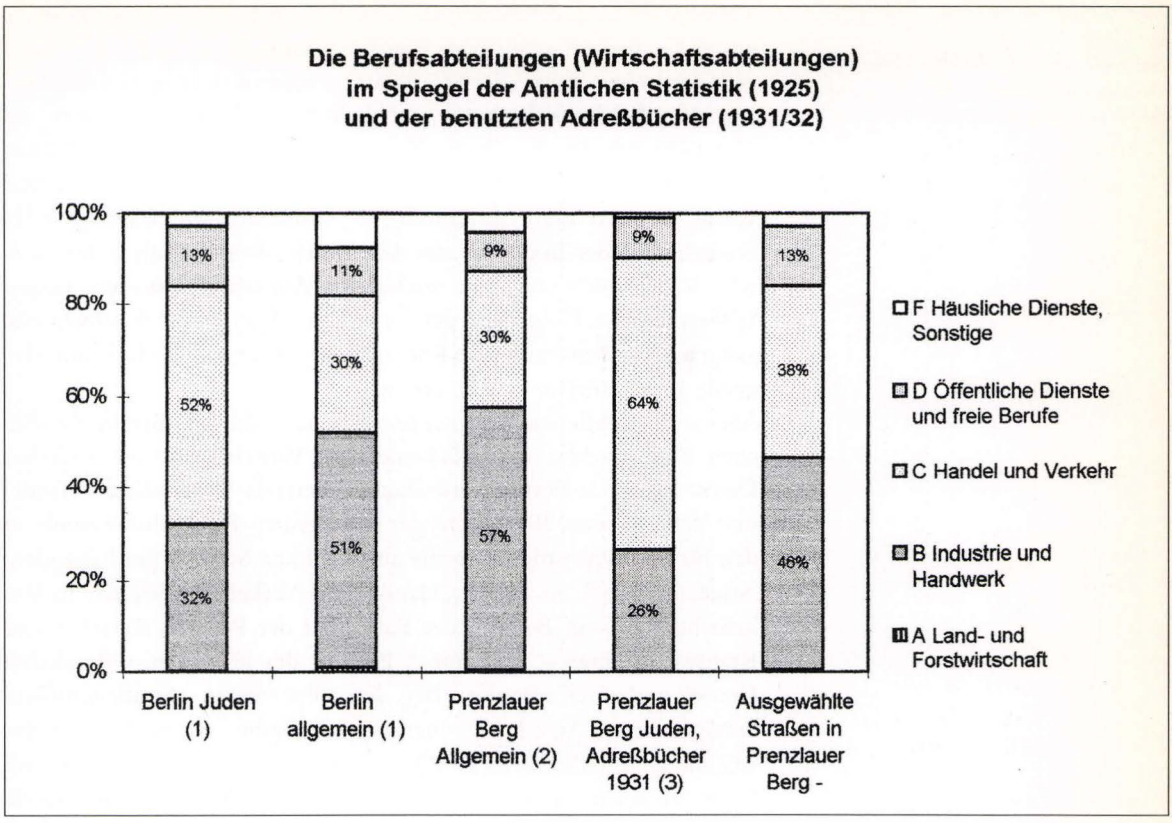
Abbildung 3 a,
Quellen: (1) Brigitte Scheiger, Juden in Berlin, in: Von Zuwanderern zu Einheimischen. Hugenotten, Juden, Böhmen, Polen in Berlin, hg. von Stefi Jersch-Wenzel und Barbara John, Berlin 1990, S. 153–490, hier: S. 377, Tabelle V/11, (2) Gabriel Alexander, Die Entwicklung der jüdischen Bevölkerung in Berlin zwischen 1871 und 1945, in: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte 10 (1991), S. 287–314, hier: S. 292, Tabelle 4. Für 1895 enthält die Residualkategorie der „Sonstigen" auch den Öffentlichen Dienst und die Freien Berufe.

ten.[19] Bildungsorientierung und jüdische Vorschußvereine und Darlehenskassen taten ein Übriges.

Die Verteilung der jüdischen und der allgemeinen Erwerbsbevölkerung auf die großen Wirtschaftsabteilungen – der einzige Bereich, in dem über einen so langen Zeitraum hinweg die Zahlen vergleichbar sein dürften – war zwischen 1895 und 1933 durch die Tendenz zur Angleichung geprägt, ohne daß dies die Besonderheit der jüdischen Berufsstruktur beseitigt hätte (Abbildung 3 a).

Wie stellt diese Asymmetrie der Berufsstruktur sich vor Ort und im Spiegel der Adreßbücher dar? Berthold Grzywatz hat in seiner Untersuchung über Arbeit und Bevölkerung im Berlin der Weimarer Zeit[20] Prenzlauer Berg zu den gemischten Handels- und Industriebezirken gerechnet: Kaufleute waren hier stärker vertreten als in reinen Industriebezirken; und Handwerk und Industrie waren stärker noch als durch die Nahrungs- und Genußmittelindustrie (die großen Brauereien) geprägt durch die Bekleidungsindustrie, eine Branche, die nicht nur für den örtlichen Bedarf produzierte und in der im übrigen der Schwerpunkt des jüdischen Handwerks lag. Man könnte also vermuten, daß die Besonderheiten der „jüdischen Berufsstruktur" sich vor diesem Prenzlauer Berger Hintergrund verlieren.

Im Spiegel der Adreßbücher, deren Datensammlungen mit denen der amtlichen Statistik aus vielen Gründen nicht vergleichbar sind,[21] ist dies keineswegs der Fall. Vielmehr erscheinen sie hier zu einem Teil



besonders krass, und zwar auf allen Ebenen der Analyse, die hier möglich sind: der obersten der Berufs*abteilungen,* darunter der Berufs*gruppen* innerhalb der industriellen und handwerklichen Berufe sowie der Besetzung *einzelner Berufe.*

Die Abbildung 4 dient zunächst dem Vergleich der Quellen. Das Diagramm zeigt, daß eine Adreßbuchanalyse immerhin ähnliche Ergebnisse zutage fördert wie die Amtliche Statistik – und nicht etwas davon völlig Unterschiedenes – und daß sie deutlich dahin tendiert, die kaufmännischen Berufe überzurepräsentieren. Dadurch werden die typischen Merkmale der jüdischen Berufsstruktur gegenüber der amtlichen Statistik betont.

■ Berufsgruppen und ausgewählte Berufe

Die Besonderheit der „jüdischen Berufsstruktur" beschränkte sich keineswegs auf die Verteilung zwischen den großen Berufsabteilungen: Innerhalb der Berufsabteilungen gab es zwischen den Besetzungen der Berufsgruppen ebenso deutliche Unterschiede wie innerhalb der Berufsgruppen zwischen den einzelnen Berufen.

Bei den kaufmännischen Berufen ist eine weitergehende Aufschlüsselung allerdings nahezu aussichtslos: Nebelartig lastet hier die Kategorie des „Kaufmanns" auf den Eintragungen der Adreßbücher. Man weiß nicht, was sich hinter ihr verbirgt. Eigentümlicherweise lastet dieser Nebel besonders dicht auf der jüdischen Berufsstruktur. 63 Prozent der

Abbildung 4,
Das Diagramm nimmt die von Gabriel Alexander berechneten Zahlen des obigen Diagramms (Abbildung 3 a) für Gesamt-Berlin 1925 noch einmal auf (bereinigt um die „berufslosen Selbständigen": jüdische und allgemeine Bevölkerung, Säule 1 und 2), ergänzt sie um die entsprechenden Zahlen für die allgemeine Bevölkerung Prenzlauer Bergs (Säule 3) und stellt entsprechende Relationen denen der Adreßbücher gegenüber, und zwar für die jüdische Bevölkerung ganz Prenzlauer Bergs (Säule 4) sowie für die allgemeine Bevölkerung einer Auswahl von Prenzlauer Berger Straßen (Säule 5), deren Repräsentativität freilich allenfalls vermutet werden kann.

Quellen: (1) Gabriel Alexander, Die Entwicklung der jüdischen Bevölkerung in Berlin zwischen 1871 und 1945, in: Tel Aviver Jahrbuch für deutsche Geschichte 10 (1991), S. 287–314, hier: S. 292, Tabelle 4, (2) Statistik des Deutschen Reichs, Band 403,4, VBBZ vom 16. 6. 1925, Berufszählung (Heft 4), herausgegeben vom Statistischen Reichsamt, Berlin 1928, (3) Jüdisches Adreßbuch 1931 (für die Namen), Berliner Adreßbuch (Teil: Einwohner) 1931 (für die Berufsbezeichnungen), (4) Berliner Adreßbuch (Teil: Straßen und

Häuser) 1932. Bei den ausgewählten Straßen handelt es sich um: Bötzowstraße, Hufelandstraße, Jablonskistraße, Metzer Straße, Prenzlauer Allee, Raabestraße, Schliemannstraße, Schönhauser Allee, Winsstraße.

jüdischen in kaufmännischen Berufen Tätigen werden mit der Bezeichnung „Kaufmann" geführt, aber nur 37 Prozent der allgemeinen. Darin mag der höhere Anteil der Selbständigen unter den jüdischen Kaufleuten zum Ausdruck kommen, möglicherweise beruht dies auch auf Unterschieden in der Praxis der Selbstbezeichnung. Dieser Unterschied ist ein interessantes Phänomen im Hinblick auf die Art und Weise, in der Berufsstrukturen in Adreßbüchern *erscheinen* – es erscheint auf der Bildfläche des Adreßbuchs eben vor allem der „jüdische Kaufmann"; und dem wachsamen Antisemiten, der die langen Spalten mit den Cohns und den Lewins durchging, wird dies nicht entgangen sein. Weitergehende Rückschlüsse auf die wirklich dahinterliegende Berufsstruktur erlaubt dies nicht.[22]

Aber andere Differenzierungen sind durchaus möglich. Bereits die üblichen Zusammenfassungen „Handel und Verkehr" und „Öffentlicher Dienst und Freie Berufe" verdecken gravierende Unterschiede. Handel und Verkehr: Fast 30 Prozent der allgemeinen Haushaltsvorstände in den für die Berufsstrukturprofile ausgewählten Straßen (im folgenden: „Straßenprofile") im Sektor „Handel und Verkehr" arbeiteten in Verkehrsberufen – in Berufen der Bahn und der Post, als Kutscher und Kraftwagenführer –, aber nur 2 Prozent der jüdischen. Öffentlicher Dienst und Freie Berufe: Bei den allgemeinen „Straßenprofilen" beträgt hier der Anteil der reinen Verwaltungsberufe und Laufbahnbezeichnungen (wie „Inspektor") fast 50 Prozent, bei den jüdischen Namensträgern nur 15 Prozent. Unter den 2 811 im Berliner Adreßbuch mit ihrem Beruf eingetragenen Juden aus dem Jüdischen Adreßbuch findet sich nicht ein einziger Polizist (gegenüber 1,2 Prozent aller in den allgemeinen Straßenprofilen erfaßten Haushaltsvorstände). Fast 30 Prozent der dem Öffentlichen Dienst und den Freien Berufen zuzurechnenden Juden des Jüdischen Adreßbuches dagegen waren Ärzte, aber nur 6,5 Prozent der Haushaltsvorstände bei den Straßenprofilen.

Innerhalb der Berufsabteilung Industrie und Handwerk beschränkt sich der Unterschied der Berufsstrukturen keineswegs auf die bekannte Dominanz der Bekleidungsberufe bei den Juden (62 Prozent gegenüber 24 Prozent). In der Berufsgruppe der Metallverarbeitung und Elektroindustrie dominieren diejenigen, die fast ausschließlich (Klempner) oder zu einem großen Teil (Schlosser) im kleinen Handwerk ausgeübt wurden und nicht in der großen Industrie – es gibt bei den im Jüdischen Adreßbuch Verzeichneten keine Schweißer, Nieter, Former und so weiter –, sowie die feinmechanischen Berufe: Goldschmiede, Uhrmacher. Bei den Berufen des Bau- und Baunebengewerbes dominieren die Tapezierer, Dekorateure und die Maler, nicht wie allgemein die Maurer. Fast 27 Prozent der im Jüdischen Adreßbuch Verzeichneten, die Berufen der Nahrungs- und Genußmittelindustrie nachgingen, hatten Berufe der Tabakindustrie,* die in Berlin von russischen Juden aufgebaut wurde (gegenüber knapp 4 Prozent bei den Straßenprofilen).[23] Nur 5,4 Prozent der Berufsgruppe waren Brauer und Destillateure (gegenüber fast 20 Prozent bei den Straßenprofilen). Schließlich:

*Vgl. Jung, „In unserer Straße wußte jeder, was mit den Juden geschieht".

Auch innerhalb der bekleidungsgewerblichen Berufe unterschied sich die Berufsstruktur der Juden von der der Nichtjuden nach den hier benutzten Quellen. Über dreiviertel der in Bekleidungsberufen arbeitenden Juden waren Schneider oder Konfektionäre (gegenüber nicht einmal der Hälfte bei den Straßenprofilen); die NäherInnen und SteppерInnen dagegen machten bei ihnen nur 4,4 Prozent aus (gegenüber 26,4 Prozent bei den Straßenprofilen).

■ Einzelne Stadtviertel im Vergleich

Wirklich aussagekräftig werden diese auf dem Wege der Adreßbuchanalyse gewonnenen Daten nur im Vergleich: und zwar nicht mit der amtlichen Statistik, sondern innerhalb derselben Quelle zwischen den Bezirken (was noch nicht möglich ist, weil ähnliche Studien noch nicht vorliegen) sowie zwischen einzelnen Wohngebieten desselben Bezirks (was hier ansatzweise versucht wird).

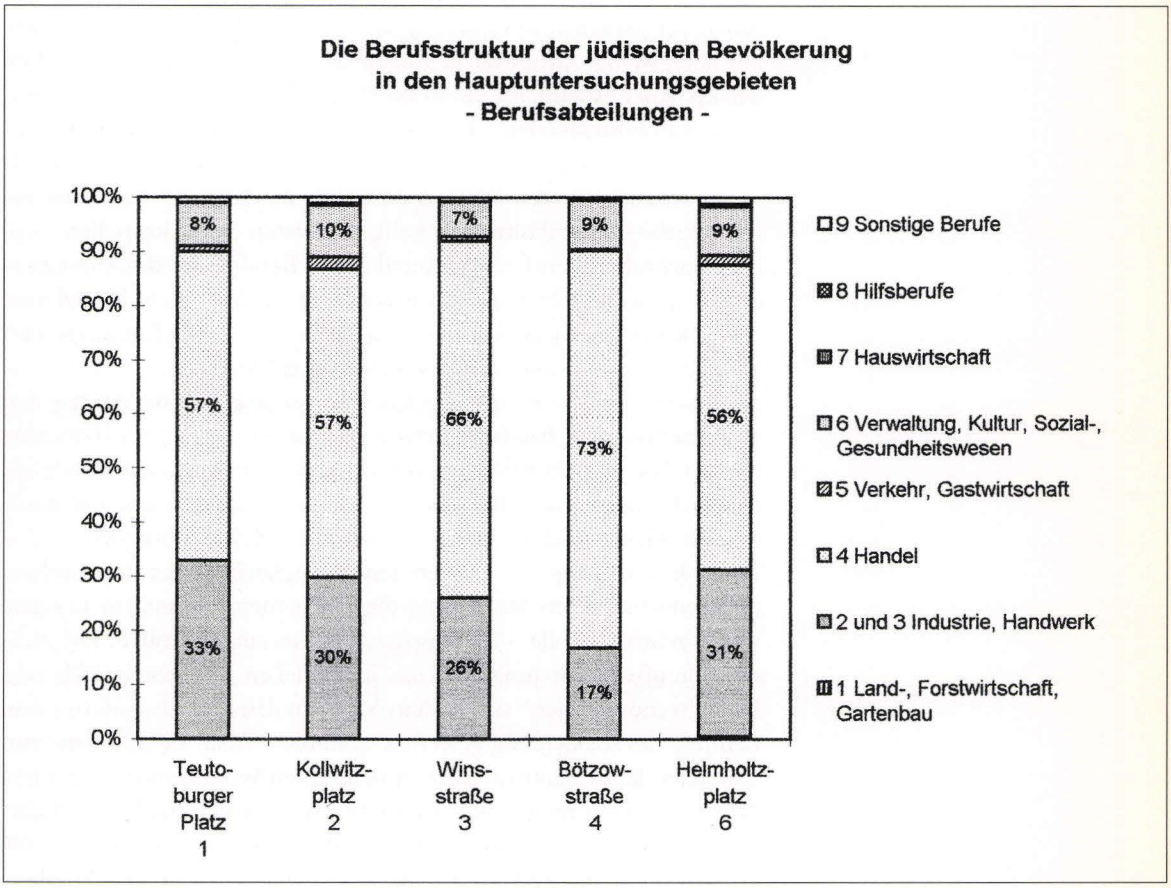


Abbildung 5,
Quelle: Jüdisches Adreßbuch 1931 für die Namen, Berliner Adreßbuch 1931 (Teil: Einwohner) für die Berufsbezeichnungen, eigene Berechnungen

Tatsächlich zeigen sich auf der allgemeinsten Ebene der Berufsabteilungen deutliche Unterschiede zwischen den einzelnen Untersuchungsgebieten. Die wichtigsten:

Der Anteil der in Industrie und Handwerk Tätigen ist sehr viel geringer im Bötzowviertel als etwa im Gebiet um den Teutoburger Platz.

Dies überrascht wenig, da die Zentren des kleinen und mittleren Bekleidungsgewerbes – die Schneidereien, Nähstuben, die Mützenfabriken und -werkstätten – sich überwiegend in den südwestlichen Wohn- und Gewerbevierteln, den ältesten Teilen Prenzlauer Bergs, befanden. Das Bötzowviertel dagegen, erst nach der Jahrhundertwende entstanden und nach verbesserten Standards erbaut, war eine fast reine Wohngegend, und zwar, im Prenzlauer Berger Maßstab, eine der besten. Der Anteil derer, die industriellen und handwerklichen Berufen nachgingen, betrug in der Bötzowstraße nur gut ein Drittel – in der Metzer Straße, im Untersuchungsgebiet um den Kollwitzplatz gelegen, betrug er dagegen weit über 50 Prozent. Der Unterschied der jüdischen Berufsstruktur spiegelt hier den allgemeinen Unterschied der Stadtviertel.

Dies scheint auch im Untersuchungsgebiet um den Helmholtzplatz so zu sein, einem jener zentrumsferneren reinen Wohngebiete mit hohem Arbeiteranteil nördlich der Danziger Straße, in denen der Anteil der jüdischen Bevölkerung nur noch bei 2 Prozent lag und sich nur noch wenige Grundstücke finden lassen (in der Pappelallee und in der Lychener Straße), für die es im Jüdischen Adreßbuch diese sieben, acht, neun Eintragungen gibt, wie sie für nicht wenige Straßen der südlichen Stadtviertel typisch sind. Weit über 60 Prozent der Haushaltungsvorstände in der Schliemannstraße, die hier für das Untersuchungsgebiet Helmholtzplatz steht, arbeiteten in industriellen und handwerklichen Berufen; der Anteil der in Berufen der Bekleidungsindustrie Tätigen ist hier am geringsten; und bei fast einem Viertel von ihnen lautet die Berufsbezeichnung „Arbeiter" oder „Fabrikarbeiter" (die sich im Diagramm hinter den „Sonstigen" verbirgt).

Auch unter den Juden dieses Stadtviertels verdankt sich der Anstieg der industriellen und handwerklichen gegenüber den kaufmännischen Berufen vor allem der höheren Anzahl anderer industrieller Berufe als denen der Bekleidungsindustrie. Allerdings hat man es hier nur noch mit sehr kleinen Zahlen zu tun, in denen der Zufall mitregiert.

Tatsächlich bestätigt der übergreifende Vergleich der zentrumsnahen und zentrumsfernen Stadtviertel diese allgemeine – und im übrigen wenig geheimnisvolle – Tendenz auch nur in einer Hinsicht: Die jüdische Berufsstruktur innerhalb des industriellen und handwerklichen Bereichs „normalisiert" sich in dem Maße, in dem der Abstand von den Zentren des Bekleidungsgewerbes abnimmt. Aber sie tut dies nur innerhalb dieses Bereichs. Auch in den reinen Wohngebieten des Nordens mit hohem proletarischem Anteil überstieg der durchschnittliche Anteil der Kaufleute bei den jüdischen Haushaltungsvorständen die 60 Prozent. Und die Eintragung „Arbeiter" oder „Fabrikarbeiter", ohne weiteren Zusatz, findet sich bei den im Jüdischen Adreßbuch geführten Prenzlauer Bergern im Berliner Adreßbuch insgesamt nur einmal.

■ Zentren des jüdischen Bekleidungsgewerbes

Man kann die Frage nach dem Verhältnis von Stadtviertel und Berufsstruktur umkehren und nach der regionalen Verteilung bestimmter

Berufsgruppen unter der jüdischen Bevölkerung Prenzlauer Bergs fragen. Dies ist vor allem im Bereich des Bekleidungsgewerbes sinnvoll: Der Anteil des Hausgewerbes in diesem Verarbeitungsgewerbe, schätzt Berthold Grzywatz, dürfte bei 70 Prozent gelegen haben;[24] Konzentrationen von Wohnadressen zeigen hier also, stärker als in anderen Branchen, Konzentrationen des Gewerbes selbst an.
Der Schwerpunkt des Bekleidungsgewerbes in Prenzlauer Berg lag in den beiden südwestlichen Stadtvierteln um den Teutoburger und den (heutigen) Kollwitzplatz; 56 Prozent aller jüdischen Schneider, die das Jüdische Adreßbuch von 1931 kennt, haben dort gewohnt, aber nur 37 Prozent der jüdischen Gesamtbevölkerung. Die jüdische Bevölkerung beider südwestlichen Stadtviertel ist, vergleichsweise, stark gewerblich geprägt, und ganz überwiegend beruht dies hier auf dem Schneider-, auch auf dem Mützen-, Hut- und Putzmacherhandwerk. In einigen Straßen oder Quartieren überstieg, nach den hier erhobenen Daten, die Anzahl der im Jüdischen Adreßbuch verzeichneten Handwerker die der Kaufleute – in der Templiner und in der Angermünder Straße (kleinen Straßen, und auch die Zahlen sind hier sehr klein); in vielen Straßen lag sie über dem ohnehin hohen Durchschnittswert dieser Viertel. Dort, wo dann der jüdische Bevölkerungsanteil zudem hoch war, finden sich also (wenn der Ausdruck hier schon sinnvoll ist) Zentren des jüdischen Schneiderhandwerks: im Gebiet unmittelbar um den Teutoburger Platz, aber auch in der Choriner Straße, ihrem nördlichen Teil: im Rücken der Segenskirche und des Auerbach'schen Waisenhauses, schließlich, nicht ganz so eng, um den Wörther Platz und, sehr eng, in der Metzer Straße. Viele der hier wohnenden und arbeitenden Schneider und Schneiderinnen trugen Namen, die in ihnen ostjüdische Einwanderer der ersten Generation vermuten lassen; sie hießen mit Vornamen: Nathan, Israel, Kalko, Sara, Sally, Naftali, Moses, Salomon, Schmul und Jeruchim.

Die Siedlungsstruktur der jüdischen Bevölkerung in Prenzlauer Berg im Spiegel der Wählerverzeichnisse der Jüdischen Gemeinde 1886 bis 1913

Bei den Beschreibungen der Siedlungs- und Berufsstruktur der jüdischen Wohnbevölkerung in Prenzlauer Berg handelte es sich bislang um die Beschreibungen einer Momentaufnahme aus dem Jahr 1931. Während der Wandel von Berufsstrukturen vergleichsweise stark an den Generationswechsel gebunden ist und sich daher nur langsam vollzieht, kann man hinsichtlich der Siedlungsstrukturen nicht sicher sein, ob es sich hier um eher flüchtige oder eher dauerhafte Erscheinungen handelt.

Die Verzeichnisse der wahlfähigen Mitglieder der jüdischen Gemeinde zu Berlin 1886 bis 1913

Die Geschichte der jüdischen Besiedlung Prenzlauer Bergs läßt sich allerdings recht genau rekonstruieren, wenn auch vielleicht nicht bis zu den allerersten Anfängen.* Die Bebauung Prenzlauer Bergs in der

*Vgl. Hinze, Juden und Nichtjuden lebten Tür an Tür

Form, die den Bezirk heute noch prägt, setzte Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ein, schritt, ausgehend vom Gebiet um den Teutoburger Platz, in mehreren Bauperioden in östlicher und nördlicher Richtung fort und war im wesentlichen vor dem Ersten Weltkrieg abgeschlossen. Aus dieser Zeit, 1883 bis 1916, überliefert sind die „Verzeichnisse der wahlfähigen Mitglieder der jüdischen Gemeinde zu Berlin", die gedruckt erschienen. Diese Verzeichnisse führen etwa ein Siebentel derer, die in den Volkszählungen der Jahre 1885 bis 1910 als Einwohner Groß-Berlins jüdischer Konfession gezählt wurden[25] – jene Mitglieder, die nach den geltenden Statuten berechtigt waren, die Repräsentanten der Gemeinde zu wählen. Das waren (1895) „alle männlichen, volljährigen und unbescholtenen Mitglieder, welche sich selbständig ernähren und während der letzten drei Etatsjahre mit der Entrichtung der Gemeindebeiträge[26] zur Zeit der Aufstellung der Wählerliste nicht im Rückstande geblieben sind".[27] Dieser Personenkreis scheint zu stark fluktuiert zu haben, als daß dies nur auf dem natürlichen Generationswechsel und den Gemeindeaustritten hätte beruhen können.

Die allgemeine Zunahme der jüdischen Bevölkerung in Berlin spiegelt sich in den Wählerverzeichnissen ebenso wider wie die besondere Entwicklung der jüdischen Wohnbevölkerung im gerade entstehenden Wohn- und Gewerbegebiet des späteren Bezirks Prenzlauer Berg. Der Anteil der Prenzlauer Berger Adressen in den Wählerverzeichnissen stieg von 2 Prozent im Jahre 1886 auf 8,4 Prozent im Jahre 1913. Nach den von Brigitte Scheiger umgerechneten Zahlen der amtlichen Statistik[28] betrug der Anteil der Prenzlauer Berger Juden an der jüdischen Gesamtbevölkerung Berlins allerdings bereits 1910 13,2 Prozent: Stärker noch als im Jüdischen Adreßbuch von 1931 erscheint Prenzlauer Berg in den Wählerverzeichnissen unterrepräsentiert. Vor allem der höhere Anteil Armer unter den Juden Prenzlauer Bergs (mindestens im Vergleich mit den westlichen Vororten) dürfte hierfür verantwortlich sein.

Zentrumsnähe und konzentrierte Nachbarschaften

Die Berliner Adreßbücher zeichnen die bauliche Erschließung und Besiedlung Prenzlauer Bergs sehr genau und lückenlos nach. Dreidimensionale Diagramme veranschaulichen recht gut, wie die einzelnen Stadtviertel nacheinander „aus dem Nichts" entstanden und wie – im hier betrachteten Zeitraum, 1886 bis 1913 – Prenzlauer Berg die Siedlungsstrukur annahm, die sich dann nach dem Ersten Weltkrieg kaum noch veränderte (Abbildung 6).

Die Bebauung Prenzlauer Bergs übersprang – mit Ausnahme der Bebauung an den großen Ausfallstraßen und an der Pappelallee (im Untersuchungsgebiet um den Helmholtzplatz) – die Danziger Straße erst um die Jahrhundertwende. Der ins Auge fallende Unterschied der allgemeinen und der jüdischen Siedlungsstruktur liegt vor allem darin, daß die jüdische Wohnbevölkerung diesen Schritt über die Danziger Straße nicht oder zu nur einem sehr kleinen Teil mitvollzog. Statt-

Die Verteilung der allgemeinen Wohnbevölkerung Prenzlauer Bergs auf die Untersuchungsgebiete nach den Berliner Adreßbüchern 1886, 1913, und 1932

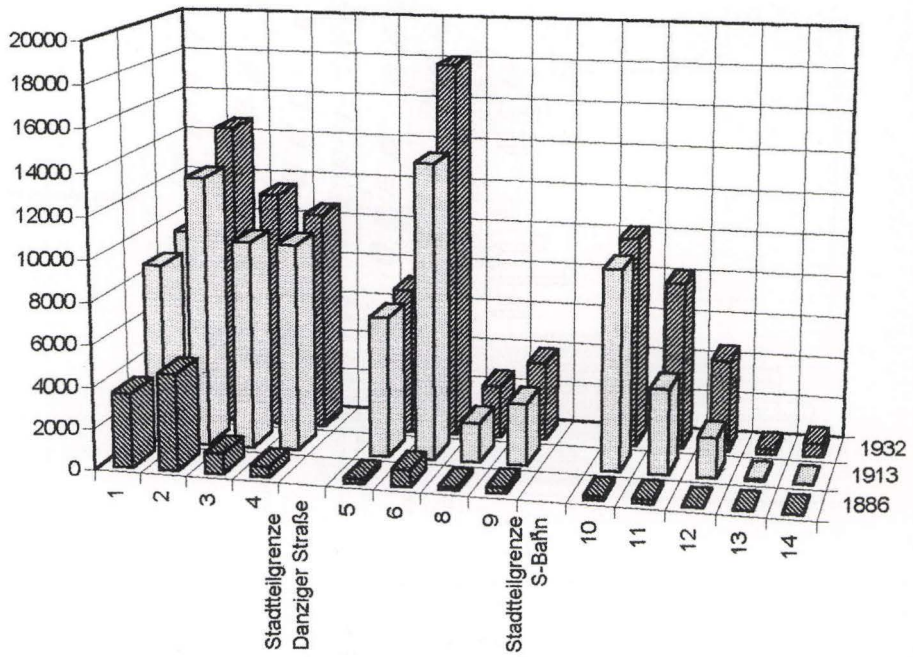


Abbildung 6,
Quelle: Berliner Adreßbücher 1886, 1913, 1932, eigene Berechnungen

dessen wuchs überproportional der jüdische Bevölkerungsteil in den beiden südöstlichen Stadtvierteln: um die Winsstraße und dann, sehr schnell und parallel zu seinem Aufbau, im Bötzowviertel (Abbildung 7).

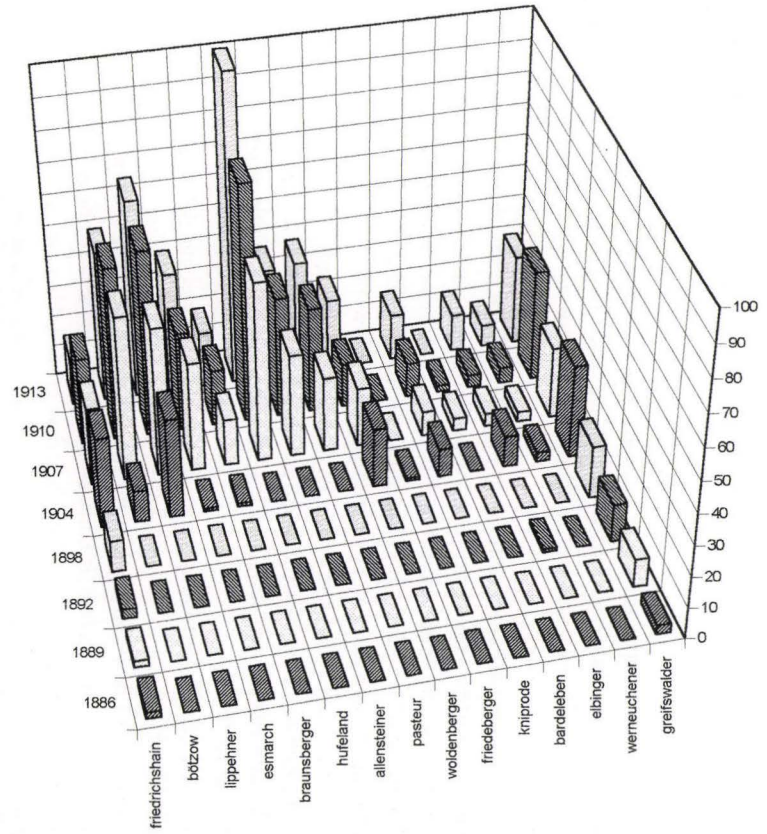
Die Schwerpunkte jüdischer Siedlung in Prenzlauer Berg entwickelten sich dabei in unterschiedlichen, durch den Gang der baulichen Entwicklung wesentlich mitbestimmten Rhythmen, aber sie wanderten nicht – wie in großem Maßstab in Hamburg zwischen 1871 und 1925[29] – in dem Sinne, daß einmal besiedelte Stadtviertel wieder verlassen worden wären. Und so scheint es bis 1931 geblieben zu sein: Die Verteilung der jüdischen Bevölkerung auf die einzelnen Stadtviertel nach dem Jüdischen Adreßbuch 1931 ähnelt stark der nach dem Wählerverzeichnis von 1913.

Gilt dies auch für die Verteilung innerhalb der Stadtviertel auf die einzelnen Straßen?

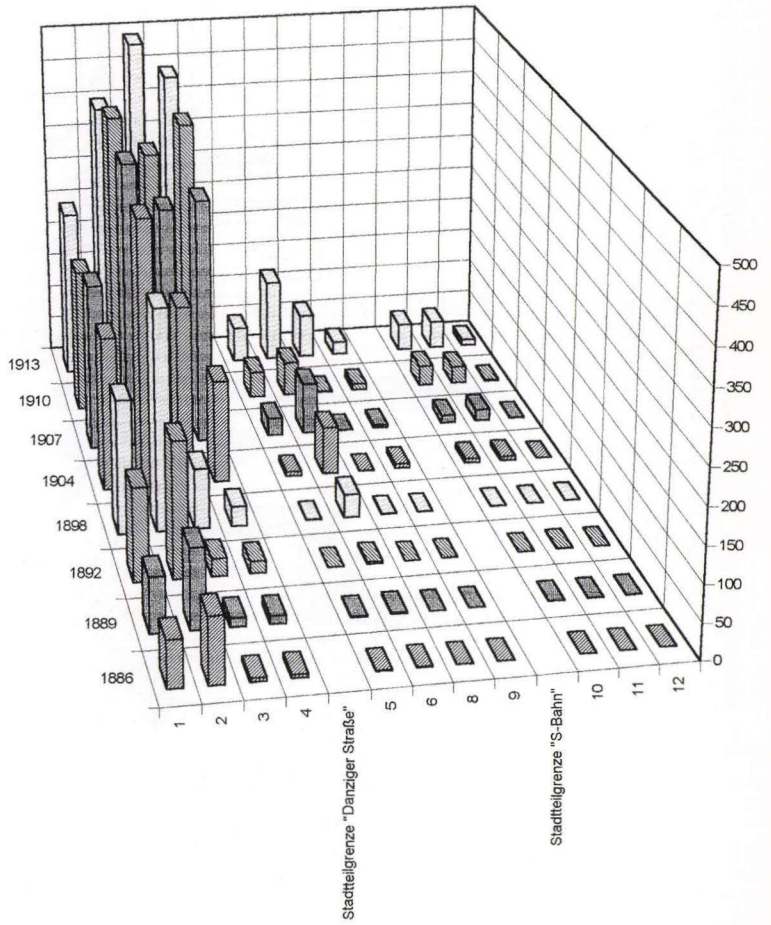
Natürlich können die Zahlenreihen für die einzelnen Straßen – schon allein wegen der erheblichen Inkonsistenz der Wählerverzeichnisse – hier nicht so kontinuierlich sein wie bei den großen Untersuchungsgebieten. Dennoch vermitteln die nach ihnen gezeichneten Diagramme sich entwickelnder Siedlungsstrukturen (Abbildung 8 am Bei-

Abbildungen 7 und 8, Quelle: Verzeichnisse der wahlfähigen Mitglieder der jüdischen Gemeinde 1886 bis 1913, eigene Berechnungen

Die Entstehung der Siedlungsstruktur der jüdischen Bevölkerung im Untersuchungsgebiet 4 "Bötzowstraße" 1886-1913



Die Entstehung der jüdischen Siedlungsstruktur in Prenzlauer Berg nach den Wählerverzeichnissen der jüdischen Gemeinde 1886-1913



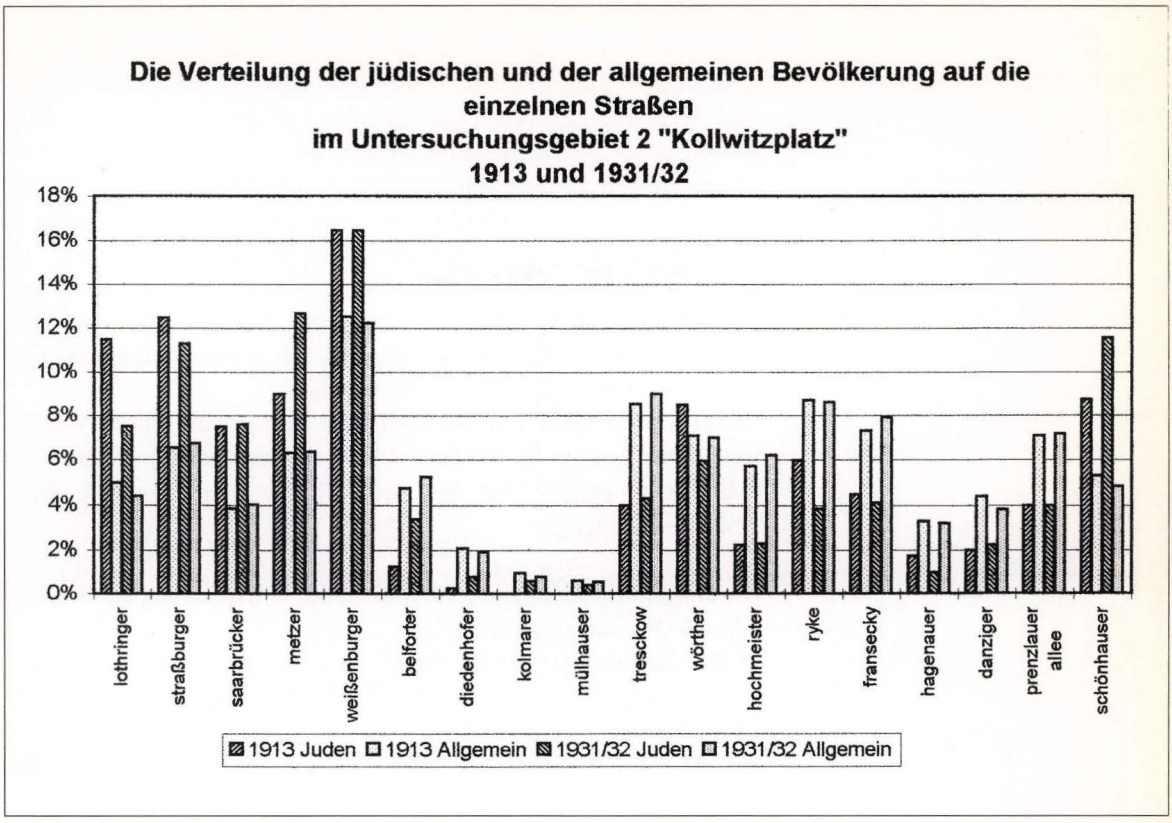


Abbildung 9,
Quellen: Wählerverzeichnisse der jüdischen Gemeinde 1886 und 1913, Jüdisches Adreßbuch 1931, Berliner Adreßbücher (Teil: Straßen und Häuser) 1886, 1913, 1932

spiel des Bötzowviertels) alles in allem ebenfalls den Eindruck eines teils rapiden, teils zögerlichen Herauswachsens dieser Strukturen; Verminderungen der Eintragungsanzahl für einzelne Straßen sind hier häufiger als Verminderungen bei den Stadtvierteln, aber solche, die über mehrere Jahrgänge der Wählerverzeichnisse hin sich halten, sind relativ selten.

So entstand zwischen 1886 und 1913 eine Feinverteilung der jüdischen Wohnbevölkerung im Bezirk, die sich von der der Gesamtbevölkerung ebenso unterschied, wie sie der von 1931 ähnelt. Das folgende Diagramm[30] zeigt diesen Vergleich wiederum am Beispiel des Bötzowviertels (Abbildung 9).

Der Vergleich der jüdischen und der allgemeinen Siedlungsstrukturen von 1913 und 1931 in den vier südlichen Untersuchungsgebieten zeigt:[31] Die durch „konzentrierte jüdische Nachbarschaften" charakterisierten Wohngebiete mit überdurchschnittlich hohem Anteil jüdischer Bevölkerung haben sich in der Zeit vor 1913 herausgebildet. Sie haben sich mit erstaunlicher Beständigkeit bis zum Ende der zwanziger Jahre erhalten – dies trotz hoher Mobilität und des Umstands, daß von den Namen aus den Wählerverzeichnissen von 1907, 1910 und 1913 sich nur noch wenige unter der alten Adresse im Jüdischen Adreßbuch von 1931 wiederfinden lassen.

Mobilität

Der Anteil der in einer Liste nur einmal auftauchenden Namen ist recht hoch.[32] Dies läßt den Versuch aussichtsreich erscheinen, Wanderungen einzelner Haushalte durch den Bezirk der Jüdischen Gemeinde anhand dieser Listen nachzuvollziehen. Was dieser Versuch zum Vorschein bringen könnte, sind Strukturen der Mobilität innerhalb des Gemeindebezirks (Groß-Berlin und einige umliegende Ortschaften) –, nicht aber ihr absoluter Umfang,[33] da man sich auf die Träger nur einmal vorkommender Namen beschränken muß und da die Listen unvollständig und in sich inkonsistent sind. Systematisch nicht erfaßt werden dabei vor allem die Neueinwanderer sowie die ungleich kleinere Gruppe derer, die aus Berlin wegzogen.

Untersucht im jeweiligen vorangehenden und nachfolgenden Wählerverzeichnis wurden Herkunft und Verbleib der Wahlberechtigten der Jüdischen Gemeinde, die 1889 und 1910 in Prenzlauer Berg ihren Wohnsitz hatten.

Die Diagramme (Abbildung 10) und die Karte (Abbildung 11) erlauben folgende Beobachtungen:

(1) Der Anteil derer, die im Laufe der vergangenen drei Jahre ihren Wohnsitz gewechselt hatten oder ihn in den folgenden drei Jahren wechseln sollten, war durchweg hoch (über 40 Prozent); dabei nahm mit dem Wachstum der jüdischen Bevölkerung im Bezirk auch der relative Anteil der innerbezirklichen Mobilität zu.

(2) Mobilität war ganz überwiegend Nah- und Nächstmobilität: Man zog innerhalb derselben Stadtviertel um, innerhalb des Bezirks in die nächstgelegenen Viertel, und zwischen den Bezirken fand der stärkste Austausch zunächst zwischen den benachbarten Bezirken Prenzlauer Berg und Mitte statt.

(3) Innerhalb des Bezirks spiegelt die Mobilität vor allem die in Phasen verlaufende Bebauung: man zog in die neu entstehenden Quartiere im Norden des Viertels Winsstraße und ins Bötzowviertel. Umzüge insbesondere aus dem Bötzowviertel in andere Quartiere waren selten, Umzüge von einem der älteren Viertel in das andere dagegen relativ häufig.

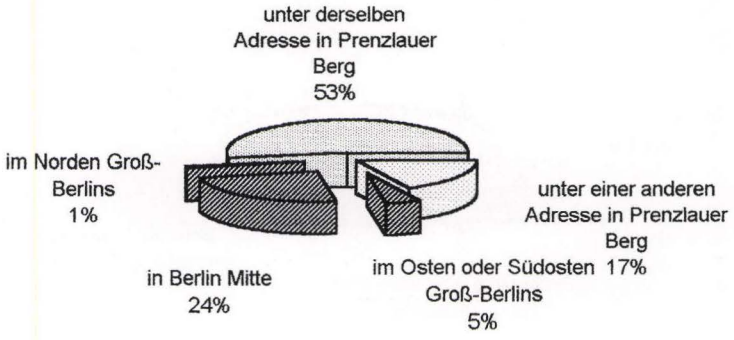
(4) Außerhalb des Bezirks verlor Mitte als Herkunftsbezirk und mehr noch als Zielbezirk an Bedeutung.

(5) 1910 zog der größte Anteil der Juden, die Prenzlauer Berg verließen, nach dem Berliner Westen, und zwar nach Charlottenburg. Dies indiziert für diese Gruppe sozialen Aufstieg. 43 der betreffenden 113 Familien hatten – was das Diagramm nicht zeigt – vor ihrem Umzug nach dem Westen im Bötzowviertel gewohnt. Weit über die Hälfte aller bekannten Wegzüge aus dem Bötzowviertel gingen nach dem Westen.

(6) Auch für die aus dem weiteren Stadtgebiet Zuziehenden waren die südlichen Stadtviertel Prenzlauer Bergs mit hohem jüdischen Bevölkerungsanteil das Hauptzielgebiet.

Diese letzte Beobachtung (an der Karte, Abbildung 11) bestätigt eines der wichtigsten Ergebnisse dieser Studie:

Von den 109 jüdischen Haushalten aus Prenzlauer Berg 1889, deren Adresse im vorangehenden Jahrgang des Wählerverzeichnisses der Jüdischen Gemeinde feststellbar war, wohnten 1886



Von den 144 jüdischen Haushalten aus Prenzlauer Berg 1889, deren Adresse im folgenden Jahrgang des Wählerverzeichnisses der Jüdischen Gemeinde feststellbar war, wohnten 1892

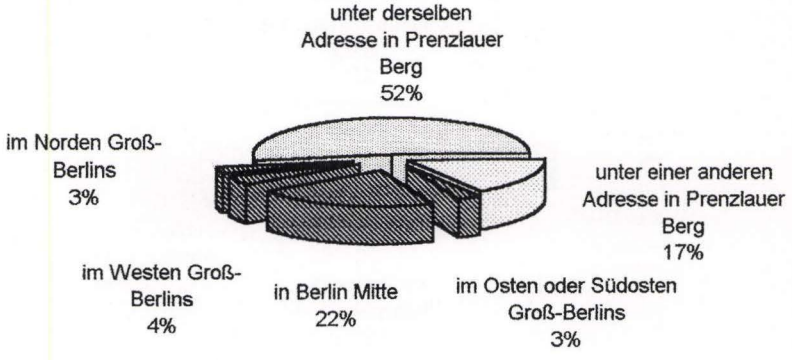
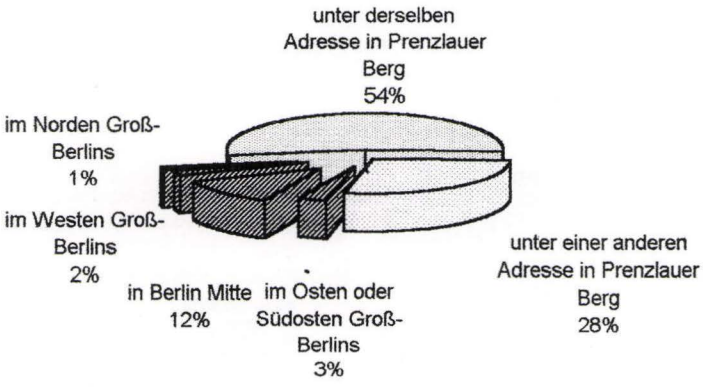


Abbildung 10,
Quelle: Verzeichnisse der wahlfähigen Mitglieder der jüdischen Gemeinde zu Berlin 1886–1913, eigene Berechnungen

Die Siedlungsstrukturen der jüdischen Bevölkerung in Prenzlauer Berg waren nicht nur und wohl nicht einmal in erster Linie das Werk gerade nach Berlin Zuwandernder. Auch diejenigen, die ihren Wohnsitz zuvor in der Stadt hatten, wählten die Stadtviertel mit hohem jüdischen Bevölkerungsanteil, nicht die zur gleichen Zeit expandierenden großen Wohnviertel im nördlichen Prenzlauer Berg.

Von den 681 jüdischen Haushalten aus Prenzlauer Berg 1910, deren Adresse im vorangehenden Jahrgang des Wählerverzeichnisses der Jüdischen Gemeinde feststellbar war, wohnten 1907



Von den 861 jüdischen Haushalten aus Prenzlauer Berg 1910, deren Adresse im folgenden Jahrgang des Wählerverzeichnisses der Jüdischen Gemeinde feststellbar war, wohnten 1913

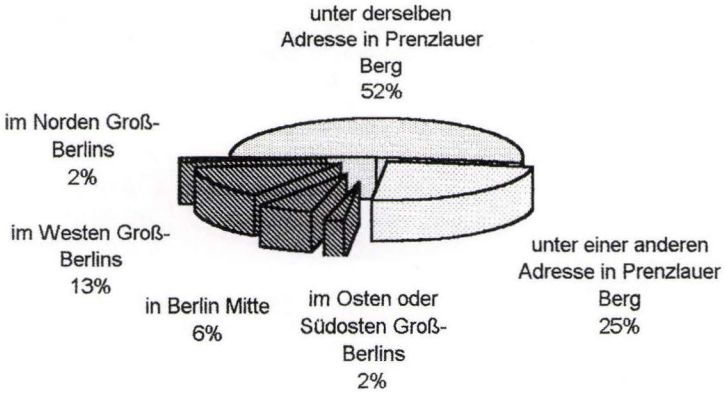


Abbildung 10,
Quelle: Verzeichnisse der wahlfähigen Mitglieder der jüdischen Gemeinde zu Berlin 1886–1913, eigene Berechnungen

Sie wählten nicht nur diese Viertel, sie zogen auch in die Straßen, in denen sich die jüdische Wohnbevölkerung verdichtete, wie die Tabelle 1 für eines der beiden wichtigsten Zuzugsgebiete, das Bötzowviertel, vermuten läßt (die Prozentzahlen in der 3. Spalte, bezogen auf eine derart kleine Grundgesamtheit, dienen hier nur der Verdeutlichung).

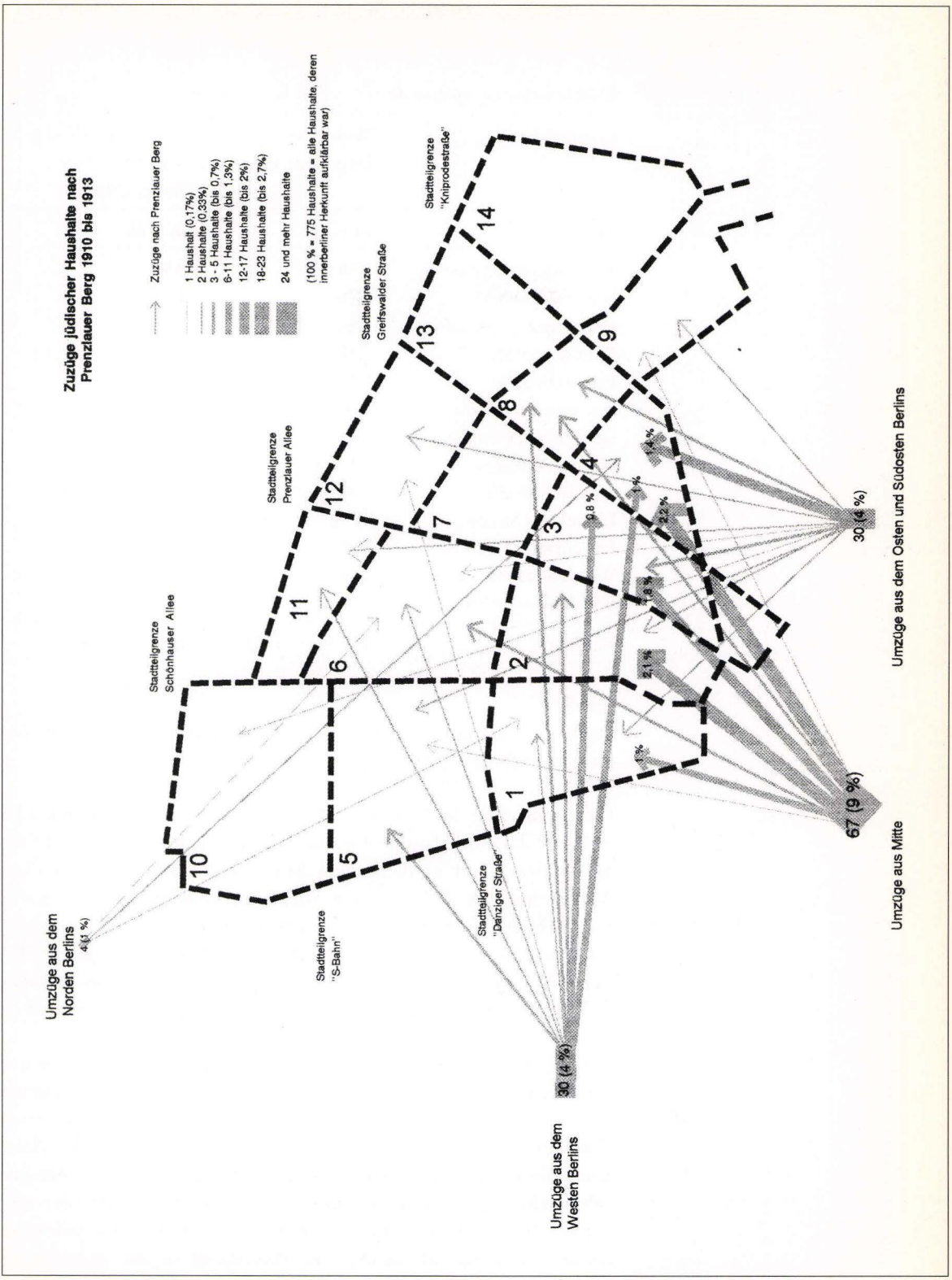


Abbildung 11, „Zuzüge jüdischer Haushalte nach Prenzlauer Berg 1910–1913 (Verteilung auf die Stadtviertel)“

Die Verteilung der Wohnbevölkerung und die Verteilung der Zuzüge von außerhalb Prenzlauer Bergs im Vergleich

Untersuchungsgebiet 4:

Bötzowviertel	Wohnhaft insgesamt 1913	Zuzüge von außer halb Prenzlauer Bergs 1913
Straße	in v. H.	in v. H.
Allensteiner Straße	8 %	8 %
Bötzowstraße	11 %	11 %
Braunsberger Straße	4 %	5 %
Elbinger Straße	3 %	3 %
Esmarchstraße	9 %	11 %
Am Friedrichshain	3 %	3 %
Greifswalder Straße	7 %	5 %
Hufelandstraße	23 %	32 %
Kniprodestraße	3 %	5 %
Lippehner Straße	14 %	5 %
Pasteurstraße	8 %	5 %
Werneuchener Straße	2 %	3 %
Woldenberger Straße	5 %	5 %
Insgesamt	100 % (= 444)	100 % (= 38)

Tabelle 1
Quelle: Verzeichnisse der wahlfähigen Mitglieder der jüdischen Gemeinde zu Berlin 1910 und 1913

Dies heißt aber auch: Die Siedlungsstrukturen reproduzierten sich nicht nur durch langfristige Ansässigkeit und durch nahe lokale Mobilität, sondern auch in denjenigen Mobilitätsprozessen der jüdischen Bevölkerung, die den gesamten Stadtraum umfaßten.[34] Auch hierin zeigt sich also jener eigentümliche „Kollektivismus der Wohnortwahl", der dauerhafte Siedlungsstrukturen ebenso ermöglichte wie jene mehrfache Verschiebung von Siedlungsschwerpunkten in großem Maßstab, die Friedrich Leyden am Beispiel des Berliner „Westens" beschrieben hatte.

Neu ist, daß sich derartige kollektive Präferenzen offenbar nicht nur auf Bezirke und Stadtviertel richteten, sondern auch in den Feinstrukturen regionaler Verteilung der jüdischen Wohnbevölkerung sich noch aufzeigen lassen. Wie ist dies möglich? Es gab keine gezielte „Siedlungspolitik" der Jüdischen Gemeinde, die dem zugrundegelegen haben könnte. Die frühen Einrichtungen jüdischer kultureller und sozialer Infrastruktur in Prenzlauer Berg – das am alten jüdischen Friedhof gelegene Manheimersche Altersheim in der Schönhauser Allee 22 (seit 1883),* das Krankenhaus der Adass Jisroel Gemeinde in der Prenzlauer Allee 36 (als Privatklinik seit spätestens 1894, bis 1910),

*Vgl. Jerke, „Wenn Gott nicht das Haus baut, ist die Mühe umsonst . . ."

die Baruch Auerbach'schen Waisenerziehungsanstalten in der Schönhauser Allee 162 (seit 1897, Standortentscheidung 1889)* – lagen entweder weit im Süden oder aber markieren nicht die späteren Zentren jüdischen Wohnens im Bezirk. Die Errichtung der Synagoge Rykestraße 1904**, über deren Standort zwei Jahre zuvor entschieden worden war, hatte offenbar keine Wirkung auf die Struktur der Ansiedlung in ihrer unmittelbaren Umgebung; die Viertel mit dem höchsten jüdischen Bevölkerungsanteil blieben, wo sie waren, oder entstanden neu im gerade erbauten Bötzowviertel, nicht im Norden des Viertels um den Wörther Platz (heute: Kollwitzplatz) in der Umgegend der Synagoge. Der jüdische Bevölkerungsanteil dort lag unter dem Durchschnitt des Bezirks.

Zwei Arten von Antworten sind denkbar, von denen die eine eher auf die Mittel der Wohnungsbeschaffung, die andere auf die Ziele der Wohnortwahl abstellt. Wirkte die Gemeindezugehörigkeit, die Organisierung in denselben bürgerlichen Vereinen, die höhere Dichte persönlicher Beziehungen auf der Seite der Mittel: Erfuhr man über Bekannte von freiwerdenden Wohnungen in deren Umgegend oder von Wohnungssuchenden in ihrer Bekanntschaft? Oder: *Wollte* man in der Nachbarschaft anderer Juden leben? Sprach sich darin ein besonderes „Zusammengehörigkeitsgefühl" aus, wie Ina Lorenz es in bezug auf die Hamburger Juden formuliert?[35] Wie dicht waren diese Nachbarschaften durchzogen von Netzen persönlicher Bekanntschaft oder familialer Bindung? Prägten sie so etwas aus wie örtliche Milieus? Wo verliefen deren Grenzen? Wie dicht waren sie (und für wen?)?

Antworten auf diese Fragen lassen sich aus Adreßlisten nicht herauslesen. Es sind Fragen an die qualitative Forschung, an andere Quellen, vor allem an die Erinnerung derer, die aus den zwanziger und dreißiger Jahren noch berichten können.

Konzentrierte Nachbarschaften – dichte Milieus?

In diesem Buch erscheinen Stadtviertel, Straßen und Häuser als Orte lebendiger Erinnerung, und zwar, für die Zeit um 1931, fast ausschließlich im Zusammenhang von Kindheits- und Jugendtopographien, die mit ihren Spielplätzen, Klassenräumen, Schulwegen, ihren geheimen Treffpunkten und Knutschecken anders aussehen als die der Erwachsenen. In der Perspektive derer, die damals Kinder oder Jugendliche waren, bleiben die formellen Beziehungen der Eltern, die beruflichen und geschäftlichen Verbindungen, die Ämtergänge je nach dem Alter der Berichterstatter mehr oder weniger im Hintergrund. Aber über Zugehörigkeit und Fremdheit, Freundschaft und Mißtrauen, darüber, wer jeweils „wir" waren und wer die „anderen" und auch, wo – mindestens für die Kinder – örtlich die „Fremde" begann, ist aus diesen Erzählungen sehr viel zu erfahren, und sehr viel Widersprüchliches.

Es ist hier nur *eine* „Milieugrenze", die sehr deutlich in mehreren Erzählungen umschrieben wird: jene, die die Ostjuden[36] umgab. Sie taucht

*Vgl. Frühauf, Ein Elternhaus für Waisen
**Vgl. Jerke, „Des Gotteshauses Bedeutung und Berechtigung"

auf in den Erinnerungen Willi Holzers* und Max Neshers**. Max Neshers Erinnerungen führen dabei in eine der statistisch prägnantesten „konzentrierten Nachbarschaften", die der Metzer Straße, und beschreiben sie als stark jüdisch, stark ostjüdisch geprägten „Kiez":
„Die vielen jüdischen Familien, die in der Metzer Straße wohnten, prägten lange Zeit den Charakter dieser Straße. Groß war der Unterschied zwischen dem Wohnumfeld in der Metzer Straße und dem Stadtbezirk drumherum: ‚Wir lebten damals in zwei verschiedenen Welten. Das eine war die Welt der Metzer Straße mit den religiösen Feiern und Liedern. Draußen an der nächsten Straßenecke spielte dann schon die Schunkelmusik (...) Dort haben wir angefangen zu berlinern, da gab es ganz andere Witze.'" Max Nesher erinnert sich an die private Synagoge in der Metzer Straße, an ein Laubhüttenfest: „Dann tanzte man aus der Synagoge über den Hinterhof hinaus auf die Straße. Die Christen und alle anderen haben mitgetanzt. Da wurden dann Bonbons geschmissen, und alle haben mitgemacht. Es war ein Ausdruck gegenseitiger Jovialität und Gutmütigkeit."
Von geringerer multikultureller Jovialität und Gutmütigkeit und deutlicher Milieutrennung zeugt ein Schreiben, das nicht weit von der Metzer Straße, in der Schönhauser Allee 9/9a, aufgesetzt wurde:[37]
„Hiermit bitte ich höflichst um Erteilung der Konzession zur Abhaltung öffentlichen Tanzes.
Ein Bedürfnis liegt unbedingt vor, da meine Gäste seit langem immer wieder den dringenden Wunsch zum Tanzen haben und äußern. Zwar hat in der Nähe Café Engländer, Schönhauser Allee 4, Tanz-Konzession, jedoch verkehrt dort nur jüdisches Publikum, während mein Lokal nur von arischem Publikum besucht wird, so daß beide Lokale schon dadurch keine Konkurrenz sind.
Für schnellmöglichste Beschleunigung meines Gesuchs wäre ich sehr dankbar.
Hochachtungsvoll gez: Emil Herbst"

Aber die „konzentrierten Nachbarschaften" sind weder nur von den „Ostjuden" noch von den Antisemiten geschaffen worden, deren Vokabulars Emil Herbst sich hier im Schriftwechsel mit dem Polizeipräsidum wie selbstverständlich bediente; die konzentrierten Nachbarschaften nur als Reaktion auf den gesellschaftlichen Antisemitismus oder aus dem Bedürfnis nach räumlicher Nähe, das neu zuwandernde Juden mit anderen Immigranten teilten, verstehen zu wollen, griffe zu kurz. (Das Schreiben Emil Herbsts datiert vom September 1930. Seinem Gesuch wurde im übrigen stattgegeben.)

Wohnkonzentration nach 1933

Nach dem Januar 1933 wurde die Trennung der jüdischen von der nichtjüdischen Bevölkerung Programm staatlicher Politik.*** Eines ihrer Mittel war die Politik der Wohnkonzentration[38] der jüdischen Bevölke-

*Vgl. Scheer, Der Mann, der Verlorenes wieder sichtbar machte
**Vgl. Roder, Sammelstelle Senefelderplatz
***Vgl. Zunzer, „Die deutsche Geschichte kommt als Gespenst zurück."

rung. Auch in diesem Feld überschnitten sich die Politiken der Stadtverwaltung und die allgemeine Reichspolitik, die allerdings mit der Installierung des Reichssicherheitshauptamtes im September 1939 die gesamte Judenpolitik zu koordinieren und zu dominieren begann. Diese Politik hat auch in Berlin nicht zur Einrichtung jüdischer Ghettos geführt. Solche Pläne hat es gegeben, zum Beispiel als Bestandteil des Katalogs antijüdischer Maßnahmen, den der Berliner Polizeipräsident Graf Helldorf im April 1938 in Goebbels' Auftrag erstellte. Nach dem Novemberpogrom 1938 sprach Reinhard Heydrich sich entschieden gegen solche Planungen aus. Die dahinterstehende Überlegung hat er so formuliert: „Die Kontrolle des Juden durch das wachsame Auge der gesamten Bevölkerung ist besser, als wenn Sie die Juden zu Tausenden und aber Tausenden in einem Stadtteil haben, wo ich durch uniformierte Beamte eine Überwachung des täglichen Lebenslaufes nicht herbeiführen kann."

Die Politik der Wohnkonzentration war im wesentlichen durch zwei Richtlinien bestimmt: zum einen die, Juden in „jüdischen Wohnungen jüdischen Grundbesitzes" zu konzentrieren, zum anderen – nachdem sich der Generalbauinspektor Albert Speer im Sommer 1938 in die Planungen eingeschaltet hatte – durch Umsiedlungsvorhaben, die im Zusammenhang mit der Umgestaltung der „Reichshauptstadt" standen. Schon vorher hatten städtische Wohnungsbaugenossenschaften gegenüber „nichtarischen" Mietern Massenkündigungen ausgesprochen; im November 1938 hatte das Landgericht Berlin die faktische Aufhebung des Mieterschutzes durch das Amtsgericht Charlottenburg bestätigt; das „Gesetz über die Mietverhältnisse mit Juden" vom 30. April 1939 lieferte die legale Grundlage nach. Die spontane Bereitschaft „arischer" Vermieter, jüdischen Mietern zu kündigen, war gering. Umgesetzt wurde die Politik der Wohnkonzentration durch mehrfache Anweisungen an die Jüdische Gemeinde, bevorstehenden Umsiedlungsaktionen durch Veranlassung ihrer Mitglieder zum Umzug zuvorzukommen. Auf Veranlassung des Generalbauinspektors kam es darüber hinaus zu drei systematischen Entmietungsaktionen, die die Neugestaltungsgebiete betrafen: im Mai 1941 (940 Wohnungen), im August 1941 (5 000 Wohnungen) und im November 1941 (3 000 Wohnungen). Das letzte Datum zeigt, daß diese Politik der innerberliner Umsiedlung durch die Dynamik der „Endlösung" eingeholt wurde.

Die Politik der Wohnkonzentration hat auch in Prenzlauer Berg zur am Ende dramatischen Beschränkung des Wohnraums für Juden geführt. Prenzlauer Berg war aber – mit Ausnahme offenbar von Teilen des Bötzowviertels – von systematischen Umsiedlungsaktionen in Berlin nicht betroffen. Die Zusammenpferchung von immer mehr Juden auf immer kleinerem Wohnraum hat in Prenzlauer Berg die Siedlungsstruktur der jüdischen Bevölkerung allerdings konserviert (soweit damit die Verteilung auf die Stadtviertel und die Straßen bezeichnet ist). Sie ist nicht nur in den Zahlen der Volkszählung 1939, sondern auch noch in den letzten Adressen vor der Deportation mehr als deutlich zu erkennen.

Das Berliner Gedenkbuch nennt mehr als 6 000 jüdische Frauen, Männer und Kinder, die den Deportationen, der Ermordung in den Ghettos und Vernichtungslagern „im Osten" und in Theresienstadt zum Opfer fielen, unter ihnen die Alten aus dem Jüdischen Altersheim und die Kinder und Jugendlichen aus den Baruch Auerbach'schen Waisenerziehungsanstalten in der Schönhauser Allee.
21 jüdische Männer aus Prenzlauer Berg wurden Opfer einer „Sonderaktion" am 27. und 28. Mai 1942. An diesen Tagen wurden in Sachsenhausen 500 jüdische Männer zur „Vergeltung" erschossen, weil Mitglieder zweier Widerstandsgruppen junger Frauen und Männer, die meisten unter ihnen Juden, ein paar Tage zuvor im Berliner Lustgarten einen Brandanschlag auf die NS-Propagandaausstellung „Das Sowjetparadies" unternommen hatten. Damit hatten sie die Bevölkerung zum Widerstand gegen die nationalsozialistische Herrschaft, gegen Krieg und Verfolgung aufrufen wollen.[39]

–

Es gibt keine Beschlüsse und keinen expliziten, etwa ökonomischen, Kalkül, auf den die konzentrierten Nachbarschaften zurückgeführt werden könnten: Sie sind ein wesentlich „stummes" Phänomen.
Das Spektrum möglicher Deutungen dürfte reichen von der einfachen und plausiblen Rede vom „Zusammengehörigkeitsgefühl", das hier seinen selbstverständlichen Ausdruck gefunden habe, bis zum Wort Zygmunt Baumans vom „Ghetto der sozialen Inkongruenz":[40] als habe der Siedlungsweise der Juden Deutschlands die kollektive Ahnung zugrundegelegen, daß die Forderung nach Assimilation eine „Falle" gewesen war, nicht nur in ihrer reichsnationalistisch-antisemitischen Form, sondern vielleicht auch in ihrer aufrichtigsten, liberalsten.

Larissa Dämmig

Bertha Falkenberg: Eine Spurensuche

1 In seiner Begründung verwies Nobel auf das Talmudtraktat Schabbat 62a, das beweist, daß Frauen zur Zeit des Talmuds hohe Ämter bekleidet haben. Siehe: Gutachten zum Frauenwahlrecht vom religionsgesetzlichen Standpunkt, in: Blätter des Jüdischen Frauenbundes 4 (1928) 2, S. 2–3.

2 Dem Preußischen Landesverband Jüdischer Gemeinden gehörten bei seiner Gründung ungefähr 400 jüdische Gemeinden an.

3 Aus der Repräsentantenversammlung, in: Gemeindeblatt der Jüdischen Gemeinde zu Berlin 14 (1924) 14, S. 277.

4 Die Liberalen, die bis dahin die Mehrheit innehatten, hatten zehn Sitze, die national-jüdische Volkspartei acht, die Mittelpartei zwei und die Konservativen einen Sitz.

5 Die neue Repräsentantenversammlung der Jüdischen Gemeinde Berlin, in: Gemeindeblatt der Jüdischen Gemeinde zu Berlin 17 (1927) 8, S. 196.

6 Bertha Falkenberg: Frauen und Gemeindewahlen, in: Jüdisch-liberale Zeitung 10 (1930) 47, ohne Seitenangabe.

7 Margarete Jacoby: Bertha Falkenberg, S. 2, Leo Baeck Institute Archives, Margarete Jacoby coll. 1262 A 27/3. (Schreibweise folgt dem Original)

8 Ebenda, S. 2.

9 Helene Raphael: Jahresversammlung des Verbandes Berlin, in: Blätter des Jüdischen Frauenbundes 6 (1930) 5, S. 11.

10 Helene Raphael: Jahresversammlung des Verbandes Berlin, in: Blätter des Jüdischen Frauenbundes 7(1931)5, S. 8.

11 In diesem Haus befand sich auch das jüdische Kinder- und Jugendheim „Ahawah" sowie eine Reihe weiterer jüdischer Einrichtungen.

12 Persönliches, in: Blätter des Jüdischen Frauenbundes 3 (1927) 11/12, S. 13.

13 Bertha Badt-Strauß: Was leistet der Jüdische Frauenbund?, in: Gemeindeblatt der Jüdischen Gemeinde zu Berlin 22 (1932) 4, S. 82.

14 Bertha Falkenberg: Fragen der erwerbslosen Jugend, in: Blätter des Jüdischen Frauenbundes 8 (1932) 5, S. 6.

15 (Anm. 7), S. 2–3.

16 B. F.: Soziale Pflichten, in: Die Gemeinschaft (1926) 3, S. 7.

17 Zum 60. Geburtstag von Berta Falkenberg, in Gemeindeblatt der Jüdischen Gemeinde zu Berlin 26 (1936) 16, S. 3.

18 (Anm. 7), S. 2.

19 Bertha Falkenberg: Von den Aufgaben der jüdisch-liberalen Frau, in: Jüdisch-liberale Zeitung 12 (1932) 3, ohne Seitenangabe.

20 Aus der Repräsentantenversammlung, in Gemeindeblatt der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, 19 (1929), S. 180.

21 Ebenda, S. 180.

22 (Anm. 7), S. 3–4.

23 B. F.: Ein Wort an die jüdische Frau, in: Gemeindeblatt der Jüdischen Gemeinde zu Berlin 13 (1933) 7, S. 230.

24 (Anm. 7), S. 4.
25 Ab 1. Juni 1935 stellte die Jüdische Gemeinde dem Verband Berlin des JFB kostenlos eine 6 1/2-Zimmer-Wohnung in der Marburger Straße 5 zur Benutzung als Klubheim zur Verfügung. Wahrscheinlich wurde das Klubheim von der Lützowstraße dorthin verlegt.
26 Vgl. Bodo Becker: Das „Jüdische Erholungsheim Lehnitz", in: Wegweiser durch das jüdische Brandenburg, Berlin 1995, S. 381–397.
27 Lehnitz öffnet die Pforten, in: Israelitisches Familienblatt, Ausgabe für Gross-Berlin 36 (1934) 28, S. 9.
28 Verband Berlin des jüdischen Frauenbundes E.V., Hauspflege: Bericht über die Arbeit im Jahre 1936, Bundesarchiv Außenstelle Coswig 75 C Fr 1, Bd. 37 ohne Paginierung.
29 Die Pfundspende, in: Gemeindeblatt der Jüdischen Gemeinde zu Berlin 25 (1935) 47, S. 11.
30 Zum 60. Geburtstag von Berta Falkenberg, in: Gemeindeblatt der Jüdischen Gemeinde zu Berlin 26 (1936) 4, S. 3.
31 1934 hatte die Repräsentantenversammlung beschlossen, in diesem Jahr keine Gemeindewahlen abzuhalten. Die Amtsdauer der Mitglieder der Repräsentantenversammlung wurde um zwei Jahre verlängert.
32 Aufruf zur Einigkeit, in: Gemeindeblatt der Jüdischen Gemeinde zu Berlin 26 (1936) 45, S. 1.
33 (Anm. 7), S. 4–5.

Sibylle Hinze

Mensch unter Menschen

1 In dem Roman von Bruno Apitz: Nackt unter Wölfen. 1958, der auf Erlebnissen im KZ Buchenwald basiert, spielt die Rettung eines jüdischen Kindes durch die Häftlinge eine zentrale Rolle.
2 Rita Zocher war eine geborene Meyer und wird mehrmals erwähnt, in: Margot Pikarski: Jugend im Berliner Widerstand. Herbert Baum und Kampfgefährten. Berlin 1978, S. 55, 114, 126 f., 147, 159.

Christa Heinrich

Berlin – Lissabon – New York

1 Alle wörtlichen Zitate sind Interviews entnommen, die die Autorin im März 1994, November 1995 und März 1996 mit Ruth de Carvalho in Lissabon und Cascais führte.
2 „Lissabon – Hafen der Hoffnung" ist der Titel eines Dokumentarfilms über die Lebenswege von fünf Flüchtlingen, die in Portugal Zuflucht fanden. Regie und Kamera: Pavel Schnabel. Idee, Recherche, Kommentare: Christa Heinrich und Jens Brüning, 70 Min., ARTE/NDR, 1994.

3 Die HICEM war neben dem American Jewish Joint Distribution Committee die wichtigste in Lissabon arbeitende internationale jüdische Flüchtlingshilfsorganisation. Die HICEM entstand im Jahr 1927 durch den Zusammenschluß von drei jüdischen Auswanderungsorganisationen. Aus den Anfangsbuchstaben der Gründungsorganisationen wurde der Name HICEM zusammengefügt: Hebrew Sheltering and Immigrant Aid Society (New York), Jewish Colonization Association (Paris), Emigdirekt (Berlin). Die HICEM bezahlte bedürftigen Flüchtlingen Schiffspassagen, Unterbringung, Essen, medizinische Versorgung und Taschengeld; sie half bei Schwierigkeiten mit Behörden und Konsulaten.

Weitere Literaturhinweise

Katalog zur Dokumentarausstellung „Lissabon 1933–1945. Fluchtstation am Rande Europas", hrsg. von der Akademie der Künste, Berlin, und der Gedenkstätte Haus der Wannsee-Konferenz in Zusammenarbeit mit dem Goethe-Institut Lissabon, Berlin 1995. Beiträge von: Christa Heinrich, Patrik von zur Mühlen, Irene Pimentel, Ansgar Schäfer.
Ilse Losa, Unter fremden Himmeln, Freiburg 1991.
Patrik von zur Mühlen, Fluchtweg Spanien–Portugal. Die deutsche Emigration und der Exodus aus Europa 1933–1945, Bonn 1992.
Ansgar Schäfer, Hindernisse auf dem Weg in die Freiheit. Der portugiesische Staat und die deutsche Emigration, in: Exil, Jahrgang 1993, Nr. 1.
Friedrich Torberg, Eine tolle, tolle Zeit: Briefe und Dokumente aus den Jahren der Flucht 1938–1941, Zürich, Fankreich, Portugal, Amerika, München 1989.

Ulla Jung

„In unserer Straße . . ."

1 Ilse Stillmann in Wolfgang Herzberg: Überleben heißt erinnern, Lebensgeschichten deutscher Juden, Aufbau-Verlag, 1990, S. 187/197.

Bernt Roder

Sammelstelle Senefelderplatz

1 Im Wissen um die Mißachtung des jüdischen Gebotes, am Sabbat keine Verkehrsmittel zu benutzen, wurden die Wartenden zusätzlich durch diese Ankündigung schikaniert.
2 Der Ort Zbaszyn hatte zuvor lediglich 4 000 Einwohner gehabt, sechs Familien waren jüdisch. Nach der Abschiebung staatenloser Juden im Oktober 1938 wurden in diesem Ort und der näheren Umgebung allein 8 000 Menschen zumeist in Militärbaracken, die einst als Pferdeställe genutzt wurden, untergebracht. (Vgl. S. Milton, 1984, in Yearbook Leo Baeck, S. 171)

Bernt Roder

Illegal nach Holland

1 Lt. Gedenkbuch Berlins der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus, Berlin 1995, S. 1317, polnische Schreibweise für Moishe ist Mojzesz.

Sibylle Hinze

Juden und Nichtjuden lebten Tür an Tür

1 Siehe weiterführende Literaturhinweise in diesem Band. Auf diese Literatur stützen sich auch alle in diesem Beitrag getroffenen Angaben zur Geschichte des Prenzlauer Bergs, sofern nicht andere Quellen angegeben werden.
2 Mitglieder-Verzeichnis der Jüdischen Reformgemeinde in Berlin, Mai 1860, Berlin. Beginn der Bebauung des noch ungepflasterten, bis dahin Verlorenen Weges: 1863.
3 Brandenburgisches Landeshauptarchiv (im folgenden BLHA), Pr. Br. Rep 5D, Stadtgericht Berlin.
4 Vgl. Berliner Städtisches Jahrbuch für Volkswirtschaft und Statistik, Berlin 1877, S. 4.
5 Vgl. Ebenda, S. 13.
6 Laut Lageplan von 1874: heutige Prenzlauer Allee. Die Verbindungsbahn war der heutige S-Bahn-Ring.
7 Auch dies dürfte, soweit eine solch kleine Gruppe statistisch überhaupt auswertbar ist, über dem Prozentsatz der 1871 in Berlin Erwerbstätigen liegen, die im Geld- und Kreditwesen beschäftigt waren: 0,95 %.
8 Ab wann genau jüdischer Religionsunterricht dort erteilt wurde und ob dies tatsächlich schon für 1874 zutrifft, ist unbekannt. Die Aussage stützt sich auf eine Quelle von 1928.
9 Vgl. auch den Beitrag von Matthias Frühauf in dieser Publikation.
10 Vgl. Berliner Städtisches Jahrbuch für Volkswirtschaft und Statistik, Berlin 1875, S. 19; Von Zuwanderern zu Einheimischen. Hugenotten, Juden, Böhmen, Polen in Berlin. Hrsg. Stefi Jersch-Wenzel und Barbara John. Berlin 1990, S. 362.
11 Vgl. Von Zuwanderern (Anm. 10), S. 362.
12 Vgl. Jahrbuch (Anm. 4), Berlin 1877, S. 13; Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin, enthaltend die Statistik der Jahre 1906 und 1907, Berlin 1909, S. 6 f.; Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin, enthaltend die Statistik der Jahre 1908–1911. Berlin 1913, S. 34.
13 Vgl. Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin, enthaltend die Statistik der Jahre 1900–1902, Berlin 1903, S. 9 ff. Jahrbuch (Anm. 12) Berlin 1909, S. 6.
14 Vgl. Jahrbuch (Anm. 10) Berlin 1875, S. 140; Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin, enthaltend die Statistik der Jahre 1900–1902, Berlin 1903, S. 28; Jahrbuch (Anm. 12), Berlin 1909, S. 6 f.; Jahrbuch (Anm. 12), Berlin 1913, S. 34.

15 Vgl. Dietz Bering: „Die Erfüllung meines sehnlichsten Wunsches". Namensänderungen Berliner Juden. In: Jahrbuch des Landesarchivs Berlin 1990. Hrg. Hans J. Reichhardt, Berlin 1990, S. 168.

16 Vgl. Von Zuwanderern (Anm. 10), S. 363.

17 Vgl. Bering (Anm. 15), S. 181. Von Zuwanderern (Anm. 10), S. 362 f.

18 Vgl. Jahrbuch (Anm. 14), Berlin 1903. S. 9 ff.

19 Vgl. Ebenda, S. 28; Statistisches Jahrbuch der Stadt Berlin, enthaltend die Statistik der Jahre 1915–1919, Berlin 1920, S. 34.

20 Vgl. Von Zuwanderern (Anm. 10), S. 377.

21 Später rutschte der Prenzlauer Berg hinsichtlich des Anteils der Juden an der Gesamtbevölkerung des Stadtbezirks an die fünfte Stelle unter den Berliner Stadtbezirken. Diese Stellung behielt er bis in die vierziger Jahre. Vgl.: Jüdische Geschichte in Berlin. Bilder und Dokumente, Berlin 1995, S. 211, 279, 308.

22 Vgl. Jahrbuch (Anm. 14), Berlin 1903, S. 9 ff., 28; Jahrbuch (Anm. 12), Berlin 1909, S. 8; Jahrbuch (Anm. 19), Berlin 1920, S. 34; Von Zuwanderern (Anm. 10), S. 377.

23 Bei der Volkszählung vom 1. 12. 1910 wiesen 100 Straßen Berlins die höchsten Bewohnerzahlen auf, dabei rangierten an Stelle 1 Schönhauser Allee, an weiteren Stellen: Dunckerstr., Lychener Str., Gleimstr., Choriner Str., Kopenhagener Str., Schwedter Str., Greifswalder Str., Elbinger Str., Kastanienallee, Schliemannstr., Pappelallee, Danziger Str., Weißenburger Str., Marienburger Str., Lothringer Str. Vgl. Jahrbuch (Anm. 12), Berlin 1913, S. 42.

24 Gespräche mit Arnold Biegeleisen. Gesprächsaufzeichnungen im Archiv des Prenzlauer Berg Museums.

25 Über zwanzig sozialdemokratisch „infiltrierte" Ärzte auf dem Gebiet des Prenzlauer Bergs, darunter auch Karl Kollwitz, fertigte die Polizei vom Februar 1911 bis Juli 1915 „Verzeichnisse der Berliner Ärzte, welche noch zur Zeit mit der sozialdemokratischen Partei in Fühlung sind" (und deshalb im deutschen Kaiserreich als suspekt und beobachtungswürdig galten) an. BLHA, Rep.30 Berlin C, Polizei-Präsidium, Titel 95, Sect. 7, Nr. 15798. „Auskünfte über Ärzte, Zahn- und Tierärzte sowie Apotheker und ihre Stellung zur Sozialdemokratie", 24. 2. 1911, Bl. 2–9, 83, 85, 134–138, 141–145, 167. In der Anmerkung 27 werden die in den Listen enthaltenen Polizeinotizen über die jüdischen Ärzte und die Dissidenten vom jüdischen Glauben in Kurzfassung widergegeben.

26 Im Bestand der Berlin-Bibliothek, Marx-Engels-Platz 6–7, 10178 Berlin, befindlich.

27 Vgl. Anmerkung 25:

1. Dr. Drucker, Salo, geb. 1885 in Lissa/Posen, jüdisch, Pasteurstr. 27 bei Sachs, 1912 „wissenschaftlicher Vortragszyklus des Genossen Drucker im ‚Vorwärts' angekündigt".

2. Dr. med. Feilchenfeld, Hermann, mosaisch, Prenzlauer Allee 24, 1914 irrtümlich in Liste, da liberal.

3. Dr. Jacobsohn, Julius, Arzt, mosaisch, Schönhauser Allee 187, 1914 Mitglied des sozialdemokratischen Ärztevereins. Im Juli 1915 steht er „im Felde".

4. Dr. med. Jacoby, Hermann, prakt. Arzt, mosaisch, Schwedter Str. 267, 1914 Mitglied des sozialdemokratischen Ärztevereins.
5. Dr. med Manasse, Martin, mosaisch, Gleimstr. 45, 1914 Mitglied des sozialdemokratischen Ärztevereins.
6. Dr. med. Pinkus, Eugen, mosaisch, Schönhauser Allee 33, 1914 Mitglied des sozialdemokratischen Ärztevereins.
7. Dr. Stern, Richard, prakt. Arzt, mosaisch, Malmöer Str. 21, 1914 Mitglied des sozialdemokratischen Ärztevereins.
8. Weyl, Chaim, (1914 als: Dr. med. Weyl, Hermann) prakt. Arzt, 1911 Dissident, 1914 mosaisch, Lothringer Str. 67, 1911 sozialdemokratischer Abgeordneter in Berlin, Agitator und Versammlungsredner, 1914 außerdem: Abonnent des „Vorwärts" und zweiter Vorsitzender des sozialdemokratischen Ärztevereins.
9. Dr. med. Wygodzinsky, Martha, prakt. Ärztin, mosaisch, Schönhauser Allee 188, 1911 Mitglied des sozialdemokratischen Wahlvereins, im „Vorwärts" 04 als sozialdemokratische Ärztin verzeichnet, 1914 außerdem Mitglied des sozialdemokratischen Ärztevereins, hielt Vorträge an Leseabenden sozialdemokratischer Frauen.
Die folgenden Ärzte wurden 1914 von der Polizei als „zur Zeit mit der sozialdemokratischen Partei in loser Führung" stehend beobachtet:
10. Arensberg, Max, prakt. Arzt, mosaisch, Bornholmer Str. 86, hat im „Vorwärts" Nr. 232 vom 7. 9. 1913 inseriert.
11. Dr. Blumenthal, Frauenarzt, Dissident, Landsberger Allee 157/58, hat im „Vorwärts" Nr. 227 vom 2. 9. 1913 inseriert.
12. Kassel, Wilhelm, prakt. Arzt, mosaisch, hat im „Vorwärts" Nr. 173 (1913) inseriert.
13. Kochheim, Leo, prakt. Arzt, mosaisch, Pasteurstr. 14, hat in letzter Zeit hygienische Vorträge gehalten, beauftragt von der Zentralkommission der Krankenkassen Berlins in den Vororten.
14. Moritz, Alfred, prakt. Arzt, mosaisch, Schönhauser Allee 113, hat im „Vorwärts" Nr. 218 vom 24. 8. 1913 inseriert.

28 Nach: Von Zuwanderern (Anm. 10), S. 369, 417.

29 Jahrbuch (Anm. 14), Berlin 1903, S. 9 ff., 23.

30 Vgl. Von Zuwanderern (Anm. 10), S. 28 ff.

31 Geheimes Staatsarchiv Berlin-Dahlem (im Folgenden: GStA), HA I, Rep. 77, Titel 1176, Nr. 1L, Bd. I, Ausländerwesen, „Maßregeln zur Verhütung des Anwachsens des polnischen Elements in Preußen." 28. 7. 1882 – 11. 8. 1886.

32 Vgl. GStA, Rep. 77, Tit. 1176, Nr. 1L, Bd. III, Bl. 12–16, 29–31, 85–91, 102–106, 110–115, 209, 215.

33 Vgl. GStA, HA I, Rep. 77, Tit. 1176, Nr. 1L, Bd. III, Bl. 134.

34 Vgl. BLHA, Rep. 1, OP, Nr. 1912, Bl. 2–5, 7–10.

35 Vgl. BLHA, Rep. 1, OP, Nr. 1912, Bl. 11 und unpaginierte Seiten.

36 Vgl. BLHA, Rep. 1, OP, Nr. 1912, o. P.

37 Von 1909 bis 1917 war er deutscher Reichskanzler.

38 Berliner Tageblatt vom 30. 6. 1906. Auszug in: GStA, Rep. 77, Tit. 1176, Nr. 1L, Bd. IV, Bl. 161.

39 Vgl. „Berliner Tageblatt" vom 2. 7. 1906, Auszug ebenda, Bl. 162.

40 Vgl. GStA, Rep. 77, T. 1176, Nr. 1L, Bd. 5, Bl. 97–100.

41 Vgl. GStA, HA I, Rep. 77, T. 226b, Nr. 66, Bd. 1, Bl. 1, Minister des Innern an Kriegsminister, 2. 11. 1915; Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten an die Kaiserlichen Konsularbehörden, 13. 5. 1916, ebenda, Bl. 2; Minister des Innern an den Reichskanzler, 20. 9. 1917, ebenda, Bl. 4; Minister des Innern, Drews, an alle Regierungs- und den Polizeipräsidenten in Berlin, 29. 4. 1918, ebenda, Bl. 10; Briefverkehr und Beratungen zwischen Kriegsministerium und Ministerium des Innern im April/Mai 1918, ebenda, Bl. 12, 15 f.; Minister des Innern an Minister für Auswärtige Angelegenheiten, 19. 8. 1918, ebenda, Bl. 18.

42 Vgl. GStA, Rep. 77, T. 1814, Nr. 3, Bl. 194 f., Grenzpolizei-Inspektor Frankfurt/Oder, 4. 2. 1920; ders., 6. 2. 1920, ebenda Bl. 201, 204 f.; Arbeiterfürsorgeamt der Jüdischen Organisationen Deutschlands an Innenminister, 23. 11. 1921, GStA, Rep. 77, T. 1176, Nr. 1L. Bd. V, Bl. 14.

43 Minister des Innern, Heine, 31. 5. 1919, GStA, HA I, Rep. 77, T. 226b, Nr. 66, Bd. 1, Bl. 20.

44 Vgl. Ebenda; Heine an Landrichter Popert, 2. 2. 1919, ebenda, Bl. 51;

45 Heine an Poppert, ebenda.

46 Vgl. Heine an den Polizeipräsidenten in Berlin, 6. 5. 1919, BLHA, Rep. 41, AB Staffelde, Nr. 36, o. P.; Heine an alle Regierungspräsidenten und den Polizeipräsidenten in Berlin. 1. 11. 1919. GStA, Rep. 77, T. 1814, Nr. 3, Bl. 190.

47 Vgl. Severing an die Regierungspräsidenten, den Polizeipräsidenten in Berlin und den Oberpräsidenten am 1. 6. 1920. GStA, Rep. 77, T. 1814, Nr. 3, Bl. 47 f.; ders. an dies., 17. 11. 1920, ebenda, Nr. 4, Bl. 119, BLHA, Rep. 41, AB Staffelde, Nr. 36, o. P.

48 HA I, Rep. 77, Sekt. 32, T. 226b, Nr. 67, Bd. I. Einbürgerung eines Ausländers auf Grund des § 8 des Gesetzes vom 22. 7. 1913.

49 GStA, HA I, Rep.77, Sect. 32, T. 226b, Nr. 67, Bd. I, Bl. 214 f.

50 Vgl. GStA, HA I, Rep. 77, Sekt. 32, T. 226b, Nr. 67, Bd. II, Bl. 306 f.

Christiane E. Müller

Enthüllungen am Guten Ort

1 Die differierenden Angaben zur Anzahl der Gräber auf dem Friedhof sind ohne das teilweise verlorengegangene Bestattungsregister nicht zu präzisieren. Genaue Zahlen liegen für das Jahr 1926 vor: 22 469 Gräber und 746 Erbbegräbnisse waren bis dahin angelegt worden (Jüdisches Jahrbuch für Groß-Berlin auf das Jahr 1926. Ein Wegweiser durch die jüdischen Einrichtungen und Organisationen Berlins. Bearbeitet und herausgegeben von Jacob Jacobson und Jacob Segall, Berlin 1926, S. 78).

2 Zur älteren Geschichte des Friedhofs Schönhauser Allee vgl. Jacob Jacobson, Der Friedhof vor dem Schönhauser Tor, „Gemeindeblatt der Jüdischen Gemeinde zu Berlin" 17 (1927) 6, S. 133–138.
Unter den neueren Veröffentlichungen zum Friedhof sei besonders hingewiesen auf: Alfred Etzold [u. a.], Die jüdischen Friedhöfe in Ber-

lin (1980), 4., verb. u. erw. Aufl., Berlin 1991, S. 30–75. Michael Brocke/Eckehart Ruthenberg/Kai Uwe Schulenburg, Stein und Name. Die jüdischen Friedhöfe in Ostdeutschland (Neue Bundesländer/DDR und Berlin) (Veröffentlichungen aus dem Institut Kirche und Judentum, hrsg. von Peter von der Osten-Sacken, Bd. 22), Berlin 1994, S. 124–155. Die bisher umfassendste Veröffentlichung von Daten der auf dem Friedhof Beigesetzten (274 Gräber) ist: Rosemarie Köhler/Ulrich Kratz-Whan, Der jüdische Friedhof Schönhauser Allee, Berlin 1992.

3 C. P. Jenkwitz, Gräber auf dem Friedhof Schönhauser Allee, „Gemeindeblatt der Jüdischen Gemeinde zu Berlin" 17 (1927) 6, S. 138–144, hier S. 142.

4 Ebenda, S. 139. Zur Bedeutung von Landshuth für die Erhaltung der Inschriften der Großen Hamburger Straße vgl. meinen Beitrag, Abschnitt „Weitere Spuren von Familie Fränkel".

5 [L. Jacoby], Der jüdische Friedhof in Berlin, „Jüdisches Volksblatt" (Leipzig) 10 (1864) 42, S. 171 f., hier S. 171.

6 Zur Entwicklung jüdischer Epigraphik und Sepulkralkultur vgl. ausführlicher in: 1. Encyclopaedia Judaica. Das Judentum in Geschichte und Gegenwart, Berlin 1929–1934, „Grab", Bd. 7 (1931), Sp. 606–634. 2. Encyclopaedia Judaica, Jerusalem 1971, „Tombs and Tombstones", Bd. 15, Sp. 1215–1233.

7 Die kursiv gedruckten Texte sind die von mir übersetzten, in den Marginalien zu findenden hebräischen Inschriften. Wenn der Stein außer der hebräischen Inschrift auch eine deutsche Inschrift trägt, folgt diese im laufenden Text unmittelbar der Übersetzung.

Hinweise zur Edition der Inschriften:

[ ] ergänzt durch die Autorin

[...?] ergänzt durch die Autorin, fraglich bleibend

... nicht mehr rekonstruierbare Textstellen unbekannter Buchstabenzahl; fehlende Zeilen werden ungeachtet ihrer Anzahl nur durch einmaliges Setzen von ... dargestellt.

" und ' Abkürzungszeichen (nur hebräische Wörter und ihre Umschrift betreffend)

( ) Ergänzung zum leichteren Verständnis (nur die Übersetzung betreffend).

Die Zeilen werden getreu der Inschrift wiedergegeben; in der Übersetzung erforderliche zusätzliche Zeilenumbrüche werden durch Einrükken deutlich gemacht.

8 Die kursiv geschriebenen Wörter sind transkribierte hebräische Wörter, denen stets die deutsche Übersetzung folgt.

9 Vgl. dazu die Einleitungen der Spandauer Grabsteine, die ausschließlich mit zijun beginnen – Michael Brocke, Die mittelalterlichen jüdischen Grabmale in Spandau 1244–1474, „Ausgrabungen in Berlin" 9 (1994), S. 8–116.

10 Abgebildet in meinem Beitrag, Abschnitt „Einer von tausend Frommen".

11 Johann Wolfgang Goethe, Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit, Viertes Buch. Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaf-

fens. Münchner Ausgaben, hrsg. von Karl Richter [u. a.], Bd. 16, München 1985, S. 134.

12 Vgl. dazu Azriel Shohet, Beginnings of the Haskalah among German Jewry [hebr.], Jerusalem 1960, S. 58–63.

13 Protokollbuch der Jüdischen Gemeinde Berlin (1723–1854). Herausgegeben mit Einleitung, Anmerkungen und Registern von Josef Meisl. Redigiert von Shaul Esh unter Mitwirkung von Georg Herlitz, Jerusalem 1962.

14 Steven M. Lowenstein, The Berlin Jewish Community. Enlightenment, Family, and Crisis, 1770–1830 (Studies in Jewish History), New York und Oxford 1994, S. 47.

15 Die Judenbürgerbücher der Stadt Berlin 1809–1851. Mit Ergänzungen für die Jahre 1791–1809. Bearbeitet und herausgegeben von Jacob Jacobson (Veröffentlichungen der Berliner Historischen Kommission beim Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin Bd. 4, Quellenwerke Bd. 1), Berlin 1962, S. 13.

16 Der 1783 von Isaak Abraham Euchel und Mendel Bresselau gegründete Hameassef (Der Sammler) war das erste hebräische Organ der Haskala (Aufklärung), in dem u. a. Mendelssohn schrieb.

17 Ludwig Geiger: Geschichte der Juden in Berlin. Als Festschrift zur zweiten Säkularfeier, Berlin 1871, Bd. 2, S. 211 f.

18 Ebenda, S. 220.

19 Ebenda, S. 225.

20 Vgl. dazu meinen Beitrag, Abschnitt „Das erste Grab und eine Rede in deutscher Sprache".

21 Aron Hirsch Heymann, Lebenserinnerungen. Nach seiner Niederschrift im Auftrage seiner Kinder herausgegeben von Heinrich Loewe, Berlin 1909, S. 244.

22 Ludwig Geiger, Vor hundert Jahren, in: Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland, hrsg. von Ludwig Geiger, Bd. 3, [Braunschweig 1889] Nachdruck Nendeln 1975, S. 185–233, hier S. 223.

23 A. a. O. (Anm. 21), S. 247.

24 Ebenda.

25 Zum Streit um Oettingers Rede vgl. Jacobson, Der Friedhof vor dem Schönhauser Tor (Anm. 2), S. 137, und Geiger, Vor hundert Jahren (Anm. 22), S. 222 f. Die Geschichte beweist auch, daß ein Vortrag im „jüdisch-deutschen Jargon" sowohl von Juden als auch von Nichtjuden nicht als „richtige hochdeutsche Predigt" (Jacobson) empfunden wurde, also die Sprache Juden und Nichtjuden immer noch trennte.

26 A. a. O. (Anm. 17), Bd. 1, S. 164.

27 Encyclopaedia Judaica Berlin (Anm. 6), „Berlin", Bd. 4, Sp. 216–257, hier Sp. 251 f.

28 A. a. O. (Anm. 15), S. 229 f., Nr. 1099.

29 Zur Firma N. Israel vgl. Hanns G. Reissner, The Histories of „Kaufhaus N. Israel" and of Wilfrid Israel, Year Book 3 (1958) of the Leo Baeck Institute of Jews from Germany, London 1958, S. 227–256.

30 Zu den Brüdern vgl. a. a. O. (Anm. 15), S. 90, Nr. 268, S. 121, Nr. 475 und S. 174 f., Nr. 801.

31 Eine mündliche Mitteilung von Dr. Hermann Simon stützte diese Angabe von Jacobson und klärte den Widerspruch zu dem in der Inschrift gegebenen Geburtsjahr (554/1794) – es handelt sich um einen Fehler auf dem Stein.
32 A. a. O. (Anm. 29), S. 232.
33 A. a. O. (Anm. 15), S. 230, Nr. 1099.
34 Die freundliche Mitteilung von Dr. Hermann Simon bestätigte das vermutete Sterbejahr 1864.
35 Ebenda, S. 229, Nr. 1099.
36 Ein Akrostichon ist ein Wort oder Satz, gebildet aus den Anfangsbuchstaben oder -wörtern der Zeilen eines Textes.
37 Nach Jacobson, Judenbürgerbücher (Anm. 15), S. 85 f., Nr. 229 heißt der Gatte „Wiegersheim", aber die Inschrift bestätigt „Weigersheim", das sich findet in: Jüdische Trauungen in Berlin 1759–1813. Mit Ergänzungen für die Jahre 1723 bis 1759. Bearbeitet und herausgegeben von Jacob Jacobson. Mit einem Geleitwort von Hans Herzfeld (Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin beim Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin Bd. 28, Quellenwerke Bd. 4), Berlin 1968, S. 446, Nr. 845.
38 Abschriften der Grabmalinschriften des Friedhofs Große Hamburger Straße von Elieser Leiser Landshuth, handschr. Ms., Leo Baeck Institute New York, AR 7002 (Jacob-Jacobson-Sammlung), Nr. 960.
39 Ebenda, Nr. 281.
40 Ebenda, Nr. 959. Zu Bela vgl. auch Jacobson, Jüdische Trauungen (Anm. 35), S. 297, Nr. 522.
41 A. a. O. (Anm. 36), Nr. 1980.
42 Ebenda, Nr. 822.
43 Elieser Leiser Landshuth, Seder bikur cholim maawar jabok wesefer hachajim (Vollständiges Gebet- und Andachtsbuch zum Gebrauche bei Kranken, Sterbenden und Leichenbestattungen, sowie beim Besuchen der Gräber von Verwandten und Lieben), Berlin 1867, 6. Zijune mazewot (Verzeichnis der Grabschriften), S. 39, Nrn. 63 und 64.
44 A. a. O. (Anm. 15), S. 193, Nr. 907.
45 Ebenda, S. 194, Nr. 915.
46 Ebenda, S. 405, Nr. 2143.
47 Ebenda, S. 194, Nr. 915.
48 Eine Stele ist ein flacher, aufrecht stehender Stein.
49 Friedrich Kluge, Etymologisches Wörterbuch der Deutschen Sprache (1883), 20. Auflage, bearbeitet von Walther Mitzka, Berlin 1967.
50 A. a. O. (Anm. 41), dt. Anhang, S. 5.

Sibylle Hinze

Namensänderung – Zwang und Wunsch

1 Geheimes Staatsarchiv Berlin-Dahlem (im folgenden: GStA), HA I, Rep. 77, Titel 30, Nr. 20, Bände 15 bis 26 (Nachnamen) und Nr. 109, Bd. 1 bis 6 (Vornamen).

2 Vgl. Wegweiser durch das jüdische Berlin. Geschichte und Gegenwart, Berlin 1987, S. 28 ff.
3 Vgl. Dietz Bering: „Die Erfüllung meines sehnlichsten Wunsches". Namensänderungen Berliner Juden. In: Jahrbuch des Landesarchivs Berlin 1990. Hrsg. Hans J. Reichhardt, Berlin 1990, S. 168 f. Danach stellten nur etwa 600 Berliner Juden im Zeitraum von 1812 bis 1922 solche Anträge.
4 Vgl. GStA, HA I, Rep. 77, T. 30, Nr. 20, Bd. 19, Bl. 68.
5 Vgl. GStA, HA I, Rep. 77, T. 30, Nr. 109, Bd. 2, Bl. 230. Auf Grund der Verordnung vom 18. 5. 1900 liegen unter der Nr. 20 des Titels 30 im GStA 10 Bände Sonderakten, betitelt „Judensachen Generalia". Vgl.: Bering (Anm. 3), S. 168.
6 Vgl. Bering (Anm. 3), S. 178–181. Dort ist die Berliner Liste veröffentlicht und die hier aufgegriffene Ausdeutung enthalten.
7 GStA, HA I, Rep. 77, T. 30, Nr. Nr. 20, Bd. 22, Bl. 198 f.
8 GStA, HA I, Rep. 77, T. 30, Nr. 20, Bd. 20, Bl. 131 ff.
9 GStA, HA I, Rep. 77, T. 30, Nr. 20, Bd. 21, Bl. 202–205.
10 GStA, HA I, Rep. 77, T. 30, Nr. 20, Bd. 22, Bl. 24–27.
11 GStA, HA I, Rep. 77, T. 30, Nr. 20, Bd. 22, Bl. 198 f.
12 GStA, HA I, Rep. 77, T. 30, Nr. 29, Bd. 22, Bl. 198 f.
13 GStA, HA I, Rep. 77, T. 30, Nr. 20, Bl. 12 f.
14 Vgl. Ebenda, Bl. 14.
15 GStA, HA I, Rep. 77, T. 30, Nr. 109, Bd. 2, Bl. 55–58.
16 Ebenda, Bl. 230–234; Bd. 3, Bl. 11 f., 14.
17 Vgl. Sibylle Hinze: Juden und Nichtjuden lebten Tür an Tür.
18 Vgl. GStA, HA I, Rep. 77, T. 30, Nr. 109, Bd. 5, Bl. 2, 7 f., 83.
19 Vgl. GStA, HA I, Rep. 77, T. 30, Nr. 109, Bd. 2, Bl. 230–234.
20 Vgl. Sibylle Hinze: Juden und Nichtjuden lebten Tür an Tür.
21 GStA, HA I, Rep. 77, T. 30, Nr. 20, Bd. 24, Bl. 85–89.

Matthias Frühauf

Ein Elternhaus für Waisen

1 Die unterschiedliche Schreibweise in den Jahrzehnten seit 1832 ist relativ willkürlich. Zitiert wird nach den jeweiligen Jahresberichten, die von 1834 bis 1913 erschienen. Da diese vor dem Ersten Weltkrieg enden, weisen die folgenden Kapitel viele Lücken auf, die bisher nicht aufzuarbeiten waren.
2 Zit. nach Nicola Galliner (Hrsg.), Wegweiser durch das Jüdische Berlin, Berlin 1987, S. 195.
3 Vgl. auch Jörg Fehrs (Hrsg.), Von der Heidereutergasse zum Rosenеck, Berlin 1993.
4 Zit. nach Jonas Plaut, Geschichte der Baruch-Auerbach'schen Waisenerziehungsanstalten für jüdische Knaben und Mädchen, unveröffentlichtes Manuskript, 1933, S. 13.
5 Zit. nach Baruch Auerbach, 10. Jahresbericht 1843, S. 14.

6 Ebenda, S. 15

7 Zit. nach Baruch Auerbach, 21. Jahresbericht, 1854, S. 143.

8 Zit. nach Baruch Auerbach, Geschichte des Baruch-Auerbach'schen Waisenhauses für jüdische Knaben vom Tage der Stiftung an bis zu seinem 25jährigen Jubiläum, ein ewig redendes Zeugnis von dem wunderbaren Walten Gottes über Waisen, Berlin 1858, S. 153.

9 Akte Leonhard Auerbach, Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Rep. 30, Brl. C Tit 94, Nr. 8638.

10 Abraham Strelitz, 65. Jahresbericht, Berlin 1898.

11 Vgl. auch Rosemarie Köhler, Ulrich Kratz-Wahn, Der jüdische Friedhof Schönhauser Allee, Berlin 1992, S. 43–115.

12 Jonas Plaut, 1933, a. a. O., S. 36

13 Zusammenstellung der Angaben aus dem Gedenkbuch an die Jüdischen Gefallenen des deutschen Heeres, der deutschen Marine und der deutschen Schutztruppen 1914–1918, Moers 1919, und dem Totenbuch des Jüdischen Gemeindefriedhofs Berlin Weißensee.

14 Jonas Plaut, 1933, a. a. O., S. 41

15 Interview des Autors mit Tauba Bienenstock am 6. 9. 1995.

16 Interview des Autors mit Tauba Bienenstock am 15. 9. 1995.

17 Interview des Autors mit der Erzieherin am 19. 1. 1993.

18 Auerbach-Metamorphose, Einführung, Bilder 1 bis 8, vermutlich 1934.

19 Interview des Autors mit der Erzieherin am 13. 9. 1992.

20 Oskar Friedmann war bis 1933 Direktor des Jüdischen Jugend- und Lehrheims Wolzig. Näheres zu seiner Person: Verfolgung, Alltag, Widerstand, Brandenburg in der NS-Zeit, Berlin 1995.

21 Stempel in: Inge Lammel, Jüdisches Leben in Pankow, Berlin 1993, S. 219

22 Vgl. Schreiben von Dora Silbermann an die Rechtsabteilung vom 8. 6. 1942, B Arch P, Bestand 75 A/119.

23 Interview des Autors mit Renate Bechar am 27. 3. 1994.

24 Vgl. auch Renate Bechar, Mein Vater – Direktor Kurt Crohn, in: Jüdische Lebensbilder aus Pankow, Berlin 1996, S. 111 ff.

25 Hans Rosenthal, Zwei Leben in Deutschland, Bergisch-Gladbach 1980, S. 55.

26 Vgl. Schreiben des Oberstammführers Bergmann an die Reichsvereinigung der Juden in Deutschland vom 8. 4. 1943, B Arch P, Bestand 75 A/119.

Birgit Jerke

„Wenn Gott nicht das Haus baut, ist die Mühe umsonst . . ."

1 Etty Hirschfeld, Die Altersheime und das Hospital der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, Schriftenreihe der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, 1935, S. 1. Über das Schicksal von Etty Hirschfeld konnte ich nichts ermitteln.

2 Ebenda, S. 26.

3 Am 27. 8. 1829 wurde das 1. Altersheim der Berliner Jüdischen Gemeinde in der Oranienburger Straße 8 gegründet. Im Jahre 1844 konnten die Heimbewohner in das aus privaten und städtischen Spenden errichtete neue Gebäude in der Großen Hamburger Straße 26, das unmittelbar an den ersten jüdischen Gemeindefriedhof angrenzte, umziehen. Bis zum Jahre 1874 war das Gebäude mehrfach erweitert worden.

4 C. Schwatlo, geb. am 19. 6. 1831 in Hermsdorf/Ostpreußen, gest. am 24. 12. 1884 in Berlin, wirkte ab 1877 als Professor an der Bau- und Gewerbeakademie Berlin. Von ihm stammen zahlreiche repräsentative Bauten in Berlin, z. B. das Postfuhramt in der Oranienburger Straße/Ecke Artilleriestraße (heute: Tucholskystraße).

5 S. Meyer, geb. am 22. 2. 1830 in Berlin, gest. am 8. 3. 1903 in Berlin, stand mehr als fünfundzwanzig Jahre an der Spitze der Jüdischen Gemeinde. An der Trauerfeier für S. Meyer in der Neuen Synagoge in der Oranienburger Straße nahmen neben den Repräsentanten der Gemeinde auch zahlreiche Vertreter der Stadt teil. Die Traueransprache hielt Siegmund Maybaum, Rabbiner an der Neuen Synagoge.

6 P. F. Frankl, geb. 1848 in Ungarisch-Brod (Mähren), studierte am Jüdisch-Theologischen Seminar in Breslau und wurde im Jahre 1877 in Nachfolge von Abraham Geiger (1810–1874) zum Gemeinderabbiner in Berlin berufen. Er unterrichtete auch an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums und war publizistisch tätig. Während einer Reise verstarb er 1887 in Johannisbad (Böhmen) und wurde wenige Tage später auf dem Friedhof in Weißensee beerdigt. Seine Frau Martha engagierte sich besonders im sozialen Bereich. (vgl. Anm. 16).

7 Vermutlich handelte es sich hierbei um den Chor der Neuen Synagoge, an der L. Lewandowski bereits seit 1866 amtierte.

8 „Berliner-Börsen-Courier", 1. Beilage, 13. 11. 1883, Morgen-Ausgabe, S. 2. Vgl. auch: „Allgemeine Zeitung des Judentums", 27. 11. 1883, S. 778, und „Königlich privilegirte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen. Vossische Zeitung", 13. 11. 1883, S. 6. Die Kaiserin hatte auch schon 1879, anläßlich des fünfzigjährigen Bestehens der ersten Altersversorgungsanstalt in der Großen Hamburger Straße ein Glückwunschschreiben gesandt und das Heim später besucht. In dem Schreiben der Kaiserin heißt es: „Ich freue mich, zu dem fünfzigjährigen Bestehen einer Anstalt Glück wünschen zu können, deren Werth Ich durch persönliche Kenntnis schätze, und die berufen ist, auch in ferneren Zeiten segensreich für die Mitbürger Berlins zu wirken. Ich übersende der Anstalt beiliegend ein Bild des Kaisers.", zit. nach: E. Hirschfeld, a. a. O., S. 14 (Anm. 1).

9 „Allgemeine Zeitung des Judentums", 5. 8. 1910, S. 364. Moritz Manheimer wurde in Gommern geboren, sein Vater war Vorbeter und Religionslehrer der dortigen Gemeinde.

10 Zit. nach: E. Hirschfeld, a. a. O., S. 25 (Anm. 1).

11 Am 29. 6. 1827 wurde hier durch Rabbiner Joseph Oettinger

(1780–1860) der zweite Friedhof der Gemeinde eingeweiht. Bereits im Jahre 1774 erging vom Obersanitätskollegium die Forderung, alle Begräbnisplätze nach außerhalb der Stadtringmauer zu verlegen; zwanzig Jahre später wurde im Preußischen Allgemeinen Landrecht verbindlich festgelegt, daß „in Kirchen und bewohnten Gegenden keine Leichen beerdigt werden sollen". Ausführlich dazu: Jüdische Grabstätten und Friedhöfe in Berlin, hrsg. Andreas Nachama, Hermann Simon, Berlin, 1992.

12 Uraltaktenarchiv Prenzlauer Berg, Bauakte Schönhauser Torbezirk, Bd. 61, Bl. 1830.

13 Das Tagebuch, das am 2.12.1882 begonnen wurde und am 14.11.1934 endet, ist nicht erhalten geblieben.

14 E. Hirschfeld, a. a. O., S. 29 (Anm. 1).

15 Ebenda, S. 29.

16 Neben mehreren Verwandten der Familien von Moritz Manheimer und seiner Frau Bertha, gehörte viele Jahre auch Martha Frankl, die Witwe von Rabbiner P. F. Frankl, zum Kreis der Ehrendamen. Martha Frankl (1856–1923) war Mitbegründerin des 1904 in Berlin gegründeten Jüdischen Frauenbundes in Deutschland.

17 A. a. O., S. 5 (Anm. 1).

18 Zu diesem Anlaß fand auch ein Festgottesdienst in der Neuen Synagoge statt.

19 „Allgemeine Zeitung des Judentums", 3.1.1919, Berlin, S. 13.

20 Nach langjährigen Vorbereitungen war am 6.5.1872 in Berlin die Hochschule für die Wissenschaft des Judentums eröffnet worden. Nach mehreren Umzügen konnte 1907 ein eigenes Haus in der Artilleriestraße 14 (heute: Tucholskystraße 9) bezogen werden. An der Hochschule, die auf behördlichen Befehl zeitweilig in „Lehranstalt" umbenannt werden mußte, wurden Rabbiner, Prediger und Religionslehrer ausgebildet. Die Hochschule stand Studenten (Frauen und Männern) aller Konfessionen offen. Am 30.6.1942 wurde die Hochschule geschlossen.

21 „Allgemeine Zeitung des Judentums", 13.12.1918, S. 2.

22 Adreßbuch der Reichshauptstadt Berlin, 1909. Bei den genannten Stiftungen handelt es sich um solche für die einstigen Angestellten der Textilfirma von Valentin Manheimer.

23 „Allgemeine Zeitung des Judentums", 5.8.1910, S. 364. Der Maler und Grafiker Hanns (Johannes) Fechner, seit 1892 Professor und Konservator des Herzoglich-Anhaltinischen Kupferstichkabinetts, war ein bekannter Porträtmaler seiner Zeit. Von ihm stammen z. B. Porträts von Th. Fontane, G. Hauptmann und Kaiser Wilhelm I. Über den Verbleib der Manheimer-Porträts ist nichts bekannt.

24 „Allgemeine Zeitung des Judentums", 5.8.1910, S. 363.

25 Bertha Manheimer hatte das Erbbegräbnis bereits 1889/90 aus den gleichen gelben Ziegelsteinen wie das angrenzende Altersheim errichten lassen. Bauschein Nr. 1899 vom 30.10.1889, Uraltaktenarchiv Prenzlauer Berg.

26 A. a. O., S. 32 (Anm. 1). Am Ersten Weltkrieg nahmen etwa

100 000 jüdische Soldaten (Mannschaften, Unteroffiziere, Offiziere, Militärärzte) teil. 12 000 von ihnen sind gefallen. Vgl. dazu: Deutsche jüdische Soldaten 1914–1945, Hrsg. vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt zur Sonderausstellung im Wehrgeschichtlichen Museum Schloß Rastatt 16. 4.–31. 10. 1981, Freiburg 1981.

27 E. Hirschfeld, a. a. O., S. 33 (Anm. 1).

28 Der Haushaltsetat der Berliner Jüdischen Gemeinde, in: „Allgemeine Zeitung des Judentums", 18. 4. 1919, S. 161 f.

29 Archiv Stiftung „Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum" 75 A, Be2, Nr. 77.

30 1931 wurde die Verwaltungsstruktur durch Moritz Rosenthal, der die Leitung des Dezernats für die Altersheime übernommen hatte, geändert. Die innere Verwaltung der fünf Heime blieb jedoch jeweils in den Händen des Heiminspektors und des Heimvorstandes.

31 Vgl. Anm. 29.

32 Bis zum Jahre 1935 hatte die Jüdische Gemeinde weitere Altersheime in der Berkaer Straße und in Köpenick eingerichtet.

33 Rundschreiben der Stadtverwaltung Köln vom 27. 3. 1933, Historisches Stadtarchiv Köln, 610/45, zit. nach: J. Walk (Hrsg.) Das Sonderrecht für die Juden im NS-Staat, 2. Aufl., Heidelberg 1996, S. 6.

34 Archiv Stiftung „Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum" 75 A, Be2, Nr. 77, Schreiben vom 24. 10. 1933 an den Vorstand der Jüdischen Gemeinde.

35 Zu beiden Personen vgl. B. Jerke, Personen an der Neuen Synagoge, Kurzbiografien, in: Hermann Simon und Jochen Boberg (Hrsg.) Tuet auf die Pforten. Die Neue Synagoge 1866 · 1995, Begleitbuch zur ständigen Ausstellung der Stiftung „Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum", Berlin, 1995, S. 113 f. und 122.

36 „Israelitisches Familienblatt", Ausgabe für Groß-Berlin, 30. 11. 1933, S. 9. L. Badt (14. 4. 1858 – Berlin – 6. 7. 1929), E. Pincus (20. 5. 18?4 Mecklenburg – 7. 1. 1943 Berlin).

37 Archiv Stiftung „Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum", 75 A, Be2, Nr. 77, Schreiben von Moritz Rosenthal an Anna Mosler, geb. Lehwess, vom 14. 11. 1933.

38 Der Leiter der Einsatzgruppe A, Franz Stahlecker, meldet in seinem Tätigkeitsbericht an das Reichssicherheitshauptamt, daß allein im Bereich der Heeresgruppe Nord (Litauen, Lettland, Estland, Weißruthenien) 118 430 Juden bis zum 15. Oktober 1941 erschossen worden sind. Der Bericht ist abgedruckt in: Der Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof Nürnberg, 1949, Bd. XXXVII, Dok. 180–L Anlage 8, S. 702.

39 Ausführlich: H. G. Adler, Der verwaltete Mensch. Studien zur Deportation der Juden aus Deutschland, Tübingen 1974 und H. G. Adler, Theresienstadt 1941–1945. Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft, Tübingen 1960.

40 Über die Transporte aus Theresienstadt nach Auschwitz s. H. G. Adler, a. a. O. (Anm. 39).

41 Grundbuchakte Schönhauser Torbezirk.

Birgit Jerke

„Des Gotteshauses Bedeutung und Berechtigung"

1 Für die Jahrhundertwende liegen leider keine genauen Angaben über die Zahl der Juden im Gebiet des späteren Verwaltungsbezirks Prenzlauer Berg vor. Genaue Angaben finden sich erst im Ergebnis der Volkszählung von 1924. In seiner interessanten Untersuchung über „Die Entwicklung der jüdischen Bevölkerung in Berlin zwischen 1871 und 1945" nennt Gabriel Alexander folgende Zahlen: 1871: 36 326 Juden in Groß-Berlin (Gesamt-Bevölkerung: 931 984); 1895: 94 391 Juden (2 269 960 Ew); 1905: 130 487 Juden (3 226 049 Ew). Im Jahre 1925 lebten im Bezirk Prenzlauer Berg 20 419 Juden. Nach Mitte, Charlottenburg und Wilmersdorf hatte der Bezirk zu diesem Zeitpunkt die viertgrößte Anzahl jüdischer Einwohner. „Die Tendenz der dem Mittelstand angehörenden Juden aus dem Osten, sich in diesem Bezirk niederzulassen, führte dazu, daß 6,26 % der Gesamtbevölkerung des Prenzlauer Bergs im Jahre 1925 Juden waren." ,in: Tel Aviver Jahrbuch für Deutsche Geschichte, 1994, S. 287–314.

2 Daß noch nicht in jeder Synagoge an jedem Sabbat gepredigt wurde, kritisierte mehrfach der „Berliner Vereinsbote" in seinen Beiträgen „Über die Synagogenfrage". So wurde z. B. erstmals am 18. 3. 1898 ein Freitag-Abend-Gottesdienst mit Predigt in der Neuen Synagoge gefeiert. Die Predigt hielt Rabbiner Joseph Stier (1843–1919).

3 J. Weinberg, „Allgemeine Zeitung des Judentums", 21. 9. 1894, Berlin, S. 447.

4 Im Jahre 1833 eröffnete Baruch Auerbach das erste jüdische Waisenhaus für Knaben und elf Jahre später eins für Mädchen. Die Anstalten waren finanziell von der Gemeinde unabhängig und finanzierten sich aus Spenden. Die vorhandenen Plätze reichten bald nicht mehr aus, auch das neuerworbene Gebäude in der Oranienburger Straße 38 wurde bald zu klein. Am 8. 10. 1897 wurde das neue Waisenhaus in der Schönhauser Allee 162 eingeweiht.

5 Im Jahre 1869 wurde die orthodoxe „Israelitische Synagogengemeinde (Adass Jisroel) zu Berlin" als ein privater Religionsverein gegründet. Doch noch bis zum Jahre 1876, also bis zur Verabschiedung des Preußischen „Austrittsgesetzes", gehörten deren Mitglieder gleichzeitig der Jüdischen (Haupt-)Gemeinde an, obwohl sie deren liberale Richtung ablehnten. Bis dahin erlaubte die preußische Gesetzgebung nur die Existenz einer örtlichen Gemeinde, ein Austritt aus dieser sog. Einheitsgemeinde war nur bei gleichzeitigem Austritt aus dem Judentum möglich. Neun Jahre später, im September 1885, wurde die Gemeinde Adass Jisroel neben der Jüdischen Gemeinde zu Berlin als gleichberechtigt anerkannt. Bis zur Errichtung des neuen Gotteshauses in der Artilleriestraße 31 befand sich ab 1873 die Synagoge der Gemeinde Adass Jisroel in der nahegelegenen Gipsstraße 12 a. Zur Geschichte der Gemeinde siehe: Adass Jisroel. Die Jüdische Gemeinde in Berlin (1869–1942). Vernichtet und vergessen, hrsg. Mario Offenberg, Berlin 1986.

6 „Israelitisches Familienblatt", Nr. 37, 15. 9. 1904, S. 4.

7 In einer Mitteilung des orthodoxen Organs „Die jüdische Presse" wurde kritisch bemerkt, daß zur Einweihung „Damen und Herren die Plätze nebeneinander angewiesen erhielten".

8 Die Weiherede wurde noch im gleichen Jahr im jüdisch-wissenschaftlichen Verlag von M. Poppelauer gedruckt. 1860 hatte der in Leipzig promovierte Moritz Poppelauer die erste hebräische Buchhandlung, der ein Verlag und ein Antiquariat angeschlossen waren, eröffnet. Nach dessen Tod 1880 übernahmen seine Witwe und Tochter, später der Schwiegersohn Jacob Saenger das Geschäft. Es wurde am 31. 12. 1938 auf Anordnung der NS-Behörden geschlossen.

9 Eines dieser mit großformatigen Fotografien und Zeichnungen versehenen Alben über „Die Synagoge Rykestraße" gehört heute zu den Schätzen der Bibliothek der Jüdischen Gemeinde zu Berlin in der Oranienburger Straße.

10 Ihr gehörten z. B. Louis Sachs, Stadtverordneter und Mitglied der Repräsentantenversammlung, der Justizrat Dr. Lachmann und die an der Ausführung maßgebend beteiligten Maurermeister Josef Fraenkel und Marcus Adler an.

11 Die Akten befinden sich heute im Uraltaktenarchiv der Abteilung Bau- und Wohnungswesen im Stadtplanungsamt Prenzlauer Berg.

12 J. Fraenkel wurde am 31. 1. 1828 in Beuthen geboren und starb am 1. 1. 1906 in Berlin.

13 M. Adler wurde am 3. 6. 1830 in Neustadt geboren und starb am 10. 9. 1904 in Berlin.

14 Aus der Satzung des Vereins, zit. nach: Christa Hübner, Die jüdische Arbeiterkolonie 1902–1921/22 in: Juden in Weißensee, Hrsg. Kulturamt Weißensee und Stadtgeschichtliches Museum, Berlin 1994, S. 151. Der nach mehrjähriger Vorbereitungszeit im Jahre 1901 gegründete Verein folgte in seinem Ansatz den zahlreichen bereits existierenden christlichen Arbeiterkolonien. Vornehmliches Ziel all dieser Einrichtungen war, die Armen von der Straße wegzubekommen, ihnen eine – wenn auch oft nur zeitlich begrenzte – Erwerbsmöglichkeit anzubieten und ihnen damit die Einbindung in das Arbeitsleben zu erleichtern. In der durch Spenden organisierten Kolonie lebten durchschnittlich 100 Männer, die sich in Alter, Beruf sowie geographischer und sozialer Herkunft unterschieden, von denen viele letztlich im In- oder Ausland eine Arbeit fanden.

15 H. Licht (1841 Niederzedlitz/Posen – 1923 Leipzig) war von 1871 bis 1879 Privatarchitekt in Berlin und von 1879 bis 1906 Stadtbaudirektor und Professor für Baukunst in Leipzig.

16 Über die Funktion des Chores schrieb L. Lewandowski, Dirigent des an der Alten Synagoge neueingerichteten, aus Knaben und Männern bestehende Chores, im Rahmen seines Gutachtens vom 18. 1. 1862 für den Einbau einer Orgel in der Neuen Synagoge u. a.: Die „Einführung musikalisch geordneter Chöre" war eine Möglichkeit, der häufig „noch vorherrschenden Willkür der zumeist sehr ungebildeten und unmusikalischen Vorbeter (...) das Kunstgesetz entgegenzustellen." The

Central Archives for The History of Jewish People., zit. nach: Hermann Simon, „Liebe macht das Lied unsterblich", Der Komponist Louis Lewandowski in: Hermann Simon und Jocchen Boberg (Hrsg), Tuet auf die Pforten. Die Neue Synagoge 1866 · 1995, Berlin 1995, S. 130. Von dieser Kritik ist aber mit Sicherheit der aus Preußisch-Friedland stammende und seit 1845 an der Heidereutergasse wirkende Kantor Abraham Jakob Lichtenstein auszunehmen. Vielmehr inspirierten dessen Gesangeskünste den Chordirigenten und bildeten die Vorlage für seine Kompositionen; ausführlich dazu: B. Jerke, Des Sabbats zu gedenken, Werke jüdischer Zeremonialkunst aus der Sammlung Lichtenstein, Museumsjournal 4/1994, Berlin, S. 80 f.

17 H. Simon, a. a. O. S. 132. (Anm. 16)

18 Abweichend vom alten bzw. traditionellen Ritus wurde beim sog. neuen Ritus (z. B. an der Neuen Synagoge) der hebräische Gottesdienst verkürzt und unter Aufnahme einiger deutschsprachiger Stücke sowie mit Begleitung der Orgel und eines gemischten (zunächst Knaben und Männer, später Frauen und Männer) Chores zelebriert. Wie an der Alten Synagoge in der Heidereutergasse bestand der Chor der Rykestraße nur aus Knaben und Männern.

19 Im Auftrag des Liberalen Kultus-Ausschusses des Preußischen Landesverbandes Jüdischer Gemeinden wurde 1933 für alle liberalen Synagogen Preußens ein sog. Einheitsgebetsbuch geschaffen, um eine Vereinheitlichung innerhalb des liberalen Ritus zu erreichen. Aus den Protestveranstaltungen des 1933 von Sally Heilbrunn geleiteten neuen „Synagogenvereins Rykestraße" gegen die „Assimilationsbestrebungen der Liberalen" ist auf Bemühungen zu schließen, den konservativen Ritus der Rykestraße zu einer liberalen Synagoge zu verändern. Aus den Ausführungen des an der Rykestraße amtierenden M. Freier zitierte das „Israelitische Familienblatt" am 18. 1. 1933 u. a.: „Deutsche Gebete haben noch nicht einen einzigen Juden mehr in das Reformgotteshaus gebracht." Hiermit meint Freier die Liturgie der 1845 gegründeten Reformgemeinde (-genossenschaft), die ihren Gottesdienst vornehmlich in deutscher Sprache, ohne Kopfbedeckung, Gebetsmantel (Tallit), Gebetsriemen (Tefillin) und seit 1849 nur noch sonntags abhielt.

20 „Israelitisches Familienblatt", Ausgabe für Groß-Berlin, Nr. 43, 25. 10. 1934, S. 11.

21 Dr. M. Freier, am 20. 4. 1889 in Schildberg/Posen geboren, studierte in Breslau und wirkte zunächst in Sofia, ab 1926 als Rabbiner in Berlin. 1939 emigrierte er nach Großbritannien. Nach dem Krieg kehrte er für zwei Jahre nach Berlin zurück und wirkte hier auch an der Synagoge Rykestraße. Nach seiner Pensionierung lebte er in Zürich, wo er 1969 starb.

I. Nobel wurde am 9. 7. 1878 in Ungarn geboren, studierte in Berlin und war zunächst Rabbiner in Filehne/Posen und Schneidemühl/Posen, bevor er ab 1925 als Religionslehrer und Rabbiner in Berlin wirkte. Er wanderte nach Palästina aus und starb 1962 in Jerusalem.

Dr. M. Nussbaum wurde am 4. 4. 1910 in Suczawa/Bukowina geboren. Er studierte in Breslau und Heidelberg. Von 1935 bis zu seiner Emigra-

tion 1940 in die USA amtierte Nussbaum als Gemeinderabbiner in Berlin. 1972 starb er in Hollywood.
Dr. M. Petuchowski wurde am 10. 2. 1866 in Wilna geboren und studierte in Berlin. Ab 1895 wirkte er in Berlin, wo er 1912 zum Gemeinderabbiner ernannt wurde. Er amtierte an den Synagogen Heidereutergasse und Rykestraße und leitete die Religionsschule in der Großen Hamburger Straße bis zu seinem Tode am 29. 10. 1926.
Dr. J. Prinz, am 10. 5. 1902 in Burkhardsdorf/Oberschlesien geboren, studierte in Berlin und Breslau. Ab 1926 amtierte er in Berlin, vornehmlich im „Friedenstempel" (Synagoge in der Markgraf-Albrecht-Straße). 1937 emigrierte er in die USA, wo er sich u. a. besonders für Aufbau und Arbeit des Leo Baeck Instituts in NewYork engagierte. Er starb am 30. 9. 1988.
H. M. Sänger, 1909 in Breslau geboren, studierte u. a. in Berlin, Breslau und Cambridge. 1933 trat er in den Dienst der Berliner Gemeinde, bis er 1936 einem Ruf nach Melbourne/Australien folgte. In Australien gilt er noch heute als Begründer des dortigen liberalen Judentums. 1980 starb er in Melbourne.
Dr. M. Swarsensky, am 22. 10. 1906 in Marienfließ/Pommern geboren, trat 1932 nach seinem Studium in Berlin und Würzburg in den Dienst der Berliner Gemeinde. Ab 1934 wirkte er als Gemeinderabbiner an den Synagogen Prinzregentenstraße, Fasanenstraße, Rykestraße und Oranienburger Straße. Nach der Pogromnacht 1938 verhaftet und im Konzentrationslager Sachsenhausen interniert, konnte er im März 1939 in die USA emigrieren, wo er 1981 starb.
Dr. M. Weyl wurde am 17. 2. 1873 in Berlin geboren. Er studierte in Berlin und wirkte hier einige Jahre, später in Konitz/Westpreußen, Kaiserslautern und ab 1917 wieder in Berlin. Er amtierte vornehmlich an den Synagogen Kaiserstraße und Rykestraße, ab 1929 zeitweise nur an den Orgelsynagogen. Seine letzte Predigt hielt er im Juli 1942 in der Oranienburger Straße. Vier Wochen später wurde er, damals bereits im Ruhestand, nach Theresienstadt deportiert und dort ermordet.
Weiterführende biographische Angaben finden sich in: B. Jerke, Personen an der Neuen Synagoge, Kurzbiographien, in: Tuet auf die Pforten. a. a. O. S. 100–128. (Anm. 16).

22 E. Zimet, am 27. 3. 1912 in Berlin geboren, studierte von 1930 bis 1934 an der hiesigen Universität und von 1930 bis 1938 an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums, wo er auch sein Rabbinerexamen ablegte. Bereits seit 1933 war er als Prediger und Lehrer tätig. Im Jahre 1938 faßten das Auswärtige Amt und die Gestapo den Beschluß, die im Deutschen Reich lebenden osteuropäischen Juden zu vertreiben. Kleinere Gruppen russischer und rumänischer Juden wurden bereits im Frühjahr abgeschoben, und in der Nacht vom 28. zum 29. Oktober 1938 wurden rund 18 000 der verbliebenen 72 000 polnischen Juden aus Deutschland, Österreich und dem Sudetenland über die polnische Grenze abgeschoben. Zu ihnen gehörte auch Erwin Zimet. Nachdem er fünf Monate im „Niemandsland"-Lager bei Zbaszyn verbracht hatte, gelang ihm im April 1939 die Emigration nach England und später in

die USA, wo er an verschiedenen Orten wieder als Rabbiner amtierte. 1991 starb er.
Ausführlich über die Ausweisung polnischer Juden: Sybill Milton, Menschen zwischen Grenzen: Die Polenausweisung 1938, in: Menora, Jahrbuch für deutsch-jüdische Geschichte. Hrsg. Julius Schoeps, München, Zürich 1992, S. 184–206.

23 „Gemeindeblatt der Jüdischen Gemeinde zu Berlin", 6. 11. 1925, S. 240. Wann die Jüdische Gemeinde erstmals „Konfirmationskurse für die weibliche Jugend zum Abschluß ihrer religiösen Ausbildung" einführte, konnte ich bislang nicht feststellen.

24 Leo Ahlbecks gelang es, 1939 nach England zu emigrieren.

25 David Stabinski, geb. am 15. 1. 1857 in Dombrowa, gest. am 19. 9. 1919 in Berlin, beerdigt auf dem Friedhof in Berlin-Weißensee. D. Stabinski und L. Ahlbeck gehörten dem 1905 gegründeten „Allgemeinen Deutschen Kantorenverband (e.V.)" an. Zu dessen Hauptaufgaben gehörten die Förderung seiner Mitglieder auf fachwissenschaftlichem Gebiet, die Vermittlung von Standesbewußtsein und Kollegialität sowie die Herbeiführung geregelter Anstellungsverhältnisse, mit denen auch die Alters-, Invaliditäts-, Witwen- und Waisenunterstützung verbunden waren.

26 Buchardts Situationsbeschreibung bezog sich sowohl auf die Synagogen mit altem Ritus (Heidereutergasse, Rykestraße, Kaiserstraße, Pestalozzistraße, Münchener Straße, Kottbusser Ufer) als auch auf die Synagogen mit neuem Ritus (Oranienburger Straße, Lindenstraße, Lützowstraße, Levetzowstraße, Markgraf-Albrecht-Straße, Prinzregentenstraße).

27 Fast wöchentlich fanden derartige Vortragsreihen und Konzerte in den Berliner Synagogen, viele davon in der Rykestraße, statt. In den verschiedenen jüdischen Zeitungen finden sich zahlreiche dieser Ankündigungen.

28 J. Dymont wurde 1881 geboren und starb am 22. 3. 1956 in Jerusalem.

29 „Gemeindeblatt der Jüdischen Gemeinde zu Berlin", 24. 2. 1934, S. 4. Die gelungene „Uraufführung" wurde gleichermaßen überschwenglich in zahlreichen Beiträgen, so im „Israelitischen Familienblatt", in der „Jüdischen Rundschau", in der „Central-Verein-Zeitung" sowie im „Israelit" und der „Jüdisch-liberalen Zeitung" gewürdigt.

30 Besonders ausführlich sind die Berichte von Arno Nadel, dem vielseitig talentierten jüdischen Künstler, Maler, Lyriker und Musiker. Zusammen mit seiner Frau wurde er im Alter von fünfundsechzig Jahren am 12. 3. 1943 nach Auschwitz deportiert und dort ermordet.

31 Den im „Jüdischen Nachrichtenblatt" veröffentlichten Angaben zu den Gottesdiensten ist lediglich indirekt zu entnehmen, daß nur einige der beschädigten Berliner Synagogen wiederhergestellt und geöffnet werden konnten.

32 Am 6. 11. 1938 erschien die letzte Ausgabe des „Jüdischen Gemeindeblattes für Berlin" in seiner bisherigen Form. Nach dem Pogrom trat an seine Stelle in gekürzter Form das „Jüdische Nachrichtenblatt", das unter schwersten Bedingungen bis zum 4. 6. 1943 erscheinen konnte.

33 Im Jahre 1923 wurde diese liberale private Synagoge von dem Lehrer Hermann Falkenberg und Professor Josua Falk Friedlaender gegründet. Falkenberg, der 1869 in Westpreußen geboren wurde und 1936 in Berlin starb, engagierte sich besonders für arme jüdische Familien im Bezirk und war u. a. Vorsteher der Synagoge Rykestraße. Für den 13. 11. 1942 wird nach mehreren Unterbrechungen zum letzten Mal ein Gottesdienst in dieser Synagoge erwähnt.

34 „Jüdisches Nachrichtenblatt", Berlin, 5. 4. 1940.

35 Archiv Centrum Judaicum, Best. 50, Berliner Gemeinde Grundbuchakte Rykestraße.

36 Hans Hirschberg, 1985, zitiert nach: Synagogen in Berlin, Berlin 1983, Teil 2, S. 76. In der Nachkriegszeitschrift der Berliner Gemeinde „Der Weg" findet sich die Notiz, daß in der Synagoge ein „Eisenwarenlager untergebracht" worden war. „Der Weg", 10. 8. 1951.

37 Beispielsweise wurden auch Friedhöfe der Gemeinde mit Hypotheken belastet. Ein Friedhof aber ist, jüdischen Religionsvorschriften zufolge, ein Ort ewiger Ruhe, der nicht eingeebnet werden darf. Während dies für Stadt oder Reich als potentiellen Käufer mit Neugestaltungsplänen bedeutungslos war, hätte die Jüdische Gemeinde ohne Zwang dem nicht zugestimmt.

38 Reichsgesetzblatt 1938, Teil 1, S. 1579. Wenig später wurde die Summe auf 1 250 000 000 RM erhöht und mußte bis zum 15. 11. 1939 gezahlt werden. Ebenda, 1939 Teil 2, S. 2059.

39 In einem Schreiben der Deutschen Hypothekenbank (Meiningen) vom 21. 2. 1939 heißt es: „Die Jüdische Gemeinde in Berlin hat in früheren Jahren mit Genehmigung des Polizeipräsidenten Kommunaldarlehen bei uns aufgenommen. Sie hat hieraus noch etwa RM 4 100 000,00 zurückzuzahlen. Unsere Forderung wird durch eine Höchstsicherungshypothek von RM 4 200 000,00 auf der Mehrzahl der der Gemeinde gehörigen Grundstücke gesichert. Die Jüdische Gemeinde will die Rückzahlung aus der Veräußerung für sie entbehrlicher Grundstücke leisten."

40 Die Vergabe von Kommunaldarlehen konnte ausschließlich an Körperschaften des öffentlichen Rechts, nicht aber an private Vereine, zu solch einem war auch die Jüdische Gemeinde per 1. 1. 1938 degradiert worden, vergeben werden. Erst weitere „Sondergesetzgebungen" lassen dies zu.

41 Diese Problematik ist Gegenstand einer noch nicht veröffentlichten Untersuchung von mir.

42 „Verordnung über den Einsatz jüdischen Vermögens vom 3. 12. 1938", Reichsgesetzblatt 1938, Teil 1, S. 1709.

43 Landesarchiv Berlin, R. Br. Rep. 57 Bl. 4, Schreiben der Deutschen Hypothekenbank (Meiningen) an den Stadtpräsidenten der Reichshauptstadt Berlin vom 21. 3. 1938.

44 Im Frühjahr 1939 kamen weitere Grundstücke hinzu, während bereits im Sommer einige Grundstücke von ihrer „Mithaftung für die Gesamtschuld" befreit wurden. Ob eine Tilgung der eingetragenen Schuld erfolgte, ließ sich bislang nicht feststellen. Mehrfach vollzog sich

jedoch der Wechsel von neueingetragener Schuld und Löschung, so daß die Höhe der Sicherheitshypothek immer gleich blieb.

45 Grundbucharchiv Hohenschönhausen, Akte Rykestraße, Bl. 65.

46 Eine Anfrage bei den Archiven der Banken ergab bislang keine Klärung, wie und ob eine Tilgung erfolgte bzw. ob tatsächlich, wie behauptet, eine Darlehensschuld bestand.

47 Die am 17.9.1933 gegründete Reichsvertretung der deutschen Juden (Vorsitz: Leo Baeck) wurde auf Druck des NS-Staates im Juli 1939 in die „Reichsvereinigung der Juden in Deutschland" umgewandelt. Damit war aus dem ursprünglich freiwilligen Zusammenschluß eine Zwangsvereinigung geworden, die unter Kontrolle der Gestapo stand. Auch die Berliner Jüdische Gemeinde mußte ihr angehören.

48 Zu diesem Zeitpunkt war das „Referat IV B 4 („Judenangelegenheiten, Räumungsangelegenheiten, Einziehung volks- und staatsfeindlichen Vermögens, Aberkennung der deutschen Reichsangehörigkeit)", Kurfürstenstraße 115/116, dem Referat IV B („Weltanschaulich-rassische Gegner") zugeordnet. Ausführlich dazu bei: Johannes Tuchel/ Reinhold Schattenfroh. Zentrale des Terrors. Prinz-Albrecht-Str. 8: Hauptquartier der Gestapo, Berlin 1987.

49 Über die „Neue Reichsvereinigung" siehe: Dagmar Hartung-von Doetinchem / Rolf Winau (Hrsg.), Zerstörte Fortschritte. Das jüdische Krankenhaus in Berlin, Berlin 1989, S. 191 ff.

50 Grundbucharchiv Berlin-Hohenschönhausen, Grundbuchakte Rykestr. Bl. 110.

51 Ebenda, Bl. 155.

52 In der „Stenographische(n) Niederschrift von einem Teil der Besprechung über die Judenfrage unter Vorsitz von Hermann Göring im Reichsluftfahrtministerium am 12. November 1938, 11.00 Uhr" heißt es: „Die Synagogen, die in Berlin gebrannt haben, werden von den Juden selbst niedergelegt. Wir können sie z.T. zu Parkplätzen umgestalten (...)." Dokument 1619-PS, in: Der Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher vor dem Internationalen Militärgerichtshof Nürnberg, 1949, Bd. XXXVIII, S. 508.

53 Etwa 3 300 jüdische Frauen und Männer waren im Herbst 1942 in den Siemensstädter Werken zwangsverpflichtet. Ein erhalten gebliebener firmeninterner Bericht vom Oktober 1945 gibt detaillierte Auskunft über die Lage und den „Einsatz ausländischer Zivilisten, Kriegsgefangener, Juden und KZ-Häftlinge im Hause Siemens". Yad Vashem, Jerusalem, M-32/93.

54 An diesem Tag (sog. Fabrik-Aktion) endete die „Schonfrist" für die bis dahin von den Deportationen zurückgestellten jüdischen Zwangsarbeiter. „Im Einvernehmen mit dem Chef der Sicherheitspolizei und des SD sollen nunmehr auch die noch in Arbeit eingesetzten Juden aus dem Reichsgebiet evakuiert und durch Polen (...) ersetzt werden." Fritz Sauckel am 26.11.1942 an die Landesarbeitsämter, zit. nach: Martina Voigt, Die Deportation der Berliner Juden 1941–1945, in: Die Grunewaldrampe, Hrsg. Landesbildstelle Berlin 1993, S. 40.

55 M. Riesenburger überlebte dank seiner nach NS-Gesetzgebung „nichtjüdischen" Ehefrau Klara in Berlin.
56 Die Namen der beiden Überlebenden sind mir bekannt.

Larissa Dämmig

Die Liberale Synagoge Norden

1 J. Gutmann: Hermann Falkenberg, in: Gemeindeblatt der Jüdischen Gemeinde zu Berlin 26(1936)13, S. 3.
2 (hebr.) Feiertagsstimmung.
3 H. Falkenberg: Ausbau und Fortschritt, in: Die Gemeinschaft (1925)2, S. 8.
4 Abendgebete für Sabbat und Festtage: Gebetbuch der Liberalen Synagoge Berlin / Hrsg. von der Liberalen Synagoge Berlin. – 2. veränd. u. verm. Aufl. d. „Freitagabend-Gebets". – Berlin, 1935. – (Die Gemeinschaft: Hefte für die religiöse Erstarkung des Judentums).
5 Hermann Falkenberg: Unser Gottesdienst, in: Die Gemeinschaft (1925)1, S. 6.
6 Ebenda, S. 7.
7 Ernst Heinrich Seligsohn: Der „Laie", in: Die Gemeinschaft (1926) 3, S. 10.
8 Jonas Plaut: Ein Jahrfünft Liberale Synagoge Norden, in: Die Gemeinschaft (1928) 13/14, S. 9.
9 Als Laienprediger wirkten hier u. a. Hermann Falkenberg, Josua Friedlaender und Jonas Plaut, der Direktor des „Auerbach'schen Waisenhauses".
10 Rabbiner Dr. Salomonski 50 Jahre, in: Israelitisches Familienblatt, Ausgabe für Gross-Berlin 33 (1931) 26 ohne Seitenangabe.
11 Leopold Wolff: Aufgang oder Untergang?, in: Jüdisch-liberale Zeitung 5 (1925) 45, ohne Seitenangabe.
12 Schreiben von Moses Gottfeld, Liberale Synagoge Norden e.V. an die Beschwerdestelle der Jüdischen Gemeinde vom 9. 12. 1931, Bundesarchiv, Außenstelle Coswig 75 A Be 2 Bd. 13, Bl. 82.
13 Walter Plaut: Jugend und Gottesdienst, in: Jüdisch-liberale Zeitung 14 (1934) 8, ohne Seitenangabe.
14 Festgottesdienst in der Liberalen Synagoge, in: Gemeindeblatt der Jüdischen Gemeinde zu Berlin 25 (1935) 34, S. 4.

Sibylle Hinze

Der Anfang vom Ende

1 Vgl.: Petra Grubitzsch: Prenzlauer Berg. Geschichte der Berliner Verwaltungsbezirke. Bd. 21, Berlin 1995, S. 91.
2 Vgl.: Ebenda, S. 131.

3 Brandenburgisches Landeshauptarchiv Potsdam (im folgenden: BLHA), Pr. Br. Rep. 36 A, Oberfinanzpräsident, Devisenstelle, D4, Gruppe A (Auswanderung) – Kartei. Weshalb der Aktenbestand nur bis 1936 reicht, war nicht ermittelbar.

4 Vgl.: Auszug aus dem Gedenkbuch im Archiv des Prenzlauer Berg Museums.

5 Strafbestimmungen (§§ 36, 37) der Verordnung über die Devisenbewirtschaftung vom 23. Mai 1932. Am 4. 2. 1935 wurde das Gesetz überarbeitet, das heißt weiter verschärft. Die Strafbestimmungen enthielten nunmehr die §§ 42 f. Vgl.: Fragebogen für Auswanderer. BLHA, Rep. 36 A.

6 Vgl.: Grubitzsch (Anm. 1), S. 122.

7 Wahrscheinlich späterer Familienname.

8 Grubitzsch (Anm. 1), S. 122 f.

9 BLHA, Rep. 36 A – A 3458.

10 Nach der Akte von Dr. Segall (BLHA, Rep. 36 A – A 3763) war dafür damals offenbar der Groß-Berliner Ärztebund e.V. verantwortlich.

11 Christian Engeli: Berlin und die Provinz Brandenburg 1933–1945. In: Verwaltungsgeschichte Ostdeutschlands 1815–1945. Organisation – Aufgaben – Leistungen der Verwaltung. Hrsg. Gerd Heinrich, Friedrich-Wilhelm Henning, Kurt G. A. Jeserich, Stuttgart, Berlin, Köln 1993, S. 810.

12 BLHA, Rep. 60, Stadtpräsident Berlin, Nr. 467, Bl. 43. Der Staatskommissar in der Hauptstadt Berlin Dr. Lippert an den Preußischen Minister für Wirtschaft und Arbeit am 15. 3. 1934. Bl. 45, Lippert an den preußischen Ministerpräsidenten am 29. März 1934.

13 Vgl.: Akte Dr. Erich Lewin, BLHA, Rep. 36 A – A 2576.

14 Vgl.: Martin Broszat/Norbert Frei (Hrsg.): Das Dritte Reich im Überblick. Chronik, Ereignisse, Zusammenhänge, München, Zürich, 2. Aufl. 1990, S. 233.

15 Vgl.: BLHA, Rep. 36 A – A 2278, A 4687, A 1170, A 1836, A 3763, A 3860, A 2168, A 1118, A 2012, A 3555, A 2576, A 3661, A 4038, A 177, A 248, A 4224.

16 Vgl. Anmerkung 5.

17 BLHA, Rep. 36 A – A 4224.

18 Erinnerung von Martin Glass. Interview mit Bernt Roder am 4. 10. 1994 in Jerusalem. Archiv des Prenzlauer Berg Museums.

19 Vgl.: Ebenda.

20 Vgl.: Ebenda.

21 Gedächtnisaufzeichnung eines Gespräches von Sibylle Hinze mit Frau X. am 17. 11. 1994. Archiv des Prenzlauer Berg Museums.

22 BLHA, Rep. 60, Stadtpräsident Berlin, Nr. 506, Bl. 108–118.

23 Ebenda.

24 Ebenda.

25 Ebenda.

26 Ebenda.

27 Ebenda, Bl. 120, 122.

28 Ebenda, Bl. 132 f.

29 Vgl.: Broszat (Anm. 14): S. 127, 210.

30 BLHA, Pr.Br. Rep. 12 A, Landgericht Berlin, Nr. 235/1. Verzeichnis der jüdischen Rechtsanwälte und Mischlinge bis zu 50 %. Stand vom 26. 11. 1936. Rep. 12 A, Landgericht Berlin, Nr. 10, Verzeichnis der bei der Anwaltskammer Berlin zugelassenen Rechtsanwälte. 15. 10. 1933.

31 BLHA, Rep. 12 A, Landgericht Berlin, Nr. 183, Bl.47.

32 Ebenda. Die Hausnummer ist unleserlich, wahrscheinlich eine Hunderterzahl.

33 Nach einem schriftlichen Bericht vom Dezember 1993 und einem Protokoll von einer Straßenbegehung mit Arnold Biegeleisen am 16. 9. 1994. Archiv des Prenzlauer Berg Museums. Mündliche Berichte gegenüber Sibylle Hinze.

Birgit Kirchhöfer

„Ein Gefühl der Geborgenheit"

1 Synagoge Rykestraße erbaut von der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, Berlin 1905, o. S.

2 Ebenda.

3 Vgl. VI. Religionsschule der jüdischen Gemeinde zu Berlin, Rykestr. 53, NO. 55. Bericht, erstattet vom Dirigenten A. Auerbach, städt. Lehrer, in: Bericht über die Lehranstalten der jüdischen Gemeinde zu Berlin, Berlin 1907, S. 63–75.

4 In welchem Jahr ein Leiter für die Mädchenabteilung eingesetzt wurde und ab wann Dr. Weyl diese Aufgabe ausübte, konnte nicht festgestellt werden. 1917 gab es ein solches Amt jedenfalls schon unter Rabbiner Dr. Bergmann. Vgl. „Gemeindeblatt der jüdischen Gemeinde zu Berlin" (nachfolgend Gemeindeblatt) vom 9. 3. 1917.

5 Satzungen des Jüdischen Schulvereins, § 2, Landesarchiv Berlin, Rep. 42 Acc. 2147 Nr. 26408, Bl. 6.

6 „Jüdische Rundschau" (nachfolgend JR) vom 14. März 1922, S. 133.

7 JR vom 7. April 1922, S. 182.

8 JR vom 25. April 1922, S. 211.

9 Ebenda.

10 Zu den erwähnten Lehrern der III. Privaten Volksschule: Vgl. Die Lehrer der Ryke-Schule 1926–1942 in: Willi Holzer, Jüdische Schulen in Berlin. Am Beispiel der privaten Volksschule der jüdischen Gemeinde Rykestraße. Berlin 1992, S. 103–119.

11 Gemeindeblatt, April 1929, S. 182.

12 Gemeindeblatt, April 1924, S. 196.

13 Vgl. Bauakte Rykestraße 53, Bezirksamt Prenzlauer Berg, Abteilung Bauen und Wohnen, Stadtplanungsamt, Uraltaktenarchiv.

14 Gemeindeblatt, Juli 1932, S. 160.

15 JR vom 14. Februar 1933, S. 63.

16 JR vom 9. Juni 1933, S. 243.

17 „Kinder-Rundschau" Nr. 18, S. 3, in: JR vom 9. Oktober 1934.

18 Vgl. Vertrag zwischen der Reichshauptstadt Berlin und der Jüdischen Gemeinde Berlin, Landesarchiv Berlin (Stadtarchiv), Rep. 20.01 Nr. 718 Bl. 57–60.

19 Schreiben vom 18. Februar 1942, ebenda, Bl. 80 Rückseite.

20 Schreiben ohne Datum, ebenda, Bl. 89.

21 Selma Schiratzki, Eine jüdische Volksschule während der Hitlerzeit, in: 3. Volksschule Rykestraße, Berlin 1986, S. 6.

22 Vgl. Birgit Jerke, Des Gotteshauses Bedeutung und Berechtigung.

23 Schreiben vom 2. Januar 1942, Bundesarchiv Potsdam, Rep. 75 C Re 1 Nr. 6.

24 Fritz Löwenstein, Die jüdische Schule, in: JR vom 4. April 1922, S. 1.

25 Schiratzki, a. a. O., S. 6 f. (Anm. 21).

26 Erich Eisemann, Die Gemeinschaftserziehung in meiner Klasse. Als Tätigkeitsbericht für die zweite Prüfung für das Lehramt an der Volksschule eingereicht von Dr. phil. Erich Eisemann, Berlin 1936, Manuskript, S. 36 f.

27 Meta Gutmann, Hebräisch Unterricht im ersten Schuljahr, Teil 2, in: JR vom 25. Januar 1935, S. 10.

28 Nach 1933 schaffte die III. Private Volksschule den Hebräischunterricht nach Klassenstufen ab. Die neuen Schüler, die auf die Schule kamen, brachten sehr unterschiedliche oder gar keine Hebräischkenntnisse mit. Die Kinder wurden deshalb nach ihrem Können eingestuft und in Lerngruppen zusammengefaßt.

29 Adele Rosenbaum-Reifenberg, Jüdisches im Zeichen- und Werkunterricht, in: JR vom 7. Juli 1933, S. 315.

30 „Kinder-Rundschau" Nr. 1, 1935, S. 3, in: JR vom 15. Januar 1935.

31 „Kinder-Rundschau" Nr. 11, 1935, S. 4, in: JR vom 12. Juli 1935.

32 Reichsvertretung der Juden in Deutschland. Schul-Abteilung. Richtlinien zur Aufstellung von Lehrplänen für jüdische Volksschulen. Neue Fassung 1937. Zitiert nach Joseph Walk, Jüdische Schule und Erziehung im Dritten Reich, Frankfurt am Main 1991, S. 265.

33 Vgl. ebenda. Vgl. auch Ruth Röcher, Die jüdische Schule im nationalsozialistischen Deutschland 1933–1942, Frankfurt am Main 1992; Yfaat Weiss, Schicksalsgemeinschaft im Wandel. Jüdische Erziehung im nationalsozialistischen Deutschland 1933–1938, Hamburg 1991.

34 Julius Stern, Die jüdische Schule der Gegenwart, in: Gemeindeblatt, Nr. 20 vom 19. Mai 1935, S. 1.

35 Schiratzki, a. a. O., S. 6 (Anm. 21).

36 Vgl. Röcher, a. a. O., S. 200–204 (Anm. 33); Walk, a. a. O., S. 151 f. (Anm. 32). Ein Stundenplan für das 9. Schuljahr in der Rykestraße findet sich in Holzer, a. a. O., S. 33 (Anm. 10).

37 Alle nur mit einem Namen gekennzeichneten Zitate stammen von ehemaligen Schülern und Schülerinnen. Sie sind Interviews und Zuarbeiten entnommen, die 1995/96 entstanden.

38 Eisemann, a. a. O., S. 30 (Anm. 26).

39 Ebenda, S. 26.

40 Ebenda, S. 27.

41 Vgl. Gemeindeblatt Nr. 3, März 1929, S. 124; Ruth Gross, Schuljahre in Berlin, in: Aus Nachbarn wurden Juden, Berlin 1988, S. 122 f.
42 Eisemann, a. a. O., S. 2 (Anm. 26).
43 Schiratzki, a. a. O., S. 6 (Anm. 21).
44 Ebenda, S. 3.
45 Zit. nach Holzer, a. a. O., S. 68 (Anm. 10).
46 Klaus Scheurenberg, Ich will leben, Berlin 1982, S. 35.
47 Jizschak Schwersenz, Die versteckte Gruppe, Berlin 1988, S. 86.
48 Scheurenberg, a. a. O., S. 34 f. (Anm. 46).
49 Vgl. Martin-Heinz Ehlert, Lilli Henoch. Fragmente aus dem Leben einer jüdischen Sportlerin und Turnlehrerin, in: „Sozial- und Zeitgeschichte des Sports", Heft 2/1989, S. 34–48.

Daniela Zunzer

„Die deutsche Geschichte kommt als Gespenst zurück."

1 Reimann, Bettina, Umfang und Verfahren des Prinzips „Rückgabe vor Entschädigung": Folgen der Regelung für die Wohnungsversorgung und Stadtentwicklung in den neuen Ländern und Berlin, Gutachten im Auftrag der Bundesforschungsanstalt für Landeskunde und Raumordnung, Berlin 1995, S. 18/19.
2 Häußermann, Hartmut, Von der sozialistischen zur kapitalistischen Stadt, in: „Aus Politik und Zeitgeschichte: Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament", Heft 12/1995, S. 3–15, hier S. 12.
3 Vgl. zur ausführlicheren Beschreibung der „Arisierung" von Unternehmen und Betrieben: Barkai, Avraham, Vom Boykott zur „Entjudung": Der wirtschaftliche Existenzkampf der Juden im Dritten Reich 1933–1943, Frankfurt am Main 1988; Ders., Der wirtschaftliche Existenzkampf der Juden im Dritten Reich 1933–1938, in: Arnold Paucker u. a. (Hrsg.), Die Juden im nationalsozialistischen Deutschland 1933–1943, Tübingen 1986, S. 153–165; Ludwig, Johannes, Boykott, Enteignung, Mord: Die „Entjudung" der deutschen Wirtschaft, München 1992.
4 Grundlage dieser Recherche waren die Berliner Adreßbücher, das Jüdische Adreßbuch von Berlin und Zusammenstellungen von Aktenbeständen des Landesamts zur Regelung offener Vermögensfragen (LAROV). Eigentliche Quellengrundlage der Ausführungen stellten im weiteren die historischen Grundbücher und Grundakten dar. Vgl. zur ausführlicheren Beschreibung: Zunzer, Daniela, Die „Arisierung" des jüdischen Grundbesitzes: dargestellt am Fallbeispiel Helmholtzplatz, Berlin-Prenzlauer Berg, Unveröffentlichte Magisterarbeit, Institut für Geschichtswissenschaften der Humboldt-Universität, Berlin 1996.
5 Landesarchiv Berlin, Pr.Br.Rep. 57, Stadtpräsident Berlin, Preisprüfungsstelle, Nr. 1228. Die meisten Grundstücke in jüdischem Besitz lagen in den Bezirken Charlottenburg, Wilmersdorf und Schöneberg sowie in Prenzlauer Berg (hier mit dem Nachbarbezirk Friedrichshain zusammengerechnet) und Mitte. Jene Bezirke wiesen auch die höchsten Anteile jüdischer Bevölkerung auf. Der Anteil der jüdischen Bevöl-

kerung lag 1933 in Prenzlauer Berg bei 5,77 Prozent (18 051 von insgesamt 312 981 Bewohnern). Ribbe, Wolfgang (Hrsg.), Geschichte Berlins: Von der Frühgeschichte bis zur Gegenwart, Band 2: Von der Märzrevolution bis zur Gegenwart, München 1987, S. 953.

6 Grundbucharchiv Berlin, Grundakte Pappelallee 2; „VorOrt: Bauen und Wohnen im Prenzlauer Berg", Heft 10/1995, S. 13.

7 Die Geldentwertung brachte nicht nur Nachteile für die Hausbesitzer. So konnten sie etwa die hypothekarischen Belastungen ihrer Grundstücke unerwartet schnell ablösen. Der häufig noch aus der Bauzeit der Häuser stark verschuldete Althausbesitz (vor 1918 erbaut) konnte so sehr schnell schuldenfrei werden. Hünecke, Walter, Struktur und Lage des städtischen Althausbesitzes, in: W. Zimmermann (Hrsg.), Beiträge zur städtischen Wohn- und Siedelwirtschaft, Teil 2: Deutschland, Schriften des Vereins für Socialpolitik Bd. 177, München, Leipzig 1930, S. 232 f. Vgl. hierzu auch: Blaich, Fritz, Der Schwarze Freitag: Inflation und Wirtschaftskrise, München 1985; Letzien, Erna, Kostenfragen beim städtischen Althausbesitz, Berlin 1939, S. 50.

8 Bereits 1933 wurde weitere Gesetze erlassen, mittels derer der Staat nicht nur einen Teil des persönlichen Vermögens zurückbehalten konnte, sondern die den totalen Vermögenszugriff erlaubten. Mit dem „Gesetz über den Widerruf von Einbürgerungen und die Aberkennung der deutschen Staatsangehörigkeit" vom 14. 7. 1933 konnten alle Einbürgerungen zwischen 1918 und 1933 widerrufen werden. Reichsgesetzblatt I, 1933, S. 480. Nach der Ausbürgerung verfiel das gesamte inländische Vermögen dem Deutschen Reich. Besonders betroffen waren davon osteuropäische Juden, die während der Weimarer Republik eingebürgert worden waren. Gleichzeitig erlassen wurde das „Gesetz über die Einziehung volks- und staatsfeindlichen Vermögens" (RGBl I, 1933, S. 479–480). Mittels dieses Gesetzes konnte über kommunistisches und sozialdemokratisches Parteivermögen hinaus das gesamte Vermögen von Personen mit anderen „nach Feststellung des Reichsministers des Innern volks- und staatsfeindliche(n) Bestrebungen" vom Staat eingezogen werden.

9 „Verordnung des Reichspräsidenten über die Devisenbewirtschaftung", (RGBl) I, 1931, S. 421.

10 Die Reichsfluchtsteuer war neben anderen Notverordnungen mit der „Vierten Verordnung des Reichspräsidenten zur Sicherung von Wirtschaft und Finanzen und zum Schutze inneren Friedens" am 8. 12. 1931 erlassen worden. RGBl I, 1931, S. 699 ff. Nach Entrichtung der Steuer wurde das Restvermögen zunächst auf ein „Auswanderer-Sperrkonto" überwiesen. Der Verkauf der Sperrkontenmark gegen Devisen bedeutete erneut erhebliche Verluste. Barkai, Vom Boykott zur „Entjudung", vgl. Anm. 3, S. 111/112.

11 RGBl I, 1938, S. 414–415.

12 Starker ausländischer Protest hatte zur Folge, daß auf die Anmeldung des Vermögens verzichtet wurde, wenn Ausländer tatsächlich im Ausland lebten. Genschel, Helmut, Die Verdrängung der Juden aus der Wirtschaft im Dritten Reich, Göttingen 1966, S. 153.

13 RGBl I, 1938, S. 1709–1712.

14 Scholl, Albert, Die Entjudung des deutschen Grundbesitzes, Berlin 1940, S. 9, 26–28, 62. Genehmigungsbehörde waren die Preisstellen für Grundstücke. Für die sechs Innenstadtbezirke (Mitte, Prenzlauer Berg, Friedrichshain, Kreuzberg, Tiergarten, Wedding) war die gemeinsame Preisstelle für Grundstücke beim Hauptvermessungsamt angesiedelt. Für alle anderen Stadtbezirke waren die Bezirksbürgermeister zuständig, d. h. die Bezirksvermessungsämter. Die Preisstellen für Grundstücke waren 1936 zur generellen Überwachung der Grundstückspreise eingerichtet worden.

15 „Verordnung über eine Sühneleistung der Juden deutscher Staatsangehörigkeit", RGBl I, 1938, S. 1579. Festgesetzt wurde eine „Sühneleistung" in Höhe von 1 Mrd. RM, zu deren Deckung alle Juden in Deutschland zunächst 20 Prozent, später noch einmal 5 Prozent ihres Vermögens entrichten mußten. Mindestens ebenso perfide war die „Verordnung zur Wiederherstellung des Straßenbildes bei jüdischen Gewerbetreibenden", RGBl I, 1938, S. 1581. Jüdische Geschäftsinhaber mußten ihre von den randalierenden Nazihorden beschädigten Geschäfte auf eigene Kosten in Ordnung bringen lassen. Versicherungsansprüche von Juden deutscher Staatsangehörigkeit wurden zugunsten des Reichs beschlagnahmt.

16 Ebenda, S. 1580.

17 Ebenda, S. 1642.

18 Viseur, Max, Die Entjudung des Berliner Einzelhandels, in: „Wirtschaftsblatt der Industrie-und Handelskammer zu Berlin", Jg. 37 (1939), S. 159–161, hier S. 160. „Deutsche Wohnwirtschaft", 1939, S. 73.

19 Brombach, Hans, Bau- und Reparaturauflagen beim Erwerb städtischer Grundstücke, in: „Deutsche Verwaltung: Organ der Verwaltungsrechtswahrer des nationalsozialistischen Rechtswahrerbundes", Jg. 18 (1941), S. 216–217, hier S. 216. Diese Ausgleichsabgabe betraf zunächst lediglich jene Verkäufe, die aufgrund der Einsatzverordnung vom 3. 12. 1938 der behördlichen Genehmigung unterlagen. Mit einem Erlaß vom Juni 1940 konnte diese Abgabe auch rückwirkend auf sämtliche Verkäufe seit dem 31. 1. 1933 erhoben werden. „Verordnung über die Nachprüfung von Entjudungsgeschäften" vom 10. 6. 1940, RGBl I, 1940, S. 891; „Das Grundeigentum", 1940, S. 308.

20 „Zweite Durchführungsverordnung zur Einsatzverordnung" vom 23. 1. 1940, zit. nach Walk, Joseph, Das Sonderrecht für die Juden im NS-Staat: eine Sammlung der gesetzlichen Maßnahmen und Richtlinien, Inhalt und Bedeutung, Heidelberg 1981, S. 315.

21 Grundbucharchiv Berlin, Grundakte Dunckerstraße 10, Devisengenehmigung vom 27. 4. 1935.

22 Mohr, Gundi, Praktiken der „Arisierung": Die wirtschaftliche ‚Entjudung' durch den nationalsozialistischen Staat, in: „Tribüne: Zeitschrift zum Verständnis des Judentums", Jg. 28 (1989), Heft 111, S. 147–158, hier S. 151/152. Vgl. hierzu auch: Metzger, Karl-Heinz, Monika Schmidt, Herbert Wehe, Martina Wiemers, Kommunalverwaltung unterm Hakenkreuz: Berlin-Wilmersdorf 1933–1945, Berlin 1992; ÖTV (Gewerkschaft Öffentliche Dienste, Transport und Verkehr) (Hrsg.),

Dokumentation, Judenmord und öffentliche Verwaltung – 50 Jahre nach der „Wannsee-Konferenz", in Kooperation mit der Gedenkstätte Haus der Wannsee-Konferenz, Berlin o. J. (etwa 1992).

23 Auch der Präsident der Handelskammer in Breslau, zugleich Chef der Wirtschaftskammer für Niederschlesien und Gauwirtschaftsberater für Niederschlesien, saß im Aufsichtsrat der Deutschen Bank. O.M.G.U.S., Militärregierung der Vereinigten Staaten für Deutschland, Ermittlungen gegen die Deutsche Bank 1946/1947, Nördlingen 1985, S. 168. Auch einige der Führungskräfte der Dresdner Bank waren als Gauwirtschaftsberater tätig. O.M.G.U.S., Militärregierung der Vereinigten Staaten für Deutschland: Finanzabteilung, Ermittlungen gegen die Dresdner Bank 1946/1947, Nördlingen 1986, S. 83.

24 O.M.G.U.S., Ermittlungen gegen die Dresdner Bank, S. 77.

25 So wurde etwa im Februar 1939 vom Reichswirtschaftsminister angeordnet, daß die zwangsweise „Entjudung" des städtischen Grundbesitzes noch nicht in Angriff genommen werden solle. Vgl. Genschel (Anm. 12), S. 144.

26 Rundschreiben der NSDAP Württemberg vom 25. 11. 1938; Vgl. Walk, Anm. 20, S. 259.

27 Runderlaß des Reichswirtschaftsministeriums vom 6. 7. 1940, Ebd., S. 325.

28 Adler, H.G., Der verwaltete Mensch: Studien zur Deportation der Juden aus Deutschland, Tübingen 1974, S. 44.

29 RGBl I, 1939, S. 864. Vgl. hierzu auch: Wisdalski, Martin, Judenfeindliche Gesetze vor fünfzig Jahren: Wohnungsterror unterm Hakenkreuz, in: „Mietermagazin", Heft 4/1989, S. 13–19.

30 Vgl. Barkai, Vom Boykott zur „Entjudung", Anm. 3, S. 182.

31 Geist/Kürvers beschäftigen sich in ihrem Aufsatz mit der Rolle des Generalbauinspektors Speer bei der „Arisierung" jüdischer Wohnungen, gehen aber nicht näher auf die Judenhäuser ein. Johann Friedrich Geist, Klaus Kürvers, Tatort Berlin, Pariser Platz: Die Zerstörung und ‚Entjudung' Berlins, in: 1945: Krieg – Zerstörung – Aufbau: Architektur und Stadtplanung 1940–1960, Schriftenreihe der Akademie der Künste Band 23, Berlin 1995, S. 55–118.

32 Vgl. hierzu auch Fraenkel, Ernst, Der Doppelstaat, Frankfurt am Main 1974.

33 Landesarchiv Berlin, Pr. Br. Rep. 57, Nr. 489, Preisbildungsstelle, Schreiben vom 22. 6. 1939.

34 Stadtplanungsamt Prenzlauer Berg, Bauarchiv, Bauakte Dunckerstraße 71/Stargarder Straße 27, Genehmigung der Preisstelle für Grundstücke vom 20. 5. 1939.

35 Landesarchiv Berlin, Pr.Br.Rep. 57, Nr. 489, Preisbildungsstelle, Schreiben vom 22. 6. 1939.

36 Ebenda, Schreiben vom 21. 11. 1939. Alle weiteren im Text erwähnten Schreiben entstammen dieser Akte.

37 Der vollständige Name wird hier aus Datenschutzgründen nicht genannt.

38 Landesarchiv Berlin, Pr.Br.Rep. 57, Nr. 465, Preisbildungsstelle,

Schreiben vom 31. 1. 1940. Alle weiteren im Text genannten Schreiben entstammen dieser Akte.

39 Hauptsitz der Behörde war Berlin, Außenstellen existierten in zahlreichen Provinzen Polens.

40 RGBl I, 1940, S. 1270–1273.

41 Vgl. Adler (Anm. 28), S. 546.

42 Der bei einer Deportation zurückgelassene Besitz wurde auch auf der Grundlage der in Anm. 8 geschilderten Gesetze aus dem Jahre 1933 vom Deutschen Reich eingezogen.

43 Mitteilung des Reichswirtschaftsministeriums vom 10. Mai 1942; zit. nach Walk, vgl. Anm. 20, S. 372.

44 Bei persönlichem Besitz und Wohnungseinrichtungen begann mit dem Verfall nach der Elften Verordnung die „Verwertung" des Vermögens. Die Besitzgegenstände wurden verkauft oder für „Umsiedler aus dem Osten" zur Verfügung gestellt. Die Wohnungen wurden so schnell wie möglich weiter vermietet. Vgl. Scheiger, Brigitte, „Ich bitte um baldige Arisierung der Wohnung . . .": Zur Funktion von Frauen im bürokratischen System der Verfolgung, in: Theresa Wobbe (Hrsg.), Nach Osten: Verdeckte Spuren nationalsozialistischer Verbrechen, Frankfurt am Main 1992, S. 175–196.

45 Gerade heute sind diese Häuser häufig traurige Überbleibsel jener Zeit. Oft sind in diesen Fällen die jüdischen Eigentümer noch im Grundbuch eingetragen, da die Behörden mit der Umschreibung nicht nachkamen. Nach 1945 wurden zunächst nicht alle dieser Häuser in Volkseigentum überführt, da scheinbar kein verfolgungsbedingter Vermögensverlust vorlag. Tatsächlich aber waren die Eigentümer in den meisten Fällen deportiert und umgebracht worden. So erstaunt es kaum, daß bis heute häufig nicht einmal ein Erbe einen Antrag auf Rückgabe dieser Grundstücke gestellt hat, so daß sie zur Zeit einen großen Teil der in sogenannter „Notverwaltung" der Wohnungsbaugesellschaften befindlichen Grundstücke darstellen. Und Notverwaltung bedeutet Desinvestition und weiteren Verfall der Bausubstanz.

46 Grundbucharchiv Berlin, Grundakte Danziger Straße 69.

47 Grundbucharchiv Berlin, Grundakte Dunckerstraße 71.

48 Zentralinstitut für sozialwissenschaftliche Forschng, FU Berlin (Hrsg.), Gedenkbuch Berlins der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus, Berlin 1995, S. 717.

49 Landesarchiv Berlin, Gedenkbuchdatei.

50 Landesarchiv Berlin, Pr.Br.Rep 57, Nr. 465, Preisbildungsstelle, Schreiben vom 9. 3. 1940. Alle weiteren Schreiben sind dieser Akte entnommen.

Daniela Zunzer

Die „Arisierung" von jüdischem Gewerbe

1 Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Pr.Br.Rep. 60, Stadtpräsident Berlin, Nr. 506, S. 133 f.

2 Grundbucharchiv Berlin, Grundakte Danziger Straße 98; Vgl. „Vor-Ort": Bauen und Wohnen im Prenzlauer Berg", Hefte 8/95 bis 10/95.

Ulla Jung

Ein Stern aus Blech, gelb angemalt

1 Landesarchiv Berlin (LAB), Rep. 250–01–05 Nr.4 0052.
2 LAB, StA-Rep. 250–01–05 Nr.1–1/05.
3 LAB, StA-Rep. 250–01–05 Nr. 1–1/01.
4 Als Zwangsarbeiterin 1941 in Berlin, Die Aufzeichnungen der Volkswirtin Elisabeth Freund, Herausgegeben und kommentiert von Carola Sachse, Akademie Verlag, 1996, S. 107.
5 Ebenda, S. 110.
6 Ebenda, S. 117.
7 Das Sonderrecht für Juden im NS-Staat, Hrsg. Joseph Walk, C. F. Müller, Juristischer Verlag, Heidelberg, Karlsruhe, 1981.
8 LAB, StA Rep. 250-01–05 Nr. 1–0201.
9 LAB, StA Rep. 250–01–05 Nr. 1–1/01.
10 LAB, StA Rep.250–01–05 Nr. 1–1/12A

Birgit Jerke

Ein Tempel des Friedens

1 Archiv Stiftung „Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum", 5 A 1.
2 Am 8. August 1945 verließ der erste Rücktransport nach Berlin das am 8. Mai befreite Lager. Ausführlich: H. G. Adler, Theresienstadt 1941–1945. Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft., Tübingen 1960, S. 218.
3 Aus Auschwitz kehrten 178 Menschen zurück, 31 aus Riga, 20 aus Lodz und 7 aus Minsk, um nur einige zu nennen. Ausführlich dazu: Martina Voigt. Die Deportation der Berliner Juden 1941 bis 1945, in: Die Grunewaldrampe, hrsg. von der Landesbildstelle Berlin, Berlin 1993, S. 42.
4 Archiv Stiftung „Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum", 5 A 1.
5 United Nations Archives, New York, UNPRA PAG 4/3.0.11.0.1.3:4–15.4, zit. nach: Andreas Nachama, Nach der Befreiung: Jüdisches Leben in Berlin 1945–1953, in: Jüdische Geschichte in Berlin. Hg. Reinhard Rürup, Berlin, 1995, S. 271.
6 Bruno Blau: Vierzehn Jahre Not und Schrecken, in: Monika Richarz (Hg), Jüdisches Leben in Deutschland, Selbstzeugnisse zur Sozialgeschichte 1918–1945, Bd. 3, Stuttgart 1982, S. 474.
7 Martin Riesenburger, Das Licht verlöschte nicht, Berlin 1960, S. 68 f.
8 Im Mai 1925 hatten Martin Riesenburger und Klara Lenke, die ihm ein Leben lang eine treue Weggefährtin war, geheiratet. Heute lebt Frau Riesenburger in einem Altersheim in Berlin.

9 Zu ihnen gehörte auch Martha Liebermann, die Witwe des bekannten Malers und Förderers des Jüdischen Museums, Max Liebermann. Am 10. 3. 1943 nahm sich Martha Liebermann das Leben; der Transport, für den sie bestimmt war, ging am 12. 3. 1943 nach Auschwitz. Im Mai 1954 wurde sie an die Seite ihres Mannes auf den Friedhof Schönhauser Allee umgebettet.

10 Riesenburger, a. a. O., S. 72. (Anm. 7).

11 Angabe der Jüdischen Gemeinde zu Berlin vom Frühjar 1946. Archiv Stiftung „Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum", 5 A 1.

12 Riesenburger, a. a. O. S. 70.(Anm. 7).

13 Nach Aussagen von Hans Hirschberg, London, wurde hier ein Pferdestall eingerichtet. Am 10. 8. 1951 heißt es im „Weg": In der Synagoge Rykestraße hatte die SS ein Eisenwarenlager eingerichtet; die Mosaikfenster waren herausgerissen, die Bänke verbrannt.

14 Brief vom 26. 2. 1996.

15 Schreiben des Vorstandes der Jüdischen Gemeinde zu Berlin an die Sowjetisch-Russische Zentralkommandantur vom 12. 12. 1945, Archiv Stiftung „Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum", 5 A 1.

16 Es gab mehrere Straßenumbenennungen: ursprünglich Kottbusser Ufer, von 1937 bis 1947 Thielschufer (benannt nach einem SA-Mann); seit 1947 Fraenkelufer.

17 Der Weg, 1. 3. 1946, S. 1.

18 Archiv AJDC, Shelf 36G, Rep. Nr. 355, v. 1. 6. 1946, S. 14. zitiert nach: Andreas Nachama. Nach der Befreiung. Jüdisches Leben in Berlin 1945–1953, in: Jüdische Geschichte in Berlin. Hg. Reinhard Rürup, Berlin, 1995, S. 278.

19 Ausführlich: Andreas Nachama, a. a. O. S. 276. (Anm. 18)

20 Im Frühjahr 1996 erschienen die Erinnerungen von Rabbiner Nathan Peter Levinsohn unter dem Titel: Ein Ort ist, mit wem du bist. Lebensstationen eines Rabbiners, hg. von Hermann Simon, Berlin 1996.

21 Ebenda, S. 125.

22 „Der Weg", 22. 12. 1950, S. 4.

23 „Der Weg", 26. 8. 1949, S. 5.

24 Anders als in den übrigen Gebieten hatte die Berliner Gemeinde ihr einstiges Eigentum an Gebäuden vorerst nicht zurückübertragen bekommen. Es wurde durch die auch nach dem Krieg weiterexistierende Vermögensverwertungsstelle beim Oberfinanzpräsidenten und die zuständigen Magistratsabteilungen verwaltet. Mieteinnahmen zugunsten der Jüdischen Gemeinde gab es somit keine, und die Berliner Gemeinde war auf vollständige finanzielle Unterstützung angewiesen.

25 Undatierter Brief von Heinz Juliusburger, Jerusalem, an die Jüdische Gemeinde in Berlin (Ost); Bibliothek der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, Zweigstelle Oranienburger Straße 29.

26 Archiv Stiftung „Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum", 5 A 1, Vorstandsprotokolle 1953.

27 Die Trennung der Geschlechter beim Gottesdienst wird im Talmud wie folgt begründet: „Die Rabbinen lehrten: Anfangs saßen die Frauen innerhalb (des Frauenhofs des Tempels) und die Männer außer-

halb, als es aber zu Ausgelassenheiten kam, ordnete man an, daß die Frauen außerhalb und die Männer innerhalb sitzen sollten. Da es aber noch zu Ausgelassenheiten kam, ordnete man an, daß die Frauen oben und die Männer unten sitzen sollten." Der Babylonische Talmud. Sukka 51b. Neu übertragen durch Lazarus Goldschmidt, Berlin, 1930, S. 397.

28 Archiv Stiftung „Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum", 5 A 1, Vorstandsprotokolle 1963.

29 Ebenda, Vorstandsprotokolle 1954.

30 Es ist umstritten, ob Martin Riesenburger ordiniert worden ist. J. Carlebach u. a. gehen davon aus, daß Martin Riesenburger nicht ordiniert wurde. Julius Carlebach/Andreas Brämer. Rabbiner in Deutschland – die ersten Nachkriegsjahre, in: Das aschkenasische Rabbinat, hrsg. Julius Carlebach, Berlin 1995, S. 231.

31 Riesenburger wirkte als einziger Rabbiner in der DDR und nahm auch Amtshandlungen in den anderen kleinen jüdischen Gemeinden vor.

32 Grundbucharchiv Berlin, Grundbuchakte Rykestraße 53.

33 Ebenda.

Larissa Dämmig

Neonazis? Rowdys? Frustrierte Jugendliche?

1 Das Verfahren gegen einen sechsten Beteiligten war von der Hauptverhandlung abgetrennt worden.

2 Professor Rainer Werner.

3 Helmut Vogt: Die Grabschänder, in: Wochenpost (Berlin) 35 (1988), Nr. 28, S. 31.

4 Einer der verurteilten Jugendlichen hatte zum Zeitpunkt der Tat das 16. Lebensjahr noch nicht vollendet.

5 Vgl. Salomea Genin: Scheindl und Salomea: Von Lemberg nach Berlin, Frankfurt/M. 1992.

6 Zit. nach dem Original.

Michael Kreutzer

Über konzentrierte jüdische Nachbarschaften in Prenzlauer Berg 1886–1931

1 Friedrich Leyden, Gross-Berlin. Geographie der Weltstadt [1933], Reprint: Berlin 1995, S. 103.

2 Aus: Die Gemeinschaft, Hefte für die religiöse Erstarkung des Judentums, Nr. 1, Berlin, 19. September 1925; zit. nach Larissa Dämmig, Die Liberale Synagoge Norden, in diesem Buch.

3 „Der volkstümliche Begriff ‚Berlin W' ist mit den Stadtteilen besonderer Anhäufung wohlhabender jüdischer Bevölkerung untrennbar verbunden. Er ist jedoch im Laufe der Zeit auf verschiedene Stadtteile

bezogen worden. Zunächst war es die Nachbarschaft des neueren ‚Geheimratsviertels' in der Schöneberger Vorstadt, also vor allem die Gegend um den Lützowplatz und von da ausgehend die Straßenzüge südlich des Tiergartens, das heutige Hansaviertel, einbezogen. Als jedoch kurz vor dem Weltkrieg in Charlottenburg die neue Prachtstraße des Kurfürstendamms ausgebaut und im Anschluß daran, wohl aus einem gewissen Wettbewerb der Nachbargemeinden heraus, in Schöneberg und Wilmersdorf das sogenannte Bayerische Viertel nach einheitlicher Planung angelegt wurde, zog die wohlhabende jüdische Bevölkerung aus Alt-Berlin in jene neuen Bezirke und verlieh ihnen bis zur Gegenwart das besondere Gepräge." (Friedrich Leyden, a. a. O. [Anm. 1], S. 103)

4 Die Darstellung folgt hier der von Steven M. Lowenstein, Jewish Residential Concentration in Post-Emancipation Germany, in: Leo Baeck Institute Year Book XXVIII (1983), S. 471–494.

5 Siehe für Hamburg: Helga Krohn, Die Juden in Hamburg. Die politische, soziale und und kulturelle Entwicklung einer jüdischen Großstadtgemeinde nach der Emanzipation 1848–1918 (= Hamburger Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden, Band IX), Hamburg 1974, S. 80 ff., sowie Ina Lorenz, Die Juden in Hamburg zur Zeit der Weimarer Republik. Eine Dokumentation, 2. Bde. (= Hamburger Beiträge zur Geschichte der deutschen Juden, Band XIII/Teil 1 und 2), Hamburg 1987, hier: Band I, S. LXV-LXIX; für Wien: M. Rozenblit, Die Juden Wiens 1867–1914, Wien 1988, S.80–155.

6 Peter Pulzer, Jews and the German State, The Political History of a Minority, 1848–1933, Oxford & Cambridge 1992, S. 13.

7 Insbesondere in der in den letzten zehn Jahren stark angewachsenen Literatur zur jeweiligen Bezirksgeschichte der Juden in Berlin ist dieses „Phänomen" natürlich nicht unbemerkt geblieben. Inge Lammel hat darüber für Pankow geschrieben (Inge Lammel, Jüdische Bevölkerung in Pankow, in: Jüdisches Leben in Pankow. Eine zeitgeschichtliche Dokumentation, herausgegeben vom Bund der Antifaschisten Berlin-Pankow e.V., Berlin 1993, S. 13–15); Christine Roik-Bogner für die Kreuzberger Oranienstraße (Christine Roik-Bogner, Oranienstraße – Erinnerungen an den jüdischen Teil der Geschichte einer Kreuzberger Straße, in: Juden in Kreuzberg, herausgegeben von der Berliner Geschichtswerkstatt e.V., Berlin 1991, S. 57–80), um Beispiele zu nennen; und der Wahl des Bayerischen Viertels für das Schöneberger Denkmalprojekt liegt „konzentrierte Nachbarschaft" geradezu konzeptionell zugrunde (Birgit Menzel, Walter Süß, Das Bayerische Viertel – Die „Jüdische Schweiz". Etappen eines Vernichtungsprozesses, in: Orte des Erinnerns, Band 2, Jüdisches Alltagsleben im Bayerischen Viertel. Eine Dokumentation, herausgegeben vom Kunstamt Schöneberg, Schöneberg Museum in Zusammenarbeit mit der Gedenkstätte Haus der Wannsee-Konferenz, Berlin 1995, S. 8–17).

8 Allenfalls unterschieden sie sich, wie Shulamit Volkov gezeigt hat, durch die Überprägnanz, mit der sie in ihrem äußeren Erscheinungsbild der (bildungs)bürgerlichen Familie entsprachen. Ihre ursprünglich

größeren Familien waren plötzlich noch kleiner als die der Klasse, der sie mehrheitlich zugehörten; und ihre Kinder genossen durchweg eine längere und bessere Ausbildung (Shulamit Volkov, Jüdische Assimilation und Eigenart im Kaiserreich, in: dies., Jüdisches Leben und Antisemitismus im 19. und 20. Jahrhundert, München 1990, S. 131–145).

9 Shulamit Volkov, a. a. O., S. 144, Anmerkung 8.

10 Herangezogen wurden die Jahrgänge 1886, 1889, 1892, 1898, 1904, 1907, 1910, 1913 (Bibliothek der Jüdischen Gemeinde – Stiftung „Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum").

11 Landesarchiv Berlin, Kalckreuthstraße (vgl. Gedenkbuch Berlins der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus, herausgegeben im Auftrag des Senators für kulturelle Angelegenheiten von der Freien Universität Berlin, Zentralinstitut für sozialwissenschaftliche Forschung, Berlin 1995). Insbesondere wertete das Forschungsprojekt die auf Basis von Ergänzungskarten der Volkszählung vom Mai 1939 erstellte Reichskartei der Juden und jüdischen Mischlinge sowie die Unterlagen des Oberfinanzpräsidenten Berlin-Brandenburg aus, dem die Verwertung des Vermögens der in die Ghettos und Vernichtungslager deportierten Juden oblag. Die Daten dieser Datei lassen sich leider ohne umfänglichste Korrekturen von Hand nicht in die Form konvertieren, deren Auswertungsprogramme wie access, excel oder spss bedürfen. Die Auswertung konnte daher noch nicht in jeder geplanten Hinsicht abgeschlossen werden.

12 Sie enthalten auch Angaben über die Berliner Haus- und Grundstückseigentümer, die Hausverwalter und den Telefonbesitz (Kaufleute besitzen durchschnittlich mehr Telefone als Schneider).
Es gibt zumindest in den vier südlichen Untersuchungsgebieten schwache, aber deutliche Relationen zwischen der Verteilung der jüdischen Wohnbevölkerung und der Verteilung jüdischen Grund- und Hauseigentums, so unzureichend letzteres sich aus Adreßbüchern allein auch eruieren läßt. Aber (wie Daniela Zunzer in mehreren Diskussionbeiträgen deutlich gemacht hat) die Datenbasis ist wahrscheinlich zu schwach, als daß hier gültige Aussagen möglich wären.
Die Familien- und Vornamen und ihre Schreibweisen enthalten nicht selten Hinweise auf die „ostjüdische" Herkunft ihrer Träger. Eine quantifizierende Auswertung läßt dies gleichwohl nicht zu. Zur antisemitischen Namenspolitik vgl. Dietz Bering, Der Name als Stigma. Antisemitismus im deutschen Alltag 1812–1933, Stuttgart 1987. Zu Namensänderungsanträgen von Juden aus Prenzlauer Berg siehe den Beitrag von Sibylle Hinze in diesem Buch.

13 „Jüdisches Adreßbuch für Gross-Berlin", Berlin 1929 und 1931 (Goedega-Verlag); Reprint der 1931er Ausgabe, mit einem Vorwort von Hermann Simon: Berlin 1994.

14 Auch als 1994 in Berlin der Nachdruck der 1931er Ausgabe erschien, war es noch nicht gelungen zu rekonstruieren, auf welchem Weg dieses Werk einmal erstellt worden war.

15 125 000 (1926), 130 000 (1930). S. Gabriel Alexander, Die jüdische Bevölkerung Berlins in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts: Demographische und wirtschaftliche Entwicklungen, in: Jüdische

Geschichte in Berlin. Essays und Studien, herausgegeben von Reinhard Rürup, Berlin 1995, S.117–148, hier: S. 120. – Frauen besaßen zu dieser Zeit bereits Wahlrecht in der Jüdischen Gemeinde. Die Wählerlisten sind nicht überliefert.

16 Genauer: In seinem Straßenteil „Mitte, Tiergarten, Wedding, Prenzlauer Berg, Friedrichshain und Kreuzberg" 1932. Bei allen Zahlen zu den Berliner Adreßbüchern handelt es sich um Schätzwerte: Es wurde die durchschnittliche Anzahl von Eintragungen pro Spalte errechnet und mit der gemessenen Spaltenanzahl multipliziert.

17 Diese Überlegung wird durch folgende Beobachtung gestützt: Nur 47% der im Jüdischen Adreßbuch aufgeführten Namen und Adressen haben sich im Berliner Adreßbuch von 1931 wiederfinden lassen. (Das mag zu einem Teil auf der hohen regionalen Mobilität zur Zeit der Wirtschaftskrise beruhen. Immerhin bei einem Drittel der im Berliner Adreßbuch von 1931 nicht verifizierten Adressen fanden sich Eintragungen zum selben Namen unter einer anderen Adresse.) Der Anteil der Frauen an den im Jüdischen Adreßbuch verzeichneten Personen beträgt fast ein Drittel. Von ihnen konnten im Berliner Adreßbuch desselben Jahres nur etwa 20 % wiedergefunden werden – dagegen aber fast 60 % der Männer.
Hier wie an vielen anderen Stellen wäre allein der zwischenbezirkliche Vergleich aufschlußreich, insbesondere mit dem alten und den neuen Zentren jüdischen Wohnens in Berlin, Mitte, Wilmersdorf, Friedenau, mit dem Bayerischen Viertel.

18 Eine nur scheinbare Ausnahme bildet das Untersuchungsgebiet 8 nördlich der Elbinger Straße, das soziologisch zum Bötzowviertel gehört.

19 Jacob Toury, Soziale und politische Geschichte der Juden in Deutschland 1847–1871. Zwischen Revolution, Reaktion und Emanzipation, Düsseldorf 1977; zusammenfassend S. 113–118.

20 Berthold Grzywatz, Arbeit und Bevölkerung im Berliner der Weimarer Zeit, Eine historisch-statistische Untersuchung, Berlin 1988, S. 139 ff.

21 Adreßbücher beschränken sich auf die Haushaltsvorstände und erfassen andere Erwerbspersonen desselben Haushalts nicht, insbesondere nicht die in Kleinstbetrieben und der Hausindustrie wichtigen mithelfenden Familienangehörigen und die verheirateten berufstätigen Frauen. Und sie folgen ausschließlich dem „Berufsprinzip": sie liefern nur die Berufsbezeichnung und nicht die Angaben über die Wirtschaftsabteilungszugehörigkeit des Betriebs, in dem der Beruf ausgeübt wird, die den amtlichen Statistiken (seit 1925) das oberste Gliederungsprinzip ihrer erst darunter einsetzenden personenbezogenen Systematik der Berufe lieferte. In der hier vorgestellten Adreßbuchanalyse aber aber kann nur eine ausschließlich personenbezogene Berufssystematik in Anschlag gebracht werden, allerdings eine, die sich an der Systematik der amtlichen Statistik orientiert.

22 Dabei ist es keineswegs so, daß die Adreßbücher andere Kategorien nicht kennten: es gibt nicht nur die Einzel- und Großhändler, die

mit den von ihnen verkauften Waren ins Adreßbuch eingetragen werden („Milch"), es gibt auch die kaufmännischen Angestellten und die Handlungsgehilfen, also gelernte Kaufleute in unselbständiger Stellung. Aber man weiß nicht, wie viele dieser anderen möglichen Bezeichnungen kaufmännischer Berufe die Kategorie des „Kaufmanns" in sich aufsaugt, so daß eine quantifizierende Beschreibung der übrigen Handelsberufe und der Branchenangaben wohl jede Aussagekraft verliert.

23 Zur Zigarettenindustrie allgemein: Brigitte Scheiger, Juden in Berlin, in: Von Zuwanderern zu Einheimischen. Hugenotten, Juden, Böhmen, Polen in Berlin, hrsg. von Stefi Jersch-Wenzel und Barbara John, Berlin 1990, S. 153–490, hier: S. 426–427; zu Garbáty – ihren ersten Betrieb errichteten Josef und Rosa Garbáty in Prenzlauer Berg 1890 –: Inge Lammel, Unternehmen und Gewerbe, in: Jüdisches Leben in Pankow, a. a. O., S. 18–23 (Anmerkung 7).

24 Berthold Grzywatz, Arbeit und Bevölkerung, a. a. O., S. 139 (Anmerkung 20).

25 Der Bezirk der Jüdischen Gemeinde ging übrigens über den „Groß-Berlins" hinaus. In den betreffenden umliegenden Ortschaften haben allerdings nur sehr wenige Juden gewohnt. Diese Gebietsdifferenz bleibt daher hier unberücksichtigt.

26 Die Höhe der jährlich zu entrichtenden Gemeindebeiträge hing von der Höhe des jährlichen Einkommens ab. Unterhalb welchen Mindesteinkommens die Beitragspflicht im fraglichen Zeitraum erlosch, ist mir nicht bekannt. 1860 lag diese Grenze bei 300 Talern. (Statut für die jüdische Gemeinde zu Berlin, Berlin 1860, § 66).

27 § 11 des revidierten Statuts der jüdischen Gemeinde zu Berlin vom 11. 11. 1895, zit. nach dem Verzeichnis der wahlfähigen Mitglieder der jüdischen Gemeinde zu Berlin im Jahre 1913, Berlin 1913, S. 2.

28 Brigitte Scheiger, a. a. O., S. 377, Tabelle V/11 (Anmerkung 23).

29 Ina Lorenz, Die Juden in Hamburg zur Zeit der Weimarer Republik, a. a. O. (Anm. 5), hier: Band I, S. LXV–LXIX; dies., „Ahasver geht nach Eppendorf" – Zur Stadtteilkonzentration der Hamburger Juden im 19. und 20. Jahrhundert, in: Informationen zur modernen Stadtgeschichte 1987, Heft 1, S. 23–28.

30 Bei diesen Diagrammen ist zu beachten, daß sie die Konzentration der jüdischen Wohnbevölkerung in einzelnen Straßen abgeschwächt abbilden. Denn sie drücken den jüdischen Bevölkerungsanteil als Anteil der im betreffenden Stadtteil wohnenden jüdischen Bevölkerung aus. Der Anteil der jüdischen Bevölkerung in diesen Stadtteilen war aber insgesamt schon überdurchschnittlich hoch. Vergleicht man Prozentzahlen, die auf die gesamte allgemeine und die gesamte jüdische Bevölkerung bezogen sind, fallen die Unterschiede der Profile noch deutlicher aus.

31 In allen vier südlichen Untersuchungsgebieten ähnelt die Verteilung der jüdischen Wohnbevölkerung von 1931 der Verteilung der jüdischen Wohnbevölkerung von 1913 stärker als der Verteilung der allgemeinen Wohnbevölkerung von 1932. Gemessen wurde dies mit dem Pearsonschen Korrelationskoeffizienten. Die Zahlen lauten:

Untersuchungsgebiet 1: Juden 1913:1931 r = 0,95, Juden:Allgemein 1931/32 r = 0,72
Untersuchungsgebiet 2: Juden 1913:1931 r = 0,93, Juden:Allgemein 1931/32 r = 0,60
Untersuchungsgebiet 3: Juden 1913:1931 r = 0,77, Juden:Allgemein 1931/32 r = 0,74
Untersuchungsgebiet 4: Juden 1913:1931 r = 0,94, Juden:Allgemein 1931/32 r = 0,81

32 Er lag für die Namensträger mit Prenzlauer Berger Adresse zwischen 73 % (1913) und 85 % (1889).

33 Die Frage, ob und für welche Gruppe genau diese Ergebnisse repräsentativ sind, muß vorerst offen bleiben. Zum einen ist die Inkonsistenz der Listen noch nicht hinreichend erklärt. Zum anderen führt die Frage nach der Validität der „Unikatnamenmethode" in Bereiche der Schätzstatistik, deren Anwendung hier aber weitere Informationen voraussetzte, nämlich mindestens über die Anzahl der überhaupt zur Verfügung stehenden Namen und Vornamen und deren relative Häufigkeit. Je länger die Verzeichnisse werden, desto geringer wird die relative Anzahl der Namen (Familiennamen-Vornamen-Kombinationen), die nur einmal vorkommen. Überdies streut die relative Anzahl der Namensunikate auch innerhalb eines Verzeichnisses zwischen den Untersuchungsgebieten breiter als naiverweise angenommen. Die Untersuchung hat daher hier weder den Status einer Stichproben- noch einer Totalerhebung. Die Tabellen und Karten beschreiben einfach eine Art Zwischenstand: nämlich alle Adressenkonstanzen und -veränderungen, die sich anhand der Quelle beschreiben lassen. Das betrifft immerhin zwischen 40 % (Zuzüge 1913) und 68 % aller Haushaltsvorstände (Wegzüge 1889), die überhaupt in den Listen geführt werden. Dieser recht hohe Aufklärungsgrad rechtfertigt die Mitteilung dieser Ergebnisse.

34 Zwei Vermutungen wurden, als im Mai 1996 diese Beobachtungen in einer öffentlichen Veranstaltung zur Diskussion gestellt wurden, dem Versuch, dieses Phänomen „konzentrierter jüdischer Nachbarschaften" überhaupt als Problem kultureller Deutung zu stellen, entgegengehalten: Es handele sich um eher zufällige Verteilungen, die allenfalls deshalb von gewisser Dauerhaftigkeit sind, weil die Leute dort wohnen bleiben, wo sie nun einmal hingezogen sind; es handele sich um die typische Wohnkonzentration, die nun einmal bei allen Neuzuwandernden zu beobachten sei, auch bei anderen Minderheiten in Berlin, vermutlich sogar bei allen Berlinern, die bekanntlich typischerweise nicht aus Berlin stammen.
Diese Untersuchung hat beide Einwände meiner Ansicht nach empirisch widerlegen können. Diese Siedlungsstrukturen sind dauerhafter, als daß sie mit der Ansässigkeit derselben Familien erklärt werden könnten; sie reproduzieren sich durch die Mobilität der jüdischen Bevölkerung hindurch, und ihre Herausbildung und Aufrechterhaltung läßt sich an Quellen demonstrieren, in denen die Neuzuwanderer nicht auftauchen oder aber unterrepräsentiert sind.

35 Ina Lorenz, „Ahasver geht nach Eppendorf", a. a. O., S.1 (Anm. 29).

36 Hier wäre es wichtig zuzuhören, wer in der mündlichen Geschichte als „Ostjude" bezeichnet wird. In der Nacherzählung der Erinnerungen Willi Holzers durch Regina Scheer (Der Mann, der Verlorenes wieder sichtbar machte, in diesem Buch) erscheint die private Synagoge „Tiferes Jisroel" als ein religiöses Zentrum von „Ostjuden" im Norden (Schönhauser Allee 98, schon jenseits der Danziger Straße). Die Gründung der Synagoge ging auf die Initiative dreier aus dem Ostpreußischen stammenden Familien in der Rodenbergstraße zurück (Max Mordechai Sinasohn, Die Berliner Privatsynagogen und ihre Rabbiner 1671–1971, Jerusalem 1971, S. 62).

37 Bauakte Schönhauser Allee 9/9a, Bau- und Wohnungsaufsichtsamt Prenzlauer Berg.

38 Die Darstellung orientiert sich im wesentlichen an Wolf Gruner, Die Reichshauptstadt und die Verfolgung der Berliner Juden 1933–1945, in: Jüdische Geschichte in Berlin, Essays und Studien, herausgegeben von Reinhart Rürup, Berlin 1995, S. 229–266.

39 Wolfgang Scheffler: Der Brandanschlag im Berliner Lustgarten im Mai 1942 und seine Folgen. Eine quellenkritische Betrachtung, in: Berlin in Geschichte und Gegenwart. Jahrbuch des Landesarchivs Berlin 1984, Berlin 1984, S. 91–118; Michael Kreutzer: Die Suche nach einem Ausweg, der es ermöglicht, in Deutschland als Mensch zu leben. Zur Geschichte der Widerstandsgruppen um Herbert Baum, in: Wilfried Löhken, Werner Vathke (Hrsg.), Juden im Widerstand. Drei Gruppen zwischen Überlebenskampf und politischer Aktion, Berlin 1939–1945, Berlin 1993, S. 95–158.

40 „Die Akkulturation gliederte die Juden nicht in die deutsche Gesellschaft ein, sondern transformierte sie in eine abgesonderte, ambivalente und inkongruente Nicht-Kategorie, die Kategorie der ‚assimilierten Juden', die sich von der traditionellen jüdischen Gemeinschaft ebensosehr unterschieden wie von den einheimischen deutschen Eliten. In dem ‚Nicht-Gewinn'-Spiel der Assimilation fanden sich die deutsch erzogenen Juden aus dem festgefügten territorialen Ghetto in das Ghetto der sozialen Inkongruenz und kulturellen Ambivalenz versetzt." (Zygmunt Bauman, Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit, Frankfurt am Main 1995, S. 155) Zygmunt Baumans Buch gehört zu den Schlüsseltexten der gegenwärtigen philosophischen und soziologischen Generalkritik der „Moderne". Im Mittelpunkt des Buchs stehen zwei „Fallstudien" zur „Soziologie der [jüdischen, M. K.] Assimilation [in Deutschland, M. K.]" (S. 133–238).

Glossar

Zusammengestellt von Christiane E. Müller

Adass Jisroel (hebr.), „Gemeinde Israels", wurde 1869 von orthodoxen Kritikern der Kultusreformen der Berliner Gemeinde gegründet. Zunächst ein privater Religionsverein, wurde sie 1885 selbständige Synagogengemeinde. Sie verfügte über ein eigenes soziales Netz und eigene Kultuseinrichtungen wie den 1880 eröffneten Friedhof in Weißensee (Wittlicher Straße).

Ahawah (hebr.), „Liebe", jüdisches Kinder- und Jugendheim in der Auguststraße 14/16, entstanden aus der jüdischen Kindervolksküche im Ersten Weltkrieg und dem Aufnahmeheim für ostjüdische Flüchtlinge seit Kriegsende, 1922 als Verein „Ahawah" registriert; ab 1941 Sammellager.

Ahawas Zion (hebr.), „Zionsliebe", seit 1901 bestehender Synagogenverein in der Schönhauser Allee 4.

Alija (hebr.), „Aufstieg", bezeichnet allgemein die Einwanderung von Juden ins Land Israel (ursprünglich: Aufstieg zum Tempel in Jerusalem). „Aufsteigende" gibt es seit dem 6. Jh. v. Z., seit es eine jüdische Diaspora, Verstreuung, gibt. Alija bezeichnet im besonderen die Einwanderungswellen der Moderne, beginnend 1882 mit der ersten Welle.

Alliance Israelite Universelle, 1860 gegründete internationale Organisation mit Sitz in Paris; Unterstützung notleidender Juden bei der Emigration u. a. durch diplomatische Vermittlung; ab Ende des 19. Jhs. vorwiegend Bildungsarbeit, die französisch dominiert war; nach der Gründung des Staates Israel prozionistisch, unterhält bis heute Schulen im Nahen Osten und in Frankreich.

Arier, arisch (Sanskrit), „edel", zunächst Sammelname für die Völker des indogermanischen Sprachraums; (antisemitische) Rassentheorien haben die Existenz einer besonders „kulturproduktiven, arischen Rasse" behauptet, deren (geistig-moralischer und auch äußerer) negativer Gegensatz die „semitische Rasse" sei.

Arisierung, im Jahr 1933 beginnende Überführung jüdischen Eigentums in nichtjüdische, *„arische" Hände durch (meist erpreßten) Verkauf unter Wert oder entschädigungslose Enteignung.

aschkenasisch (hebr.), von Aschkenas, einer rabbinischen Bezeichnung für Mitteleuropa/Deutschland. Die Juden aus Aschkenas gründeten ab dem 15. Jh. auch Gemeinden in Osteuropa, so daß heute damit

die mittel- und osteuropäische Tradition (zu der das *Jiddische gehört) im Gegensatz zur *sephardischen Tradition gemeint ist.

Bar Kochba, Held des zweiten großen Aufstands gegen die Römer (132–135). Der Turnverein „Bar Kochba" wude 1898 in Berlin gegründet, nachdem der 2. Zionistische Kongreß zur körperlichen „Ertüchtigung" der Jugend aufgerufen hatte. Der Verein trieb nicht nur Sport, sondern wollte auch die „national-jüdische Gesinnung" pflegen.

Bar Mizwa (aram./hebr.), „Sohn des Gebots", Bezeichnung für einen Jungen, der das Alter von 13 Jahren und einem Tag und damit die rechtliche und religiöse Volljährigkeit erreicht hat. Der „Sohn des Gebots" wird nun in der Synagoge zum ersten Mal zum Lesen der *Tora aufgerufen, was feierlich begangen wird.

Bat Mizwa (hebr.), „Tochter des Gebots", Volljährigkeit der Mädchen, die mit 12 Jahren und einem Tag erreicht ist. Da Frauen generell nicht zum Lesen der *Tora aufgerufen wurden, sah man keinen Anlaß zu einer besonderen Feier; erst seit dem 19. Jh. vor allem in Reformkreisen feierlich begangen.

Bet Chaluz (hebr.), „Haus (des) Pioniers", Wohngemeinschaft der Berliner *Habonim in der Prenzlauer Allee 6, 1937 aufgelöst.

Chanukka (hebr.), „Einweihung", Fest vom 25. Kislev bis 3. Tewet (November/Dezember) zur Erinnerung an die Wiedereinweihung des heidnisch entweihten Tempels in Jerusalem 164 v. Z. durch die siegreichen Makkabäer (siehe auch *Makkabi). Dabei werden an besonderen Chanukka-Leuchtern an jedem Abend Kerzen entzündet (beginnend mit einem Licht und jeden Abend eins mehr).

Chuppa (hebr.), Brautgemach, Ort der Eheschließung; früher ein besonderes Zelt oder Zimmer bezeichnend, ist heute damit der Baldachin für das Brautpaar gemeint.

Displaced Persons (DP), durch den Zweiten Weltkrieg heimatlos gewordene Flüchtlinge. Jüdische DP's, Überlebende aus Konzentrationslagern und Flüchtlinge aus Osteuropa, sammelten sich in Lagern in den alliierten Besatzungszonen Deutschlands und Österreichs; die Mehrheit wanderte nach Palästina/*Erez Jisrael aus.

Erez (J)israel (hebr.), „Land Israel", seit der Zeit des Zweiten Tempels Name des verheißenen Landes.

Fabrik-Aktion, Verhaftungswelle in Berlin am 27. Februar 1943, bei der Juden an ihren Arbeitsplätzen in Fabriken und in ihren Wohnungen festgenommen und in Sammellager gebracht wurden. Die dabei verhafteten *„Mischlinge" und Partner in einer *„Mischehe" wurden nach Pro-

test ihrer Angehörigen wieder freigelassen und so vor der Deportation gerettet.

Ghetto, wahrscheinlich von ital. geto nuovo, „neue Gießerei", einem abgegrenzten Gebiet in Venedig, in dem Juden ab 1516 wohnen durften. Ghettos, in Deutschland „Judengassen", entstanden im ausgehenden Mittelalter als einzig erlaubte Wohnviertel für Juden, die zur Nacht und an christlichen Feiertagen abgeschlossen wurden. Ende des 18. Jhs. aufgelöst, entstanden im 20. Jh. neue Ghettos, beispielsweise im zaristischen Polen und später dann massiv unter NS-Herrschaft als administrative Vorbereitung der *Schoa.

Goi (hebr., Pl[ural] Gojim), „Volk", wurde in der Diaspora zur Bezeichnung für die „Völker", die Nichtjuden.

Habonim (hebr.), „Die Bauleute", 1933 in Deutschland aus dem Zusammenschluß zweier Jugendverbände hervorgegangener zionistischer Jugendbund, siehe auch *Jüdische Jugendbünde.

Hachschara (hebr., Pl. Hachscharot), „Tauglichmachung", von der selben Wurzel wie *koscher („tauglich") stammend. Im zionistischen Kontext ist die Vorbereitung von Jugendlichen auf die *Alija und ein Arbeitsleben in Palästina/*Erez Jisrael gemeint, was bevorzugt kollektiv in Hachscharot, sog. Vorbereitungslagern, geschah, die es in verschiedenen Ländern Europas gab.

Hechaluz (hebr.), „Der Pionier", sozialistisch-zionistisch orientierte Organisation und Bewegung zur Vorbereitung auf die Einwanderung in *Erez Jisrael. Die Idee wurde nach den russischen Pogromen von 1881 geboren, die auch die erste Einwanderungswelle nach Palästina verursacht hatten. Vier Grundpfeiler der Hechaluz-Bewegung waren *Hachschara, *Alija, kollektive Siedlung in Palästina und Bearbeitung des Bodens. Ein weltweiter Dachverband aller zionistisch orientierten Pionierorganisationen wurde 1921 gegründet, ein deutscher Landesverband 1922.

Hochschule für die Wissenschaft des Judentums, bedeutende (liberale) Forschungs- und Ausbildungsstätte für Rabbiner, Prediger, Religionslehrer und Interessierte aller Konfessionen, eröffnet 1872 in Berlin, die unabhängig von Staat und Gemeinde die historischen Quellen des Judentums wissenschaftlich-kritisch sichten wollte; seit 1907 in der Artilleriestraße 14 (Tucholskystraße 9); 1942 geschlossen.

Hohe Feiertage, hebr. „die ehrfurchtgebietenden Tage", von *Rosch ha-Schana bis *Jom Kippur (1.–10. Tischri). Obwohl später als die Wallfahrtsfeste wie *Pessach und *Sukkot entstanden, wurden diese Tage des Gerichts und der Buße zu den Höhepunkten des religiösen Kalenderjahres.

Iwrit (hebr.), „Hebräisch", die Sprache der Bibel; blieb über die Jahrhunderte „die heilige Sprache" und auch Literatursprache; als Sprache des Alltags erst ab dem 19. Jh. wiederbelebt und heute die Landessprache des Staates Israel.

Jiddisch, vor 1300 entstandene Sprache der *aschkenasischen Juden, deren Grundlage die spätmittelhochdeutschen Mundarten sind und deren Wortschatz stark mit hebräischen, aramäischen und slawischen Elementen gemischt ist; wird in hebräischen Buchstaben geschrieben.

Joint = American Joint Distribution Committee, 1914 zur Unterstützung von Juden in Kriegsgebieten gegründet. In den dreißiger Jahren half „Joint" deutschen Juden bei der Emigration, während des Krieges leistete das Komitee Hilfe für die polnischen Ghettos, nach 1945 unterstützte es die jüdischen Überlebenden, wobei die Lösung des Problems der *Displaced Persons im Mittelpunkt stand.

Jom Kippur (hebr.), „Versöhnungstag", am 10. Tischri (September/Oktober), höchster jüdischer Feiertag, der fastend und betend in der Synagoge begangen wird.

Judaica (lat.), „Jüdisches", bibliothekarische und buchhändlerische Bezeichnung für sämtliche Erscheinungen, die von Juden oder vom Judentum handeln; teilweise auch für gegenständliche Äußerungen der jüdischen Kultur wie Kultusgegenstände verwendet.

Judenhäuser, als Ghettoisierungsmaßnahme zwangsweise Juden zugewiesene Häuser, die ihre eigenen Wohnungen in *„arischen" Häusern hatten räumen müssen; durch diese Umquartierung und Konzentrierung wurden die Deportationen vorbereitet.

Jüdische Gemeinde in Berlin, man betrachtet 1671 als das Gründungsjahr der neuzeitlichen Berliner Gemeinde, als Kurfürst Friedrich Wilhelm fünfzig aus Wien vertriebenen jüdischen Familien Asyl in der Stadt gewährte.

Jüdische Jugendbünde, im Zeitgeist der europäischen Jugendbewegungen wie der Wandervogelbewegung in Deutschland seit dem Beginn des 20. Jhs. entstanden; überwiegend zionistisch und der *Hechaluz-Bewegung verbunden, gab es gerade in Deutschland auch antizionistische Gruppen. Die ersten Bünde dort waren der 1912 gegründete klar zionistisch orientierte Wanderbund „Blau-Weiß" und die 1916 entstandenen „Kameraden", die deutsch-jüdisch orientiert waren. Die zionistischen Jugendorganisationen erlebten nach 1933 einen großen Mitgliederzulauf.

Jüdische Kulturbünde, seit dem NS-Berufsverbot für jüdische Künstler im Jahr 1933 an mehreren Orten zur Organisation jüdischen Kultur-

lebens gegründet. 1936 Reichsverband, 1938 durch den „Jüdischen Kulturbund in Deutschland e.V." abgelöst, 1941 aufgelöst.

Jüdische Pfadfinder Deutschlands (JPD), einer der zionistischen *jüdischen Jugendbünde, 1934 Vereinigung mit *Makkabi Hazair zu „Jüdische Pfadfinder Makkabi Hazair".

Jüdische Sportbünde, siehe *Bar Kochba und *Makkabi.

Jugend-Alija, während der Einwanderungswelle zwischen 1932 und 1939 (der Fünften *Alija) besonders organisierte Einwanderung von Kindern und Jugendlichen aus von der NS-Herrschaft bedrohten Ländern. Sie sorgte nicht nur für die Emigration nach Palästina, sondern auch für die dortige Schul- und Ausbildung der Jugendlichen, die oft in *Kibbuzim lebten.

Kaddisch (aram.), „Heilig", altes aramäisches Gebet, das u. a. von Trauernden gesprochen wird.

Kibbuz (hebr., Pl. Kibbuzim), „Sammlung", genossenschaftliche Siedlung in Israel. Seit Anfang des Jahrhunderts in Palästina, inspiriert vom Zionismus, als zunächst rein landwirtschaftliche Siedlungen gegründet; heute zunehmend auch Industrieproduktion.

Kohen (hebr., Pl. Kohanim), „Priester", Nachkommen des ersten Priesters Aaron, für die bis heute besondere Vorschriften gelten (z. B. das Verbot, sich in die Nähe eines Toten zu begeben; besonderes Eherecht).

koscher (hebr.), aschkenasische Aussprache von kascher, „tauglich", „brauchbar". Bezeichnet ritualgesetzlich wie zivilrechtlich etwas, das mit dem Gesetz im Einklang steht, wird jedoch hauptsächlich im Zusammenhang mit den Speisegesetzen gebraucht und bezeichnet also zum Genuß erlaubte Speisen.

Laubhütte, hebr. Sukka (Pl. Sukkot), zur Erinnerung an die Hütten der Wüstenwanderung unter freiem Himmel errichtete Hütten, in denen man an den Tagen des *Laubhüttenfestes möglichst viel Zeit verbringt.

Laubhüttenfest, hebr. Sukkot, vom 15.–22. (23.) Tischri (September/Oktober) gefeiertes Fest, Erntefest und Erinnerung an die Wüstenwanderung nach dem Auszug aus Ägypten.
In der Diaspora werden alle Feste außer *Jom Kippur aufgrund der früher bestehenden Unsicherheit in Kalenderfragen einen Tag länger gefeiert, Sukkot also neun Tage lang.

Makkabi, Name verschiedener zionistischer Sportbünde, deren Vorbild die „Makkabäer" waren, jüdische Kämpfer gegen die Fremdherrschaft der Seleukiden in Palästina im 2. und 1. Jh. v. Z. Nach einem ersten

internationalen Zusammenschluß von jüdischen Turn- und Sportvereinen 1903 in Basel wurde 1921 in Karlsbad auf dem 12. Zionistenkongreß der „Makkabi-Weltverband" gegründet, der sich gemäß seiner zionistischen Orientierung auch mit *Alija beschäftigte.

Makkabi hazair, zionistischer Jugendverband; der deutsche Zweig schloß sich 1934 mit den *Jüdischen Pfadfindern zu „Jüdische Pfadfinder Makkabi hazair" zusammen; siehe auch *Jüdische Jugendbünde.

Mazza (hebr., Pl. Mazzot), „Matze", „ungesäuertes Brot". Für *Pessach vorgeschriebenes, nur aus Wasser und besonders kontrolliertem Mehl bestehendes und schnell gebackenes Brot, das in der Pessachwoche alle Teigwaren ersetzt; zur Erinnerung an das Brot für den Auszug aus Ägypten, das man in der Eile der Flucht nicht mehr hatte säuern können.

Menora (hebr.), „Lampe", „Leuchter", bezeichnet im besonderen den bereits in der Antike zu einem wichtigen jüdischen Symbol gewordenen siebenarmigen Leuchter des Stiftszeltes; wurde 1948 offizielles Emblem des Staates Israel.

Minjan (hebr.), „Zählung", im besonderen das Quorum von zehn Männern, das zum gemeinsamen Gottesdienst nötig ist.

„Mischehe", allgemein Ehe zwischen Partnern, die in ihrem Religionsbekenntnis nicht übereinstimmen. In der NS-Sprache Ehen von *„arischen" Bürgern mit Juden oder *„Mischlingen".

„Mischling", NS-Kategorie von Personen „teilweise jüdischer Abstammung", definiert erstmalig in der 1. Verordnung zum Reichsbürgergesetz (1935). „Mischling ersten Grades" oder „Halbjude" war, wer zwei jüdische Großeltern hatte; „Mischling zweiten Grades" oder „Vierteljude" hießen Personen mit einem jüdischen Großelternteil. Beide Gruppen waren Sonderregelungen wie Heiratsbeschränkungen und Berufsverboten unterworfen; in den eroberten Ländern wurden solche Unterschiede zum Teil nicht gemacht.

mosaisch, von Mose stammend; statt „jüdisch" vor allem in der Amtssprache gebräuchlich.

Nürnberger Gesetze, vom Reichstag am 15. 9. 1935 verabschiedete diskriminierende Rassegesetze zur Verdrängung der Juden aus dem öffentlichen Leben. Das „Reichsbürgergesetz" entzog Bürgern „nicht-deutschen oder artverwandten Blutes" die Reichsbürgerschaft, das „Blutschutzgesetz" untersagte Ehen zwischen Juden und Staatsangehörigen „deutschen oder artverwandten Blutes".

Orthodoxie, ab dem 19. Jh. die Wahrer der jüdischen Überlieferung, des traditionellen jüdischen Lebens bis zur Emanzipation, die sich

selbst als „gesetzestreu" oder „toratreu" bezeichnen. Kontrahent ist die Reformbewegung, die jüdische Traditon moderner Kultur und Lebensart öffnete und auch anpaßte.

Palästina-Amt, Dienststelle der „Jewish Agency for Palestine" („Jüdische Vertretung für Palästina") in der Meinekestraße, eine der wichtigen jüdischen Hilfsstellen der Emigration aus Deutschland nach 1933.

Pessach (hebr.), Fest der ungesäuerten Brote, Passahfest, vom 15.–21. (22.) Nissan (März/April) gefeiertes Fest der Befreiung aus ägyptischer Knechtschaft, während dem zur Erinnerung an das ungesäuerte Brot der Wüstenwanderung *Mazzot gegessen werden.

Purim (Wort unbekannter Herkunft), Freudenfest (mit karnevalistischen Elementen) am 14./15. Adar (Februar/März) zur Erinnerung an die Errettung der persischen Juden vor ihrem Feind Haman, wie im biblischen Buch Ester beschrieben.

Reichssicherheitshauptamt, Zentralbehörde der Sicherheitspolizei und des Sicherheitsdienstes der SS, zu der beispielsweise auch die Gestapo und die Dienststelle Eichmanns zur „Evakuierung" der Juden gehörten; ab 1939 zentrale Instanz der Verfolgungen und Massenmorde.

Reichsvereinigung der Juden in Deutschland, anstelle der 1933 als Zusammenschluß und Interessenvertretung jüdischer Gemeinden und Vereine gegründeten „Reichsvertretung der deutschen Juden" 1939 geschaffen. In diesem Zusammenschluß mußten nun zwangsweise alle jüdischen Organisationen und Einzelgemeinden aufgehen. Die „Reichsvereinigung" wurde vom Reichsinnenministerium überwacht und 1943 aufgelöst.

Rosch ha-Schana (hebr.), „Haupt des Jahres", am 1./2. Tischri (September/Oktober) gefeierter Jahresbeginn. Im Zentrum des Festes steht Gott als richtender König und die Hoffnung, daß er Israel zum Guten gedenkt.

Schabbat (hebr.), Sabbat, „Ruhe", der siebente Tag der Schöpfungsgeschichte und der Woche, an dem von gesetzestreuen Juden keine Arbeit (wozu beispielsweise auch Autofahren gehört) verrichtet wird.

Schabbat Nachamu (hebr.), Sabbat „Tröstet", der *Schabbat nach dem Tischa be-Aw, dem 9. Aw (Fasten- und Trauertag zum Gedenken an die zweimalige Zerstörung des Jerusalemer Tempels und weiterer Katastrophen in der jüdischen Geschichte; Juli/August), der seinen Namen nach dem ersten Wort der Prophetenlesung an diesem Schabbat aus Jesaja 40,1 erhielt.

schächten, von hebr. schachat, schlachten. Biblisch vorgeschriebene (und entgegen antisemitischen Anwürfen weitgehend schmerzlose) Schlacht-

methode, die allein das Fleisch *koscher macht, durchgeführt von einem Fachmann unter rabbinischer Kontrolle.

Schammes, hebr. Schammasch, „Diener", bezeichnet den Synagogendiener, der nicht nur das Synagogengebäude überwacht, sondern beispielsweise auch an der Gottesdienstgestaltung beteiligt ist.

Schanghai, internationaler Seehafen in China, wohin zwischen 1932 und 1941 Juden als dem weltweit einzigen Ort ohne Visum immigrieren konnten. Trotz der Errichtung eines Ghettos 1943 durch die Japaner wurde Schanghai so zum Rettungsort für Tausende europäische jüdische Flüchtlinge.

Schema Jisrael (hebr., gesprochen: schma jisrael), „Höre Israel", Beginn des wichtigen Verses aus Deuteronomium (5. Buch Mose) 6,4: „Höre Israel: der Herr unser Gott, der Herr ist Einer". Das Schma Jisrael wird morgens und abends gesprochen und besteht aus weiteren *Toraversen und verschiedenen Segensformeln.

sephardisch (hebr.), von Sepharad, einer biblischen Länderbezeichnung, die später mit Spanien identifiziert wurde. Im Gegensatz zu *aschkenasisch bezeichnet sephardisch die Juden und ihre Tradition, die bis zu ihrer Vertreibung im Jahr 1492 auf der iberischen Halbinsel lebten, dann besonders in Nordafrika.

Shoa, Schoa (hebr.), „Katastrophe", „großes Unheil"; eine der Bezeichnungen für den Mord an Millionen Juden in der NS-Zeit.

Sukkot, siehe *Laubhüttenfest.

Synagoge (griech.), „Vereinigung", „Gemeinde", später auch für den Versammlungsort der Gemeinde. Die ältesten archäologischen Reste solcher Orte stammen aus dem 2. Jh. v. Z. Synagogen waren und sind nicht nur Gottesdienstorte, sondern auch kulturelle und soziale Zentren.

Talmud (hebr.), „Lernen", Name des zentralen religionsrechtlichen Werkes, bestehend aus Mischna (ca. 220 u. Z. endredigiert) und späteren Kommentaren, das durch fortwährendes Auswendiglernen, Wiederholen und Diskutieren des Textes „gelernt" wird.

Talmud-Tora-Schulen, religiöse Schulen mit dem zentralen Ziel, *Tora und *Talmud zu lernen. Meist waren es Elementarschulen, seit dem 19. Jh. gelang einigen aber auch die Anerkennung als Höhere Schulen.

Tanach (hebr.), Bezeichnung für die hebräische Bibel – Kurzwort aus den Anfangsbuchstaben ihrer drei Teile: Tora, Newiim (Propheten) und Ketuwim (Schriften).

Tora (hebr.), kann als „Lehre", „Weisung" oder auch „Gesetz" übersetzt werden, womit im engeren Sinne der Pentateuch (die fünf Bücher Mose) gemeint ist; im weiteren Sinne umschließt „Tora" auch die „mündliche Lehre", die Kommentierung und Auseinandersetzung mit der schriftlichen Tora (siehe auch *Talmud).

Torarollen, auf zwei Stäben aufgewickelte Pergamentrolle mit dem handgeschriebenen Text der fünf Bücher Mose. Aus diesen Rollen wird in der *Synagoge in wöchentlichen Abschnitten nach einem Jahreszyklus, beginnend am *Schabbat nach dem *Laubhüttenfest, die ganze *Tora gelesen. Die Rollen werden im Toraschrein (Aron ha-Kodesch, „Heilige Lade") aufbewahrt.

Zedaka (hebr.), „Wohltätigkeit", meint nachbiblisch die ausgleichende soziale Gerechtigkeit durch Fürsorge für die Schwachen und Besitzlosen, zu der alle verpflichtet sind.

Zion, ursprünglich Name der Südhälfte des Osthügels Jerusalems, den König David eroberte; später Ausweitung des Namens zunächst auf den ganzen Osthügel mit dem Tempel, dann auf die ganze Stadt Jerusalem und schließlich auf das Land Israel.

Zionismus, jüdische Nationalbewegung seit der zweiten Hälfte des 19. Jhs. Religiöse Zionssehnsucht und politische Bestrebungen zur Schaffung eines jüdisches Gemeinwesens flossen in dem Ziel der Besiedlung Palästinas zusammen.

Mit * wurden im vorliegenden Verzeichnis Begriffe kenntlich gemacht, die dem Leser noch einmal gesondert erläutert werden.

Personenregister

Abarbanel, Rachel 226
Abarbanell, Salomon 226
Abarbanell, Schlomo 226
Abiram, Zwi 312
Abrahamsohn, Hermann, Dr. 292
Abrahamsohn, Julius 261
Adam, Paul, Dr. 295
Adler, Marcus 266, 397
Ahlbeck, Leo 269, 400
Albu, Josef 220
Alexander, S., Dr. 203
Alth, Minna 88
Altmann, Gustav, Dr. 243
Apitz, Bruno 69, 382
Aranowitsch, Ruth 52, 304
Arensberg, Max 386
Aschner, Dr. 129
Aschner, Trude 288
Auerbach, Aron 297, 298
Auerbach, Baruch 229, 236–239, 246, 396
Auerbach, Emma, geb. Heller 239
Auerbach, Isaac Levin, Dr. 237
Auerbach, Leonhard 239
Auerbach, Philipp 157
Augusta (deutsche Kaiserin und Königin von Preußen) 255

B., Peter 188–192
Badrian, Gerhard, Dr. 295
Badt, Leopold 260
Badt, Louis 257
Baeck, Leo, Dr. 25, 100, 402
Balfour, Arthur James, Earl of 66
Bamberger, Isaak, Dr. 291
Bamberger, Mirjam 291
Barnas, Hermann 232
Bartel, Walter 69
Baum, Herbert 46, 150
Baum, Marianne 150
Bechar, Renate 392
Beer, Peter, Dr. 291
Beermann, Hanna, Dr. 37
Behrend, G., Dr. 203
Behrend, Wally 241
Bejach, Ernst 336
Bellermann, Johann Joachim 215
Bender, Wilhelm, Dr. 174
Bendix, Johanna, geb. Burg 237
Bendt, Vera 335
Benjamin, Günter 152, 154, 155, 159
Benjamin, Ilona 155, 166
Benjamin, Margot, geb. Friedländer 148, 149, 152, 154, 166
Bergmann, Dr. 405
Bernstein (Frau) 232
Bersarin, N. E. 343
Bethmann-Hollweg, Theobald von 206
Beutel (Gastwirt) 92
Bick, Henry 309
Biegeleisen (Familie) 202
Biegeleisen, Arnold 202, 295, 296, 385, 405
Bienenstock, Daniel 249
Bienenstock, Leibel (Ari) 249
Bienenstock, Mendel 249
Bienenstock, Pessi 249
Bienenstock, Rosa (Ruscha) 249
Bienenstock, Sarah 249
Bienenstock, Tauba (Täubchen) 174, 249, 392
Binder, Waldemar 170, 172, 173, 176, 177
Birnbaum, Hans 288
Blau, Bruno 341
Blaukopf, Rosa, geb. Olitzki 336
Blauzwirn, Rosa 242
Bleichröder, Emma, geb. Guttentag 242, 243
Bleichröder, Gerson von, Baron 242, 243
Bleichröder, Johanna, geb. Aron Meyer 242
Bleichröder, Samuel 56, 242
Blum, Martin, Dr. 343
Blumenthal, Dr. 386
Bock, Hellmut 169, 170, 173, 176
Bombach, Karl 261, 275, 276
Borchard, Sara Dorothea, geb. Rawitzer 222–224
Bouhali, Larbi 96
Bouhler, Philipp 174
Brandt, Karl 174
Braun, Markus, Dr. 240
Bresselau, Mendel 389
Bril, Dina 243
Buchard, Kurt 270, 271
Buchsbaum, Bernhard 62, 66
Buchsbaum, Gusta, geb. Brenner 62, 63, 66
Buchsbaum, Hermann 62, 63, 65, 66
Buntrock (Frau) 60
Burg, Meno 239

Carlebach, Emil 69
Carvalho, Adolfo de 71, 78, 82, 83
Carvalho, Ruth de, geb. Davidsohn 71–83, 382
Caspari, Adolf 337
Chodowski, Klara 314, 315
Chronik, Hannibal 233, 234
Clauberg, Carl 158
Cohn, Heinz 149, 154, 156, 159, 166
Cohn, L., Dr. 203
Cohn, Recha 149, 154, 158, 159, 166
Cohn, Ruth, geb. Friedländer 148, 149, 154, 158, 159, 166
Cohnke, Max 241
Cremer, Wilhelm 262
Crohn, Kurt 51, 52, 247, 248
Crohn, Renate 247

Personenregister

Abarbanel, Rachel 226
Abarbanell, Salomon 226
Abarbanell, Schlomo 226
Abiram, Zwi 312
Abrahamsohn, Hermann, Dr. 292
Abrahamsohn, Julius 261
Adam, Paul, Dr. 295
Adler, Marcus 266, 397
Ahlbeck, Leo 269, 400
Albu, Josef 220
Alexander, S., Dr. 203
Alth, Minna 88
Altmann, Gustav, Dr. 243
Apitz, Bruno 69, 382
Aranowitsch, Ruth 52, 304
Arensberg, Max 386
Aschner, Dr. 129
Aschner, Trude 288
Auerbach, Aron 297, 298
Auerbach, Baruch 229, 236–239, 246, 396
Auerbach, Emma, geb. Heller 239
Auerbach, Isaac Levin, Dr. 237
Auerbach, Leonhard 239
Auerbach, Philipp 157
Augusta (deutsche Kaiserin und Königin von Preußen) 255

B., Peter 188–192
Badrian, Gerhard, Dr. 295
Badt, Leopold 260
Badt, Louis 257
Baeck, Leo, Dr. 25, 100, 402
Balfour, Arthur James, Earl of 66
Bamberger, Isaak, Dr. 291
Bamberger, Mirjam 291
Barnas, Hermann 232
Bartel, Walter 69
Baum, Herbert 46, 150
Baum, Marianne 150
Bechar, Renate 392
Beer, Peter, Dr. 291
Beermann, Hanna, Dr. 37
Behrend, G., Dr. 203
Behrend, Wally 241
Bejach, Ernst 336
Bellermann, Johann Joachim 215
Bender, Wilhelm, Dr. 174
Bendix, Johanna, geb. Burg 237
Bendt, Vera 335
Benjamin, Günter 152, 154, 155, 159
Benjamin, Ilona 155, 166
Benjamin, Margot, geb. Friedländer 148, 149, 152, 154, 166
Bergmann, Dr. 405
Bernstein (Frau) 232
Bersarin, N. E. 343
Bethmann-Hollweg, Theobald von 206
Beutel (Gastwirt) 92
Bick, Henry 309
Biegeleisen (Familie) 202
Biegeleisen, Arnold 202, 295, 296, 385, 405
Bienenstock, Daniel 249
Bienenstock, Leibel (Ari) 249
Bienenstock, Mendel 249
Bienenstock, Pessi 249
Bienenstock, Rosa (Ruscha) 249
Bienenstock, Sarah 249
Bienenstock, Tauba (Täubchen) 174, 249, 392
Binder, Waldemar 170, 172, 173, 176, 177
Birnbaum, Hans 288
Blau, Bruno 341
Blaukopf, Rosa, geb. Olitzki 336
Blauzwirn, Rosa 242
Bleichröder, Emma, geb. Guttentag 242, 243
Bleichröder, Gerson von, Baron 242, 243
Bleichröder, Johanna, geb. Aron Meyer 242
Bleichröder, Samuel 56, 242
Blum, Martin, Dr. 343
Blumenthal, Dr. 386
Bock, Hellmut 169, 170, 173, 176
Bombach, Karl 261, 275, 276
Borchard, Sara Dorothea, geb. Rawitzer 222–224
Bouhali, Larbi 96
Bouhler, Philipp 174
Brandt, Karl 174
Braun, Markus, Dr. 240
Bresselau, Mendel 389
Bril, Dina 243
Buchard, Kurt 270, 271
Buchsbaum, Bernhard 62, 66
Buchsbaum, Gusta, geb. Brenner 62, 63, 66
Buchsbaum, Hermann 62, 63, 65, 66
Buntrock (Frau) 60
Burg, Meno 239

Carlebach, Emil 69
Carvalho, Adolfo de 71, 78, 82, 83
Carvalho, Ruth de, geb. Davidsohn 71–83, 382
Caspari, Adolf 337
Chodowski, Klara 314, 315
Chronik, Hannibal 233, 234
Clauberg, Carl 158
Cohn, Heinz 149, 154, 156, 159, 166
Cohn, L., Dr. 203
Cohn, Recha 149, 154, 158, 159, 166
Cohn, Ruth, geb. Friedländer 148, 149, 154, 158, 159, 166
Cohnke, Max 241
Cremer, Wilhelm 262
Crohn, Kurt 51, 52, 247, 248
Crohn, Renate 247

Crohn, Susanne, geb. Ritterband 247
Czarnikow, Moritz 195

Dähn, Uwe 84
Dalheim, Ida 239
Dallwitz, Johann von 234
Damm, Hans, Dr. 250
Danelius (Familie) 89–96
Danelius, Ditmar 89–96
Danelius, Fritz 93, 94
Danelius, Gerhard 89, 90, 93–96
Danelius, Günther 96
Danelius, Ilse 95, 96
Danelius, Jenny 90, 96
Danelius, Johanna 90, 95
Danelius, Josette 94, 95
Danelius, Laura 89, 90
Danelius, Lucette 94
Danelius, Max 89, 90
Danelius, Therese (Resi) 89, 92, 95, 96
Dattel, Peter 158
Dattel, Ruth 158, 166
David, Hanne, geb. vom Fließ 16
Davidowsky, Alex
siehe Alex Haubenstock 118, 119
Davidowsky, Sophia 118, 120
Davidsohn, Alfred 72, 81
Davidsohn, Alice 81
Davidsohn, Else, geb. Lösser 72, 74, 76, 77, 82
Davidsohn, Georg 72, 79
Davidsohn, Horst 81
Davidsohn, Leo 81, 82
Davidsohn, Lothar 73
Davidsohn, Martin 72
Davidsohn, Rosalie 72
Demuth, Hermann (Hirsch) 242
Demuth, Joseph 242
Demuth, Philippine, geb. Flatau 242
Dietze (Gestapo-Kommissar) 85
Dobberke, Heinz 155, 156
Drucker, Salo, Dr. 385
Duncker, Hermann 91
Duschnitzki, Berta 72, 81
Dymont, Jakob 270, 271, 400

Ebert (Treuhänder) 339
Eckstein, Curt, Dr. 295
Ehrenfried, Lydia 288
Eichmann, Adolf 275
Einstein, Hans-Peter 176
Einstein, Lorelene 176
Eisemann, Erich, Dr. 305, 310–312
Eisemann, Karl 303
Eisenberg (Familie) 121
Eisner (Kommerzienrat) 257
Eisner, Herbert 153, 155, 156
Ellenberg (Familie) 134, 140
Elsner, Pauline, geb. Griebenow, gesch. Baronin von Büxleben 42
Emden, Jakob 213
Epstein (Kommunist) 93
Erbstößer (Bolschewik) 93
Erwin (Mitglied der KP) 151, 152
Eschelbacher, Ernestine 25
Eschelbacher, Josef 264
Euchel, Isaak Abraham 389

F., Maximilian 327–329, 331
Falkenberg, Bertha, geb. Ginsberg 24–38, 381, 382
Falkenberg, Hermann 24, 28, 32, 36, 37, 243, 279–281, 284, 285, 298, 353, 401, 403
Falkenberg, Paul 37
Fechner (Professor) 257
Fechner, Hans (Johannes) 394
Feilchenfeld, Hermann, Dr. 385
Fink, Herta 276
Fischer, Ruth (Golke) 288
Fischlermann, Hinda 337
Fließ, Moses Isaac vom 16, 17, 22, 23
Francke, August Hermann 238
Fränkel, Bela, geb. Hellmann 225
Fränkel, Berta 134, 147
Fränkel, David 225
Fränkel, Hellmann 225, 226
Fränkel, Hirsch 225
Fränkel (Fraenkel), Josef 240, 265, 266, 397
Fränkel, Michel Levin 221, 224–226, 229
Fränkel, Rebecca 226
Fränkel, Riekel, geb. Riess 225
Frankenberg, Christoph 57, 60–62
Frankenberg, Doris, geb. Werner 57, 61
Frankenberg, Hella 56–62
Frankenberg, Vera 56, 57, 59–62
Frankl, Martha 393, 394
Frankl, Pinkus Fritz, Dr. 254, 393, 394
Franz Joseph (österreichischer Kaiser) 241
Freier, Moritz, Dr. 269, 344, 398
Freier, Recha 308
Freund, Elisabeth 337, 338
Freundlich, Kurt, Dr. 290
Fried, Margarethe 312
Friedlaender, Josua Falk 243, 281, 401, 403
Friedlaender, Uschi 72, 74, 75, 78, 83
Friedländer (Frau) 27
Friedländer, Arno 159
Friedländer, Bernhard 148, 166, 167
Friedländer, David 215
Friedländer, Doris 148
Friedländer, Esra 168
Friedländer, Klara, geb. van der Haak 159
Friedländer, Konrad 148–150, 154, 166
Friedländer, Leo 148, 149, 158
Friedländer, Manfred 159
Friedländer, Maria (Miriam), geb. Lagocka 148, 149, 155, 166, 167
Friedländer, Martin 147–168

Friedländer, Nalet Abraham 168
Friedländer, Walter 288
Friedländer, Willi 159
Friedmann, Oskar 246, 392
Friedrich II., der Große (König von Preußen) 16
Friedrich III. (deutscher Kaiser und König von Preußen) 239
Friedrich Wilhelm III. (König von Preußen) 215, 231
From, Alfred, Dr. 290
From, Osias 290

G., Chaja Rechla 317, 327, 328, 331, 332
Gabriel (Familie) 17–19
Gabriel, Elisabeth 18, 20, 21, 23
Gadowski, Rudi 191
Galinski, Heinz 346
Gamson, Edith 276
Garbáty, Josef 418
Garbáty, Rosa 418
Gecks (Schuldirektor) 57, 60
Geiger, Abraham 393
Geiger, Ludwig 218
Genin, Salomea 351, 352
Geppert, Grete 155
Gérard (franz. Jude) 160, 161, 166
Gerler, Regina 311
Gerson, Hanna 283
Gerstel, M. 17
Ginsberg, Johanna 37, 38
Ginsberg, Siegfried Heinrich 37, 38
Glase, Erich 19
Glase, Hilde 19
Glondajewski, Fritz 111, 115
Glück, Leo 343
Goebbels, Joseph 85, 379
Goethe, Johann Wolfgang 43, 212
Goldschlag, Stella 150, 153, 155, 156
Goldschmidt (Bankier) 243
Goldschmidt, Sophie 243
Goldstein (Lehrerin) 129
Goldstein, Julius 114
Gollanin, Leo 343
Gonszerowski, Rosalie 137
Göring, Hermann 273, 290, 329, 337, 402
Gottschalk, Arthur 288
Graf (Rabbiner) 251
Graf, Jehoshua 321
Griebenow, Ferdinand 42
Griebenow, Wilhelm 42
Groscurth, Georg 170, 171
Grunau, Blanca 302, 307
Grunauer, Mosche 227
Grünberg, Rudolph 241
Grundwald (Ehepaar) 134
Grundwald, Heinz 133
Günzler, Erhard 106
Gutmann, Josefa (Sephie) Sara 97–102
Gutmann, Meta 306, 310
Gutmann, Tana 98, 101, 102
Guttentag, Emma 243
Guttmann, Hanna 38
Guttmann, Martha 38

Haas, Alice, Dr. 244, 250
Haase, Manfred 241
Haase, Robert 243, 246
Haber (leitender Angestellter) 294
Hahn (Gestapo-Kommissar) 85
Hamburger, Bianca 26
Hamburger, Wolfgang 343
Hamel, Kurt 339
Hanff (Erzieherin) 247
Haubenstock, Alex (alias Alex Stockdale, alias Alexander Davidowsky) 118–120
Haubenstock, Jakob 118
Hauptmann, Gerhart 245
Havemann, Robert 169–171
Hecht, Paul 343–345
Heilbrunn, Sally 398
Heiligendorf (Fräulein) 84
Heine, Wolfgang 207
Hellborn, Bertha, geb. Heymann 241
Hellborn, Philipp 241
Helldorf, Wolf Heinrich, Graf von 379
Heller (Familie) 143
Hellmann, Schmuel 225
Henoch, Lilli 315, 316
Henschel, Moritz 275
Herbst, Emil 378
Herking, Ursula 101
Hertzberg, Georg, Dr. 295
Herz (Familie) 121
Herzberg, Wolfgang 116
Herzl, Theodor 124
Hess, Hertha 338
Hessel, Ehrenfried 264
Heydrich, Reinhard 379
Heymann, Aron Hirsch 217
Heymann, Bertha 241
Heymann, Erich 133, 137
Hildemann, Erika 111–115, 117
Hildemann, Fritz 112
Hildemann, Hedwig (Mamuschka) 111–113, 116, 117
Hildesheim, Chaja 210–212, 226
Hildesheim, Izek 210, 211
Hille, Hugo 119
Himmelweit, Herbert 44
Himmler, Heinrich 38
Hindenburg, Paul von Beneckendorff und von 119
Hirschberg, Hans 272, 342, 401, 413
Hirschfeld (Schneidermeister) 206
Hirschfeld, Etty 254, 256, 258–260, 392
Hitler, Adolf 50, 64, 74, 75, 106, 111, 245, 309, 352
Hoch, Rudolf, Dr. 295
Hoeniger, Johann 240, 264, 265, 296
Holländer, Brigitte (Miriam) 153, 154, 168
Holzer, Fanny, geb. Lermer 40, 41, 43, 47
Holzer, Hirsch 41
Holzer, Horst (Zwi) 41–44, 46–48
Holzer, Liebe, geb. Birn 41
Holzer, Lilli (Mia) 42, 47, 48

Holzer, Max 40, 41, 46, 47, 178
Holzer, Nathan Mechel 40, 41, 48
Holzer, Willi Seef 10, 11, 39–48, 187, 314, 315, 378, 420
Horn, Cäsar 96
Horn, Hildegard 88
Horn, Irmchen 96
Horowitz, Gustl 312
Hülsemann (Pfarrer) 352
Hunke, Heinrich 324
Hurwitz, Erich, Dr. 290
Hurwitz, Harriet 291
Hüttner, Arnold 183

Ingster, Oljean 347, 348
Iron, Freddi 45
Isaaksohn, Ralf 155, 156
Isenthal (Familie) 49–51, 55
Israel, Elke 211, 218, 220
Israel, Jacob 220
Israel, Josef 211, 218, 220
Israel, Meyer 220
Israel, Nathan 220, 389
Itzig, Alexander 233, 236
Itzig, Georg 241

Jaakow (Rabbiner) 226
Jacobi, Caroline, geb. Sachs 227
Jacobi, Heinz 276
Jacobi, Herta 276, 277
Jacobi, Ida 18
Jacobi, M. J., Dr. 227
Jacobi, Mosche 227
Jacobowitz, Julius 208
Jacobowitz, Herbert 50
Jacobowitz, Werner 49–56
Jacobsohn, Julius, Dr. 385
Jacoby, Hermann, Dr. 386
Jacoby, Margarete 27, 29, 31
Jakubowski, Kurt 280
Jänsch, Bruno 141
Joachim, Heinz 150, 152
Joachim, Marianne 150
Jonas, Regina 33
Joseph (Erzieherin) 246, 247
Joseph, Paul 294, 318
Judas, Elias 236
Juliusburger, Heinz 346, 413

K., Josef 68–70
Kahane (Oberrabbiner) 341
Kaim, Georg 106
Kalinowski, Simon 149
Kalinowski, Wolfgang 149
Kalisch (Justizrat) 292
Kalisch, Ernst, Dr. 290, 292
Kampf, Rywka 137
Kantorowicz, Max, Dr. 295
Kassel, Wilhelm 386
Katz, Blanca 298
Katz, Leo 294
Katz, Lotti 98
Kempner, Ludwig 295
Kerbel, Lew 70
Kern, Wenzel 140
Kind, Enno 170
Kirchner, Peter 344
Klein, Hermann 343, 344
Kleist, Heinrich von 245
Kloß, Friedrich Wilhelm 336, 338
Knopf, Eduard, Dr. 290, 291
Knopf, Jenny 292
Knopfmacher, Käthe 242
Koch (Fräulein) 62, 63
Kochheim, Leo 386
Kollenscher, Dr. 301
Kollwitz, Karl, Dr. 385
Köln, Frieda 336, 338
Königsberger, Herz 242
Königsberger, Theodor 242
Kopf, Leo 270
Korn, Harry 241, 242
Koslowski (Frau) 58, 60
Kraus, Moritz 128, 132, 143
Krebs, James Ludwig, Dr. 290
Kreyn, Martin, Dr. 292
Krisch, Josef 241, 242
Krüger, Dr. 289
Krützfeld, Wilhelm 46
Kurz, Rosalie, geb. Kampf 134, 137
Küschel, Alex 68
Kuschmeier (Lehrerin) 189

L., Frank 350, 351
Lachmann, Dr. 397
Lamm (Firma) 294, 332–335
Landau, Eugen 241
Landecker (Familie) 110
Landmann, Paul 232
Landshut, Elieser Leiser 209, 225, 390
Landshut, Hans, Dr. 156, 157
Lege, Willi 346, 347
Lehmann, Betty 317, 326, 327, 330–332
Lehmann, Neumann 326
Leise, Hermann 295
Lemberger (Familie) 143
Lemberger, Siggi 143
Lenné, Peter Joseph 239
Leopold (österreichischer Kaiser) 16
Lerithus (Ehepaar) 185
Lermer, Adolf 41
Lermer, Emilia, geb. Wachsberger 41
Lessing, Gotthold Ephraim 245
Leszkowitz, Sara, geb. Garfunkel 339
Levinsohn, Nathan Peter 344, 413
Levy, Arthur 242
Levy, Kurt, Dr. 275
Levy, Lucie 81
Levy-Ascher (Frau) 93
Lewandowski, Louis 255, 260, 266, 270, 393, 397, 398
Lewandowski, Manfred 260
Lewin (Lehrer) 43
Lewin, Erich, Dr. 290, 291
Lewin, Erna 291
Lewin, Jacob 235
Lewin, Regina 235
Lewitan, Itzig 206
Lewy, Fritz, Dr. 295
Leyden, Friedrich 353
Licht, Hugo 266, 397
Lichtenstein, Abraham Jakob 398
Lichtenstein, Alfred 241
Lichtenstein, Leo 241
Lichtenstein, Susanne 299, 300
Liebermann (Familie) 224

Liebermann, Adolph Ritter von Wahlendorf 241
Liebermann, Joseph 241
Liebermann, Marianne 241
Liebermann, Martha 413
Liebermann, Max 241, 413
Liebermann, Rina von, geb. Strauß 241
Lilienthal, Dr. 310
Lippert, Julius, Dr. 290
Lipszyc (Familie) 205
Lipszyc (Lipschütz), Meyer David 205–207
Lipszyc, Willy 205
Littwitz, Max 283
Löb, Jehuda 225
Löblich, Lotte 18
Loewe, Adolf 295
Loewenthal, Ruth 339
Lösser, Gabi 77
Lösser, Gustav 72
Lösser, Hugo 72, 73, 75–77, 82
Lösser, Jutta 73
Lösser, Lily 73, 76, 81, 82
Lösser, Martha 72, 77, 82
Löventhal, Ernst 241, 242
Löwenstein, Fritz 299
Löwenstein, Otto 295
Lowenstein, Steven M. 213
Löwenthal, Adolf 18, 21
Löwenthal, Alice, geb. Silbermann (Alice Süssmann) 16–23
Lubowski, Martin 241
Luft, Selly 241

Manasse, Martin, Dr. 386
Mandel, Berta 128
Mandel, Henni, geb. Achtentuch 138, 139, 146
Mandel, Josef 128, 132–134, 145, 146
Mandel, Mindla, geb. Kraus 128, 131, 132, 134, 135, 143
Mandel, Simon 127–147
Manheimer (Ehepaar) 201
Manheimer, Bertha, geb. Lehwess 254–259, 262, 274, 393, 394
Manheimer, Moritz 254–259, 262, 274, 393, 394
Manheimer, Valentin 257
Marcus, Johanna 232
Marcus, Nathan Moses 232
Markus (Mann) 85
Maybaum, Siegmund 393
Meier, Fidi 129
Mendelssohn, Moses 213, 214, 225, 389
Messerschmidt, Alfred 137
Messerschmidt, Hertha 137
Messerschmidt, Kurt 312
Messerschmidt, Sehma 137
Metal, Julio 137
Metz, Georg 137
Metz, Henriette 137
Metz, Martha 137
Meumann, Richard, Dr. 295
Meyer, Julius 168
Meyer, Sara 216, 217
Meyer, Siegmund 254, 393
Meyerbeer (Familie) 224
Michael, David 225
Michael, Hellmann 225
Michael, Hirsch 225
Michaelis, Paul, Dr. 299
Misch (Stadtinspektor) 303
Molière, Jean Baptiste 245
Möller, Elli 21
Montagu, Lily 32
Montgomery, Bernard Law 127
Moritz, Alfred 386
Mosler, Anna, geb. Lehwess 395
Mühlbach (Lehrerin) 74, 75
Müller, Karl 117
Müller, Kurt 170, 171
Munk, Michael L., Dr. 343
Musy, Jean-Marie 38

Nachama, Estrongo 62, 343–345
Nachmann, Isaak 227
Nadel, Arno 400
Nadich, Judah 341
Nathanson, Hans 288
Nechemjoh (Rabbiner) 241
Negron, Gerda, geb. Davidsohn 71, 73, 75, 77, 78, 80, 82, 83
Neihoff, Edith 35, 36
Nelhans, Erich 167, 343
Nelke, Emma, geb. Paderstein 228
Nelke, Friederike 228
Nelke, Julius Jona 228
Nesher, Max 121–127, 313, 378
Neubaur, Marta Rifke 202, 236
Neumann (Lehrer) 118
Neumann, Felix 294, 332–335
Nickel, Eva Ruth Brigitte 21–23
Nickel, Luise 19–23
Nickel, Willy 19–23
Nobel, Israel 268, 398
Nobel, Nehemia, Dr. 25, 381
Nohé-Napp 86–88
Nube, Ruth 97, 98, 101
Nussbaum, Max, Dr. 268, 276, 398

Obermann, Salomon 324
Oberneck, Hermann, Dr. 240
Oettinger, Jacob Joseph 217, 218, 389, 393

Pachnicke, Jeanne 89
Panthauer, Erwin 251
Panthauer, Ruth 251
Pappenheim, Bertha 25
Parnes, Gerda 302
Petuchowski, Markus, Dr. 268, 269, 399
Philippi, Alice 242
Philipsohn, Erich 68
Pincus, Emil 260
Pinkus, Eugen, Dr. 386
Pitzner, Margot 115
Plaut, Jonas 243–246, 250–252, 403
Plaut, Selma 241, 243–246, 250, 252
Pokorny, Alfred 142
Pollack, Martin 241, 242
Pommer (Vermieter) 205
Poppelauer, Moritz 397
Pottlitzer, Louis (Leib) 234–236
Prentki, Ana 103, 110
Prentki, Bernhard 103, 108, 109

Prentki, Esteban 110
Prentki, German 110
Prentki, Horst 103–111
Prentki, Selma, geb. Hirsch 104
Priester, Mathilde 257
Prinz, Joachim, Dr. 268, 399

Radzik, Selman Josef 206
Rasczkowski, Trude 19, 23
Rattenbach, Lotte 19, 23
Raubvogel, Adolf 121, 127
Raubvogel, Mali 121, 127
Raubvogel, Max
siehe Max Nesher
Raubvogel, Regina, geb. Wachtel 121
Raubvogel, Selig 121, 122
Rebhuhn (Familie) 143
Reich, Rubin 208
Reinemann, Herta 289
Reinemann, Otto, Dr. 288, 289
Ribbentrop, Joachim von 150
Riesenburger, Lucie Klara, geb. Lenke 341, 403, 412
Riesenburger, Martin 276, 341–347, 403, 412, 414
Riess, Feibel 225
Riess, Israel Löb 225
Rivkes, Arnold 310, 312
Rogoff, Gregor 108
Rommel, Erwin 127
Rosenberg, Arthur 206
Rosenberg, Bernhard, Dr. 290
Rosenberg, Susanne 290
Rosenblum, Jakob 206
Rosenfeld, Else 84–90
Rosenfeld, Klara, geb. Kohn 86, 87
Rosenthal, Gert 247, 248
Rosenthal, Hans 247, 248
Rosenthal, Hugo 308
Rosenthal, Moritz 395
Rosenthal-Kuczynski, Emmy 33, 35
Rosenzweig, Adolf 264
Rosenzweig, Franz 100
Roth, Alfred 241, 242
Roth, Erich 241, 242
Rotholz, Siegbert 46, 342
Rubinstein, Rita 269
Rummelsburg, Artur, Dr. 290
Rummelsburg, Gustl 290
Ruschin, Oskar 343
Ruß, Isidor 202, 234, 236
Rutschstein, Nechana 206
Rynaschewski (Religionslehrer) 179

Sachs, Louis 34, 397
Sachs, Rosa 34
Saenger, Jacob 397
Salazar, Antonio de Oliveira 76
Salomon, James 77, 82
Salomon, Paula 72, 77, 81, 82
Salomon, Wolfgang 77, 82
Salomonski, Martin, Dr. 282, 284, 403
Salz (Familie) 121
Samter, Bernhard, Dr. 292
Samter, Paul, Dr. 292
Samuel, Erna 310
Samuel, Leonore, geb. Buchsbaum 62–68
Sand, Martin 310
Sänger, Max Hermann 268, 399
Sauckel, Fritz 402
Schachmann, David 232
Schäffer, Dr. 134, 135
Schalom (Junggeselle) 226
Scharlinski, Moritz 118
Scheer, Gisela 108–110
Schikora (Frau) 58, 60
Schiller, Friedrich 43
Schiratzki, Selma 300–305, 309, 310, 312–314
Schlesinger, Max 185
Schlesinger, Robert Israel 295
Schmalz, Siegmund 133
Schmerling, Regina, geb. Milewski 290
Schmerling, Wolf, Dr. 290
Schmiedemayer, Gerda 304
Scholem, Gershom 17
Scholem, Werner 17
Schreiber (Lehrer) 310
Schreiber, Martin 267
Schreiber, Rudolf 242
Schwarz, Fritz 295
Schwarz, Rosa 242
Schwarzschild, Steven S. 344
Schwatlo, Carl 254, 393
Sedelmeyer, Jakob 240, 264
Seebach, Prof. 115
Segall, Jacob, Dr. 290, 291
Segall, Julie, Dr. 290
Seligmann, Irmgard 312
Selten, Franz, Dr. 295
Sennewald, Dr. 84, 85
Severing, Carl 207
Shubow, Joseph S. 343
Siewert, Robert 69
Silbermann (Schneider) 121
Silbermann, Dora 392
Silbermann, Else, geb. Sussmann 16, 17
Silbermann, Martin 17
Simon (Schneider) 206
Simon, Hermann, Dr. 342, 352, 390
Simon, Veit 228
Sinasohn, Max 303
Singer, Ödon, Dr. 348
Sissle, Adolf, Dr. 290
Sobeck, Johannes (Hannes) 129, 145
Sochaczewer, Ernst 242
Sonnenfeld, Rudi 314
Spector, Georg 308
Speer, Albert 379, 410
Springer (Familie) 140
Springer (Vermieter) 206
Sredzki (Familie) 116
Sredzki, Gerda 114
Sredzki, Gerhard 114
Sredzki, Siegmund 113, 114
Stabinski, David 269, 400
Stahlecker, Franz 395
Stalin, J. W. 70
Stamper, Georg 243
Stein, Ernst 348
Stein, Willy 92, 96
Stern, Heinemann 129
Stern, Richard, Dr. 386
Stern, Rudolph 241

Sternberg, Louis, Dr. 291, 292
Sternberg, Minna 291
Stiebel, Helmut 108
Stier, Joseph 396
Stillmann, Ilse 116, 117, 383
Stöbe, Frieda 171, 172
Stöbe, Ilse 171
Stock (Lehrer) 91
Stoecker, Adolf 230
Strelitz, Abraham, Dr. 240, 243
Struck, Sally 261
Süssmann, Alice, geb. Silbermann 17–19
Süssmann, Gittel 17, 18, 21–23
Süssmann, Herbert 17, 18
Süssmann, Ruth 17, 18, 21–23
Sussmann (Familie) 24
Sussmann, Blümchen, geb. David 16
Sussmann, Esajas 16
Sussmann, Margarete (Grete) 16, 17
Sussmann, Martha 16–18, 21
Sussmann, Oskar 16
Sussmann, Samuel 16
Sussmann, Siegmund 16, 23
Swarsensky, Manfred, Dr. 251, 268, 276, 399

Teich-Birken, Martin 315
Teppich, Bernhard 90
Thälmann (Ernst) 69, 91
Themar, Rolf 19, 23
Timendorfer, Grete (Margarete) 246, 247
Torhorst, Marie 170, 171, 174
Treitschke, Heinrich von 230

Ullendorff, Arthur 88
Ullendorff, Astrid 88
Ullendorff, Martha 84–88

Wachtel, Nathan 121
Wachtel, Simon 121
Wagner-Tauber, Lina 25, 26, 32
Wahrhaftig (Familie) 121
Wangemann, Ernst 176
Wargel, Gertrud (Trude, „Trulla") 114, 116, 117
Warschauer, Malvin 260
Wartenberg, Hans-Joachim 81
Wassermann, Bernhard 177–188
Wassermann, Elias 177, 178, 186
Wassermann, Leonora, geb. Holzer 177, 178, 182, 186
Wassermann, Liora 187
Wassermann, Max Moses (Moische) 177, 178, 181, 182, 186
Wassermann, Toni 178, 180, 185, 186
Wedel, Kurt 241, 242
Weigersheim, Aron 222
Weigersheim, Nathanael, Dr. 221, 222
Weigersheim, Rösl, geb. Fränkel 221, 222, 226
Weihe (Schlossermeister) 99
Weinbaum, Alexander 264, 270
Weinberg, Adolf 137
Weinberg, Resi 137
Weinberg, Wolf 137
Weinkeller, Frieda 241
Weiss, Alfred 241
Weiss, Peter 171, 176
Werner, Rainer, Prof. 414
Weyl, Chaim (Weyl, Hermann, Dr.) 386
Weyl, Max, Dr. 268, 269, 298, 399
Wiechmann (Musiklehrer) 105
Witkowski, Hedwig 26
Wolf, Annemarie 99
Wolf, Herta 269
Wolfermann (Mitglied des Jüdischen Schulvereins) 301
Wolff, Agnes 169–171
Wolff, Gerda Victoria 169–177
Wolff, Heinz Günter 169–171
Wolff, Johannes 303
Wolff, Leo 169, 176
Wolff, Leopold 282
Wolff, Margot 170, 173
Wolffenstein, Richard 262
Wolffheim, Nelly 99, 173, 174, 250
Wolke, Nathan 242
Wollstein (Eheleute) 345
Wunderlich, Käthe 335
Wygodzinsky, Martha, Dr. 386

Zajac, Jack 314
Zarske, Wilhelm 108
Zickel, Henriette 242
Ziegler, Elly, Dr., geb. Friedmann 290
Zimet, Erwin 268, 283, 399
Zkorenblut, Simon 349
Zocher, Rita 70, 382
Zwirn, Erna, geb. Friedländer 159

Danksagung

Wir danken allen Personen, die durch Gespräche oder briefliche Kontakte beim Zustandekommen dieses Buches mitgeholfen haben:

Zwi Abiram, Israel
Leo Abisch, Basel, Schweiz
Esther und Rudi Barta, Ramat Hascharon, Israel
Dr. Helmuth Bauer, Berlin
Grit Beel, Berlin
Zwi Ben-Dov, Haifa, Israel
Hans Bergenthal, London, Großbritannien
Henry Bick, USA
Arnold Biegeleisen, Berlin
Tauba Bienenstock, Großbritannien
Waldemar Binder, Berlin
Ruth de Carvalho, Cascais, Portugal
Renate Crohn, Israel
Uwe Dähn, Berlin
Vera Dörrier-Breitwieser, Berlin
Elieser Elifas, Israel
Lotte Falkenberg, New York, USA
Ernst Fränkl, Israel
Rolf Friedenthal, Berlin
Hilbert Friedlaender, Auckland, Neuseeland
Margot Friedländer, Berlin
Edith Gamson
Berit Gehrig, Berlin
Salomea Genin, Berlin
Dr. Martin Glass, Jerusalem, Israel
Martin Graf, Tel Aviv, Israel
Bruno Gumpel, Petaluma, USA
Regina Gutermann, Berlin
Sabine Hank
Wendy Henry, New York, USA
Hans Hirsch, Ramat Gan, Israel
Hanna Hochmann, Petach Tikvah, Israel
Willi Holzer, Berlin, Tel Aviv
Dora Hornigk, Deutschland
Gustl Horowitz, Israel
Dr. Sergej Iljin, Berlin
Oljean Ingster, Berlin
Gisela Jacobius, Berlin
Eugenia S. de Josephs, Buenos Aires, Argentinien
Josef Kohn, Berlin
Israel Kolatacz, Tel Aviv, Israel
Alexander Kuechel, USA
Hella Kuttner, Berlin
Ilse Löwenstern, Deutschland
Cilli Machnes, Israel
Simon Mandel, Haifa, Israel
Adolf Markendorf, Berlin
Henry M. Michaelis, Via Flora, USA
Max Nesher, Raanana, Israel
Eva Nickel, Berlin
Ruth Nube, Berlin
Erwin Panthauer, USA
Herr und Frau Pelz, USA
Horst Prentki, Montevideo, Uruguay
Dr. Andreas Reinke, Berlin
Traudl Rosenthal, Berlin
Dr. Carola Sachse, Berlin
Rifka Salomon (Regina Gerler), Israel
Leonore Samuel, Bath, Großbritannien
Ruth und Martin Sand, Deutschland
Jizchak Schwersenz, Berlin, Jerusalem, Israel
Grete Seidner, Ramat Gan, Israel
Ludwig Shein, Rishon Le Zion, Israel
Wala Shepes, Australien
Juana Siegel, Buenos Aires, Argentinien
Edna Sovin, London, Großbritannien
Bella Spira, Ramat Gan, Israel
Max Eliaha Sterngast, Gedera, Israel
Alex Stockdale, Wadford, Großbritannien
Martin Teich-Birken, Großbritannien
Dr. Lis Wallmuth, Berlin
Bernhard Wassermann, Tel Aviv, Israel
Israel Weisz, Israel
Barbara Welker
Lothar Wolff, Neot Mordechai, Israel
Lotte und Jack Zajac, USA
Hans Joachim Zellner, Berlin

Ein besonderer Dank gilt Dr. Hermann Simon für seine kritische Durchsicht des Manuskriptes.

Instanzen

Bibliothek der Jüdischen Gemeinde zu Berlin Fasanenstraße
Bibliothek der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, Zweigstelle Oranienburger Straße, Frau Kirchner
Bundesarchiv Koblenz, Abteilungen Potsdam
Centrum Judaicum, Dr. Hermann Simon, Birgit Jerke, Margit Billeb
Kinder & JugendMuseum im Prenzlauer Berg
Landesarchiv Berlin, Kalckreuthstraße
Landesarchiv Berlin, Außenstelle Breite Straße
Pisarek-Archiv, Frau Groß
Privatarchiv Bodo Becker, Lehnitz
Senatskanzlei, Emigrantenreferat
Stadtplanungsamt Prenzlauer Berg, Altaktenarchiv, Herbert Raben
Stiftung Archiv der Akademie der Künste, Herr Wittneben
Stiftung Stadtmuseum Berlin, Jüdisches Museum, Gisela Freydank, Dr. Vera Bendt

Weitere Literaturhinweise

Otto Behrendt/Karl Malbranc, Auf dem Prenzlauer Berg, Frankfurt a. M. – Berlin 1928

Esra Bennathan, Die demographische und wirtschaftliche Struktur der Juden, in: Werner E. Mosse (Hrsg.), Entscheidungsjahr 1932: Zur Judenfrage in der Endphase der Weimarer Republik, Schriftenreihe des Leo Baeck Instituts, Band 13, Tübingen 1965, S. 87–131

Erica Burgauer, Juden in Deutschland nach 1945, Hamburg 1993

Francois Cavanna: Das Lied der Baba, Berlin – Weimar 1988

Irene Diekmann, Boykott – Entrechtung – Pogrom – Deportation: Die „Arisierung" jüdischen Eigentums während der NS-Diktatur, untersucht und dargestellt an Beispielen aus der Provinz Mark Brandenburg, in: Dietrich Eichholtz, Almuth Püschel (Hrsg.), Brandenburg in der NS-Zeit: Studien und Dokumente, Berlin 1993, S. 207–229

Alfred Etzold u. a., Jüdische Friedhöfe in Berlin, Berlin 1987

Jörg H. Fehrs, Von der Heidereutergasse zum Roseneck. Jüdische Schulen in Berlin 1712–1942, Berlin 1993

Renate Fricke-Finkelnburg (Hrsg.), Nationalsozialismus und Schule. Amtliche Erlasse und Richtlinien 1933–1945, Opladen 1989

Gedenkbuch an die jüdischen Gefallenen des deutschen Heeres, der deutschen Marine und der deutschen Schutztruppen 1914–1918, Moers 1919

Gedenkbuch Berlins der jüdischen Opfer des Nationalsozialismus, Berlin 1995

Jacqueline Giere, Rachel Salamander, Ein Leben aus neu. Das Robinson-Album. DP-Lager: Juden auf deutschem Boden 1945–1948, Christian Brandstädter Verlag, Wien 1995

Petra Grubitzsch, Prenzlauer Berg, Geschichte der Berliner Verwaltungsbezirke, Band 21, Berlin 1995

Alexander Haeder/Ulrich Wüst, Prenzlauer Berg, Besichtigung einer Legende, 1994

Eugen Hermann-Friede, Für Freudensprünge keine Zeit, Berlin 1994

Wolfgang Herzberg, Überleben heißt Erinnern. Lebensgeschichten deutscher Juden, Berlin 1990

Raul Hilberg, Die Vernichtung der europäischen Juden, Frankfurt/Main 1990 (englische Originalausgabe 1961)

Willi Holzer, Jüdische Schulen in Berlin. Am Beispiel der privaten Volksschule der jüdischen Gemeinde Rykestraße, Berlin 1992

Stefi Jersch-Wenzel (Hrsg.), Von Zuwanderern zu Einheimischen, Berlin 1990

1945 Jetzt wohin, Exil und Rückkehr, Verein Aktives Museum (Hrsg.), Berlin 1995

Juden im Widerstand, Berlin 1995

Juden in Berlin. Ein Lesebuch, Berlin 1988

Juden in Lichtenberg, Berlin 1995

Juden in Weißensee, Berlin 1994
Jüdische Geschichte in Berlin, 2 Bände, Berlin 1995
Jüdisches Adressbuch für Groß-Berlin, Ausgabe 1931, Reprint, Berlin 1994
Jüdisches Leben in Pankow, Berlin 1993
Dirk Van Laak, Die Mitwirkenden bei der „Arisierung": dargestellt am Beispiel der rheinisch-westfälischen Industrieregion 1933–1940, in: Ursula Büttner (Hrsg.), Die Deutschen und die Judenverfolgung im Dritten Reich, Hamburg 1992, S. 232–249
Annemarie Lange, Berlin zur Zeit Bebels und Bismarcks, Zwischen Reichsgründung und Jahrhundertwende, Berlin 1972
Annemarie Lange, Das Wilhelminische Berlin, Zwischen Jahrhundertwende und Novemberrevolution, Berlin 1980
Robin Ostow, Juden aus der DDR und die deutsche Wiedervereinigung, Elf Gespräche, Berlin 1996
Jonas Plaut, Geschichte der Baruch Auerbach'schen Waisen-Erziehungsanstalten für jüdische Knaben und Mädchen in Berlin, Berlin 1934
Martin Riesenburger, Das Licht verlöschte nicht, Berlin 1960
Ruth Röcher, Die Jüdische Schule im nationalsozialistischen Deutschland 1933–1942, Frankfurt am Main 1992
Hans Rosenthal, Zwei Leben in Deutschland, Bergisch-Gladbach 1980
Carola Sachse (Hrsg.), Als Zwangsarbeiterin 1941 in Berlin, Die Aufzeichnungen der Volkswirtin Elisabeth Freund, Berlin 1996
Regina Scheer, AHAWAH, Das vergessene Haus, Berlin 1993
Das Sonderrecht für die Juden im NS-Staat, C. F. Müller Juristischer Verlag, Heidelberg-Karlsruhe, 1981
„Tuet auf die Pforten", Die Neue Synagoge 1866–1995, Berlin 1995
Joseph Walk, Jüdische Schule und Erziehung im Dritten Reich, Frankfurt 1991
Wegweiser durch das jüdische Berlin, Geschichte und Gegenwart, Berlin 1987
Vincent von Wroblewsky, Zwischen Tora und Trabant, Berlin 1993

Bildnachweis

Archiv Franz Kräft bei Bildartphoto 351
Berliner Stadtbibliothek 240, 279
Bezirksamt Prenzlauer Berg, Stadtplanungsamt, Altaktenarchiv 326
Bibliothek der Jüdischen Gemeinde zu Berlin 25, 262, 264, 268, 281, 284, 285, 305, 341
Bibliothek des Instituts für Judaistik Berlin 132, 144
Bildarchiv Abraham Pisarek, Berlin 29, 30, 36, 37, 210, 214, 244, 246, 250, 252, 256, 257, 270, 283, 341, 347, 348
Waldemar Binder 176
Jürgen Bock, Repro 73, 74, 75–77, 80
Brandenburgisches Landeshauptarchiv, Potsdam 235, 333, 334
Wolfgang Gregor, Berlin 265
Grundbucharchiv Berlin 273
Christa Heinrich, Berlin 83
Gerhard Hoffmann, Lehnitz, Privatarchiv 34, 294, 319, 335
Michael Kreutzer, Berlin 358, 360–363, 365, 369–372, 374–377
Landesarchiv Berlin 130, 141, 255
Landesbildstelle Berlin 87, 303, 310, 312, 315
Erika Müller, Berlin 112, 113
Prenzlauer Berg Museum, Archiv 23, 50, 58, 60, 69, 70, 97, 195, 198, 203, 217, 233, 234, 288, 322, 350
Prenzlauer Berg Museum, Archiv, Sammlung Herzberg 201, 202, 248
Bernt Roder, Berlin 63, 127, 146, 159, 187, 296
Rudolf Schäfer, Berlin 89
Senatsverwaltung für Bau- und Wohnungswesen Berlin 318
Dr. Hermann Simon, Berlin 342
Stiftung Archiv der Akademie der Künste, Berlin 108
Stiftung „Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum", Archiv 259, 260, 276, 298, 344
Stiftung Stadtmuseum Berlin, Berlin-Museum 271
Stiftung Stadtmuseum Berlin, Jüdisches Museum 336–339
Stiftung Stadtmuseum Berlin, Jüdisches Museum, Herbert-Sonnenfeld-Archiv 35
Stiftung Stadtmuseum Berlin, Märkisches Museum 196
Süddeutscher Verlag, München, Bilderdienst 75
Birgit-Anna Ulherr, Berlin 14, 15, 39, 57, 61, 84, 86, 114, 116, 211, 220, 224–228, 237, 239, 261, 324, 327, 331, 349
US Holocaust Memorial Museum, Washington, Photo Archives 287
ZeitOrt Bilddokumentation, Jürgen Hohmuth, Berlin 106

Artikel und Anzeigen aus Zeitungen und Adreßbüchern werden nicht gesondert nachgewiesen.
Leider konnten nicht alle Inhaber von Fotorechten ausfindig gemacht werden, bei möglichen Ansprüchen bitte an den Herausgeber wenden.
Soweit nicht anders angegeben, stammen die Abbildungen aus Privatbesitz und liegen als Repro im Prenzlauer Berg Museum vor.

Quellen, Archive und Bibliotheken

Amerika-Gedenkbibliothek
Berliner Stadtbibliothek
Bezirksamt Prenzlauer Berg, Stadtplanungsamt
Ebenda, Altaktenarchiv
Bibliothek der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, Fasanenstraße
Ebenda, Zweigstelle Oranienburger Straße
Brandenburgisches Landeshauptarchiv (BLHA), Potsdam
Bundesarchiv, Außenstelle Coswig
Ebenda, Abteilungen Potsdam (BArchP)
Ebenda, Stiftung Archiv der Parteien und Massenorganisationen der DDR im Bundesarchiv (SAPMO-BArch)
Ebenda, Zwischenarchiv Dahlwitz-Hoppegarten
Geheimes Staatsarchiv Preußischer Kulturbesitz (GStPK)
Grundbucharchiv Berlin
Landesarchiv Berlin, Kalkreuthstraße (LAB)
Ebenda, Außenstelle Breite Straße (LAB[STA])
Landesverwaltungsamt Berlin, Entschädigungsbehörde
Leo Baeck Institut, New York
Senatsbibliothek Berlin
Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz
Stiftung „Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum"
Stiftung Stadtmuseum Berlin, Jüdisches Museum
Universitätsbibliothek der Freien Universität Berlin
Universitätsbibliothek der Humboldt-Universität Berlin
Universitätsbibliothek der Technischen Universität Berlin
Wiedergutmachungsämter von Berlin
Yad Vashem Archives, Jerusalem
Zentrum für Berlin-Studien

Weitere Quellen sind den Anmerkungen zu einzelnen Beiträgen zu entnehmen.

Autoren

Larissa Dämmig (1964), Diplom-Bibliothekarin

Matthias Frühauf (1959), Diplom-Psychologe

Christa Heinrich (1951), Diplom-Soziologin, Autorin, freiberuflich tätig

Dr. phil. Sibylle Hinze (1948), Historikerin

Birgit Jerke (1961), Studium von Arabistik, Theologie, Geschichte; Wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Stiftung „Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum"

Ulla Jung (1941), Diplom-Journalistin

Birgit Kirchhöfer (1956), Theaterwissenschaftlerin, Mitarbeiterin des Kinder & JugendMuseums im Prenzlauer Berg

Michael Kreutzer (1950), Soziologe

Christiane E. Müller (1966), Studentin am Institut für Judaistik an der Freien Universität Berlin

Bernt Roder (1959), Diplom-Sozialökonom, 1984–1991 Freier Mitarbeiter der KZ-Gedenkstätte Neuengamme/Hamburg; seit 1992 Leiter des Prenzlauer Berg Museums

Regina Scheer (1950), Publizistin

Daniela Zunzer (1969), Historikerin, M. A.

In dem dichtbesiedelten Bezirk Prenzlauer Berg – nach dem Mauerfall ein Geheimtip für Berlinbesucher und ein neues Zentrum öffentlichen Lebens – lebten 1933 mehr als 18 000 Bürger jüdischen Glaubens. Im Frühjahr 1945 waren es keine einhundert.

Die Synagoge in der Rykestraße und wenige Spuren eines regen jüdischen Lebens erinnern noch an die einstigen Nachbarn, Mitschüler, Freunde, Bekannten, Kunden, Klienten, Partner und Kollegen. Die Einwohnerzahl einer mittleren Kleinstadt wurde allein in diesem Berliner Bezirk ausgelöscht durch erzwungene Emigration, Deportation und Vernichtung.

Historiker, Autoren und Geschichtsinteressierte begaben sich auf Spurensuche. Entstanden sind Lebensbeschreibungen ehemaliger Bürgerinnen und Bürger aus Prenzlauer Berg sowie Überblicksdarstellungen der Siedlungs- und Sozialstruktur der Juden in diesem nach wie vor aufregenden Berliner Bezirk. Einstige jüdische Institutionen werden beschrieben und Verwaltungsakten des Preußischen Staates ausgewertet. Es formt sich ein Bild, das unwiederbringliche Verluste bewußt macht und gegen bedenkenloses Vergessen und Verdrängen mahnt.

EDITION HENTRICH ISBN 3-89468-222-1